# Die Zukunft

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunundfünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1907.

# Inhalt.

Die Zukunft.

**Berlin, den 6. April 1907.**

# Wilhelm der Friedliche.

## Marokko.

Am letzten Märztag des Jahres 1905 war der Deutsche Kaiser in Tanger. Vier Stunden lang hatten die zu feierlichem Empfang abgeordneten Würdenträger an der Landungstelle gewartet. Wird der Kaiser reden? Was wird er sagen? Nichts, hieß es in Berlin; die Landung ist als ein Lied ohne Worte gedacht. Doch Wilhelm sprach. Antwortete dem Scherifen Muley Abd ul Malek, der ihn im Namen des Sultans, seines Neffen, begrüßt hatte: „Dem unabhängigen Herrn dieses Reiches gilt mein Besuch. Ich hoffe, daß unter der Souverainetät des Sultans das freie Marokko dem friedlichen Wettbewerb aller Völker offen bleiben, daß hier völlige Gleichheit herrschen und der Gedanke an Monopole und Annexionen nicht aufkommen wird. Der Zweck meines Besuches ist, zu zeigen, daß ich entschlossen bin, zur Wahrung unserer marokkanischen Interessen Alles, was in meiner Macht steht, zu thun. Ueber die zur Wahrung dieser Interessen zu wählenden Mittel habe ich mich nur mit dem Sultan zu verständigen, den ich als absolut freien Herrscher betrachte. Ich glaube, daß der Sultan bei der Ausführung seiner Reformpläne sehr vorsichtig sein und das religiöse Gefühl seines Volkes schonen muß; sonst könnte die öffentliche Ruhe seines Reiches gestört werden.“ Nach dieser Rede ritt der Kaiser mit großem Gefolge ins Haus seines Gesandten, empfing dort die Vertreter der Großmächte und ging zwei Stunden nach der Landung wieder an Bord. Am siebenten April schickte Delcassé an die Botschafter der Französischen Republik eine Cirkularnote, die ihnen die Thatsache einschärfen sollte, daß der Minister dem Für-

sten Radolin alle wesentlichen Bestimmungen des accord franco-anglais im März 1904, siebenzehn Tage vor der Unterzeichnung, mitgetheilt und den Inhalt dieses Gespräches auch, durch Vermittlung des Botschafters Bihourd, sofort zur Kenntniß des Auswärtigen Amtes gebracht habe. Le Gouvernement Impérial, qui, dès la publication de l'accord, a pu constater l'exactitude absolue des renseignements que j'avais donnés à son Représentant, a donc été, à ce point de vue, l'objet d'un traitement de faveur. Ma confidence au prince de Radolin et la communication de M. Bihourd à M. de Richthofen n'ont provoqué, de la part de l'Allemagne, ni protestation ni demande d'explications. Das war die Antwort auf die Rede des Kaisers. Ihr wußtet, was wir wollten, habts früh genug erfahren und weder protestirt noch auch nur neue Aufklärung verlangt; Eure Klage scheint uns jetzt deshalb nicht begründet. Um die selbe Zeit war Udjda von dem Prätendenten bedroht und Frankreichs Gesandter Saint-René Taillandier erhielt aus Paris den Auftrag, den Sultan daran zu erinnern, daß diese Stadt bisher nur mit französischer Hilfe zu halten gewesen sei. Die Wirkung auf Abd ul Aziz bleibt aus; der Maghzen, der nun ja auf Deutschland rechnen darf, zeigt sich schwierig und in den Berichten, die Frankreichs Vertreter aus Algerien und Marokko senden, wird immer wieder über die unsicheren Zustände in und bei Udjda geklagt. Das Deutsche Reich hatte erklärt, von fünf Grundsätzen nicht weichen zu können. „Wir verhandeln nur mit dem Sultan; über das Programm der von dem Maghzen vorgeschlagenen Konferenz geben wir keine Auskunft; wir räumen keiner anderen Macht in Marokko mehr Recht ein, als wir selbst dort haben; der franko-britische und der franko-spanische Vertrag vom Jahr 1904 existirt für uns nicht; wir stehen auf dem 1880 durch die madrider Konferenz geschaffenen Boden." Bleibts dabei? Nur bei dem Konferenzplan, den Graf Tattenbach dem Sultan suggerirt hat. Als Rouvier auf Delcassés Stuhl sitzt, wird mit Frankreich verhandelt, in assurances réciproques das Arbeitgebiet der Konferenz begrenzt, das intérêt spécial der Republik sammt ihren „Verträgen und Arrangements" anerkannt und von dem madrider Abkommen ist nicht mehr die Rede. Nur die Konferenz: dann sind wir zufrieden. Herr Bihourd berichtet: „Fürst Bülow hat mir erklärt, Deutschland könne heute nicht thun, was es vor einem Jahre thun konnte und vielleicht (dabei lächelte er) in einem Jahr thun kann. Die Konferenz solle dem Deutschen Reich nur aus einer unbequemen Lage helfen. Der Kaiser könne den Sultan, dem er sich verpflichtet habe, nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehöre Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans müsse

verkündet werden. Wenn das Experiment mißlinge (was sehr möglich sei), könne Frankreich die Rolle übernehmen, nach der es strebe. Vor der Konferenz müsse der Kanzler unserem Verlangen Widerstand leisten; nachher würden wir alle berechtigten Ansprüche leicht bei ihm durchsetzen". Das Ergebniß dieser Verhandlungen war die Uebereinkunft vom achten Juli 1905, die den Franzosen die Angst vor der Konferenz nahm, ihre Herzenswünsche erfüllte, immerhin aber noch proklamirte, die Unabhängigkeit des Sultans und die Integrität seines Reiches müsse von allen Mächten geachtet werden. Im Dezember 1905 sagt Rouvier in der Kammer: „Unsere Rechte im Grenzgebiet kümmern, wie in unseren Abmachungen mit Deutschland ausdrücklich festgestellt ist, nur Frankreich und Marokko. Aber nicht nur die Nachbarschaft giebt uns eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika unternommen und mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden". Am siebenten April 1906 wurde in Algesiras das Schlußprotokol unterzeichnet. Am ersten April 1907 wehte die Fahne der Französischen Republik über Udjda.

Da hat sie schon einmal geweht: just vor sechzig Jahren, nach dem Kampf gegen Abd el-Kader. Nicht lange. Wird sie jetzt eben so schnell von dem Thor und den Minareten Udjdas verschwinden? Möglich. An der Stadt lag den Franzosen früher nicht viel; sie war von Marnia und Nemours aus ja leicht zu bewachen, von der oranischen Division rasch zu erobern. Als im Juni 1903, beim Anmarsch des Prätendenten, die Einwohner französische Hilfe erbaten und sich bereit erklärten, die Oberhoheit der Republik anzuerkennen, lehnten Jonnart, der Generalgouverneur von Algerien, und Delcassé den Vorschlag ab und gestatteten nur, die Truppe des Sultans durch algerisches Gebiet zu führen. Delcassé wollte vermeiden, de faire naître à notre frontière une agitation qui pouvait porter ombrage à certaines Puissances; und drückte deshalb, selbst wenn das Grenzrecht verletzt wurde oder einem Franzosen Unrecht geschah, gern ein Auge zu. Die Losung war: Wir sind dem Sultan befreundet und greifen nur ein, wenn das Machtaufgebot des Maghzen die Ruhe nicht zu sichern vermag. Auch jetzt handelt sichs nicht um Udjda. Der Minister Pichon hat gesagt: L'occupation sera essentiellement provisoire; elle

durera jusqu'au jour où toutes les satisfactions demandées seront obtenues; und war in dieser Stunde gewiß aufrichtig. Jetzt handelt sichs darum, den Musulmanen zu zeigen, daß Frankreich die Kraft hat, wider deutschen Wunsch seinen Willen durchzusetzen. Die Ermordung des Arztes Mauchamp bot den willkommenen Vorwand. Und diese Demonstration wird, über den Belad el-Maghzen hinaus, auf den ganzen Islam wirken. Marokko hat seit zwei Jahren manche Enttäuschung erlebt; die schlimmste nun in Udjda. Der Bund der Westmächte hat sich als fest und stark erwiesen und Mohammed el-Torres selbst, der in Algesiras noch zweifeln mochte, muß nun einsehen, daß auf eine rettende That Deutschlands nicht zu rechnen ist. Wie nach Villafranca, wurde hier vorausgesagt, werde es gehen: und ists gegangen. Wie damals die Hauptbestimmungen des züricher Friedensvertrages ein paar Monate nach der Unterzeichnung obsolet waren, so ist heute die Algesirasakte zum Kinderschreck geworden. Die marokkanische Schlappe ließe sich, so schwer sie ist, verschmerzen. Doch der Islam ist ein Leib. Was Abd ul Aziz erleidet, geht an Abd ul Hamid nicht spurlos vorüber. Daß im Osmanenreich der deutsche Einfluß geschmälert ist, hat wohl eher der Erfolg der Westmächte seit dem Tag von Tanger bewirkt als die Heftigkeit des Freiherrn von Marschall im Fall Fehim Pascha. In der moslemischen Welt, die, auf den Ruf des blonden Giaurenkaisers, gegen das Angelnreich aufstehen könnte, das deutsche Prestige zu schwächen: Das war ja ein Ziel britischer Politik. Dieses Ziel ist erreicht. Wir dürfen uns nicht drüber täuschen. Sir Edward Grey hat Lansdownes, Rouvier, Bourgeois, Pichon haben Delcassés Politik fortgesetzt und die Nachfolger ernten, was Theophil, der unter deutschem Triumphgeheul Bestattete, still gesät hat.

Mußte es sein? Bismarck hat gesagt: „Wir können uns freuen, wenn die Franzosen Marokko nehmen; dann haben sie zu thun und wir dürfen ihnen die afrikanische Gebietserweiterung als Ersatz für Elsaß-Lothringen gönnen". Danach konnten wir handeln. Mußten, wenn wir uns einmal engagirt hatten, aber fest bleiben. Durften nicht auf Albert Honorius von Monaco hören. Nicht von Visconti Venosta, Witte oder Roosevelt Rettung aus der Noth erwarten. Weder vor noch während der Konferenz zurückweichen. Wir habens gethan: und spüren die Folgen. Schon schwillt in der Türkei der franko-britische Einfluß; ein Finanzsyndikat, dem die londoner und die pariser Firma Rothschild angehören, hat die Aktien der Société des Quais de Constantinople aufgekauft und versucht, die großen Geschäfte an sich zu ziehen. Schon rathen englische Blätter der verbündeten Republik, in Marokko aktiver vorzugehen, und schwichtigen ihr Bedenken mit der Versicherung, Deutschland werde das Feuer

scheuen. Und kaum hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftrath Lecomte (der ja nicht auf den Vordereingang angewiesen ist) artig erklärt, die Okkupation von Udjda kümmere uns nicht und könne keinen Anlaß zum Widerspruch geben: da kam eine Herausforderung, wie das Deutsche Reich sie seit seiner Geburt nicht erlebt hat. Kam aus Paris, schallte über den Erdkreis hin und wurde in Berlin totgeschwiegen. Der Starke wich wieder einmal muthig zurück.

## Revanche.

Im März hatte Oberst Goepp, ein Elsässer, dem die Führung des sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: „Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Jugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist". Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungestümerer francisque fureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des zwanzigsten Corps. „Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vorm Krieg standen. Das ist richtig. Die selbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, erfolgreich mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimath wiederzugeben." Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Presse gebracht. General Bailloud (der in Tientsin die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) erklärt, er habe nicht gesagt: La guerre se fera, sondern: La guerre peut se faire. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpellation an. Der Kriegsminister Picquart läßt den Kommandirenden General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinet, die Kommandanten des sechzehnten und des zwanzigsten Corps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am vierundzwanzigsten März erscheint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpellirt außer dem Genossen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Barrès, der feine Dichter des Jardin de Bérénice und

der Déracinés. „Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!“ (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: Il l'a peut-être fait!) „Ueber die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regirung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harrt, der den hohen Glockenthurm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trikolore schmücken wird?“ Zuerst antwortet der Kriegsminister; der selbe Picquart, dem unsere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid im Postkartenalbum bewahrt. „Herr Barrès hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergesse es nicht; eben so wenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zur Nervosität hat. Sein Nachfolger ist nach allgemeinem Urtheil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird dafür sorgen, daß sein Corps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der ...“ Die radikalen Freunde hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden; die treuste Uebertragung könnte eine Nuance verwischen. „Le gouvernement s'est trouvé dans une situation douloureuse. Si vous aviez pu entendre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le général Bailloud dans mon cabinet, vous comprendriez que les sentiments qui battent dans le coeur du général Bailloud battent aussi dans le mien. Mais il est impossible d'admettre qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement.“ Diese Reden sind am siebenundzwanzigsten März 1907 im pariser Palais Bourbon gehalten worden.

Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung von dem Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Corpsbefehl (mit unwesentlich verändertem Wortlaut) veröffentlicht. Die Regirung kann sie ignoriren; kann, im Journal Officiel oder im offiziösen Temps, erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adresse des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie

giebt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich theile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein Bischen unruhig. „Dieser Clemenceau lernt sein Temperament doch nie zügeln! Was wird Deutschland antworten?" Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Auf Kommando? Schnell beruhigt sich Frankreich. „Dieser Clemenceau spielt nur den Hitzkopf; er weiß ganz genau, was er thut, und ist seiner Wirkung gewiß. Daß Deutschland diesen Streich hinnehmen würde, hätte im April 1905 Keiner erwartet. Im Westen und im Osten wird mans nicht vergessen." King Edward kann seinem Schützling zu dem Erfolg gratuliren.

Ein Erfolg ists. Seit am sechsten Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland gesprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedrechselt. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin sofort an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeschiren, bis zur öffentlichen Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff", hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König dennoch in Ems mit Benedetti verhandle, „ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen", und daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demüthigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir den Flecken abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden, eigentlich schon dadurch, daß der König den französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz

empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte." Die Emser Depesche ermöglichte dem Ministerpräsidenten, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Wilhelms Enkel, ward uns seitdem oft erzählt, hat die Franzosen versöhnt; nur senile Narren denken drüben noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechsunddreißig Jahre nach dem Krieg hören wir, aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regiren, jetzt wieder den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resignirenden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pénétration pacifique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcassé hat uns nie annähernd Aehnliches zugemuthet. Hatte als Minister auch nicht, wie der ältere Vertrauensmann Eduards jetzt, die Rückzüge deutscher Politik erlebt. Clemenceau kämpft für sein Haupt. Die Radikalen finden ihn lau, die Sozialdemokraten beinahe konservativ, seine Mehrheit bröckelt; und er will nicht fallen wie ein Dutzendminister. Als Bannerträger des nationalen Gedankens hat er für ein Weilchen wohl wieder Ruhe. Wer will den Mann stürzen, der für den Marsch nach Udjda verantwortlich ist? Der alte batailleur kann lachen. Darf wagen, was einst dem Tapfersten Tollkühnheit schien. Den kleinen Delcassé überliefs kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war. Der große Gambetta mahnte: Stets dran denken, doch nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschiren und spricht, als handle sichs um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Im April 1905 hätte ers noch nicht riskirt. His Gracious Majesty kann mit dem Schüler zufrieden sein.

Und wir? Fürst Radolin hat nicht den Befehl erhalten, auf Urlaub zu gehen und nach Paris erst zurückzukehren, wenn der verantwortliche Geschäftsführer der Republik seine Ungezogenheit gesühnt hat. Im Allgemeinen ists nicht Sitte, mit einer Regirung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so offen, ohne jede Schonung des Nachbars, ausgesprochen hat, noch weiter freundlich zu verkehren. Wir thuns. Fordern weder Erklärung noch gar Deprekation. Der Kanzler hat im November ja im Reichstag gesagt, der Marokkostreit habe an unseren angenehmen Beziehungen zu Frankreich nichts geändert; „erfreulicher Weise hat sich hierbei von Neuem gezeigt, daß die beiden großen Völker

in Frieden mit einander auszukommen wünschen". Herr Lecomte bleibt persona grata am Hof. Die sichtbare Thätigkeit des Auswärtigen Amtes beschränkt sich darauf, vorzusorgen, daß über die pariser Bescherung nicht etwa ein hartes Wort in die Presse komme. Was nicht in der Zeitung steht, ist überhaupt nicht geschehen. Trotzdem an der Seine jedes Kind, an der Themse jeder Clerk weiß, daß Clemenceau sich ohne Eduards Erlaubniß nie so weit vorgewagt hätte, und trotzdem alle Schwierigkeiten der letzten Jahre uns aus London kamen, telegraphirt Herr von Tschirschky (der natürlich nur das Werkzeug eines höheren Willens ist) gerade jetzt an einen britischen Journalisten, er hoffe, der „engere Aneinanderschluß Deutschlands und Englands werde Fortschritte machen". Am selben Tag betheuert an der Riviera di Levante der Kanzler einem römischen Zeitungschreiber, das Deutsche Reich liebe, wolle, erstrebe nur den Frieden. Wieder eine Etape. Die Demüthigungversuche, die hier so oft vorausgesagt wurden, sind gekommen. Deutschland nimmt sie lächelnd hin und zeigt sich so fromm, daß es künftig auch mit dem bösesten Nachbar in Frieden zu leben vermag. Glaubt der Kanzler, der Kaiser, daß diese Devotion dem Reich nützen wird? Staunend sieht Europa, was das Land Bismarcks heute einsteckt. Nächstens versucht man vielleicht, ob die Urkunde des Frankfurter Friedens nicht, von der Meistbegünstigungsklausel her, zu durchlöchern ist. England hat ja ein Interesse daran ... Im Juli 1870 stand in pariser Blättern: La prusse cane! Von unseren guten Freunden und getreuen Nachbarn meint Mancher, Deutschland müsse sich ducken.

## Italienische Reise.

Herr Tittoni ist in Rom wieder Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Er war gefallen, weil er sich zu tief mit Minghettis Schwiegersohn eingelassen hatte, und sein Vetter Silvestrelli sogar mußte, als der Marchese Di San Giuliano in der Konsulta thronte, aus der für Algesiras bestimmten Delegation weichen. An seine Stelle kam Visconti Venosta. Der fuhr von Rom nach Paris zu Rouvier. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich: und der Vertreter einer dem Deutschen Reich gerade für solchen Fall verbündeten Großmacht fährt nach Paris, um „Informationen über die Lage einzuholen". Wie der greise Marchese dann in der andalusischen Küstenstadt operirt und optirt hat, ist allzu bekannt. Trotz der Hymne, die Freund Bernardo ihm nach radowitzigen Noten sang. Italien ließ den Bundesgenossen im Stich und ging mit der ganzen Barschaft in den Concern der Westmächte über. Folge: die Mensurdepesche an Agenor Goluchowski (dafür ist er nun tot; o Pein!), die in Rom arg verstimmte und deren Nachwirkung durch das von Franz Joseph auf Wilhelms Wunsch mitunterzeichnete Telegramm ab-

geschwächt werden sollte. Umsonst: der kluge Mann der schon vorher durch Klatsch gekränkten Königin Helena blieb bis ans Herz hinan kühl und spann, sub auspiciis des Britenkönigs, seine Fädchen weiter. Herr Tittoni war inzwischen auf die Hohe Schule geschickt worden. Als Botschafter in London sollte er das wahre Wohl seines Vaterlandes erkennen lernen. Hats auch erkannt. Das anglo-italische Verhältniß noch intimer gestaltet und, als er wieder Minister geworden war, schon im Juni in der Kammer erklärt, er werde Greys Vorschlag, die Rüstung zu begrenzen, im Haag unterstützen. Nun war er für uns doch abgethan? Nein. Fürst Bülow, lasen wir, geht während der Osterferien der Parlamente nach Rapallo und dort wird ihn der Minister Tittoni besuchen. Die offiziöse Agenzia Stefani lieferte eine leise Korrektur: „Der Minister wird der Einladung des Reichskanzlers folgen." Kommt also nicht etwa, weil des Herzens Neigung ihn treibt. Die römische und mailändische Presse präludirt. „Nur keine zu enge Freundschaft mit Deutschland! Schon der Schein schädigt unsere Beziehungen zu England und Frankreich." Fast überall die selbe Weise; nur die Tonart ist verschieden. Im Osservatore Cattolico wird Visconti Venosta gepriesen. Der habe begriffen, daß der Dreibund modifizirt werden, daß Italien seine traditionelle Freundschaft mit England gegen jede Gefahr sichern und sich zugleich Frankreich nähern müsse. „Das erklärt die letzten Etapen unserer Politik und unsere eben so korrekte wie würdige Haltung in Algesiras. Den Dreibund wollen wir nicht lösen. Er ist eine Thatsache und andere politische Konstellationen tauchen erst am Horizont auf. Wir hoffen aber, daß Tittoni Widerstand leistet, wenn Bülow ihn gegen den englischen Vorschlag zu stimmen sucht. Wir wollen nicht ‚los von Berlin', wünschen aber eine Lockerung der allzu gefährlich engen Bande, die Rom noch an Berlin fesseln. Wir glauben auch nicht, daß Deutschland deshalb mit Italien brechen würde. Das Deutsche Reich ist zu isolirt, als daß es selbst nach einer Ablehnung seiner Wünsche sich den Luxus solchen Bruches erlauben könnte. Die Tage Bismarcks sind vorüber. Bülow kann weder an Englands noch an Frankreichs Isolirung denken; er hat mit einer ganz anderen Isolirung zu rechnen." An unverdächtiger Stelle macht sichs recht gut. Und Tittoni ist durch Unwohlsein einstweilen am Reisen verhindert.

Kommt er? Noch vertritt ihn an der Riviera di Levante der Senator Blaserna, der Freund und Dienstmann Viscontis. Der läßt sich interviewen, geht über unverbindliche Redensarten aber nicht hinaus. Die Presse wird schon etwas deutlicher. Warnt vor intimazioni germaniche. „Nur keinen Druck, lieber Bundesgenosse, nur keine unbequeme Forderung: sonst gehts Dir wie in Algesiras. Die Westmächte sind stärker als Du: also zeige Dich nachgiebig und muthe uns nicht wieder eine Wahl zu, die auch diesmal nur gegen Dich

ausfallen könnte.“ Nun kann der Minister kommen. Er kommt. Changement à vue. Volle Uebereinstimmung beider Staatsmänner. „Italien ist auch über die Behandlung des englischen Vorschlages mit Deutschland vollkommen einig und die Mißstimmung aus den Tagen von Algesiras als endgiltig überwunden anzusehen.“ Und so weiter. Warten wirs ab. Auch vor der Marokko-Konferenz haben die Offiziösesten versichert, Italiens Unterstützung sei uns gewiß. England will die Entwickelung der Wehrkraft anderer Großmächte (zunächst der Vereinigten Staaten, dann Deutschlands) hemmen. Wird es auf diesen Plan verzichten? Das ist die erste Frage. Da Eduards Botschafter in Petersburg den Antrag gestellt hat, im Haag über das Rüstungmaß zu verhandeln, ist sie beantwortet. Wird Italien sich unter irgendwelchen Umständen von England trennen? Wer den Muth hat, diese zweite Frage ohne Mißtrauen flink zu bejahen, muß die letzten Jahre verschlafen haben. Der Wunsch, die Rüstung zu begrenzen, ist an mancher Stelle ja nicht gerade enthusiastisch aufgenommen worden. Möglich, daß Italiens Eifer dadurch abgekühlt ist. Möglich auch, daß Herr Tittoni versucht hat, gegen eine billige Konzession einen werthvollen Vortheil einzutauschen und in den Dreibundvertrag ein neues Löchlein zu machen. Warten wirs ab. Der Temps gönnt den beiden Staatsmännern ihre frohe Feiertagsstimmung und meint, Italien werde sich im Dreibund um so wohler fühlen, je mehr Freiheit er ihm lasse. Frankreich fürchtet ihn also nicht mehr.

Das Schauspiel dieser hitzigen Werbung um Italiens Gunst kann das nationale Hochgefühl des Deutschen nicht steigern. Der Haag ist nicht die Welt; und Herr Tittoni zeigte sich (in Interviews, die er nachher ableugnen ließ) mit den britischen Wünschen merkwürdig vertraut. Der Kanzler des Deutschen Reiches sollte auch in den Osterferien ein ernster Geschäftsmann bleiben und das gute Verhältniß zu Italien nicht als eine Familienangelegenheit behandeln, der man, der Verwandtschaft wegen, um jeden Preis den Nimbus retten möchte. Gegen wen kann und will Italien uns fortan denn noch helfen? Wenn es sich aus dem Dreibund löste, wäre es unklug: dieser Bund erhöht seine Betheiligungquote im Syndikat der Westmächte, giebt ihm die Hoffnung auf deutsche Intervention in Wien und bürdet ihm kein Opfer mehr auf. Italien ist nicht saturirt, strebt nach der uneingeschränkten Herrschaft über die Adria und kann seine Pläne nirgends besser und unauffälliger vorbereiten als unter dem Schutz des Dreibundvertrages. Hält den Fürst Bülow wirklich noch für eine Gewähr deutscher Zukunft? Italien müßte, auch wenn es nicht wollte, mit England (das Frankreich durch die Assekuranz gegen einen japanischen Angriff auf Indochina an sich gefesselt hat) gehen, weil die Britenflotte seine Küste schützt und morgen den Oesterreichern Triest und das albanische Gebiet garantiren kann.

Italien ist uns verloren. Der Feind seiner ehrgeizigen Wünsche sitzt in Wien: und gegen keinen anderen wird es, uns zu Liebe, je zu den Waffen greifen. Wars nöthig, trotz der bösen Erfahrung ihm noch einmal nachzulaufen?

Pacifiste et timide.

Clemenceaus Kammerrede konnte uns nützlich werden. Sie bot dem Reich, das allzu lange schweigend der Treiberei zugeschaut hatte, die Gelegenheit, in stolzer Ruhe zu sagen: „In dem Augenblick, wo wir öffentlich mit einem Rachekrieg bedroht worden sind, können wir über den Vorschlag, unsere Rüstung zu begrenzen, nicht erst verhandeln, sondern müssen, als die auf dem Erdrund gefährdetste Großmacht, für wetterfeste Wehr sorgen; über Lebensfragen der Nation verhandelt man nicht mit Fremden. Glaubt Ihr, uns zur Hinnahme einer Demüthigung zwingen zu können: Versuchts!" Das hätte nach außen gewirkt. Nach innen die gewissenhafte Prüfung des Handelns und Unterlassens, das uns in die unwürdige Lage von heute gebracht hat. Oder ist die Lage einer Großmacht, der selbst Italien die note menaçante nicht mehr erspart, etwa nicht unwürdig zu nennen? Von allen Seiten wird dem Reich Angst gemacht, von allen ihm schmiegsame Nachgiebigkeit angesonnen. Warum? Weil wir in einem Sturm, dem wir getrost stehen konnten, zweimal zurückgewichen sind. Und weil die Repräsentanten des Deutschen Reiches viel zu oft, viel zu laut die nahe und ferne Hörerschaar ihres friedsamen Sinnes versichert haben. Muß denn täglich die Flöte geblasen werden? Herr Clemenceau ließ vor ein paar Monaten den Satz drucken: Guillaume est un pacifiste. König Eduard sprach in Paris (nicht nur in Paris): Guillaume n'ordonnera pas la mobilisation de l'armée allemande. Herr Jules Huret sagte neulich im Figaro, er habe in Potsdam gehört, que la vraie nature de l'Empereur est celle d'un timide. Habe gehört, der Kaiser wünsche, unter dem Namen Wilhelms des Friedlichen in der Geschichte zu leben. Unglückseliges Flötenspiel! Doch wenn ein Deutscher Kaiser so unkriegerisch wäre, daß ihm auch der Versuch einer Demüthigung nicht die Hand ans Schwert zwänge, würde das deutsche Volk, noch in Ungewittern, selbst sich sein Schicksal schmieden. Das sollte der Fremdling bedenken, ehe er den Siegern von Wörth und Sedan unglimpflich zu begegnen wagt. Sich aber auch fragen, ob der Fürst, den er gestern noch für einen Heißsporn und Eisenfresser ausschrie, heute zu dem schüchternen Männlein geschrumpft sein kann, das unter dem Stahlpanzer bei dem Gedanken an blutiges Würfelspiel schlottert. Ist dieser neue Wahn erst als sinnlos erwiesen, dann schwindet die Hauptgefahr, die uns jetzt umdräut. Denn Deutschland ist stark, war gestern gefürchtet und wirds morgen wieder sein, wenn es aufhört, sich von jedem Bluff schrecken zu lassen, und in stolzer Stille sein Erbe wahrt.

# Kunst und Wirthschaft.

Der Hausschwamm Kapitalismus, der das Gebäude menschlicher Gesittung mehr und mehr durchsetzt, reckt seine schleimigen Fäden immer weiter. Was vor Jahren noch Märchen war, „der gekaufte Ruhm", wird bald ganz an der Tagesordnung sein. Die gekrümmten Buckel ihrer Schmarotzer, die Preise ihrer Rennpferde, der Kommerzienrath oder irgend eine Knopflochausblühung genügen den Geldmächtigen nicht mehr; und die Zeit ist vorauszusehen, wo ein zukünftiger Vanderbilt nerogleich auch als Dichterkomponist, Maler und Baumeister Lorber einheimst, der durch rechtmäßigen Kaufvertrag von namenlosen hungernden Künstlern auf ihn übergegangen ist. Der Fall Knauer, der im vorigen Herbst die Presse beschäftigte, ist nur eine ziemlich weit vorgeschobene Etape auf dieser Bahn des Kapitalistenruhmes. Ein Mann ohne jede künstlerische Vorbildung, der nicht zehn Striche zu zeichnen weiß, der aber seine Zeit erfaßt hat, baut als „Boswau & Knauer, Architekten" (himmlisch, diese Mehrzahl mit dem Strohmann!) das Neue Schauspielhaus in Berlin. Seine Architekten müssen sich kontraktlich verpflichten, über ihren geistigen Antheil an den Ausführungen der Firma reinen Mund zu halten. Nur der eigentliche Zeichner des Theaters, Herr Architekt Hermann Fröhlich, hat diese niederträchtige Klausel nicht unterschrieben und schlägt Lärm, weil in dem splendiden Reklamemachwerk des knauerischen Gastmahlsgenossen, des Ehrenprofessors Ludwig Pietsch, zwar über den Gastronomen ein geräumiges Lob enthalten, der eigentliche Erfinder des Planes aber erst hinter den „Aucharchitekten" und Schwägern des Herrn Knauer so en passant mit aufgeführt wird. Ich hoffe, daß eine eingeleitete Klage des Herrn Fröhlich diesen Herrn Knauer der Oeffentlichkeit noch etwas näher bringt. Denn man soll ihm nicht vergessen, daß er immerhin einen neuen Rekord geschaffen hat. Architekturfirmen, die im Wesentlichen mit fremdem Kalbe pflügten, hat es schon lange Zeit gegeben, und wer sich die Finger damit beschmutzen wollte, könnte auch von Stadtbauverwaltungen ziemlich merkwürdige Histörchen erzählen. Hier verschreibt sich ein Baurath bei jeder ihm vorgelegten Zeichnung seiner Hilfsarbeiter, indem er, statt: „unterzeichnet", harmlos „gezeichnet von X. X." schreibt; dort legt ein anderer dem Sieger in einem engeren Wettbewerb nah, für den Fall der Ausführung seines Entwurfes seinen Namen zurückzuhalten. Aber diese Herren von Firmen und Verwaltungen sind doch mindestens Fachleute und haben wohl auch selbst einmal Einiges geleistet. Daß ein Drahtputzunternehmer mit dem Ruhm, die allerbeste Gesellschaft um seinen lukullischen Tisch zu haben, auch noch den des Theatererfinders verbinden kann, zeigt deutlich, wie die Entwickelung vorschreitet.

Und Kunst und Künstler: wie stellt sich deren Zukunft dabei? Es ist nöthig, dieser Zukunft einmal ins Auge zu sehen.

„Die Welt ist weggegeben"; nicht an den Künstler. Das wußte schon Schiller. Sein heldischer Idealismus fand sich damit ab. Ob er das Naturnothwendige dieser Thatsache durchschaute? Er scheint den Grund auf die Verträumtheit des Künstlers zu schieben, auf seine Weltvergessenheit. Und gewiß ist: der Künstler paßt nicht in die Welt. Nehmen wir die Sache selbst weniger idealistisch, so bleibt, bis auf ganz wenige Ausnahmen, dem Künstler ein Mangel an „Weltläufigkeit". Und der scheint nahezu naturnothwendig. Ganz selten sind die universalen Naturen, die, wie etwa Rubens, nicht nur in ihrer Kunst Unerhörtes zu schaffen vermögen, sondern auch noch für alle übrigen Gebiete des Lebens ein offenes Auge, ja, eine praktisch zupackende Faust haben. Und gerade die Bahnbrecher, die um ein Neues ringen: sie müssen sich in dem einen Feuer verzehren, das ihre Seele ganz erfüllt, Träger und Opfer zugleich einer erst die Zukunft erleuchtenden Flamme. Denn der Haushalt der Natur ist sparsam; sie gestattet das ungewöhnliche Emporwachsen einer einzigen Fähigkeit nur auf Kosten der Entwickelung anderer Gaben. Sie läßt das Genie das „große Kind" bleiben, das der pfiffige Dreischrittdenker hohnvoll als „dumm" erkennt und für seinen Profit einzufangen weiß. Wer ahnt denn, wie unermeßliche Kräfte das Ringen um eine geistige Geburt verbraucht? Dies Gebären erfordert genau so den ganzen Menschen wie die Entbindung eines Kindes vom Schoß der Mutter. Aber das „Kind" des Künstlers erwarten nicht sorgende und liebende Hände; selten nur wird es mit Andacht und Freude aufgenommen; meist wird es gleichmüthig von Einem zum Anderen gegeben; kalte Augen prüfen, was sie wohl für sich daraus machen können; was es schon jetzt ist, sein könnte: Das ersehen sie nicht, erfragen sie noch viel weniger. Und hier liegt das tiefere Verhängniß. Immerhin ließe sich noch denken, daß der Künstler gegen die Schädigungen geschützt werden könnte, die aus seinem Mangel an Weltläufigkeit entstehen; ja, man könnte sich damit trösten, daß die Schaffensfreude dem Weltfremden für Enttäuschung und Entbehrung Ersatz bietet: das für die Kunst selbst Verhängnißvollste liegt darin, daß das große, das wirklich neue Kunstwerk bei seiner Geburt unerkannt bleibt, bleiben muß, weil es einen weiten Schritt in die der Menge ewig unverständliche Zukunft hinein bedeutet. Man macht sich nicht genug klar, daß es so sein und bleiben muß, daß deshalb also auch die große Kunst keinen Markt hat und haben kann. In unserem nur auf das Praktische zugeschnittenen Wirthschaftleben wird nur bewerthet, was als brauchbar anerkannt wird, was Viele oder was Mächtige zu haben wünschen. Es ist keine verwunderliche barocke Laune des Schicksals oder ein sonderliches Zeichen von der Zeiten Verderbniß, daß ein Possenfabrikant Millionen verdient und ein ernster Dichter darbt, sondern die alltägliche Wiederholung der wirthschaftlichen Grunderfahrung, daß Angebot und Nachfrage die Werthbildung bestimmen. Schreibe, male, schaffe überhaupt Etwas, das ver=

langt wird, so wirst Du gedeihen; biete an, was Niemand zu schätzen weiß, so bleibst Du der Welt ein Narr. Das wird, so lange in unserer gesegneten Wirthschaft-„Ordnung" Einer vom Anderen lebt und leben muß, immer so bleiben.

Der neue Werthe schaffende Künstler aber ist ja gerade der Erzeuger von Dingen, die Niemand sogleich gebrauchen kann, denn er ist seiner Zeit ein Lustrum, ein Jahrzehnt, vielleicht ein Jahrhundert voraus; er schafft, was erst in fünf, zehn und mehr Jahren nach seinem Werth erkannt werden kann. Erlebt er noch diese Zeit: gut, so ist er „durch"; siehe Richard Wagner. Sonst ist er auf den Zufall angewiesen, daß ein heller Kopf den Zukunftwerth ahnt und daraufhin mit dem Pfunde des Künstlers spekulirt. Die richtige Witterung in Kunstdingen ist aber so viel seltener als die etwa in Terrainspekulationen, daß man dort fast auch schon wieder von Genialität, Kongenialität sprechen kann. Mit der ist aber doch eben so wenig wie mit dem blanken Zufallsglück zu rechnen. Es bleibt also dabei, daß die Kunst innerhalb der Wirthschaftentwickelung keine Stellung hat, so lange wir nicht etwa ein Volk von Genies oder doch Aestheten geworden sind.

Hierin ist vom Standpunkte der menschlichen Vergesellschaftung aus noch nicht einmal eine besondere Härte gegen den Künstler zu erblicken. Denn es ist nicht zu verkennen: er ist doch auch der Einzige innerhalb der Gesellschaft, der nicht etwa thut, was er muß, um sein Leben zu fristen, sondern nur thut, was er will. Er löst sich von dem Zwange des Arbeitens für Solche, von denen er wieder empfangen könnte, und folgt, zur neidvollen Entrüstung aller pflichtgetreuen Kärrner, lediglich seinem Wunsch zum Gestalten. Tausend Andere fühlen den selben Trieb zu freier Bethätigung, unterdrücken ihn aber unter dem Zwang der Lebensnoth; der Künstler bricht diese Kette in der erhabenen Selbstsucht des Genies und fordert aus dem Bewußtsein seiner Werthschöpfung, daß die Welt ihn erhalte. Hier liegt, nebenbei bemerkt, eine der Wurzeln, aus denen das Pumpgenie bei so vielen Künstlern hervorwächst. Sie können eine Wirthschaftordnung nicht verstehen oder gar noch achten, die Künstlerwerth nicht zu schätzen weiß. Je verächtlicher der eigenen Schätzung solche Wirthschaftordnung ist, desto näher liegt der Glaube, daß jede Selbsthilfe gegen eine „Verschwörung aller Niederlrachten der Mittelmäßigkeiten" nur ganz gerecht sei. Wozu dann als zweite Wurzel das sanguinische Selbstvertrauen in die Zukunft kommt.

Vom Standpunkte höheren Humors darf man übrigens hierin die halb bewußte Korrektur einer Wirthschaftordnung sehen, in der der Künstler keinen Platz hat. Eine weitere unbewußte Korrektur liefert dann die Hartnäckigkeit, womit das Genie seinem Ziel zustrebt; sogar noch bei der Abart und der Karikatur, dem eingebildeten, „verkannten" Genie, ist sie durch Mißerfolge kaum zu lähmen. Die Mittelmäßigkeit aber wird in ihrem Heerdengefühl immer wieder fragen:

„Wie kommen wir dazu, den Künstler zu erhalten, der nur schafft, was er will, nicht, was wir wollen? Uns scheint sein Werk Unsinn. Wer beweist uns, daß es mehr ist? Mag er zusehen, wie er mit seinem dicken Kopf durchkommt. Wir haben schon Hunderte solcher Eingebildeten als Narren feststellen müssen!“ Daran ist Etwas wahr: der Mittelmäßigkeit fehlt jede Möglichkeit, das zeitgenössische Genie vom Blender oder vom Aberwitzigen zu unterscheiden. Es könnte also sogar eine wirthschaftliche Gefahr werden, wenn Alle Unterhalt begehrten, die Zukunftwerthe zu schaffen behaupten. Denn wer trifft die Auslese? Und wer erkennt weiterhin dann die Auslese an? Es bleibt schon dabei: in einer Leistungen berechnenden Zeit ist der Dornenweg des Genies innere Nothwendigkeit. Und dieser Weg wird immer dornenvoller, je enger sich die Menschen zusammendrängen und je mehr sie daher das Gegeneinanderaufrechnen als die heiligste Handlung betrachten lernen. Der harte Römer sagte noch: Do ut des; er fing bei sich an. Immer mehr heißt es jetzt: Gieb; ich will sehen, ob ich Dir dann auch Etwas geben kann!

Man mag nun den Leidensgang des Genies vielleicht noch für die Auslese nützlich erklären; unverkennbar aber muß die Verschärfung des allgemeinen wirthschaftlichen Kampfes für die Kunst selbst höchst schädlich sein. Wie viele Begabteste der Noth erlegen sind: wer will es sagen? Wer dürfte behaupten, daß in jedes Leben ein Glückszufall eingreift, wie wir ihn in der Lebensgeschichte aller bekannt gewordenen Genies antreffen können? Wer also ermißt, wie viele Keime für die Kunstentwickelung unfruchtbar geblieben sind? Gehen aber unter dem nachhaltigeren Daseinskampf immer mehr verloren, so bedeutet Das eine wesentliche Schädigung unserer Kultur. Alle Heiligsprechung des Mammon hat uns noch nicht dahin gebracht, die Kunst als unserem nationalen Leben entbehrlich anzusehen. Es bedarf hier keines Beweises, daß Kunst, im höchsten Sinn gefaßt, die höchste Daseinsäußerung, der dauerndste Lebenszeuge, die Spitze der Entwickelung eines Volkes ist. Also ist unsere Pflicht, der Kunst die Wege zu bahnen, wollen wir anders uns nicht selbst aufgeben. Wir brauchen die Kunst. Die Kunst, die wir selbst noch nicht verstehen, die erst für unsere Nachkommen lebendig wirkt. Und da die Kunst nur durch Künstler geschaffen wird, so ist es nöthig, ihnen dennoch einen Platz im Wirthschaftleben einzuräumen. Aber wo und wie?

Von je her, ehe noch die Nützlichkeitbetrachtung alle anderen Triebe überwucherte, hat der Künstler kaum einmal eine eigene Stellung im Wirthschaftleben gehabt. Wo die Kunstübung nicht einer von ihrem Gott stets wohlgenährten Priesterkaste überlassen war, bildete sich sehr früh die Form des Maecenatenthumes in allen ihren Abwandlungen aus. Als Sklaven seines reichen Herrn, als Freigelassenen des Latifundienbesitzers, als Günstling eines ganzen Volkes gar in dem einzigen Griechenland finden wir den Künstler, falls er

nicht von Geburt schon über des Lebens Sorgen erhoben war. Der fahrende Sänger suchte täglich neue dürftige Beschützer; noch Joseph Haydn war nicht viel mehr als ein Bedienter und Mozart hatte hart zu büßen, daß er im Erwachen des Gefühles für freies Menschenthum sich den Zumuthungen seines salzburger Herrn entzog. Die ganze Renaissance ist von Kunstpflege durch Maecenaten erfüllt; und man weiß, wie dies unbewußte System einem liebenswürdigen Raffael zum Segen, einem titanischen Michelangelo zur Pein wurde.

Dies aber ist typisch. Denn das System des Maecenatenthums besteht noch heute als gebräuchlichste Form der wirthschaftlichen Einordnung des Künstlers. Ist er eine schmiegsame Frohnatur, die eine bloße Gipfelung des bis dahin Gewordenen erstrebt und verkörpert, dann wird das Maecenatenthum erträglich; unerträglich, wenn er ein von seelischen Kämpfen um ein Neues, Unerhörtes erfüllter und dadurch zur schroffen Persönlichkeit entwickelter Titan ist. Immer muß der rechte Maecen auch ein Stück Genie sein, ein aufnehmendes, Kunst und zugleich auch Seelen verstehendes Genie, um neue Kunstwege mitzuahnen und zugleich auch den schwer zu behandelnden Künstler durch den Alltag zu seiner Aufgabe führen zu können. Wie oft aber findet man solche Genies, etwa von der Art eines Franz Liszt oder der Wesendoncks? Selbst der wohlmeinende, der ästhetisch feinfühlige Maecen vermag nur selten den großartigen Verzicht auf eigene Wünsche und Neigungen zu leisten, den ein revolutionirendes Genie heischen muß, um sich ganz durchzusetzen. Er hat Wünsche: na ja, für sein Geld kann man doch auch was haben wollen, heißts zuletzt in einiger Ungeduld; er hat Zwecke, die noch von gestern und heute sind, die aber die Idee für morgen töten können. Er bewundert seinen Schützling: und sollte ihn doch nicht kennen? So stellt er in bester Meinung ihm Aufgaben, an denen der Schüler verzagen muß, weil Der weiter sieht und doch eben noch nicht gekannt, verstanden ist und darum nur blindes Vertrauen brauchen kann. Und hätte der Maecen noch wirklich keine andere Absicht als die Förderung der Kunst seines Schützlings! Ist nicht den Meisten die Kunst nur Mittel, nicht Zweck? Welche Unterschiede vom ersten Maecenas zu Hadrian, dem zweiten Hohenstauffenfriedrich, den Medici, zu Ludwig dem Vierzehnten, Karl August von Weimar, den beiden Ludwig von Bayern und Wilhelm dem Zweiten! Wie Viele suchten nicht Ruhm, Glanz, Rausch, Ahnenkultus, sondern nur die selbstlose Freude am Schaffen? Wer sich des Einflusses der hier aufs Gerathewohl genannten Kunstschützer erinnert, wird nicht mehr leugnen, daß die Kunstförderung nach dem Maecenatensystem lediglich eine Lotterie ist, deren Ausgang um so zweifelhafter wird, je niedriger das allgemeine ästhetische Niveau der Zeit ist, aus der die Maecene hervorgingen. Julius II. und Michelangelo, Karl August und Goethe, Ludwig II. und Wagner sind einfach Wunder der Weltgeschichte; Begas, Raschdorff und Wilhelm II. zeigen wohl mehr ihren Alltagsverlauf.

Es ist also auch für die Zukunft irgend etwas einer rationellen Kunstwirthschaft Aehnliches aus dem Maecenatenthum nicht zu hoffen. Wie Kunst Glück ist, wird sie nur vom Glück gefördert. Neuerdings wird ja nun, als ob man das Nützliche dieser Thatsache fühle, dahin gestrebt, der Kunst durch eine neue Art Maecenatenthums aufzuhelfen: durch korporative Auftraggeber. Die in der einseitigen Persönlichkeit liegenden Mängel sollen durch unparteiischere Kommissionen ersetzt werden. Staat und Gemeinde fühlen Etwas wie eine verschämte Pflicht, die Spur ihrer bureaukratischen Erdentage durch Kunst nicht in Aeonen untergehen zu lassen. Geaichte Weise werden berufen und berechnen gewissenhaft, was für die wohlerwogenen Mittel zu leisten ist, und irgendein Platz, irgendein Bau muß für die Aufnahme des von vielen Köchen gerührten Breies herhalten.

Ach, wenn der letzte, furchtbarste Ueberrest des Humanitätsdusels, die Ehrfurcht vor Majoritäten und Abstimmungen, durch Etwas auch dem „zielbewußtesten" Genossen ausgetrieben werden könnte, so wäre es durch das Gebahren der Kunstkommissionen! Nur unsere breiige, in Klüngeln zusammenpappende, vor allem Massenhaften anbetende Gesellschaft konnte auf den Gedanken kommen, das Allerpersönlichste, Kunst, durch eine individualitätlose Mehrheit fördern zu wollen. Und wäre jeder Einzelne eines solchen Komitees ein feinsinnigster Kunstkenner und -fühler: vereint werden sie zum physiognomielosen Durchschnitt; und ihre Mehrheitbeschlüsse: „Mehrheit ist der Unsinn". Ganz zu geschweigen von den lieben Vetterschaft- und Freundschaftrücksichten, die hinter so manchen Coulissen eine gar nicht unbedeutende Rolle spielen sollen.

Ist nicht sogar der so verführerisch scheinende Gedanke der Wettbewerbe in der Praxis schon fast um allen Kredit gekommen? Da schien doch einmal die Bresche geschlagen, um das Genie als Sieger in die widerstrebende Welt einziehen zu lassen. Aber hinter der Bresche stehen befrackte und bebrillte Herren von der Jury, andere aus allen Ministerien hinterdrein, namentlich von der Finanz, und prüfen . . . nicht etwa das absolute Können des Genies (was sie ja auch gar nicht könnten, denn was kaum Einer kann: wie könnte es eine Mehrheit?), sondern seines Werkes Korrektheit, Verwendbarkeit, den Kostenanschlag und, ohne daß sie Dessen sich bewußt wären, ob auch die Fülle bekömmlicher Banalität vorhanden ist, die doch immer der süßen Mehrheit Beifall hat. Auch auf diesem Gebiet sind Erfolge, wie die Denkmäler von Bruno Schmitz, wie das Reichstagsgebäude, wie das hamburger Bismarckdenkmal, nichts als ungeheure Glückstreffer. Dabei ist den Preisrichtern, den Programmen u. s. w. noch nicht einmal ein Vorwurf zu machen. Alles kann mit rechten Dingen nach menschlichem besten Wissen und Gewissen zugehen; die Entscheidungen müssen sich an praktische Forderungen binden. Aber oft ist summum jus summa injuria; das ganze Verfahren ist auf Ausfindigmachen des Klügsten,

des Praktischsten zugeschnitten; es genügt für alle mittleren Fälle; den Genius wird niemals eine Jury mit irgendwelcher Sicherheit heraussieben. Daß Dies nicht ohne Weiteres allgemein zugegeben wird, ist nur der deutlichste Beweis dafür, wie verzweifelt Wenigen überhaupt nur dämmert, daß zwischen Genie und Können ein Abgrund liegt.

Immerhin hat das Wettbewerbswesen doch noch verhältnißmäßig günstigen Einfluß auf die wirthschaftliche Förderung der Künstler; freilich unter Aufgebot eines ungeheuren Ueberschusses an fruchtloser Arbeit bei Hunderten von Nichtgekrönten. Aber unter ihnen wird doch wenigstens manchmal ein Genie von Dem oder Jenem bei der Ausstellung der Wettbewerbsarbeiten (die daher durchaus Zwang sein müßte) herausgefunden.

Damit rückt nun der fördernde Einfluß der Oeffentlichkeit überhaupt für unser Kunstleben in den Gesichtskreis. Dem Ueberfluß an Menschen und an Schaffenden, der das Herausfinden des Besten so sehr viel schwieriger macht als in früheren, patriarchalischeren Zeiten, steht ausgleichend und helfend die Presse gegenüber, die bekannte „Großmacht". Großmächtig ist zweifelsohne ihr Einfluß auf die Kunstentwickelung; ihn hier in allen Richtungen auch nur anzudeuten, würde den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Aber ohne Weiteres wird kein Vernünftiger darüber im Zweifel sein, daß für die wirthschaftliche Seite der Kunstentwickelung der Einfluß der Presse jedenfalls sehr ungleichartig ist. Wir müssen zugeben, daß die Presse heute mindestens den „Marktwerth" der Kunstwerke fast allein bestimmt. Auch, daß sie in sehr vielen Fällen dem Genie die Bahn gebrochen hat. Ja, daß sich kaum ein anderer Weg mehr bietet, für Förderung von Kunst und Künstlern geistig zu wirken, als die Presse. Aber schließlich auch, daß diese guten Wirkungen doch durch üble überboten werden müssen. Denn wir leben in einer Zeit, die zwar entfernt noch nicht planvoll wirthschaftlich, aber desto fanatischer geschäftlich denkt. Auch die Presse ist weit überwiegend nur geschäftliches Unternehmen; sie braucht also die Massen, muß daher auch deren trägen und platten Instinkten Rechnung tragen. Die Masse aber ist und bleibt der Kunstentwickelung feindlich. Selbst der einsichtige Mitarbeiter oder Kunstberichterstatter kann daher oft nur Geringes ausrichten. Die Einsicht aber: Lieber Himmel! Läßt sich nicht sogar das auf seine Intelligenz und Gesinnungtüchtigkeit stolzeste Urberlinerthum seit einem Menschenalter in der dickleibigsten Zeitung von dem feilsten, geschwätzigsten und hirnlosesten Kunstwaschweib gleichmäßig seine Ansichten über Subskriptionbälle wie über Höhenkunst vorschreiben? Man lasse sich von diesem unentwegten Bratenbarden das Rezept geben, wie Kunst und Genies gefördert werden *sollen*: er wird Euch in eine Ecke ziehen und flüstern: „Geschäft, Liebster, heutzutage ist Alles Geschäft!"

Die Blüthe dieser Entwickelung auf dem Gebiete der Kunstwirthschaft

ist nun der Manager. Er ist der moderne Maecen mit lediglich merkantilen bis blutsaugerischen Absichten. Maecen, weil ja auch er den Künstler, wenigstens „seinen" Künstler fördern, mit seinen Aufträgen versehen will. Er bringt Alles mit, was der Künstler nach seiner üblichen Veranlagung nicht hat: die Geschäftskunde, die Witterung für das Zugkräftige, die Rücksichtlosigkeit des Machtgebrauches, den Mammon, die Unverzagtheit, das Mundwerk; und so ist er auf dem besten Weg, den Künstler zu seinem Sklaven zu machen. Bei den Konzertdirektionen ist es schon so ziemlich erreicht; der Hang nach allgemeiner Industrialisirung zeigt aber deutlich die Zukunft, wie sie vorhin angedeutet wurde. Auch hier kann sich unter Umständen noch ein besonderer Typus entwickeln: der geniale Manager. Einer, der die Witterung für das Zukünftige hat und darauf warten kann. In minder gewaltthätigen Zeiten war Gurlitt, der bekanntlich Arnold Böcklin durchsetzte, ein solches Genie. Noch ein vornehmer Kaufmann, klug, aber nicht gerissen. Eine Art Maecen und der Kunst nützlicher als die meisten schwärmenden Maecene. Es ließe sich denken, daß von solchen, in wohlverstandenem eigenen Interesse wirkenden Kaufleuten eine gesundere Kunstwirthschaft ausgehen könnte als von blaublütigen, aber zugleich leider oft auch blutigen Dilettanten. Jedoch: welche Rechnung läßt sich auf solche „weiße Raben" aufbauen? Sicher ist ja, daß Gerissenheit und Rücksichtlosigkeit schneller zu Geld verhelfen als Klugheit und Vornehmheit, daß also auch der Typus Gurlitt durch amerikanischere Manager überholt werden wird und muß.

Im Kampf gegen die rohe Uebermacht des Geldes hat sich nun bisher nur ein Mittel als erfolgreich erwiesen: Organisirung der Schwächeren. Aber auch sie hilft nur, wenn die Organisirten durch ihre Menge wiederum eine Macht werden, weil ihre Leistungen verlangt werden. Das ist aber bei Kunsterzeugnissen kaum eigentlich der Fall. In unserem alltäglichen Handel und Wandel gehts auch ohne Kunst, zumal ja ein solcher Vorrath an Kunsterzeugnissen, etwa sich regenden ästhetischen Hunger zu stillen, aus der Vorzeit zur freien Verfügung steht, daß die Idee eines Massenausstandes der Künstler von vorn herein einfach grotesk erscheinen muß.

Aber die Organisirung bietet doch wesentliche wirthschaftliche Vortheile, auch wenn es nicht den Kampf bis zum Aeußersten gilt und wenn dieser sogar ausgeschlossen wäre. Schon das bloße Prinzip der Arbeitstheilung (wie es ja auch bei vielen Architekturdoppelfirmen besteht) könnte den einzelnen Künstler wesentlich freier für sein eigentlichstes Schaffensgebiet machen. Aber hier versagt nun wieder die Künstlernatur. Wer die verschiedenen Künstler-Vereine, Literarischen Clubs und allerlei ähnliche Gründungen in ihrem Auf- und Niedergang verfolgt, kann immer nur Zweierlei feststellen: trotz allen hochtönenden Worten von Kollegialität und Idealismus läuft die Sache zuletzt auf die Förderung geschäftskluger Mittelmäßigkeit hinaus; und selbst diese Mittelmäßig-

keiten liegen einander meist in offenem oder geheimem Krieg des Neides und der Verkennung in den Haaren.

Und diese notorische Unfähigkeit der Künstler zu organisirter Interessenvertretung ist Naturnothwendigkeit. Der Künstler ist eben nicht „Organ", das zu einem großen Ganzen mitwirken will, sondern Individuum; desto mehr Individualität, je größer er ist. Selbst der Mittelmäßige pflegt jetzt dieses Individualitätbewußtsein als sein heiligstes Recht. Selbst vom Maecen verlangt er andere Formen, als sie noch Haydn hinnahm, ohne deshalb bei seinen Esterhazys schlechter gestellt zu sein als ein Heutiger unter dem Geldsack. Dem beugt sich schließlich auch der Einzelne, — hinter irgend einem Feigenblatt. Aber „Einzelner" will er bleiben. Nur Massen jedoch können sich zusammenschließen; die widerstreitenden Strebungen, Anschauungen, Begabungen, ja, Wunderlichkeiten der Individualitäten, gar erst der großen Einzelnen werden vereint nur zu einem Chaos, aus dem nach kurzer Zeit gläubiger und schmerzlichster Versuche jedes Genie wieder in seine Einsamkeit flieht, um sich selbst zu retten, meist sogar, um dann die Anderen zu hassen, die der Große eben so wenig verstehen konnte wie sie ihn. Auch wirthschaftliche Vereinigungen der Künstler sind also mit Sicherheit niemals in höherem Sinn kunstfördernd.

Maecene, Kunstkommissionen, Weltbewerbe, Presse, Manager und Künstlerorganisation bieten also keinerlei Gewähr dafür, daß das Genie der Mit- und Nachwelt leisten kann, was es leisten könnte. Was davon ans Licht kommt, hängt immer noch mehr vom allgemeinen Kulturniveau als vom Vermögen des Künstlers ab. Ist das Kulturniveau hoch, so ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß auch ein zunächst fremdartig wirkender Geist früh Verstehende findet; ein fast wissenschaftlich genauer Beweis für den Satz, daß jede Zeit die Kunst hat, die sie verdient. Nun soll nicht geleugnet werden, daß heute eine Hebung dieses Niveaus deutlich bemerkbar ist. Die letzte dresdener Ausstellung gab freudigen Hoffnungen Raum. Trotzdem: Glück muß auch heute noch das Beste thun. Mit der Verschärfung des Daseinskampfes wird die Möglichkeit, daß Kunstwerke rein um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den Geschmack der Gegenwart, geschaffen werden, mit mathematischer Sicherheit immer geringer; immer mehr Keime müssen verdorren. Fehlt doch dem unbegüterten eigenwilligen Künstler auch bei bescheidensten Ansprüchen jede Möglichkeit, irgendwo unterzukommen, wo er, der brennenden Sorgen um den Tag überhoben, seinem Werke zu leben vermöchte, wie es der mittelalterliche Sinnirer noch konnte: er ging in ein Kloster. Man könnte es ja auch jetzt noch; und in Winckelmann haben wir ein klassisches Beispiel, wie ein Ringender seinem höheren Gott zu Liebe all seine Gottesanschauungen retouchirte. Aber dem Rath Hamlets werden doch heute nur Wenige zu folgen vermögen; und in den Klöstern scheint heute ein gar anderer Geist umzugehen als in den Zeiten des guten Ekkehard oder des Fra Angelico.

Aber es lohnt doch vielleicht, wenigstens die Frage aufzuwerfen, ob unsere so organisirfrohe Zeit nicht im Interesse einer gewissen Kunst- und Künstlerrettung eine Institution schaffen könnte, die die Vorzüge des Ordenslebens ohne dessen Nachtheile für uns zu retten vermöchte. An Mitteln dazu brauchte es eigentlich nicht zu fehlen; Staat und Gemeinden finden schicklich, für die Kunst Etwas zu thun; die begangenen Wege nur lassen zu wünschen übrig. Der Ehrgeiz vieler Reichen ist erwacht; es wäre nicht so schlimm, etwa auch die Eitelkeit in den Dienst zu nehmen. Ich denke an eine Art Ordensbrüderschaft der Kunstfreunde, natürlich ohne irgendwelche offizielle Religiosität oder gar Kirchlichkeit, getrennt in helfende, waltende und wirkende Brüder. Alle Bezeichnungen seien gern preisgegeben; nur der Kern eines Gedankens soll herausgeschält werden, der doch vielleicht zu einem Bäumchen aufgehen könnte.

„Helfende Brüder" wären alle Zahlenden; sie könnten nach Art des „Blauen Kreuzes" Erkennungzeichen erhalten, eine Art Freimaurerthum oder doch Gesellschaftelite bilden. Für die Vielen, die „überall dabei sein müssen", dürfte das Brimborium nicht ganz fehlen. Ihre Höherentwickelung kann nicht erst abgewartet werden; genug zunächst, daß sie sich Etwas dünken und dafür zahlen.

Die „waltenden Brüder" wären aus den helfenden zu wählen, und zwar unter wesentlichster Betheiligung der Künstler selbst, der „wirkenden Brüder". Jene hätten alles Geschäftliche zu erledigen und nähmen dafür besondere Ehrenstellen ein. Die Künstler aber hätten nur zu schaffen und erhielten dafür auskömmlichen, nicht reichlichen Unterhalt. Man kann an Künstlerkolonien denken, die den Insassen dann noch besondere Vortheile bieten könnten, ohne aber die bloße Zahlung von Pensionen auszuschließen. Ja, man müßte für jede Daseinsform die wirthschaftliche Möglichkeit suchen, bis zu den täglichen sechs Mark, die manches nicht mehr unbekannten Dichters Haushalt schon heute allein zu regeln vermöchten, und man müßte planvoll geradezu unter dem Gesichtswinkel einer „Züchtung" von schaffenden Individualitäten die Künstler unter möglichst günstige Lebensbedingungen zu setzen streben. Das hieße natürlich nicht, sie mit Automobilen, Rennyachten, Importen und Schlemmerdiners auf die Höhe modernen Sichauslebens zu bringen. Im Gegentheil: die Verkörperer einer Ueberkultur bedürfen nicht der Förderung; mögen sie zu Wort kommen; im Konzert unserer Lebensströmungen mag auch ihr Beckenschlag nicht fehlen; aber sie sind aus den Wiegen des Reichthumes hervorgegangen; sie werden uns von selbst bleiben und mehr als nöthig kommen, so lange es blasirten Ueberfluß giebt. Gesundung und Zurückfinden zur Natur, zum Großen und Einfachen aber sind wichtiger. In dieser Richtung läge das Ziel einer Züchtung. Mindestens zu „begünstigen" wäre also ländliche Beschäftigung, Einsamkeit, ohne doch wieder den Individualitäten Gewalt anzuthun.

Die selbe Zwanglosigkeit müßte nun für die Produktion gelten. Nicht

ihre Verwerthbarkeit dürfte den Maßstab bilden. Jeder könnte schaffen, wozu sein Herz ihn treibt. „Da möchte wohl Jeder kommen!" lacht man. Schön: also bedarf es der Einschränkung und Auslese auch hier. Die ist aber erreicht, sobald man die Faulpelze und die strebernden Blender ausschaltet. Auch für den Künstler selbst sei der Erfolg kein Maßstab mehr. Darum müßten, sagen wir einmal, alle Werke der Künstler der Brüderschaft zehn Jahre lang ohne Sonderabrechnung, ja, möglichst sogar ohne den Verfassernamen bleiben; veröffentlichte Werke aber gehen, etwa wie die „Kreutzer"- und die „Waldsteinsonate", unter dem Namen helfender Brüder, denen das Werk gewidmet ist (für Diese eine weitere Lockung), und alle Verkaufsvortheile bleiben bei der Brüderschaft, fallen höchstens erst den Nachkommen des Künstlers zu. Wer beim Publikum innerhalb der zehn Jahre „durch" ist und nun lieber den klingenden Erfolg seiner Mühen ernten will, tritt aus der Anonymität und der Brüderschaft heraus, die aber in Bezug auf seine früheren Werke zu ihm im Verlegerverhältniß bleibt. Ebenso scheidet aus, wer ein Jahr lang gar nichts gethan hat. Ich glaube, daß ein so enges Sieb sicherlich nur Die durchlassen würde, denen es nur auf ihr Werk, nicht auf ihre Person ankommt. Solche Künstler würden für ihr höchstes Gut, unbehinderte Zeit und freie Arbeitmittel, gern auch die Selbstverleugnung, namentlich etwa die zweier Probejahre bei nothdürftiger Lebenshaltung, gern auf sich nehmen.

Ich will diesen flüchtig angedeuteten Vorschlag nicht für ein Allheilmittel ausgeben; immerhin böte sich hier ein neuer Weg, dem Talent zur Bethätigung zu verhelfen, zumal wenn die ganze Institution auf allgemein menschliche Masseninstinkte zugeschnitten wird, deren Ausnutzung wieder den Händen der Menge entzogen ist. Denn dies Rezept ist das einzige, das Erfolg hat: siehe die Hierarchie, auch die militärische. Und es gäbe der Zeit ein etwas reinlicheres Gewissen; zuletzt könnte Keiner mehr sagen, sein Talent sei von der Noth gemordet, zur Fron für den Massengeschmack gezwungen worden. Der Simonie wäre im Bereich der Kunst ein Riegel vorgeschoben; denn ausbeuten läßt sich doch nur die Nothlage.

Ich will meinen Gedanken gern preisgeben, sobald ein besserer auftaucht; wesentlicher ist zunächst aber die Erkenntniß, daß ohne eine planvolle und neuartige Gestaltung des Kunstbetriebes (das Wort im weitesten Sinn gefaßt) die Möglichkeit innerhalb der absehbaren Entwickelung unserer Wirthschaftordnung immer geringer wird, großer Kunst zum Leben zu verhelfen. Eine Aenderung dieser Ordnung ist noch nicht zu erwarten. Also bleibt nichts übrig als: neue Bildungen zu versuchen oder mit Bewußtsein zu verzichten und Künstlers Erdenwallen als von Gottes Fluch getroffen anzusehen.

Hans Schliepmann.

# Eine verliebte Geschichte.*)

Definitionen des Humors haben wir zum Aussuchen; an lebendigen Musterbeispielen fehlts etwas. Und doch ist es, glaube ich, richtig, daß Humor gar nicht definirt werden kann, sondern immer nur empfunden an Menschen und Werken von Humor. Es ist ein sehr vielschichtiger und ausgedehnter Begriff; man ist nicht ganz einig darüber und weiß nur das Eine: In „Humoresken" wird er nicht vorgefunden. Auch die meisten Humoristen scheinen nicht nach ihm, sondern nach irgend etwas Anderem benannt zu sein, das nur zufälliger Weise von manchen Leuten auch als Humor bezeichnet wird. Das kann man eben so wenig verhüten, wie man es Irgendwem verbieten kann, gekörnte Stiefelwichse Kaviar zu nennen.

Aber obwohl der Begriff nicht feststeht, sind wir doch auf ihn angewiesen, wenn wir das auszeichnende Merkmal gewisser Begabungen und Werke kennzeichnen wollen. Tristram Shandy: Humor; Claude Tillier: Humor; Wilhelm Raabe: Humor; Herr und Frau Knopp: Humor. Und dabei sehen diese Dichter, diese Werke einander gar nicht ähnlich. Weil nämlich nie ein Humor dem anderen ähnlich sieht. Das ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, der, zum Beispiel, auf den künstlerischen Widerpart des Humors, das Pathos, nicht zutrifft. Vielleicht ließe sich von ihm aus weiterschürfen? Humor: das Anderssein, Anderssehen?

Aber, Du lieber Himmel, wo kommt man da hin? Die ganze Aesthetik mit allen ihren hohlen Zähnen sperrt den düsteren Rachen auf. Und Gähnen steckt an.

Das kommt aber davon, wenn man sich auf undefinirliche Begriffe einläßt. Wirklich: man sollte Worte wie „Humor" vermeiden. „Das ist ein weites Feld", um mit Theodor Fontane zu reden, bei dessen Nennung sich aber wieder sofort dieses verteufelte Wort einstellt, obgleich er, so viel ich weiß, dem Schicksal entgangen ist, als Humorist genommen zu werden. Als Humorist: Das heißt: humoristisch; und Das heißt wieder: nicht eigentlich ernst. Wie man ja auch Wilhelm Busch im Allgemeinen immer noch nicht eigentlich ernst nimmt.

Seltsames Problem, der Humor. Sein innerstes Wesen ist Ernst, aber weil er nicht streng, nie feierlich ist, gilt er als spaßhaft schlechtweg; und erleuchtete Lehrer des Volkes haben ihre liebe Mühe, dem Publikum vor die Seele zu rücken, daß Humor nur im „Gewande des Scherzes" auftrete, stets aber einen „ernsten und nahrhaften Kern" in sich berge. Worüber Lawrence Sterne das Bauchgrimmen bekommen haben würde. Doch da sind wir schon wieder auf der Definirlinie; und Das ist in diesem Fall der Holzweg.

*) Prinzessin Schnudi. Eine verliebte Geschichte von Richard Elchinger. München, Georg Müller. 2 Mark.

Die Schwurfinger hoch: das Wort wird nicht mehr ausgesprochen!

Daß es sich mir angesichts des Buches aufgedrängt hat, von dem ich hier handeln will, beweist aber, daß ich von ihm und seinem Verfasser viel halte. Denn es drängt sich mir nur bei werthvollen Büchern und Autoren auf.

Richard Elchinger ist noch jung. Kürschners Literaturkalender, der nur bei Damen mitunter das Geburtjahr verschweigt, berichtet, daß er 1879 in München geboren ist. Noch nicht dreißig Jahre alt also. Demnach müßte man annehmen, daß sein Stil höchst würdevoll gemessen wäre, Goethekurialstil letzter Periode, hier und da ein Bischen nebulos, zuweilen altväterisch kraus, im Ganzen aber von jener selbstbewußten Eigenartlosigkeit, die mit jugendlicher Impertinenz erklärt: Goethe und ich haben Stil, Tradition, Kultur; wir brauchen nicht mit Sprachkunststücken zu verblüffen. Denn so abgeklärt pflegt sich die Generation, der der Dichter von Prinzessin Schnudi angehört, zu geberden. Spottet ihrer selbst und weiß nicht, wie.

Richard Elchinger gehört zu diesen schiefgewickelten Jünglingen nicht, die zwar goethische Eigenheiten imitiren, von Goethes Geist aber offenbar keinen ganz zulänglichen Begriff haben. Er kennt wohl Goethes Worte:

> Die Jugend ist um ihretwillen hier;
> Es wäre thöricht, zu verlangen:
> Komm, ältle Du mit mir!

Indessen hat es ein Achtundzwanzigjähriger, wenn er sonst gesund ist, kaum nöthig, durch irgendwessen Worte in der natürlichen Ausübung jungmännlicher Funktionen bestärkt zu werden. Auch der Trieb, zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, gehört dazu. Gesellt sich diesem Trieb noch der des geborenen Künstlers, der Trieb, seine Ausdrucksmittel durch Uebung und Nacheiferung zu steigern, so ergiebt sich, wenn guter Geschmack fördernd beim Werk ist, eine persönliche, weder gezwungen originelle noch affektirt eigenartlose Sprache von selbst.

Also ist das Buch der Prinzessin Schnudi ein lesbares Buch, ein Buch, das der Freund deutscher Sprachkunst nicht nach den ersten Seiten wieder zuklappen muß. Man spürt sofort den Künstler; man fühlt sich gleich in guter Gesellschaft; man hat von Anfang an die Empfindung: dieser Autor hat Respekt vor seinem Material; er kennt es, liebt es und weiß damit sauber umzugehen.

(Eine Zwischenfrage: Giebt es in Deutschland Viele, die so Etwas spüren und dankbar dafür sind? Ich stelle die Frage nicht ganz zuversichtlich, wenn ich bedenke, wie selten man bei uns selbst in Kritiken auch nur einer Erwähnung der Form begegnet, geschweige denn einer eingehenden Würdigung der Sprache, des Stils.)

Von welcher Art Geist und Laune sind, die diese verliebte Geschichte bewegen, ist durch die Einleitung meiner Anmerkungen dazu angedeutet. Da ich das gewisse Wort durchaus nicht wieder aus der Feder lassen will, bin

ich gezwungen, einen ganzen Heerhaufen anderer Worte dafür ins Feld zu führen, und ich begreife jetzt wohl, warum man dieses Substantivum so gern und so schnell (und daher so oft eitel) nennt.

Geist und Laune. Ich mache ausdrücklich darauf aufmerksam, daß ich unter den bewegenden Kräften dieser verliebten (sehr verliebten) Geschichte „Handlung" nicht mit aufgeführt habe. Diese Geschichte hat keine Handlung, obgleich Dies und Das in ihr geschieht, denn sonst wäre sie ja keine Geschichte. Handlung ist Entwickelung, und soll sie für spannend gelten, muß sie auch noch Verwickelung haben. In Prinzessin Schnudis gänzlich verwickelungloser Geschichte wird so wenig entwickelt, daß sie den Leser mit einem Schluß entläßt, nach dem eine richtige Geschichte eigentlich gerade anfangen könnte.

„Nanu?" fragt sich Herr Lehmann, „was soll denn Das? Dieser Herr Elchinger scheint sich einen Scherz mit mir erlaubt zu haben." Sehr richtig, Herr Lehmann. So ist es. Einen Scherz hat er sich mit Ihnen erlaubt. Man denke! Sie brauchen ihm aber deshalb doch nicht böse zu sein. Denn ich darf annehmen, daß Sie sich dabei gut unterhalten und an allerlei schätzenswerthen Kenntnissen zugenommen haben. Oder sind Sie nicht auf anmuthige Weise zum Vertrauten eines jungen Dichters gemacht worden, der eine zwar etwas wunderliche, aber eigen graziöse Art hat, kleine, holdabenteuerliche Erlebnisse so zu erzählen, daß dabei seine sehr liebenswürdige Fasson, selig zu werden, mit entzückender Klarheit zu Tage tritt? Ist Das nicht auch „interessant", Herr Lehmann? Sollte Das nicht unter Umständen eine Handlung ersetzen können?

Da schüttelt nun vielleicht Herr Lehmann sein ernsthaftes Haupt und meint: „Recht schön. Aber es bleibt doch ein fragmentarisches Vergnügen. Man fühlt sich wie geprellt. Denn schließlich ist eine selbstverständliche Voraussetzung unerfüllt geblieben, wenn man eine Geschichte gelesen hat, die keinen richtigen Schluß besitzt. Eine Erzählung, die, wie diese, mit einem Witz endet, läßt um so mehr unbefriedigt, wenn man sich in ihrem Verlauf mit ihren Hauptfiguren etwas angefreundet hat."

Da ich mir geschworen habe, ein gewisses deutsches Wort nicht mehr aus der Feder zu lassen, begebe ich mich unter den großen Citatenbaum, der sich immer noch Shakespeare nennt, obwohl ihn Bormann Bacon, Bleibtreu Rutland*) heißt, und schüttle. Wie immer, fällt etwas Passendes herunter. Es kommt von den „Lustigen Weibern von Windsor" und lautet: That is my true humour. Was es hier besagen will? Dieser Schluß, dieser Witz drückt Sinn und Wesen dieser verliebten Geschichte gar deutlich aus, wie er auch ganz aus dem Wesen der dichterischen Gattung geboren ist, der dies Buch an-

*) S. Karl Bleibtreus interessante Brochure „Der wahre Shakespeare" (München bei Georg Müller, 1907.)

gehört. Es ist ein nachdenklicher Schluß, wie das ganze Buch, bei aller Munterkeit, Drolligkeit, Buntheit, zu den nachdenklichen Büchern gehört. Aber seine Nachdenklichkeit ist keine mit berunzelter, sondern eine mit glatter Stirn, die Nachdenklichkeit Sternes etwa, wenn schon nicht von ihrer Tiefe und Reife.

Daß Prinzessin Schnudi eine Jugendarbeit ist, dürfen und wollen wir keineswegs vergessen. In ihr purzelt noch Mancherlei durcheinander, von dem ein strengerer Merker, als ich es gegenüber einer so allerliebst frechen, frischen, sympathisch ausgelassenen Leistung sein mag, wohl zu sagen befugt wäre: Das gehört nicht hierher! Auch giebt es Stellen in dem Buch, wo der Verfasser, wie es oft die Art witziger Leute ist, seinen Geist mit mehr Selbstgefälligkeit zu Tage fördert, als einem Künstler erlaubt ist. Da hat ihm wohl der auf Glanzlichter arbeitende Feuilletonist die Feder geführt, der offenbar neben dem gestaltenden Künstler in ihm steckt. Hierin könnte eine Gefahr für die große Begabung Elchingers liegen. Doch glaube ich, daß er ihrer Herr werden wird. Einen richtigen Dichter-Künstler macht kein Feuilletonist tot, und wenn er gleich, wie es nun schon der Welt Lauf ist, als der besser Bezahlte von Beiden, bürgerlich genommen, der Solidere ist. Der Dichter wird von ihm gefüttert; und Das von Rechtes wegen. Das Unrecht, die Sünde, die Gemeinheit fängt an, wenn er sich totfüttern läßt. Das hat sich im Verlauf der neueren deutschen Literaturgeschichte schon einige Male begeben. Doch irrt man, wenn man annimmt, es sei schade um diese überstopften poetischen Begabungen gewesen. Wo die Leidenschaft, zu gestalten, geringer ist als das Begehren, durch billiges und schnelles Glanzbügeln zu guter Bestallung zu kommen, verkümmert die dichterische Anlage mit Recht. Sie war es anders nicht werth; und ein Grund zur Klage stellt sich nur dort ein, wo sie gleich einem nicht völlig getöteten Zahnnerv zuweilen durch Schmerzen an sich erinnert und den ganz unter den Strich gekommenen Dichter übellaunisch und boshaft gegen künstlerisch weiter Strebende macht.

Da wir übrigens gute Feuilletonisten eben so nöthig brauchen wie gute Dichter und da es keineswegs als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint, daß ein Dichter zugleich auch ein Feuilletonist sein kann, so möchte ich hoffen, daß Richard Elchinger beide Begabungen neben einander pflegen wird; wobei es dem Feuilletonisten gewiß nicht schadet, wenn er sich vom Dichter beeinflussen läßt, während der Dichter auf seiner Hut sein möge, sich vom Feuilletonisten an der Schnur lenken zu lassen.

Und nun möge zu recht Vielen die liebenswürdige Prinzessin Schnudi selber reden, die nicht blos einen, sondern viele Schelme im Nacken, das Herz aber auf dem rechten Fleck hat.

München. Otto Julius Bierbaum.

# Traudi.

Die kleine blonde Wienerin hatte bei uns Sommerfrische genommen. Schon auf dem Bahnhof, beim Empfang, als sie ihr blühendes Wängelchen an mein Gesicht legte, bangte ich um meine Herzensruhe. Besonders auch, als meine danebenstehende Frau, die für Derlei scharfen Instinkt hat, einen kurzen, zuckenden Blick über uns hinschießen ließ. Freilich, um gleich selbst auf die junge Dame zuzustürzen und sie mit Liebkosungen zu ersticken. Schon am ersten Tag war dieser Gast der Liebling des Hauses und ich darf wohl sagen: Er wurde auf den Händen getragen.

Denn zu Fuß gehen konnte die Kleine noch nicht, obwohl sie es nach wenigen Tagen ihres Landaufenthaltes weg hatte, wie mans macht, daß Einer ein Bein vor das andere setzt und dabei nicht umfällt. Viel zu rasch machte sie Das anfangs, so daß sie immer vor sich hinpurzelte. Um nicht unverrichteter Sache aufzustehen, erraffte sie am Weg allemal eine Handvoll Steinchen. Sie nascht nämlich gern Kieselsteine, weil ihrs verboten ist. Wären der Eva im Paradies, statt der Aepfel, Kieselsteine verboten gewesen, so hätte sie eben Kieselsteine gegessen. Unsere kleine Wienerin that es mit einer solchen Blitzschnelle, daß, wenn wir ihr zuriefen: „Nit Steiner essen, Traudi!" sie jedesmal schon längst eine Handvoll im Mund hatte. Mit der größeren Gewandtheit in den Fußwanderungen erweiterte sich auch das Reich. Alle erreichbaren Blätter und Blüthen abzureißen, war gestattet; nur ein einziger Stock von rothen Blumen, der mitten auf dem Rasen stand, war verpönt. Das Fräulein achtete gewissenhaft des Verbotes; wer aber konnte dafür, wenn es auf seinen raschen Läufen mit Vorliebe dort zu Boden fiel und sich im Blumenstock verfing, so daß allemal ein schönes rosenrothes Krönlein in der kleinen Hand blieb? Das Selbe war auch der Fall, wenn die Kleine aus lauter Liebe die „Bu" streichelte; diese innige Vorsicht, daß ja nichts die Blumen schädige, trieb sie allemal so lange, bis die krabbelnden Fingerchen urplötzlich eine davon geknickt hatten. Da bekam sie freilich von uns die drohenden Finger: „Du! Du! Du!" Mit demüthiger Gelassenheit ertrug sie stets den Verweis; und wenn Einem von uns auch einmal Etwas passirte, so daß eine Pflanze geknickt oder bei Tisch ein Wasserglas umgeschüttet war, da erhob sie das Fingerchen: „Du! Du! Du!" Zur heilsamen Erinnerung für uns, daß Niemand unschuldig durch die Gärten des Lebens wandelt. Bei solcherlei kleinen Konflikten, oder wenn sie sich sonst eines (ach Du mein Gott: oft wie natürlichen) Versehens bewußt war, machte sie sich am Liebsten in der Nähe von mir zu thun. Bei „Goh" ist es doch für alle Fälle noch am Sichersten.

Die Kleine hatte sich eine eigene Sprache hergerichtet, eine von nachgerade chinesischer Einfachheit, urfremd und urheimlich zugleich; wir verstanden sie Alle. Selbst mir, dem großen Sprachignoranten, hat diese Sprache nicht die mindeste Mühe gemacht. „Ma" heißt Mama, „Bu" heißt Blume, „Wa" heißt Wasser, „Bo" heißt Brot, „Bugl" heißt Kuß, „Mugl" heißt Kuh, „Hogl" heißt Hose, „Logl" heißt Schuh, „Pa pa" heißt so viel wie: hinausgehen. Wird es mit einer lebhaften Handbewegung gesagt, so bedeutet es: Schau, daß Du weiter kommst! Entschiedener und artiger zugleich kann man doch Keinen abschaffen als mit dem entsprechenden Handwinken: „Pa, pa! Pa, pa!" Später vervollkommnete sie aus uns unbekannten Gründen das Pa pa in „Pa pap", das Nein, nein in „Nein ap". Wenn sie früher jede ihr nicht genehme Annäherung oder Verbindlichkeit in zarter Züchtigkeit mit einem

leisen, ein Wenig singenden „Nein, nein!" abgelehnt hatte, so that sie es später mit einem ruhigen, aber entschiedenen „Nein ap!" Ferner: „Gohgl" heißt Großmutter und „Goh" Großvater.

Da ich vorhin gesagt habe, daß sie sich gern zu Goh flüchtet, so ist das Inkognito kaum länger mehr aufrecht zu halten. Es ist nicht anders: die kleine blonde Wienerin ist meine dritte Jugend. Die erste Jugend erlebt man an sich selbst, die zweite an seinem Kinde, die dritte an seinem Enkel. Und dieser Enkel war ein Jahr alt und hieß Traudi. Da habt Ihr Alles auf einmal.

Und daß man in der dritten Jugend noch am Allerkindischesten wird! Morgens am Schreibtisch, die Arbeit mochte noch so „wichtig", die Sammlung noch so nöthig sein: wohl alle zehn Sekunden zogs mein Auge zum Fenster hinaus, ob durch den Garten her das Wägelchen mit dem weißen Kobeldach nicht endlich komme. Ja? Dann bin ich auch schon unten. „Goh! Goh!" sagt sie ruhig und reckt mir die Aermchen entgegen; und schon sitzt sie am Alten, ganz oben, und streichelte das borstige Kinn: „Ei, ei! Ei, ei!" Und gleich dem „Goh" auch ein „Bugl"; sie pfaucht mir das Wort rasch ins Gesicht: und Das war der Morgenkuß. Dann zum „Bom". Denn mitten im Garten steht ein Lärchbaum, an dem sie gern die rissige Rinde betrachtete; und die Käferchen, Würmchen und Ameisen, die daran krabbelten. Ganz besonders anziehend dort waren ihr aber ein paar Harztröpfchen, die sie nicht „angreifen" durfte, die sie also nur mit dem Zeigefingerchen betupfte, dann aber in Kalamitäten gerieth, weil jedes Splitterchen dran hängen und das Kleidchen dran kleben blieb, also daß es war, als hätte sie einen Finger, der ihr nicht gehorchte, der plötzlich mit den Dingen ganz eigenmächtig handelte und bei sich behielt, was sie fallen lassen wollte, als wäre es gar nicht mehr ihr Finger. Mit einem unbehaglichen, vorwurfsvollen Blick schaute sie auf diesen mißrathenen Finger, bis er wieder ganz gereinigt war. Aber das nächste Mal betupfte sie wieder die Harztröpfchen.

Gegen körperliche Schmerzen war sie gleichgiltig. Fiel sie hin, so stand sie wieder auf; stieß sie sich mit dem Kopf am Thürpfosten oder am Lehnstuhl, so sah sie sich das Hinderniß prüfend an, um ihm das nächste Mal gelassen auszuweichen. Gegen kleine Zurechtweisungen war sie empfindlicher und ein im ernsten Ton vorgebrachtes: „Du schlimme Traudl, Du! Du! Du!" schreckte sie ein Weilchen in sich zurück, um dann gelegentlich, wenn Andere was anstellten, es eben so zu rügen. Sie konnte sogar die Konsternirte spielen, ohne es zu sein, wenn sie ein verdrossenes Mäulchen machte, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen. Und ein Schnutchen konnte sie ziehen, mit der aufgebauschten Oberlippe schier die Nasenlöcher verdeckend, wenn ihr Etwas gegen den Strich ging. Das war aber auch das einzige Zeichen des Mißfallens. Das Zornige, Mürrische, Launische war ihr fremd. Da zerfloß sie lieber in Zärtlichkeit, streichelte, herzte und „buglte" alle Gegenstände, nicht etwa blos die „Gohgl", die „Evi", die „Taudl" im Spiegel, sondern auch das Milchtöpfchen, den Hut. Selbst den aus dem Rohr sprudelnden Brunnen streichelte sie; und wenn dabei die Finger „britschelnaß" wurden, so machte ihr Das ein stillfröhliches Vergnügen. Vor Allem aber die Thiere! Jeder von uns hats vielfach erfahren, wie zugethan die Kinder den Thieren sind, wie unbefangen und treuherzig sie an bissige Hunde, halbwilde Rinder, zornige Hähne herankommen und wie diese nicht die mindeste Feindsäligkeit gegen das Kind zeigen. Die Feindsäligkeiten eröffnet wohl meist der erwachsene Mensch. Das Kind aber wäre im Stand, das paradiesische Verhältniß zwischen

den Geschöpfen aufrechtzuhalten. Wenn die Traudi in den Nachbarsstall zur „Mugl“ geführt wurde: wie da das kleine Menschenwesen aufging und sich nicht genug thun konnte, das klobige vierfüßige Ungethüm zu herzen! Und „Bugl“ geben wollte es ihm auch an Stellen, die sonst nach allgemeiner Meinung nicht dazu geeignet sind.

Wenn fremde Kinder ins Haus kamen, so beobachtete die Kleine sie zuerst mit forschendem Blick. Merkte sie Unarten, so ahmte sie alle mit komischer Uebertreibung nach und schloß sich dann mit ganzer Zärtlichkeit den Kindern an. Nachbarskinder, selbst wenn sie schon größer waren, stellten sich zur kleinen Fee gern in ein vasallenartiges Verhältniß, das die Traudi nur insofern ausnützte, als sie die Kleinen tyrannisch nach Herzenslust herzte und koste.

Traudis Vater ist ein Mann, der gern mit den großen Kanonenschiffen auf den Meeren herumfährt, damit die fremden Länder sehen, daß auch Oesterreich-Ungarn ein finsteres Gesicht machen kann. Viel wird in unserem Parlament über die Kriegsmarine herumgesprochen, bisher aber wurde noch nie der Nachtheil erörtert, den Traudi davon hat, daß sie den Vater oft lange Zeit entbehren muß. Heute merkt sie Das noch nicht so recht; aber aufgefallen muß es ihr doch sein, damals, als er Wochen lang nicht da war. Denn als er eines Morgens kam, stand sie in ihrem Bettchen unbeweglich da und schaute ihn an. Plötzlich rief sie: „Vaterl!“ und verlangte an seine Brust. Nicht der glänzenden Knöpfe wegen, die sonst den Damen an Offizieren so interessant sind, denn die bemerkte sie zuerst gar nicht; sie blickte nur immer in sein Gesicht, drückte jählings ihr Mündchen drauf: „Bugl, Bugl!“ Das war ihr aber nicht genug; jetzt begehrte sie die junge Mutter herbei, drückte mit beiden Händchen ihren Kopf zum „Vaterl“ hin: „Bugl, Bugl!“ Und alle Hausbewohner, der „Han“ und die „An“ und die „Mart“ und die „Len“ und die „Evi“ und der „Goh“ und die „Gohgl“, mußten herbei, um dem Ankömmling ihre Liebe zu bezeugen.

Von Eifersucht in dem kleinen Herzen also noch keine Spur. Sie will nicht alle Lobsprüche und Zärtlichkeiten für sich haben, sie dirigirt Derlei sehr oft ihren Lieblingen zu und ist still beglückt, zu sehen, wie Alle sich unter einander gern haben.

Damals freilich wußte sie sich der Alleinherrschaft noch sicher. Sie war das funkelnde Sonnlein, um das alles andere Gestirn des Hauses kreiste und von dem es all sein Licht erhielt. Aber auf einmal wurde es anders: ein zweites Sonnlein war da, noch kleiner und noch funkelnder. Ein Brüderlein. Daß sie es liebkoste, und zwar heftiger, als es zärtliche Liebe eigentlich verlangt, wunderte uns nicht. Aber daß sie auch uns Andere immer wieder an der Hand nahm oder am Rockzipf packte, um uns zur Wiege hinzuzerren, daß auch wir das winzig kleine Peterl herzen und küssen sollten und daß wir ihr an solchen Liebkosungen gar nicht genug thun konnten. Das wunderte uns doch ein Wenig von einem jungen Weibesherzlein, in dem sonst schon instinktiv die Eifersucht zu keimen pflegt. Die Kinder wissen fein zeitlich, worauf es ankommt, um nicht zu kurz zu kommen: mit dem spitzen Ellbogen die junge Nebenbuhlerschaft sacht bei Seite und sich unauffällig in den Vordergrund drängen. Bei der Trauderl davon keine Spur. Sich selbst ganz vergessend, lebte sie nur im Brüderlein und fürs Brüderlein. Von Allem, was ihr gegeben wurde, mußte zuerst das Peterl bekommen und sie nöthigte es ihm auf. Die Semmel suchte sie dem Säugling in den Mund zu stecken und ganze Hände voll Bachsand; den Strohhut wollte sie ihm auf das Köpflein setzen und ihm ein Kleidlein anziehen; dafür sollte es sich auch stets zu rechter Zeit auf das weiße Porzellangeschirr begeben und Traudi schien sehr

verblüfft, wenn ihm erlaubt war, was ihr so scharf verboten; freute sich aber darüber, daß das Brüderchen, es mochte was immer treiben, nicht stets der Gefahr des Ausgezanktwerdens ausgesetzt war. Auf jeden Fall konnte hier ein Bundesgenosse heranwachsen, wenns drauf ankam. Mich entzückt ihre selbstlose Liebe zum Brüderlein und ihre ruhig frohe Bescheidenheit, die ohne Neid, ja, mit Freude zusieht, wenn dem Brüderlein etwas Gutes geschieht.

Wie ist so ein junges Menschenkind doch rührend, wie möchte man vor ihm langsam aufs Knie sinken als vor dem reineren Wesen, an dem noch so viel von Gott lebt und webt, weil es ja erst vom Himmel gekommen! Am Liebsten möchte man einen großen Glassturz darüber geben, daß die kleine himmlische Seele nicht zerbrochen werde.

Unsere Traudi veränderte sich dann von Woche zu Woche und hatte alle Tage was Neues; lauter Kinderselbstverständlichkeiten und doch lauter kleine Wunder, die uns entzückten. Die frohe, reine Kindesseele bewahre Dir Gott, kleine Traudi!

Graz. Peter Rosegger.

# Anzeigen.

**Setzen wir Deutschland in den Sattel! Bismarcks Meisterreden.** 300 **Seiten. Leipzig, Einhorn-Verlag.**

Eine neue Auswahl; man könnte fragen, ob sie nöthig sei. Ich glaubte, die Frage bejahen zu müssen. Denn mir schien: Raum für eine hübsche, handliche Taschen-Ausgabe, wie mein Verlag sie plante, ist immer noch da. Mir kam es darauf an, die politischen Wandlungen des Staatsmannes an den besten Beispielen seiner Selbstdarstellung zu zeigen und den Zauber seiner Redekunst und Sprachgewalt voll zur Geltung zu bringen. Durch siebenzehn Jahre öffentlicher Arbeit, bis zum Abschluß der Maigesetze, führt dieser erste Band. Trotz der nothwendigen Beschränkung aufs Allerwesentlichste hat er mit Citatenschätzen nichts gemein: er will gelesen, nicht blos aufgeschlagen werden. Eugen Kalkschmidt.

**Hermen. Von Heinrich Spiero. Verlegt bei Leopold Voß in Hamburg.**

Es ist nicht gut, auch ungewöhnlich, daß man über ein Buch spricht, worin man selbst, und zwar in günstigem Sinn, erwähnt ist. Neider und Gegner regen sich dann im Hinterhalt und werfen ihre Speere. Mit Haß, Mißgunst, Blödsinn, Unverstand, Verständnißlosigkeit und Mißverständniß, mit Taktlosigkeit und vielen anderen schönen Eigenschaften haben wir aber täglich zu kämpfen. Nubicula (nubecula) est, transibit. Ein Wölkchen nur, es wird vorüberziehn. Diesen herrlichen Wappenspruch las ich einmal; und hab' ihn seitdem nicht vergessen. Er ist mein Trost im wüsten Lebenskampf geworden. Und so wag' ich es, auf Heinrich Spieros Buch „Hermen" aufmerksam zu machen.

Das Buch enthält, in leichtem, flüssigem, elegantem Stil geschrieben, eine ganze Anzahl „Charakteristiken" (wenn dies Wort hier für die Skizzen erlaubt ist) und Schilderungen von Dichtern und außergewöhnlichen Menschen und über Dichter

und außergewöhnliche Menschen. Heinrich Spiero sagt und erzählt uns von ihnen manches nicht Bekannte oder wenigstens nicht in der breiten Oeffentlichkeit Bekannte. Auch von Solchen, von denen man sonst wenig hört oder gehört hat. Ich nenne unter Anderen Raabe, Spielhagen, Ompteda, Wilhelm Speck, Rudolf Lindau; Erinnerungen an Eduard von Simson, an Treitschke, Freytag und Herman Grimm.

Alt-Rahlstedt. Detlev von Liliencron.

**Helene Völk: Erlösungen, Gedichte. — Irrlichter. Vier Akte. Verlag Kontinent, Berlin.**

Es ließe sich kaum vor der Kunst rechtfertigen, wenn man diese beiden Erstlingsgaben der jungen Verfasserin schon als Werthe an sich hinstellen wollte. Sie bedeuten nicht mehr als einen Beginn und — vielleicht — eine Verheißung.

Das Bändchen Verse enthält die kurze Geschichte einer Frau, die aus den Wirrungen der Liebe durch die Mutterschaft erlöst wird und sich in eine reinere und hellere Sphäre emporgehoben fühlt. Diese Wandlung ist mit einer zarten Anmuth der Empfindung ausgedrückt; und auch für den Muth schweigender Entsagung am Ende des Rausches findet Helene Völk in den Versen „Schuld“ und „Des Traumes Ende“ persönlichere Töne als für die Schilderung ihrer sündigen Liebesgluthen. Da flammt es heißer und funkelnder aus den Strophen von Marie Madeleine. Am Schluß ist ein Gedicht, „Die Taufe“, in dem die Verfasserin den Beweis bringt, daß sie nicht nur von der Erotik die üblichen Dinge zu sagen weiß, sondern auch einen äußeren Vorgang mit einem Seelenerlebniß in dramatischer Spannkraft verbinden und gestalten kann. Vielleicht wäre die Bühne ihr eigentliches Feld. Das Schauspiel „Irrlichter“ zwar ist noch erfüllt von wüster Theatralik und Sensationenmacherei. Aber in der Art, wie die Menschen mit einander reden, offenbart sich doch mitunter ein nicht gewöhnlicher psychologischer Tiefblick, eine Unerschrockenheit, hinabzuleuchten in dunkle Abgründe menschlichen Gefühls, und eine frische Kraft der Charakteristik, die manches Gute hoffen lassen. Noch thut die Verfasserin sich gerade auf ihre Unerschrockenheit in der Darstellung des Gewagten, Heiklen allzu viel zu Gute. Eine Frau ist noch keine tragische Heldin, weil sie viel und Widerliches erlebt und sich schrankenlos von jedem dunklen Drang leiten läßt. Sie ist noch nicht anbetungswürdig, nur weil sie Mutter wird und ihr Kind lieb hat. Aus all den Elementen könnte ein Dichter eine Gestalt schaffen, die uns rührt und ergreift. Helene Völks „Sascha“ ist am Schluß ihrer ereignißreichen vier Akte haltloser und wirrer als am Anfang. Es ist kein inneres Wachsen in ihr. Dies scheint mir der Kardinalfehler des Stückes. Alle Helden guter Dramen reifen vor unseren Augen zu ihres Wesens Vollendung. Im Guten oder Bösen. Die Sascha der Irrlichter hat nur „Momente“. Auch ihre Verfasserin hat vorläufig nur „Momente“. Sie ist keineswegs zur Klarheit durchgedrungen, worin die Größe einer Siegerin oder die bezwingende Schönheit einer Unterliegenden besteht. Vielleicht, wenn sie einfache, ernsthafte Kunst mehr lieben lernen wird als grelle und falsche Effekte, kann sie auf diesem Wege auch zur Erkenntniß des Einen, was noththut, kommen.

Ob sie den Weg gehen wird? Ob er ihr nicht, wie so vielen dichtenden Frauen, zu mühevoll, zu einsam, zu — langweilig sein wird?

Gabriele Reuter.

# Repliken.

## Krebserreger.

Die „Zukunft" brachte vor ein paar Wochen einen Auszug aus dem letzten Kapitel unseres Buches „Das Wesen der bösartigen Geschwülste". Der citirte Abschnitt behandelt unter Anderem die Frage, ob der Krebs eine parasitäre Ursache hat, und referirt kritisch die Arbeiten, in denen eine Lösung dieses Problems in positivem Sinne behauptet wurde. Wir kamen zu der Ueberzeugung, daß es heute noch nicht angeht, einen bestimmten Parasiten als Erreger des Krebses festzustellen, daß man überhaupt nicht mit Sicherheit entscheiden kann, ob der Krebs durch spezifische Erreger entsteht oder nicht. Dr. Ziegelroth hat am sechzehnten März hier nun behauptet, wir hätten die Vorstellung erweckt, daß es einen Erreger des Krebses unzweifelhaft giebt und daß die Wissenschaft auf dem besten Wege ist, diesen Erreger zu entdecken. Er scheut sich also nicht, uns eine Ansicht unterzuschieben, die der in unserem Buch vertretenen gerade entgegengesetzt ist. Das ist um so unbegreiflicher, als wir auch von gebildeten Laien, wie wir uns überzeugen konnten, ganz gut verstanden wurden.

Die Lecture unseres Buches hätte den Herrn Kritiker lehren können, wie komplizirt die Probleme der Karzinomforschung sind. Nur die Berücksichtigung aller bekannten Thatsachen kann, wie wir gezeigt haben, zu einer Erklärung des Wesens der Krebserkrankung führen; und trotzdem bleibt die Frage nach den eigentlichen Ursachen noch unbeantwortet. Für Herrn Dr. Ziegelroth giebt es keine Schwierigkeiten. Der Krebs ist ganz einfach „eine Magenfrage". Keine Luxusernährung mehr, weniger Fleischnahrung: und die Menschheit ist von diesem schrecklichen Leiden befreit. Die Statistik soll es beweisen. Dr. Ziegelroth hat noch nichts davon gehört, daß auch die Statistik kritisch behandelt werden muß. Er weiß nicht, daß die statistischen Erhebungen auf verschiedene Art vorgenommen werden können und daher nicht ohne Weiteres vergleichbar sind. Die Zunahme des Krebses in den letzten Jahrzehnten ist eben so wenig bewiesen wie ein besonders häufiges Erkranken der Begüterten; die Ausbildung der Diagnostik, die Zunahme der Aerztezahl, verbesserte Leichenschau und ähnliche Faktoren erklären allein schon, daß in der neueren Zeit und namentlich in den Kulturcentren die Zahl der notirten Krebstodesfälle so stark gestiegen ist. Sicher ist aber, daß auch ganz arme Leute, die sich in ihrem ganzen Leben keine Luxusernährung, keinen übermäßigen Fleischgenuß leisten konnten, von bösartigen Geschwülsten durchaus nicht verschont bleiben. Wie wenig die Ernährung mit Fleisch für die Entstehung des Krebses in Frage kommt, geht schon daraus hervor, daß ganz extreme Vegetarianer, wie viele Inder, oft an Karzinom erkranken und daß Thiere, die ausschließlich Pflanzen fressen, wie Rinder und Pferde, recht oft an Krebs zu Grunde gehen.

Das gröbste Mißverständniß finden wir da, wo von unsereren therapeutischen Anschauungen die Rede ist. Herr Dr. Ziegelroth verwechselt den Begriff der Operation mit dem der völligen Entfernung oder Vernichtung des bösartigen Gewebes. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Wiedererkrankung an Krebs nach der Operation fast stets von winzig kleinen Theilen des bösartigen Gewebes ausgeht, die im Körper zurückgelassen wurden. Wäre es möglich gewesen, auch diese kleinsten Reste zu entfernen, so wäre dauernde Heilung bewirkt worden. Und es giebt auch dauernde Heilungen mit Hilfe der Operation; bei Krebsen der inneren Organe verhältnißmäßig selten, bei denen der Haut ziemlich häufig. Es kommt eben darauf an, daß das Leiden möglichst früh erkannt und behandelt wird.

Dieser Meinung sind wohl so ziemlich alle modernen Aerzte. Wollte man dem Rathschlag des Herrn Ziegelroth folgen und gar nicht operiren, so würden eben alle Krebskranken ihrem Leiden erliegen. Ein gewissenhafter Arzt muß den Geschwulstkranken daher dringend empfehlen, sich so bald wie möglich operiren zu lassen, da es ein besseres Heilmitel heute noch nicht giebt. Trotzdem sind wir weit davon entfernt, die chirurgische Behandlung als das Zukunftideal hinzustellen; wir haben wohl hervorgehoben, daß die völlige Entfernung oder Vernichtung des erkrankten Gewebes zur Dauerheilung genügt, aber nirgends gesagt, daß die Operation diese in befriedigender Weise verbürgt. Die wesentlichste Aufgabe der Krebsforschung besteht ja gerade darin, ein wahrhaft wirksames Mittel zu finden, das die Operation entbehrlich macht oder wenigstens unterstützt. Unsere therapeutischen Bestrebungen brauchen auch nicht auf die Entdeckung eines spezifischen Krebserregers zu warten. Wenn Dr. Ziegelroth uns diese Anschauung zuschreibt, hat er eben wieder Etwas gelesen, das wir nicht geschrieben haben. Wir sagten ausdrücklich, daß es ausreicht, die Krebszellen selbst zu bekämpfen. So lange ein sicheres Heilmittel aber noch nicht gefunden ist, kann Ziegelroths Warnung vor der Operation das Publikum nur täuschen. Krebskranke, die durch die Operation vielleicht noch zu retten sind, werden so dem sicheren Tod ausgeliefert. Gerade diese Möglichkeit einer Irrführung veranlaßte uns, auf diesen Korrekturversuch einzugehen, der nur aus Mißverständnissen und haltlosen Annahmen erklärt werden kann.

Professor von Dungern und Dr. Werner.

## Nietzsche und Stirner.

Im vierundzwanzigsten Heft der „Zukunft" erörtert Frau Dr. Förster-Nietzsche, um einen vorläufigen Beweis für die Unzuverlässigkeit von Overbecks Gedächtniß in seinen „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" zu erbringen, den „Fall Stirner". Sie konstatirt, Overbeck habe in den Ausleihebüchern der basler Bibliothek nur gefunden, daß ein Schüler Nietzsches, der ihm damals nah stand, das Stirnerbuch entliehen habe. „Diese nichtssagende Notiz bringt Overbeck als schlagenden Beweis für die Behauptung seiner Frau, daß Nietzsche Stirner gelesen haben müsse. Nun ist es wünschenswerth, zu wissen, was dieser Schüler selbst dazu sagte. Herr Professor Joel hat diesen ehemaligen Schüler meines Bruders, der jetzt Professor in Basel ist, im März 1899 brieflich danach gefragt und von ihm die Antwort bekommen, daß er nicht behaupte, Stirners Buch auf die Empfehlung Nietzsches aus der Bibliothek geholt zu haben. Er glaube vielmehr, daß mein Bruder ihm Langes ‚Geschichte des Materialismus' empfohlen habe, worin Stirner erwähnt sei, und daß er aus diesem Grunde das Buch lesen wollte. Joel bemerkt dazu: ‚Daß B. durch Lange und aus Interesse für Epikur auf Stirner aufmerksam wurde, scheint mir sehr plausibel.' Nach dieser Erklärung fällt das Kartenhaus Overbecks zusammen." Frau Förster-Nietzsche möge es nicht übel vermerken, wenn ich um der mißverständlichen Konsequenzen willen in diesem Punkt ihr sonst treffliches Gedächtniß auffrische. Die Antwort des ehemaligen Nietzscheschülers, jetzigen basler Professors B., an mich, auf die sie sich beruft, lautet nämlich:

„Schänzlein bei Basel, am vierten April 1899. Hochgeehrter Herr Kollege! Auf Ihre Anfrage bestätige ich Ihnen, daß ich m. E. Stirners ‚Einziger und sein Eigenthum' auf Empfehlung des Professors Nietzsche hin von der basler Universitätbibliothek entlehnt und gelesen habe, und ermächtige Sie, hiervon jeden Ihnen gut scheinenden Gebrauch zu machen. Ob freilich N. das Buch auch gelesen oder es mir nur vom Hörensagen weiter-

gerühmt hatte, ist wieder eine Frage für sich. Ich hatte ihn damals um Literatur konsultirt, in der sich Gesichtspunkte für den Einfluß des Egoismus im Staatsleben der Menschen entwickelt fänden, und da hatte er mir unter anderen dieses genannt mit dem Zusatz: ‚Es ist das konsequenteste, was wir besitzen'. Er könnte Das aber auch Langes ‚Geschichte des Materialismus', die er damals sehr schätzte und für das Fortleben der Theorien Epikurs viel benützte, nachgesprochen haben. Hierüber habe ich keine eigene Meinung. Mit ergebenem Gruß Ihr Baumgartner."

Hiernach hat Nietzsche nicht Lange, sondern wirklich Stirner selbst zur Lecture empfohlen und Overbeck, dem Baumgartner nur die Thatsache dieser Empfehlung mitgetheilt, durfte sich also mit Recht darauf berufen. Aber auch ich muß die Zeugenschaft gegen Overbeck ablehnen. Mit einigem Staunen lese ich bei Frau Förster gegen ihn eine Stelle aus meinem Brief citirt: „Daß B. durch Lange und aus Interesse für Epikur auf Stirner aufmerksam wurde, scheint mir sehr plausibel." Ich muß wohl sehr undeutlich geschrieben haben. Denn im Anschluß an den Brief Baumgartners kann es natürlich nicht heißen „daß B.", sondern nur, daß N. (Nietzsche) durch Lange auf Stirner aufmerksam wurde. Der klaren Auskunft Baumgartners entsprechend, die durch die Bibliotheklisten gestützt wird (man denke: ein damals fast verschollenes Buch, das auch, wie ich feststellte, in der ganzen basler Zeit Nietzsches nur zweimal von der dortigen Bibliothek verliehen wurde, wird von einem Studenten im ersten Semester begehrt und dieser Student steht damals unter dem unmittelbarsten Mentoreinfluß Nietzsches), dieser Auskunft entsprechend, habe ich bei dem (in meinem Brief erwähnten) Wiederabdruck des Stirneraufsatzes in den „Philosophenwegen" die Lecture Stirners für Nietzsche als möglich, die Kenntniß seiner Richtung als thatsächlich behandelt. Dennoch wiederhole ich, daß mir ein ernsthafter Einfluß Stirners auf Nietzsche (und, wie Frau Förster richtig bemerkt, ganz besonders in jener Zeit) undenkbar scheint, und ich unterschreibe mit ihr den Ausspruch Riehls über die Unvergleichbarkeit beider Denker.

Professor Dr. Karl Joel.

# Gold, Silber, Papier.

Sein oder Nichtsein: Das ist auch beim Geld die Frage; die einzige, die für die Praxis Bedeutung hat. Wer Geld hat, kann auf alle Theorie pfeifen; wer keins hat, kommt durch die geistreichste Theorie nicht zu Millionen. Trotzdem grübeln jetzt Viele über Versuchen, der Geldknappheit abzuhelfen; und Mancher gerieth dabei auf einen Weg, an dessen Ende ein viel schlimmeres Uebel droht. Gegen die Geldnoth gehts und die Goldwährung soll zum Teufel. Im Ernst: und als Zeuge für die Berechtigung des Kampfes gegen die Goldwährung wird der Reichsbankpräsident Dr. Koch vorgeführt. Neu zum Wenigsten ist dieser Ton. Man weist auf einen Artikel hin, den Dr. Koch vor ein paar Monaten über die Geldnoth veröffentlicht hat, und behauptet, der Präsident habe Frankreichs billigen Kredit aus dem reichen Silbervorrath der Banque de France erklärt, habe damit unsere „reine" Goldwährung bitter kritisirt und die „hinkende" Goldwährung Frankreichs zur Nachahmung empfohlen. Zunächst ist festzustellen, daß Frankreich, wie jeder aufmerksame Zeitungleser, insbesondere jeder Leser der kochischen Arbeit weiß, nicht eine hinkende Goldwährung, sondern die gesetzliche Doppelwährung hat; sonst hätten die

Bimetallisten ja keinen Grund, sich auf Frankreich zu berufen. An welches Publikum wenden sich so flüchtig hingeschriebene Zeilen? Vielleicht an eins, das heute noch glaubt, man könne Geld machen. Herrn Dr. Koch ist natürlich nicht eingefallen, die Doppelwährung für die Ursache des niedrigen Diskontsatzes der Banque de France auszugeben. Der Wechselzinsfuß, schrieb er, richtet sich im Allgemeinen nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage in den Zahlungmitteln; da Deutschland einen Wirthschaftaufschwung, Frankreich dagegen stille Zeit hatte, konnte die französische Centralnotenbank sieben Jahre lang einen Diskont von 3 Prozent aufrechterhalten. Daß diese Möglichkeit nicht von jedem Sachverständigen als Vorzug aufgefaßt wurde, beweist ein Satz, den Leroy-Beaulieu neulich schrieb: „L'absolue fixité du taux de l'escompte à Paris, malgré les modifications dans tous les pays voisins, est une absurdité.“ Absurd also ist, nach der Ansicht eines Nationalökonomen von Weltruf, daß in Frankreich der Wechselzinsfuß unverändert blieb, während er in allen benachbarten Ländern je nach den Umständen schwankte. Zweierlei braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden: daß Frankreichs Wirthschaftstatus von dem Deutschlands wesentlich abweicht und daß die französische Währung nicht billigeren Kredit sichert als die deutsche. Die Banque de France war im März genöthigt, ihren Diskont auf $3\frac{1}{2}$ Prozent zu erhöhen, und motivirte die Maßregel nicht mit inländischen Ansprüchen, sondern mit der Gefahr eines Goldabflusses ins Ausland. Diese Thatsache konnte die immer von Frankreich hypnotisirten Feinde unserer Währung von ihrem Wahn heilen.

Währungfragen sind heute nicht mehr nach den Bedürfnissen des engen Heimathlandes zu beantworten, sondern nach denen des internationalen Waaren- und Zahlungverkehres. Der Werth einer Waare richtet sich nach der Währung ihres Herkunftlandes. Und als Werthmesser hat man das Metall gewählt, das seinem Wesen nach das im Preis stabilste ist. Gold wird nicht in so großen Mengen gefunden, daß es beträchtlichen Werthschwankungen ausgesetzt sein könnte, und ist beinahe unverwüstlich. Seine Wahl zum Werthmesser verdankt es diesen natürlichen Eigenschaften. Das Silber ist sehr entwerthet worden und deshalb nur da als Währungbasis brauchbar, wo so viel weißes Metall produzirt wird, daß seine Verdrängung durch das Gold eine Revolution der Finanzwirthschaft bewirken würde. Trotzdem sind Silberländer wie China und Mexiko nicht etwa geschworene Feinde der Goldwährung; auch dort weiß man schon, daß im internationalen Handelsverkehr die Goldwährungländer besser dran sind als alle anderen. Aber, wird hier eingewandt, die Vereinigten Staaten von Amerika stehen, trotz Silbercirkulation und Doppelwährung, in der Reihe der Industriestaaten doch vornan. Richtig; nur ist gerade der Vortheil, den die Doppelwährung angeblich bringen soll, der billige Kredit, in Amerika nicht zu finden: der Wechselzinsfuß ist dort höher als bei uns. Auch erzeugen die Vereinigten Staaten so ungeheure Mengen wichtiger Rohstoffe und stehen deshalb als Weltmarktlieferanten in so unangreifbarer Position, daß sie auch mit einer weniger guten Währung bequem auskommen können. Amerika zieht so viel fremdes Gold übers Meer, daß die Silbercirkulation in den Grenzen der Union in ihren Wirkungen auf das Inland beschränkt bleibt. Immerhin ist das amerikanische Geld an sich schlechter als englisches und deutsches. Noch wichtiger als die Frage, welchen Einfluß die Währung auf die internationalen Beziehungen der Union hat, ist aber die Thatsache, daß gerade in den Vereinigten Staaten das vielgepriesene Silber sich

als unzureichendes Zahlungmittel erweist. Das amerikanische Geldwesen leidet nicht unter einem Mangel an Hartgeld, sondern unter der ungenügenden Ausgestaltung des Notenumlaufes. Der kann sich, weil er nicht von einer Centralstelle aus geregelt wird, nicht dem jeweiligen Bedarf anpassen; oft fehlt es an Banknoten und das Geld wird abnorm knapp und theuer. Ich habe hier schon die verschiedenen Versuche des Schatzamtes, mit Palliativmittelchen die Geldkalamität wegzuschaffen, gezeigt und kann mich heute auf die Feststellung beschränken, daß der neue Schatzsekretär Cortelyou bis jetzt auf diesem Gebiet nicht mehr Geschicklichkeit bewiesen hat als sein Vorgänger Shaw und obendrein mit den Antipathien Roosevelts rechnen muß. Die Banknote aber, nicht der Silbervorrath, sichert der Banque de France die Vortheile hohen Metallbestandes. Die Bimetallisten brauchen also nur die Vereinigten Staaten und Frankreich zu vergleichen, um zu erkennen, daß auch die Doppelwährung nicht nach allgemeinen Regeln, sondern nach den aus der Wirthschaftstruktur des Landes erwachsenden Bedürfnissen zu beurtheilen ist. Amerika exportirt Riesenmengen verschiedener Rohstoffe und alle Länder sind ihm verschuldet: also kanns eine mangelhafte Währung schließlich ertragen. Deutschland, dem die Aktivität der Handelsbilanz fehlt, würde auch seine Zahlungbilanz wesentlich verschlechtern, wenn im Inland mit Silber, die Rechnung des Auslandes aber mit Gold bezahlt würde.

In Frankreich bedeutet die Banknote viel mehr als bei uns; der Franzose hat sich so an das Papiergeld gewöhnt, daß er kein Bedürfniß nach anderen Zahlungmitteln empfindet. Die Bank von Frankreich konnte unter diesen Umständen um so leichter einen großen Metallbestand ansammeln, als ihr keine bestimmte metallische Notendeckung vorgeschrieben und die gesetzlich festgelegte Maximalgrenze der Notenausgabe (die bei der Deutschen Reichsbank nicht besteht), je nach den Anforderungen des Verkehrs, leicht zu ändern ist. Unsere Silberfreunde sehen nicht, welche Rolle das Papiergeld in Frankreich spielt; wollen es vielleicht nicht sehen. „Silber könnte statt des Papieres bei uns eben so wie in Frankreich den Stoff für den Inlandverkehr bilden“: in diesem Satz drückt sich die Unkenntniß französischer Verhältnisse deutlich aus. Es kommt aber noch besser. Gegen den Verdacht, die Währung des Reiches untergraben zu wollen, soll der Satz schützen, Gold könne „ja ruhig Werthmesser bleiben“. Sehr freundlich; wenn man nur auch erfahren könnte, zu welchem Zweck die Reichsbank sich, nach den Wünschen der Geldverbesserer, für 500 Millionen Mark Silber anschaffen soll. Ist die Bank von Frankreich das Vorbild? Dann soll also auch die Reichsbank künftig ihre Noten nur noch in Silber einlösen und ihre Zahlungen in Silber leisten, ganz wie das pariser Institut. Dann aber hätten wir eben die Doppelwährung statt der Goldwährung. Daß solche Projektmacherei, die dem Ausland ja nicht unbekannt bleibt, unseren Kredit erhöht, glaube ich nicht. Die Engländer und Franzosen lesen von der Entwerthung der besten deutschen Anlagepapiere, von der Absicht des Schatzamtes, die neue Anleihe mit 4 Prozent zu verzinsen, und jetzt gar von heftigen Angriffen auf Reichsbank und Goldwährung, die festesten Bollwerke unseres Geldmarktes. Müssen wir gerade in dieser Krisenzeit vor fremden Augen den letzten Fetzen von unserer Blöße reißen? Nur der Ignorant kann fragen, warum nicht auch das Silber „als Waare“, wie Effekten, Getreide, Kohle, Eisen, internationales Zahlungmittel sein könne. Nächstens hören wir die Frage vielleicht im Reichstag; im Machtbezirk der rheinisch-westfälischen Großindustrie ist sie schon gestellt worden. Da wurde auch gesagt, das Gold könne weiter „als Basis für den

Auslandverkehr" gelten. Erst Gold und nachher Silber. Prinzipienreiterei darf mans nicht nennen. „Silber als Waare" im internationalen Zahlungverkehr! Ich möchte nur wissen, in welchem Lande da der größte Absatz Deutschlands sein wird. Getreide, Kohle, Eisen werden stets gebraucht; aber Silber? Der Bedarf an silbernen Löffeln ist doch nicht so groß, daß daraus ein besonderer Erfolg des Rohsilbers als internationalen Zahlungmittels erhofft werden könnte; und von silbernen Tellern essen noch immer nur die Leute, die Gold im Ueberfluß haben. Wie also soll der internationale Zahlungverkehr durch die Verwendung von Silberbarren erleichtert werden?

Wenn wir nur in den Heimathgrenzen Handel trieben, wäre der Stoff des vom Gesetz vorgeschriebenen Zahlungmittels gleichgiltig. Gold, Silber, Messing, Leder oder Papier: wenn der Staat will und dekretirt, ist Alles gutes Geld. Nur müßte ers selbst an seinen Kassenschaltern annehmen; und genau festsetzen, wie viel es nach altem Geldwerth gilt. Der straßburger Professor Georg Friedrich Knapp, dessen „staatliche Theorie des Geldes" großes Aufsehen machte, hat sich von dem Metallgeldbegriff losgesagt. Thoren haben das Werk, das eine neue Begriffswelt schafft und erkenntnißtheoretisch von großer Bedeutung für das Geldwesen ist, belächelt, weil es ihnen nicht die üblichen Phrasen auftischt, vielleicht auch ihr Verständniß übersteigt. Das Geld, sagt Knapp, ist ein Geschöpf der staatlichen Rechtsordnung; seine Seele liegt nicht in dem Stoff der Platten, sondern in der Rechtsordnung, die den Gebrauch regelt. Der Staat bestimmt, was Geld ist, indem er Geldzeichen, die eine bestimmte Markeneigenschaft haben, in seinem Gebiet zu Trägern der Wertheinheit macht. Wir hören von Chartalität und chartalem Geld. Die Wirkung der Chartalität ist auf das eigene Staatsgebiet beschränkt, denn das Ausland braucht unsere Zahlungmittel nicht anzuerkennen, sondern kann eine im internationalen Verkehr gebräuchliche Geldform fordern. Dazu dient das valutarische Geld, der eigentliche Werthmesser. Nach seiner Art wird die Währung eines Landes beurtheilt. In Goldwährungländern ist Gold valutarisch; und man muß immer wieder daran erinnern, daß der erste Anstoß zur Einführung der Goldwährung von England kam. Die Handelsvormacht, die mit der ganzen Welt in Beziehungen steht, war schon vor sechsunddreißig Jahren, als die Währungpolitik begann, sich den Ausgleich der internationalen Geldkurse als Ziel zu setzen, reines Goldwährungland und zwang so die großen Handelsstaaten, deren Geld zuletzt nach England floß, sich der dortigen Valuta anzupassen. Für das Inland genügt das durch eine staatliche Proklamation geschaffene Geld; für den Verkehr mit dem Ausland braucht man Gold. So hats England, nicht ohne Grund, gewollt. Knapp zeigt, wie nützlich die Goldwährung für den Außenhandel ist, weil sie allein einen „intervalutarischen" Ausgleich zu schaffen vermag. Trotzdem berufen die Silberleute sich auf Knapp, weil er den richtigen Satz ausgesprochen hat, daß im Inland die Geldart des staatlichen Zahlungmittels ohne Belang ist. Folglich, sagen sie, ist das Silbergeld dem Gold völlig gleichzustellen. Auch nach Knapps Ansicht ist aber für den inländischen Verkehr die Geldart zu empfehlen, die dem Staat erleichtert, große Goldbestände in steter Bereitschaft zu halten. Ein Goldwährungland, dessen Notenumlauf so geregelt ist, daß es im heimischen Zahlungverkehr ohne gefährliche Schwächung der Goldbestände auskommt: Das wäre so ungefähr das Ideal. Von dem sind wir leider, wie die Geldnöthe der letzten Zeit bewiesen haben, recht weit entfernt; kommen ihm aber nicht dadurch näher, daß wir blind, als gebe es keine Pflicht zu internationalem Zahlungausgleich, gegen die Goldwährung anrennen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. April 1907.

# Monte Carlino.

## Die Kontingentirung der Wehrmacht.

Iwan Stanislawowitsch Bloch, den man einen vom Glück begünstigten russischen Strousberg nennen könnte, hat als Erster im Reich der Zaren laut das Loblied vom Ewigen Frieden gesungen. In Deutschland hat er, als Schwiegervater des Herrn Joseph Kosciol von Koscielski, nach verheißenden Anfängen Dauerndes nicht zu wirken vermocht. In Petersburg hatte er einen Vertrauensmann von höherem Wuchs: Sergej Juliewitsch Witte. Der war, als Beamter der Südwestbahn, mit dem mächtigen polnischen Bahnunternehmer in Berührung gekommen, hatte den Reichthum und die Betriebsamkeit des Mannes respektiren gelernt und, als Nachfolger Iwans Wyshnegradskij, mit dem ins Gelehrtenkomitee des Finanzministeriums berufenen unzünftigen Nationalökonomen, der in seinem großen Bureau Bücher über Rußlands Eisenbahnen, Landwirthschaft, Finanzen fabriziren ließ, den Verkehr fortgesetzt. Da war also Etwas zu machen. Witte kam mit seinem Budget nie leicht in Ordnung, weil die Ressorts des Landheeres und der Marine zu viel Geld von ihm verlangten. Unter Alexander dem Dritten wars nicht zu ändern. Der hatte die Kriegsgräuel zwar, als Kommandant des linken Flügels der gegen die Türken mobilisirten Donauarmee, 1877 kennen gelernt, war aber nicht vom Schlag des Großfürsten, der, in Custines Tagen, den Krieg verdammte, „weil er die Mannszucht und die Waffenröcke ruinirt", sondern meinte, das Wehrmachtinteresse müsse allen anderen vorangehen. Mit Nikolai Alexandrowitsch, dem stillen, schüchternen Idealisten, der seinem Volk so gern helfen möchte und zur Armee nie ein intimes Verhältniß hatte, ließ sich schon eher reden. Wenn die For-

derungen für Heer und Flotte weiter steigen, muß das Volk weiter hungern: Das las der Zar nun in jedem Budgetbericht. Witte gab ihm Blochs Buch über die Kriege der Zukunft; das trotz allem Aufwand an Scheingelehrsamkeit thörichte Buch, das die ökonomische und technische Unmöglichkeit moderner Kriege beweisen wollte. Die anglisirte Hessin, die dem Zärtling ein wärmendes Herdglück bereitet hat, half nach: und Nikolai langte sacht nach der Heilandsrolle. Ein paar Monate nach der Verkündung des blochischen Evangeliums mußte Michael Murawjew an die in Petersburg vertretenen Mächte ein Rundschreiben richten, in dem Europa staunend die Sätze las: „Die Wehrkraft stellt beständig steigende Forderungen; die physischen und die geistigen Mittel der Völker werden ihren wichtigsten Aufgaben entfremdet und in unproduktiver Arbeit aufgezehrt. Hundertmillionen werden zum Bau furchtbarer Zerstörungmaschinen verbraucht, die heute als der höchste Ausdruck wissenschaftlicher Erkenntniß bewundert und morgen schon von einer neuen Entdeckung völlig entwerthet werden. Das System grenzenlos verstärkter Rüstungen mehrt die Gefahr wirthschaftlicher Krisen und macht das Heer zu einer Last, deren Druck die Völker kaum noch ertragen. Läßt man diesen unseligen Zustand fortdauern, dann muß gerade er unaufhaltsam zu der Katastrophe führen, die doch vermieden werden soll und bei deren bloßer Vorstellung die Menschheit erschaudert". Im Spätsommer des Jahres 1898 lasen wirs. Ungefähr mit den selben Worten hatte, um die selbe Zeit, der sozialdemokratische Abgeordnete Vaillant seinen Abrüstungantrag begründet, der von der Deputirtenkammer unter Hohnrufen abgelehnt worden war. Den Gossudar aller Reussen hätte damals noch Keiner auszulachen gewagt. Am dreißigsten Dezember 1898 erhielten die Chefs der russischen Missionen die Weisung, die leitenden Staatsmänner zu fragen, ob sie geneigt seien, eine Konferenz zu beschicken, die im Haag tagen und deren Hauptzweck sein solle, die Rüstungen zu Land und zu Wasser auf den status quo zu begrenzen und die Möglichkeit einer Minderung vorzubereiten. Sechsundzwanzig Staaten stimmten dem Plan zu; und am achtzehnten Mai 1899 wurde die Konferenz im Haag eröffnet.

Iwan Stanislawowitsch Bloch hat den Schluß der Konferenz noch als leidlich gesunder Mann gesehen. Ob sein altes Bänkerherz sich an der schlau eingeleiteten Sache gefreut hat? Viel kam nicht heraus; weder in der Ersten noch in der Dritten Kommission, dem Comité d'examen; auch nicht im Plenum. Rußland, das für die Transsibirische Bahn, für seine Treibhausindustrie, für Port Arthur, Dalnij und anderes Kanonenfutter Geld brauchte, schlug vor, das Budget der Landheere fünf, das der Marinen drei Jahre lang nicht zu erhöhen und nur die Kolonialtruppenzahl nicht zu begrenzen. Ganz klug ersonnen: was in Korea und der Mandschurei etwa noch nöthig war, ließ

sich in Kolonialuniform stecken. Doch der Vorschlag ging nicht durch. Deutschlands militärischer Vertreter, Oberst Groß, genannt von Schwarzhoff, bekämpfte ihn in einer Rede, gegen deren tapferen Ton auch die süßliche Phraseologie des Herrn Bourgeois nichts auszurichten vermochte. Auf Antrag des Ersten Delegirten der Französischen Republik wurde einstimmig der Wunsch nach einer Begrenzung der Streitkräfte ausgesprochen und in die Finalakte aufgenommen. Das war Alles. Dann kam der südafrikanische und der mandschurische Krieg. England sicherte sich die Herrschaft am Vaal und am Oranjefluß und ließ, ohne sich selbst anzustrengen, den asiatischen Konkurrenten durch Japan schwächen. Der Menschenbereich sah anders aus als vorher. Zwei neue Weltmächte, Nordamerika und Japan, waren ins Gesichtsfeld getreten und Rußland hatte nun zwei Angriffsflächen; wurde durch die Putsche und das Verfassungexperiment bald dann noch mehr entkräftet. Von der Absicht, die Rüstungen zu begrenzen, war nicht mehr die Rede. Nikolai hatte, unter Heulen und Zähneklappern, erkannt, daß hienieden noch immer nicht die Gute Eris Hesiods herrscht; mußte sein Heer reorganisiren und eine neue Flotte bauen. Am neunundzwanzigsten Juli 1899 hatte sein haager Vertreter, Herr von Staal, im Namen der Konferenz die Mächte ersucht, das Studium des Abrüstungplanes fortzusetzen. In dem Programm zur zweiten Konferenz, das den Regirungen am dritten April 1906 vorgelegt wurde, stand der Satz, die Frage der Wehrmachtbegrenzung solle diesmal nicht erörtert werden. Alle Mächte, siebenundvierzig, nahmen die Einladung an. Am dritten April 1907 kam aus Petersburg eine Cirkularnote, die den Stand der Dinge darstellen sollte. Die Vereinigten Staaten, Großbritanien und Spanien wünschen, die Frage der Wehrmachtbegrenzung ins Programm aufgenommen zu sehen. Rußland bleibt bei seinen Vorschlägen. Japan, Holland, Dänemark, Griechenland, Bolivia wünschen die Erweiterung des Programmes. Großbritanien, Rußland, Deutschland, Oesterreich Ungarn, Japan wahren sich das Recht, jede Diskussion zu meiden, von der sie ein nützliches Ergebniß nicht erwarten. Frankreich und Italien werden nicht erwähnt.

So stehts. Daß die zweite Konferenz, die am fünfzehnten Juni eröffnet werden soll, die Kontingentirung der Wehrmacht beschließen werde, glaubt kein wacher Brite; hat der wachste, King Edward, niemals geglaubt. Schon deshalb ists thöricht, im Kneipenton eine sichere Niederlage Englands vorauszusagen. Nicht minder ists die offiziöse (von Tschirschky, Hammann oder einem anderen ahnunglosen Mandarinen ausgegebene) Losung: „Da doch nichts draus wird, brauchen wir uns der Diskussion ja nicht zu entziehen.“ England hat im Haag zu viele Freunde und Geschäftstheilhaber, als daß es eine sichtbare Schlappe zu fürchten hätte. Daß James Bryce (der, als Verfasser des

Werkes „The American commonwealth“, zum Schutz des gefährdeten kanadischen Besitzes nach Washington geschickt worden ist) dem Staatssekretär Root zum Sieg über Roosevelt verholfen und Amerika für die Abrüstung engagirt hat, ist schon ein Erfolg. Wieder einer, an dem die Japaner mitgewirkt haben. Ueber das strategische Ziel und die mögliche Taktik der Briten heute zu reden, hat keinen Zweck. Sie denken: Kommt nur erst hin; und hoffen, dann werde sich, wie in Algesiras, alles Weitere finden: Abfall unzuverlässiger Freunde, Einschüchterung, Rückzug, neue Schmälerung des Ansehens. Höchstens könnte man fragen, welche Mächte an der Begrenzung der Streitkräfte interessirt seien. Außer dem Deutschen Reich, müßte der Nüchterne antworten, so ziemlich alle. Auch Frankreich, das entsetzt die deutsche Bevölkerung- und Aushebungziffer schnell steigen sieht. Auch Oesterreich-Ungarn, dem das Allgemeine Wahlrecht die Heeresvermehrung nicht erleichtern wird und dessen Hauptwunsch erfüllt ist, wenn das wirthschaftlich erstarkte Italien seine Wehrkraft nicht erhöhen darf. Seit das Konferenzprogramm veröffentlicht ward, hat sich auf dem Erdrund wieder Manches geändert. Alle Adjazenten des Stillen Ozeans, Amerika, Australien, Französisch-Indien, fühlen sich von Japan bedroht (das, ehe ein haager Beschluß wirksam werden könnte, die Grenze seiner finanziellen, also auch militärischen Leistungfähigkeit erreicht hätte) und sind deshalb auf ein gutes Verhältniß zu England angewiesen. Rußland und Japan sind schon, Rußland und England werden wohl bald einig. Maria Feodorowna war lange in London und ist froh, wenn ihr armer Nika Luft bekommt und sich als Oberst (da der zaghaft Redliche sich nicht selbst im Rang erhöhen wollte, trägt er noch immer die ihm vom Vater verliehene Uniform eines Regimentskommandeurs) nicht ernsthaft zu strapaziren braucht. Für welche Großmacht wäre die Kontingentirung eine Lebensgefahr? Nur für das Deutsche Reich. Alle anderen gehören dem Britenconcern an oder können ihm, wenns ihnen paßt, morgen beitreten. Und alle eint der Wunsch: keine Mehrung deutscher Macht!

## Anamorphose.

Abkehr von Rußland, dann von England. Umwerbung, dann Bedrohung Frankreichs. Das Telegramm an Krüger und die monarchische Förderung des Bagdadbahnprojektes. Eine unstete und geräuschvolle Politik. Hastiger Flottenbau; jede Schiffstaufe, jeder Stapellauf wird zum historischen Ereigniß. Reden und Depeschen regen die Nachbarschaft auf. „Der Dreizack gehört in unsere Faust!“ „Das größere Deutschland.“ „Herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen.“ „Fahre drein mit gepanzerter Faust!“ „Keine Entscheidung mehr ohne den Deutschen Kaiser!“ „Der Admiral des Atlan-

tischen grüßt den Admiral des Stillen Ozeans." „Deutschland in der Welt vornan." „Hohenzollern-Weltherrschaft." Genug; zu viel schon. In Bonapartes übermüthigsten Tagen ward Aehnliches nicht vernommen. Und aus Privatgesprächen drang noch Befremdlicheres in Kanzleien und Schranzenzimmer. Was wird da? Strebt Wilhelms Enkel nach dem Weltarbitrium? Noch schwankt er. Rühmt heute die deutsch-russische, morgen die deutsch-britische Waffenbrüderschaft Ruft schrill zum Kampf gegen die gelbe Rasse und spendet ihr dann doch Komplimente. Quieta non movere: die bismärckische Parole nimmt Der gewiß nicht an. Europa wird unruhig; hört allzu viel von Berlin. Nur Worte? Krüger hätte den Krieg nicht gewagt, wenn er nicht auf Deutschlands Intervention gehofft hätte. Rußland wäre nicht, trotz Lis Warnung, bis nach Port Arthur gegangen, wenn Deutschland nicht den unseligen, unhaltbaren Pachtvertrag mit China geschlossen hätte. Persönliche Verstimmungen kamen hinzu; Hofklatsch von der Art dessen, der die coalition des trois cotillons herbeigeführt hat. Auch diesmal bewirkte er neue Gruppirungen. Im Schreiten schwoll das Gerücht. Ueberall sollte der Kaiser seine Hand im Spiel haben; in Budapest und Kairo, in Fez und Petersburg, in Christiania und Teheran. Auch die Ernstesten sagten sich: Dieser Mann plant eine Makedonenthat, trachtet nach ungeheurer Mehrung der Reichsmacht; und da er die Absicht nicht im Busen birgt, haben wir Zeit, uns gemeinsam gegen sein Sinnen zu sichern.

Das war die Zeit der Angst, der Kaisersuggestion, der Alliancenlockerung. Unter Berufung auf Wilhelms Reden empfahl sogar Sir Charles Dilke die Stärkung der Britenflotte. Und Eduard, der persönlich geärgerte, machte sich mit kühlem Kopf an die Arbeit. À Cobourg Cobourg et demi. „Der Islam, Nordamerika, die Skandinavenreiche der baltischen Küste können uns unbequem werden: und just mit Denen sucht der Herr Neffe anzubändeln. Nicht uns zur Wonne. Seine Marine soll (so stehts im Vorwort zum Gesetz von 1900) so stark werden, daß selbst die größte Seemacht in einem Angriffskrieg ihre Weltstellung verlieren würde; so stark, daß unsere Ueberlegenheit zum Bonmot von vorgestern wird. Wollen wirs im kalten Glanz unserer Insularvereinsamung abwarten? Oder Bundesgenossen werben? Die findet der Kluge überall. Denn nirgends sehnt man die Tage des bonapartischen Schreckens zurück; wünscht man das empire parvenu noch mächtiger zu sehen. Oesterreich selbst, Deutschland treuster Freund (und dieser treuste muß mit Slaven und Magyaren rechnen), wäre im Herzen seines Herzens, im deutschen Erbland, bedroht, wenn Deutschlands Gewalt weiter wüchse. Der ‚Schürzenjäger‘ wird Euch beweisen, daß er auch bei edlerem Waidwerk seinen Mann stellt." Japan zerfleischt Rußlands Ostflanke und jagt die Bewohner der pazifischen Kü-

sten in den Bereich des Lzun. Entente Cordiale mit Frankreich, die nach dem zweiten Akt des Marokkospektakels zur Herzenssache der Völker wird. Italien, Spanien, Portugal: Kleinigkeit. Allmählich wird auch Rußland für ein Bündniß reif. Werthvoll ists nur, wenn das sieche Zarenreich in Ostasien nichts mehr zu fürchten, wieder, wie vor dem mandschurischen Krieg, nur eine Angriffsfläche hat, die im Westen; also müssen die Japs sich bald mit ihm verständigen. In Skandinavien und Belgien thronen Verwandte. Holland zittert vor deutscher Expansion; hat auch keine Lust, deutschen Torpedobooten das Ausfallsthor zu öffnen. Amerika wird sich hüten, mit dem Patron des Tenno sich schlecht zu stellen. Oesterreich könnte Triest verlieren und in Albanien einen lästigen Nachbar bekommen; wird die Bundestreue also nicht aufs Aeußerste treiben. Bleibt der Islam. Der geht mit dem Stärkeren. Immerhin kann man die Kanalvettern schon schlecht behandeln ... Sie nehmens hin? Rühren sich nicht? Betheuern, daß sie nichts Böses im Schilde führen, nie über ihr schmales Sonnenplätzchen hinausgestrebt haben? Wartet mal! Eigentlich ists wahr. Gethan haben sie ja nichts; nur geredet und gestikulirt. Krüger ist nicht unterstützt, nicht einmal empfangen, das Sühneprogramm in China nicht mit gepanzerter Faust durchgedrückt, eine Machterweiterung in größerem Stil nie versucht worden. Unserem Cecil Rhodes wurde im Schloß gesagt, unzureichende Kenntniß der Verhältnisse habe die Jameson-Depesche diktirt. Am Ende war unsere Furcht grundlos? Machen wir die Probe auf das Exempel. Der Sultan des Westens harrt vergebens auf Germanenhilfe und kommt wehrlos unter Vormundschaft. Der Sultan des Ostens sieht die letzte Hoffnung auf das Pharaonenerbe schwinden und muß sich am Sinai vor dem Britenwink ducken. Nun haben wir auch den Islam. Wir hatten sicher geirrt. Wo war unser Auge? Blickt auf diese Tafelrunde. Philipp Eulenburg, Lecomte (den Tout-Paris nicht seit gestern kennt), Kuno Moltke, Hohenau, des Kanzlers Civiladjutant Below: Die träumen nicht von Weltbränden; habens schon warm genug. Eduard spricht von „Willys Spielzeug", sagt seinen pariser Prokuristen Delcassé und Clemenceau, von Deutschland sei, wenn man ihm nur durch kalte Entschlossenheit imponire, nichts zu fürchten: und erlebt bald danach die Genugthuung, daß Deutschland zweimal, vor und während der Marokko-Konferenz, von dem vor Aller Augen gewählten Standpunkt weicht.

Die Furcht vor dem arbiter mundi hat die neue Gruppirung der Großmächte vorbereitet. Die Mär von Guillaume pacifiste et timide ist gefährlicher. Früher hieß es: Deutschland ist unberechenbar, ein Element der Unruhe und plant Besitzrechtsänderungen, die wir nur gemeinsam, in Strategischer Front, hindern können. Jetzt heißts: Deutschland thut uns nichts; bellt

höchstens, beißt aber nicht; wenn wir grob werden und auf den Tisch hauen, giebts nach. Die Zeit der schlechten Behandlung ist gekommen. Die Offiziösen schreiben, der Kaiser werde nach Wien und nach Cowes gehen; hoffen, dem Wink mit dem Zaunpfahl werde die höfische Einladung folgen, und müssen, weil sie ausbleibt, das Gerücht, das sie selbst in die Welt gesetzt haben, für ein Lügengespinnst erklären. „Deutschland will Alles niederreiten, was sich ihm entgegenstellt? Wollens abwarten. Praestigia non terrent." Italien droht uns. Clemenceau, der sich im Sattel locker fühlt, wird unverschämter als je vor ihm ein Minister der Republik. In der France Militaire wird von Deutschlands „gewissenloser Raubgier" geredet; wird gesagt, der unvermeidliche Rachekrieg müsse bald nun beginnen. Wir haben keinen starken Freund; keinen, dem das eigene Lebensinteresse beföhle, unsere Sache zur seinen zu machen. Haben nur die Kraft und den stolzen Muth der Nation. Diesen Besitz, einen nicht geringen wahrlich, ohne Prahlerei zu zeigen, ist heute Pflicht. Pflicht auch, dafür zu sorgen, daß Niemand uns je wieder einschüchtern, auch der Uebermächtige nicht zur Devotion zwingen kann. Größe in Ruhe: das Monarchenideal.

## Langen und Bangen.

Was geschieht nun in dieser kritischen Zeit, über die nur ruhige Würde ungefährdet hinweghelfen könnte? Gelogen wird, daß die dicksten Balken sich biegen. Behauptet, nie habe bei uns Jemand daran gedacht, Englands Weltmachtstellung zu schwächen, gegen England zu rüsten. Manches ist in einem Lande möglich, dessen Kanzler unter wolkenlosem Himmel ringsum nur Freundschaft sieht und, zum Beispiel, ohne Hohngelächter zu ernten, erzählen darf, „bei den Begegnungen der Kaiser Wilhelm und Nikolai sei von inneren russischen Verhältnissen nicht die Rede gewesen". Manches. Soll aber auch der Brite solche Fibelgeschichte glauben? Der weiß Bescheid und kommt morgen vielleicht mit unwiderleglichen Zeugnissen vors Völkertribunal. Le secret de Polichinelle wird ängstlich gehütet; und was Abermillionen gehört haben, soll totgeschwiegen werden. Auch die Insolenz der Nachbarn. „Nicht der Rede werth. Die lassen ihr Heer noch lange nicht marschiren". Wahrscheinlich. Wer eine Ohrfeige eingesteckt hat, darf sich aber nicht wundern, wenn er mehr bekommt. Ein Friedfertiger, dem ins Gesicht gespien ward, mag freundlich fragen, ob der Regen wohl anhalten werde; merkt eines Tages, nach Stunden oder nach Jahren, aber, daß er auf den alten Respekt nicht mehr zu rechnen hat. Die dem Volk schuldige Anstandspflicht gebot den Regirenden, die pariser Frechheit schroff zurückzuweisen. Sie habens nicht gethan; haben ihr Preßgesinde ersucht, „über die ärgerliche, aber irrelevante Sache nichts zu bringen." So sorgen sie für das Ansehen

des Reiches. Wunderts Euch? Herr Professor Schmoller, der mit Recht berühmte Wirthschafthistoriker, hat in einem (in der Neuen Freien Presse veröffentlichten) Artikel, dessen falsche, dem deutschen Namen schädliche Behauptungen hier noch widerlegt werden sollen, gesagt: „Die deutschen Bundesregirungen wollen den Frieden um jeden Preis erhalten." Nicht etwa tadelnd: rühmend gesagt. Um jeden Preis! Regirende Männer von so erbärmlicher Gesinnung müßte das mündige Volk mit dem Gassenbesen von ihrem Pfründnerplatz fegen. Und ein Weltfremdling, der solchen Jammer gar noch lobt, kann von der wahren Lage des Deutschen Reiches nicht mehr wissen, als in der Zeitung steht.

Da steht ja genug. Nach Herrn Heinrich von Tschirschky und Bögendorff (den die Zunftgenossen, in dankbarer Erinnerung an die von David Kalisch erdachte, von Bismarck bewunderte Gestalt eines ewigen Quartaners, Carlino getauft haben) war nun auch der Reichskanzler, dem dieser Staatssekretär zugefügt ist, in Italien. „Einer mag überwältigt werden, aber Zween mögen widerstehen, denn eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht entzwei": also spricht der Prediger Salomo. Beide haben ungemein viel geredet, den Römern viele Kränze (aus Papierblumen) gewunden; und sind, als sie heimgekehrt waren, leider nicht barsch gefragt worden, obs nöthig war, durch fruchtlose Umschmeichelung Italiens ihr Vaterland lächerlich zu machen. Als Herr von Tschirschky dann gar in einem offiziösen londoner gegen ein offiziöses pariser Blatt polemisirte und den Engländern seine Toggenburgliebe erklärte, wurde diese bisher unerschaute Diplomatenleistung zwar an einzelnen Stellen, sogar von engeren Landleuten des großen Hosterwitzers, getadelt, dem Staatssekretär aber nicht gerathen, schleunig wieder den Gesandtendienst in Luxemburg zu übernehmen, wo er (ein anderes selbständiges Amt war ihm im Ausland noch nicht anvertraut) das Reichsinteresse niemals geschädigt hat. Da stehen all die Lobsprüche, die Herr Charlemagne Tower, der Botschafter der Vereinigten Staaten, dem Deutschen Kaiser zu spenden geruhte. „Ein Mann von genialer Voraussicht. Einer der weisesten Souveraine und größten Staatsmänner unserer Zeit. Schon durch seine Persönlichkeit verleiht er dem Deutschen Reich einen bestimmten Charakter." Und so weiter. Schmeckts? Wie amerikanischer Speck. Von Eduard, Victor Emanuel und anderen Gekrönten, die doch leidliche Geschäfte machen, wird nie so geredet; am Ende wünschen sies nicht einmal.. Was bringt die Zeitung noch? Bülow locutus. Zu Blaserna, Cirmeni und Deutschenfreunden von ähnlichem Kaliber. „Der Dreibund wird immer fester, die Intimität Italiens mit Deutschland immer inniger. Kein Interesse, keine politische Frage trennt die beiden Länder. Ihr Cavour war das Modell unserer Staatsmänner (also Bismarcks). Unser Kaiser will jetzt Apulien lanciren, wie er Norwegen lancirt hat." Ueber

alle Maßen. Herr Cirmeni hat in der Stampa gesagt, die marokkanische Schwierigkeit sei nur entstanden, weil der Kanzler zusammengebrochen war und eine „alte Bureauratte" (Herr von Holstein) auf dem Aktenberg kauerte. Der Kanzler widerspricht doch? Ehe er zusammenbrach, war ja Deutschland zusammengebrochen. Er vertheidigt sicher den Mann, der ihn Jahrzehnte lang protegirt, nach Rom und dann, via Phili, nach Berlin gebracht hat? Nein. „Ich danke Ihnen für die liebenswürdigen Worte, die Sie mir neulich in der Stampa gewidmet haben." Thut nichts; der „verehrte Freund" schwört wohl trotzdem noch drauf, daß der Kanzler in gesunden Tagen nie von ihm gelassen hätte.

Das geschieht in dieser ernsten Zeit. Nun wissen wirs. In London und in Rom wird mit Supplikanteneifer um Liebe geworben. Ueber widrige Schmeichelrede dankend quittirt. Von Offiziösen immer wieder erörtert, ob der Kaiser nach Cowes gehen werde. Nach Allem, was er von Eduard, Eduards pariser Oberclerks, Eduards Privatsekretär, was Deutschland von dem britischen Weltconcern erfahren hat. Statt zu sprechen: „Auf die Abrüstungfrage bekommt Ihr von uns keine Antwort; was darüber zu sagen war, hat Schwarzhoff 1899 gesagt", statt durch ruhige Festigkeit unziemliche Zumuthung von vorn herein abzuwehren, muß der Ferienleiter der internationalen Politik des Deutschen Reiches über den Kanal rufen, die Erörterung dieser Frage sei uns ganz recht und er hoffe, „der engere Aneinanderschluß Deutschlands und Englands werde Fortschritte machen." Ist nun der Gipfel erklommen? Noch nicht.

## Theaterpolitik.

Vor acht Tagen, als ich die Unverschämtheit des Herrn Clemenceau geschildert hatte, sagte ich: „Im Allgemeinen ists nicht Sitte, mit einer Regirung, die ihre Sehnsucht nach der Gelegenheit zum Krieg so offen, ohne jede Schonung des Nachbars, ausgesprochen hat, noch weiter freundlich zu verkehren. Wir thuns." Thun noch viel mehr. Drei Tage nach der Kammersitzung, in der Clemenceau und Picquart sich zu der Hoffnung auf einen nahen Rachekrieg gegen Deutschland bekannt haben, giebts am Quay d'Orsay ein Galafrühstück. Fürst Albert Honorius Karl von Monaco, die Botschafter Radolin und Jules Cambon, die Minister der Marine und der Oeffentlichen Arbeiten, der monegassische Gesandte, die Komponisten Saint-Saëns und Massenet, der (auf Nordlandfahrten von Wilhelm ausgezeichnete) Chokoladefabrikant Menier sind die Gäste des Herrn Pichon, der als flinker Handlanger Clemenceaus für das internationale Geschäft der Republik sorgt. Paris lächelt. Judet nennt Albert Honorius einen Kuppler und schließt einen lustigen Artikel mit dem Satz: Les entremetteurs sont parfois indispensables, mais on ne les reçoit pas publi-

quement à table avec des honneurs exceptionnels! Am nächsten Tag reist der Fürst nach Berlin; pour assister aux représentations données, sous ses auspices, par les artistes français du théâtre de Monte-Carlo. Den Bruttoertrag dieser Vorstellungen schenkt er dem Deutschen Kaiser. Der will damit das Leid armer Landsleute lindern, in großem Stil Wohlthätigkeit üben. Er sitzt jeden Abend mit seiner Frau und seinen Kindern neben dem Fürsten im Hoftheater. Lobt den Manager, die Sänger und Sängerinnen wie kaum je Einen, der sich um deutsche Kunst verdient gemacht hat. Hat den Fürsten täglich zweimal zu Tisch und ist vorher und nachher Stunden lang mit ihm zusammen.

Dieser Fürst, der einzige Selbstherrscher im Westen Europas, gebietet über ein Ländchen, in dem sechzehntausend Menschen leben, dessen Grenzen fünf Offiziere und siebenzig Soldaten bewachen und dessen Budget mit ungefähr drei Millionen Francs balancirt. Seinen Luxus, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen (er treibt eine allen Reportern sichtbare Tiefseeforschung), bestreitet er aus dem Ertrag der Spielbank von Monto Carlo, des auch als Mädchenfleischbörse weltberühmten Kasinos. Seine erste Frau, eine Douglas-Hamilton, ist ihm bald weggelaufen; seine zweite, eine ins herzogliche Haus Richelieu geschmuggelte Heine, hat ihn (nur?) mit dem Komponisten Isidore de Lara so ungenirt betrogen, daß Witzbolde, längst bevor es zum lauten Skandal und zur Scheidung gekommen war, an die Mauer des Fürstenpalastes geschrieben hatten: Monseigneur, ici dort De Lara! Familienpech. Die Oper, ein Starttheater älteren Schlages, hat die Aufgabe, die Fremden, die gerade nicht an der Roulette sitzen oder Trente-et-Quarante spielen wollen, für den Verkehr mit Cocotten aber zu müde sind, zu unterhalten, zu neuer Spiellust und Paarung zu stacheln. Nicht Kunstinstitut: Aphrodisiakum. L'absynthe du mauvais lieu. Auf Einnahmen ist sie nicht angewiesen; könnte nie verdienen, was sie zur Existenz braucht. Der Fürst giebt eine im Verhältniß zur Spielzeitdauer ungeheure Subvention. Er kanns. Was liegt daran, ob in einer überfüllten Spielhölle, einem Riesenbordell feinster Klasse die Spesen ein Bischen höher sind? Die gute Laune der stimulirten Kundschaft bringts hundertfach wieder ein.

Zum Moralprediger fehlen mir alle Weihen. Wer hazardiren, Frauen, die sich anbieten, fürs Bett miethen will: ich schelte ihn nicht; schätze ihn wegen so menschlicher Fleischesschwachheit noch nicht geringer. Dem aber, der aus Hazardspiel und Kuppelei Gewinn zieht, haben wir Alle wohl immer die Hand geweigert; wenn er nicht in Lumpen und Elend vor uns stand. Ein Gastwirth, der Glücksspiele duldet, verliert die Konzession und wird eingesperrt. Ein Hausbesitzer oder Miether, der in seinen Räumen illegitimen Geschlechtsverkehr erlaubt, wird als Förderer der Unzucht bestraft. Ein Schreiber, der behauptet hatte,

Leopold von Belgien habe eine Spielbank gegründet, ist vom höchsten deutschen Gerichtshof ins Gefängniß geschickt worden. Albert Honorius betreibt das Geschäft nicht selbst (Das würde sich für eine Hoheit ja nicht passen); er hat die Spielbank mit Allem, was drum und dran hängt, verpachtet. Ist er dadurch entlastet? Kaum vor dem Kriminalisten. Vor dem Moralisten belastets ihn schwerer, als der offene Geschäftsbetrieb vermöchte. Der olle ehrliche Tiefseeforscher duldet auf dem schönsten Fleck seines Gebietes die geräumigste Hazardhölle und den größten Hetärenmarkt Europas: und zieht reichen Gewinn daraus. Weil ihm nebenbei auch um den Verkehr mit der eleganten Welt zu thun ist, schiebt er einen Pächter vor und entschließt sich, den Profit mit ihm zu theilen. Lucri bonus est odor ex re qualibet: ist die Losung dieses Erlauchten, der noch einen neuen Vespasian gewiß recht altmodisch fände. Er mag persönlich ein ehrenwerther Mann sein; das Geld in seinem Säckel stinkt abscheulich. Zweck der Gastspielfahrt nach Berlin: Reklame für Monte Carlo. (Das ist ja überhaupt der wichtigste Zweck dieser kunstwidrigen Prunkoper.) Der wird erreicht. Wochen lang vorher dröhnt schon der Gong. Als die Sängerschaar abfährt, hüpft rasch noch der Holzbock, die ordinäre Zecke des Lokalanzeigers, in den Zug; und brummt uns dann die Ohren voll. Dieses jammervolle Menschenkind (keine Großstadt der Erde hat seinesgleichen, keine würde es drei Tage lang als Wortführer dulden), das Gayarre schreibt, wenn es Gailhard, den Direktor der pariser Oper, meint, mit der französischen Sprache also nicht vertrauter sein kann als ein Vorpommer mit der zum ersten Mal von der Lippe des Südseeinsulaners gelesenen, und das den vom Bücherrevisor beglaubigten 243 758 Abonnenten bei passender Gelegenheit schon von „Dantes commedia dell'arte" erzählt hat, schwatzt nun über französische und italienische Opernkunst das Blaue vom Himmel. Jeder Abend wird zum „gesellschaftlichen Ereigniß" umgelogen. Das Publikum will nicht recht heran; denn die Preise sind aufs Dreifache des Normalsatzes erhöht und die Leistungen bleiben (wenn man die des Bassisten Chaliapine ausnimmt) um eines Kraterschlundes Tiefe unter denen der Königlichen und der Komischen Oper. Man vertheilt Freibillets; und der Einpeitscher quält sich in Schweiß. Endlich muß es doch gelingen. Wohlthätigkeit! Jede Vorstellung kostet den kunstsinnigen Fürsten fünfzigtausend, sechs Abende kosten ihn also dreihunderttausend Francs. Und über die Bruttoeinnahme verfügt der Kaiser nach Belieben. Völkerverbrüderung! Die der französischen Theaterkunst (zweiter Garnitur) erwiesene Ehre versöhnt uns die Republik. Nach Raoul Gunsbourg (aus dem Balkanghetto) werden auch Massenet und Saint-Saëns (der Holzbock schreibt vielleicht Massnais und Cincers) vom Kaiser empfangen. Und gleich nach ihnen kommt Jules Cambon. „Mit Dem bringe ich die Geschichte rasch in Ordnung, wenn ich ihn hier habe": so hieß es schon im Winter.

Die Noth deutscher Menschen kann ohne Subsidien aus Monaco gelindert werden. Braucht der Kaiser noch größere Dispositionfonds: im Reichstag oder im Landtag sind sie zu fordern. Daß er den Stipendiaten des Spiel- und Kuppelsaales nicht gern in sein reines Haus aufgenommen hat, müssen wir glauben. Er thats wohl nur, um seinen alten Wunsch erfüllt zu sehen: Versöhnung Frankreichs! Albert Honorius ist Vasall und politischer Agent der Republik. War im Fall Dreyfus und während des Marokkostreites für sie thätig. Nicht zu unserem Heil; in den Algesiraswochen hat mancher deutsche Diplomat ihn verwünscht. Daß er auch pacifiste von der Suttnersorte ist, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Hat ihn wirklich nur das Reklamebedürfniß zu uns geführt? Wollte der Tiefseeforscher für französische Rechnung im Trüben fischen?... Als Bismarck die antibuddhistische Zeichnung sah, die der Kaiser entworfen und in die weite Welt gesandt hatte, sagte er: „Unsereinem ist im Lauf der Jahre doch Manches eingefallen; nie aber, daß man auch mit Bildern Politik treiben könne.“ Jetzt halten wir bei der Theaterpolitik.

## Lecomte, Cambon & Co.

Frankreich will Konzessionen. Im Gleisbezirk der Bagdabahn? Die ist, trotz dem Geräusch, das ihre Kindheit umtoste, ein Wirthschaftunternehmen; vielleicht nicht von allen Betheiligten als solches gedacht, doch in praxi dazu geworden. Der immer, auch von Witte schon oft, erneute Versuch, Deutschland dunkle Kolonialpläne zuzuschreiben, deren Ziel Mesopotamien, deren Stützpunkt der Persische Meerbusen wäre, hat nur den Zweck, Englands entente mit dem Zarenreich zu erleichtern. Frankreich hat nichts zu wollen, Deutschland nichts zu gewähren. Jetzt nicht. Nach dem eben erst Erlebten kann unsere Höflichkeit gar nicht kühl genug sein. Hat sie noch den richtigen Grad? Als die trefflichen Minister mit der Vorarbeit fertig waren, kam der kluge Herr Cambon. Wurde am nächsten Morgen schon vom Kaiser und von dessen Frau empfangen, für den Lokalanzeiger interviewt und photographirt. Staatsmann ersten Ranges, versteht sich, und Friedensbote. Seine Ansprache war korrekt. Die Antwort des Kaisers viel wärmer. Am siebenundzwanzigsten März hatte der französische Ministerpräsident das Nahen des Rachekrieges gegen Deutschland vorausgesagt. Am achten April sprach der Deutsche Kaiser zu dem Botschafter der Republik wie zu dem bewährten Vertreter einer zuverlässigen Friedenspolitik. Und die Brüder Cambon haben uns vor und nach dem Tag von Tanger doch mehr Aerger bereitet als Beelzebub Delcassé. Wir habens wieder einmal sehr eilig. Wohin soll die Reise gehen? Nach Paris oder nur in den Haag? Das Nordseeklima ist gefährlicher als das der andalusischen Küste.

# Ernst von Bergmann.

Nun sind die Trauerlieder ausgesungen, die letzten Wortgrüße, die Liebe und Ehrfurcht zollten, verhallt und die Blumenkränze beginnen zu welken, mit denen der letzte Weg eines Mannes von seltener Art, prunkvoll, wie es einem Leben voll von Erfolg und Glanz gebührte, geschmückt worden ist. Ernst von Bergmann, bei dessen Namensklang den Herzen Derer, die ihn kannten, ein wärmerer Lichtstrom, als ihn der Alltag kennt, zuzufließen scheint, ein Mann, aus dessen Art und Wesen schon bei seinen Lebzeiten etwas Klassisches, Bedeutendes, Unvergeßliches hervorleuchtete, sank in die Todesgruft und zugleich, um die Osterzeit, glitt er hinüber in die Ehrenhalle der Unsterblichen. Nun gehörte er nicht mehr der eben tagenden Deutschen Gesellschaft für Chirurgie an, unter uns weilend als ein Führer auf der Kommandobrücke; er trat hinüber in jene erlesene, stumme Gemeinschaft großer Toten, von deren lebendigem Wirken unter den Nachlebenden bald der kalte Griffel der Geschichte zu berichten hat. Freilich: der Schatten, den sein Heimgang über die diesjährigen Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie warf, wird genug Lichtstrahlen besitzen, um auf neue Bahnen, weite Wege, begehrenswerthe Ziele hinzuweisen.

So mag sein Scheiden und das Tagen der weltberühmten ärztlichen Versammlung ein willkommener Anlaß sein, auch einmal vor einem größeren Forum das Leben und das Wirken Ernsts von Bergmann zu beleuchten und damit den Pfaden nachzuspüren, welche die deutsche Chirurgie vor ihm, mit ihm und nach seinem Rath gegangen ist.

Ernst von Bergmann entstammte dem russischen, im Kern deutschen Livland, wo er in Riga 1836 als Sohn eines Pfarrers geboren wurde. Er konnte in seiner volltönenden Sprache, die er so meisterhaft beherrschte, niemals den Heimathklang verleugnen; die scharfen, etwas harten, explosiv hervorgestoßenen Konsonanten der Deutschrussen, die den preußischen Dialekt gleichsam zur Uebertreibung zu bringen scheinen, waren auch bei ihm voll und unverkennbar ausgeprägt, oft unendlich drastisch zur Geltung kommend, wenn er kurze Aphorismen im Idiom der Heimath prägte. „Wenn Einer das Genick bricht, stirbt er“: so schloß er einst sein Gutachten vor Gericht nach der Frage, ob Jemand von einem Bruch der Halswirbelsäule mit dem Leben davonkommen könne. Meist freilich war das heimathliche Idiom bei ihm abgemildert durch eine ungewöhnliche Grazie der Sprechweise. Sein Redeton konnte etwas unendlich Verbindliches, Diplomatisches, Verlockendes erhalten, aber auch eben so schwerterscharf in die Diskussion hineinschwirren. Ich werde noch mehrfach auf die Macht von Bergmanns eminenter Sprachgewandtheit hinzuweisen haben; hier sollte nur bemerkt werden, daß er mit den Wurzeln seines Wesens tief in den

Heimathboden hinabreichte (wie ja wohl schließlich jeder ganz Große). Wenn schon die Sprache, dieser Verräther und zugleich Hehler innerlichster Vorgänge, den Einfluß des Jugendlandes verrieth, so war dieser Einfluß auf seine tiefsten Ueberzeugungen noch viel deutlicher fühlbar. Er war im Elternhaus gewohnt, die Dinge im Bann der ewigen Mächte zu betrachten, und ist, wie der befreundete Geistliche an seinem Sarge uns zu unserer Ueberraschung gesagt hat, sein Leben lang tief religiös gewesen. „Lobe den Herrn meine Seele": war sein Lieblingslied (was auch in musikalischer Beziehung keinen schlechten Geschmack verräth); die Frage der Unterrichtsreform mit ihrer Tendenz, die Religion aus der Schule zu entfernen, habe ihm schweres Bedenken erregt, er sei darauf gefaßt gewesen, öffentlich für die Religion im Herrenhaus, dessen Mitglied er auf Wunsch seines Kaisers geworden war, einzutreten, weil „sie das Beste sei, was wir aus der Jugend hinüberretten." Als das letzte Stündlein kam, hat Bergmann in Demuth betend sich an seinen Gott gewandt. Es ist von großem Werth, zu wissen, daß ein Mann dieses Schlages also kein Materialist war, daß er, trotz medizinischer Schulung, einen religiösen Unterstrom in sich bewahrte, aus dem seine Begeisterung für alle Thaten der Nächstenliebe eine verborgene Speisung erfuhr. Er hatte, trotz aller Weltlichkeit und trotz der Fülle seiner Naturwissenschaft, nicht das Beten aus der Kinderstube und nicht seinen Heimathglauben verlernt. Auch seine Liebe zur russischen Heimath mag oft auf eine harte Probe gestellt worden sein; so, zum Beispiel, als ihm die Gnade des russischen Kaisers den petersburger oder kiewer Lehrstuhl der Chirurgie anbot und er zugleich einen Ruf nach Würzburg (1878) erhielt. Gern hätte gewiß der Zar einen so bewährten Mann dem russischen Reich erhalten; und Bergmanns Rede auf dem Schlachtfelde von Plewna hat bewiesen, daß ihm seine Entscheidung für das deutsche Vaterland nicht leicht geworden sein kann. Hatte ihm doch die russische Heimath seine ganze Erziehung und Bildung geschenkt. In der Privatanstalt Birkenruh bei Wenden wurde er nach mehrjährigem Unterricht im Elternhaus für das Universitätstudium vorgebildet, das er von Anfang bis zu Ende in Dorpat absolvirte. Nach Dem, was Bergmann gelegentlich aus seiner Studentenzeit erzählte und nach der humorvollen Fröhlichkeit, die ihn beim Pokuliren erfassen konnte, muß er ein lustiger, ja, ein ausgelassener Bruder Studio gewesen sein; wenigstens hatte er als junger Assistent in Dorpat noch keineswegs das Vergnügen an lustigen Studentenstücklein verloren und ein Bischen Schalkhaftigkeit saß ihm trotz hohen Aemtern und Würden doch wohl immer im Nacken. Nicht Viele werden von seinem herzigen, kindlichen Humor Etwas zu kosten bekommen haben; den meisten Kollegen gab er sich zwar höflich und ohne Zwang, doch mit einer gewissen Reserve und Zugeknöpftheit.

Bergmann promovirte im November des Jahres 1860 in Dorpat. Seine

Doktorarbeit betraf die Wirkungen von Balsamen auf den thierischen Körper. Sehr bald darauf erhielt er eine Assistentenstelle an der dortigen Chirurgischen Universitätklinik, die von den Professoren von Adelmann und von Oettingen abwechselnd geleitet wurde. Vier Jahre später habilitirte er sich als Privatdozent für Chirurgie. Eine Studienreise führte ihn nach Wien und Berlin und 1866 folgte er dem Ruf des Generalarztes Wagner in Königsberg als dessen Außerordentlicher Assistent und ging, dem Generalarzt dauernd attachirt, mit in den preußisch-österreichischen Feldzug. Im Jahr 1870 war er gerade im Physiologischen Institut des Professors Kühne in Amsterdam beschäftigt, als der Krieg ausbrach. Er eilte nach Berlin und fand in der ärztlichen Armeereserve eine Anstellung, die ihm ermöglichte, die Schlachten von Weißenburg und Wörth mitzumachen. Er hatte das Glück, den beiden größten lebenden Chirurgen nach Langenbeck, Billroth und Volkmann, bei ihrer schweren Arbeit helfen zu dürfen: in Mannheim, wo ihm das Kriegs-Reserve-Lazareth „Seilebohn" übertragen wurde. In Karlsruhe war er eine Weile in einem Barackenlazareth angestellt und machte später die Fahrten nach Belfort und Paris mit dem badischen Sanitätzug mit. Nach 1871 kehrte er nach Dorpat zurück, wo er noch im Juli des selben Jahres zum Nachfolger seines Lehrers Adelmann ernannt wurde. In verhältnißmäßig jungen Jahren also hatte er Gelegenheit, den größten Schauplatz chirurgischer Massenarbeit, den Krieg, und seinen Regen chirurgischer Verletzungen zu schauen. Was ein ganzes Menschenleben an Beobachtung in Friedenszeiten nicht zu betrachten gestattet, streute hier ein einziges Jahr vor den staunend sich weitenden Augen des jungen Chirurgen aus. Es war ergreifend, Bergmanns lebhaften Schilderungen aus dieser Zeit zu lauschen; sein offener Blick und sein warmes Herz sahen und empfanden neben all dem Verblüffenden im rein chirurgischen Sinn auch die tiefe, der ganzen Menschheit in einem Kriege geschlagene Wunde, die grenzenlose Trauer, die mit solcher Menschheitkatastrophe hereinbricht. Hier und später im russisch-türkischen Krieg (1877), den er im Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch mitmachte, hat Bergmann all Das gesehen und gelernt, was er später für die Pflege und für die Schonung Verwundeter empfahl. Noch war ja die Zeit für die Antisepsis nicht reif. Zwar hatte Lister schon 1869 seine ersten Arbeiten veröffentlicht, schon hatte ein deutscher Stabsarzt, Schulze, die ersten Lobeshymnen auf das Verfahren zur Vermeidung der Wundzersetzung durch Mikroorganismen begonnen; aber noch lange Zeit verging, ehe die Methoden Listers, des großen Menschheitwohlthäters, Allgemeingut der Aerzte waren. Was Wundfäule, Ruhr, Cholera damals unter den Augen Bergmanns, der als Konsultant-Chirurg der Donauarmee die Schlachten bei Plewna, Felisch und Gornji-Dubnick mitmachte, in dem russischen Heer angerichtet haben, mag sich als eine große Sehnsucht nach Besserung dieser fürchterlichen Verhältnisse so stark im Her-

zen Bergmanns verdichtet haben, daß er einer der ersten und glühendsten Befürworter der strengen Methoden Listers (des nun Achtzigjährigen) wurde, schon zu einer Zeit, als noch ein Billroth kühn genug war, Volkmann zu verspotten, der glatt auf den listerischen Schwindel hineingefallen sei.

Während Bergmann von 1878 bis 1882 in Würzburg als Lehrer der Chirurgie lebte (in verhältnißmäßig stiller, gleichsam vorbereitender Organisation des klinischen Dienstes), festigte sich in ihm ein neues Programm der Wundbehandlung. Bergmanns ganze Bildungrichtung war bisher durchaus anatomisch-physiologisch gewesen. Sein inniger Verkehr mit dem genialen Physiologen des Blutes, Alexander Schmidt in Dorpat, mag ihm wohl die physiologisch-chemische Tendenz gegeben haben, die sich in seinen ersten bedeutenden Arbeiten über „Das putride Gift", „Die Fieber und Entzündung erregenden Wirkungen der Produkte des fauligen und entzündlichen Gewebszerfalles", „Das Sepsin" offenbart. Bergmann war hier, in seiner kräftigsten Manneszeit, also ganz auf dem Boden der Humoralpathologie, ganz den Theorien zugeneigt, die alle Krankheiterscheinungen aus einer chemischen Alteration des Blutsaftes herzuleiten sich bemühten. Wie es kam, daß er später, in seinem Alter, diesen Anschauungen seiner besten Jahre abhold wurde, wird noch kurz erwähnt werden. Zunächst war Würzburg für ihn die Quelle, aus der er Virchows Fundamentalsätze von den Zellen als den letzten biologischen Einheiten schöpfte. Da entstand die von Pasteur begründete, von Lister früh und vorgreifend in die größte praktische Konsequenz übertragene, von Koch durch geniale Methodik zu einem neuen biologischen Riesenarbeitfeld grandios erweiterte Bakteriologie. Wohlgerüstet mit den Waffen aus allen vorhandenen Arsenalen, kam Ernst von Bergmann 1882 im August nach Berlin, ein bis dahin völlig unbekannter Mann und doch der Nachfolger eines Bernhard von Langenbeck. Damals kursirte ein von dem greisen Bardeleben geprägtes Wort: „Weiß der Himmel, wo gerade Den wieder der Minister ausgegraben hat"; womit angedeutet werden sollte, wie wenig man sich von dem bisher stillen Unbekannten versprach. Es war die spannungvolle Erwartung vor einem Sturm. Ich selbst war Zeuge des jähen Wandels der Dinge, als letzter Famulus (Koassistent) von Langenbeck und als übernommener Famulus des neuen Herrn. Vor unserem Auge vollzog sich eine verblüffende Neuordnung der Dinge, die zu den interessantesten Kapiteln meiner medizinischen Erinnerungen gehört. Vor dem entschlossen zupackenden Griff des eben gelandeten Eroberers blieb kaum ein Stein auf dem anderen. Ein bis in die letzten Einzelheiten ausgearbeitetes System des antiseptischen Drills wurde mit der Strenge und Pedanterie einer militärischen Instruktion den alten, liebgewordenen Gepflogenheiten gegenübergestellt. War Langenbeck ein Genie gewesen, dessen sichere, elegante Aristokratenhand seine fast ausschließlich von ihm selbst erfundenen Operirmethoden demonstrirte, wie

ein Virtuos sein Anderen unerreichbares, staunenswerthes, nur ihm gegebenes Können, war Langenbeck der Geist und die Seele der Chirurgie selbst, so glich sein Nachfolger einem großartigen Organisator der überkommenen, zusammengefaßten und in einem System lehrbaren Ideen der Vergangenheit und der Gegenwart. Wie Moltke, die Ideen des großen Friedrich und Napoleons verschmelzend, einer Armee die Mittel aufzwang, zu siegen durch Manöverübungen und den vielverschrienen preußischen Drill, der uns doch ein Vaterland zusammenschweißte, so verstand Bergmann, das Ueberlieferte, das genialisch Verstreute zu fundamentiren und mit allen Mitteln des Diktators den Schülern aufzuzwingen. Trotz allem Kopfschütteln im Anfang und dem hämischen Vermissen des eigentlich Genialen, das man doch an Langenbeck gewohnt sei, ist es heute zweifellos, daß von der durch Bergmann angebahnten Erziehung zu einer Technik des chirurgischen Gewissens gegen den Leidenden der größte Segen ausgegangen ist. Erst mit diesen Methoden im Tornister, die bis ins Kleinste zur Wirksamkeit gegen die Bakterien ausgeklügelt waren, konnte jeder Rekrut die Anwartschaft zu einem General in sich fühlen. Die Genies mochten für sich selber sorgen; hier hieß es erst einmal: Griffe üben, sich halbe Stunden lang vorbereiten, eine stete présence de danger abtaxiren lernen, ehe man daran gehen durfte, Schlachten zu schlagen. Mag sein, daß Bergmann nicht der Erste war, der den großen Schritt von der Bekämpfung der Bakterien (Antisepsis) zur Methode der Fernhaltung der Bakterien (Asepsis), vom Irrthum zu der in der Schale verborgenen Wahrheit gewagt hatte, mag auch dem hochverdienten kieler Chirurgen Neuber der Ruhm bleiben, fast Alles vorher schon erfüllt zu haben, was Schimmelbusch und Bergmann zu einem anscheinend nagelneuen System zusammenstellten: Bergmann war doch der Mann, aus dessen Hand der volle Segen der Gedanken und Thaten Lawson Taits und Neubers hervorging. Mag nun auch Neuber dem großen Organisator dankbar sein: durch ihn sind seine Werke des bleibenden Bestandes um so sicherer.

In jenen ersten Tagen der Neuordnung war eines Morgens ein zwölfjähriger, auffallend schöner Knabe aus Schöneberg in die Klinik eingeliefert worden, der nach einer Verletzung am Fuß schwere Anfälle von Wundstarrkrampf bekommen hatte. Obwohl die Wunde mit größter Sorgfalt geöffnet und desinfizirt worden war, wiederholten sich gegen Abend die Krämpfe und Bergmann beauftragte uns jüngere Famuli, bei dem Kranken die Nacht zu durchwachen und jeden Anfall mit Chloroform-Narkose zu bekämpfen. Drei Uhr nachts war es, als sich plötzlich die Thür aufthat und der neue Chef im Frack und vollen Ordensschmuck eintrat, um nach dem Kinde zu sehen. Er schlug die Decke von dem tief Betäubten zurück und sprach ergreifende Worte: über die Griechenschönheit dieses jungen Leibes, über den Segen der Narkose und über das Mysterium des Todes. Wir waren erschüttert, als er trauernd

dem sterbenden Kinde über die Stirn strich und dann sinnend davonging. Die Szene hatte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Niemals in meinem Leben hatte ich einen Menschen so hinreißend, so wehmüthig tief und so ganz im Ton einer ärztlichen Priesterschaft am Krankenbett reden hören.

Und wie brach der zündende Strom seines Vortrages im Kolleg hervor! Welches Temperament, welche Begeisterungfähigkeit für die gestellten Aufgaben, welche Fülle und Gegenwärtigkeit des Fachwissens, welche Beherrschung aller Hilfswissenschaften, namentlich der Pathologischen Anatomie! Wir, die Bergmann und Virchow hörten, hatten stets den Eindruck, Bergmann sei dem Klassiker namentlich auf dem Gebiete der Pathologischen Anatomie der Knochen mindestens ebenbürtig; so völlig beherrschte er jedes histologische Detail. Wie im Kolleg durch den Schwung seines Vortrages, so begeisterte er im Anatomiesaal durch unermüdliche Hingabe an die Sache. Schon um sechs oder sieben Uhr früh war er in der Charité. Seine Kraft schien unerschöpflich. Sechzehn Stunden währte, so sagte der Priester an seinem Sarg, sein Normalarbeitstag; und doch hat in den Stunden der Ruhe niemals ein Leidender umsonst an ihn appellirt. Seine Familie habe ihn kaum je ermattet, sondern stets in mitempfindender Liebe für jeden Einzelnen bedacht, auch an den Tagen schwerster Pflichterfüllung, gesehen. Kein Wunder; er hatte zu den Seinen ja das Wort gesprochen: „Man ist nicht zu seinem Glück auf der Erde, sondern dazu, es Anderen zu bereiten." Bedenkt man, daß Bergmann trotz der Arbeitlast ein Freund der Geselligkeit war, so steht man staunend vor der Hünenhaftigkeit dieser urgesunden Natur. Von seiner Macht der Rede und seiner dabei noch in spätesten Abendstunden herzgewinnenden Frische waren wir oft Zeugen in der Medizinischen Gesellschaft, in der Aerztekammer, in den Sitzungen der Aerztlichen Rettungsgesellschaft. Er hat all seine reichen Gaben in den Dienst seines Berufes gestellt, war ein Diplomat und Weltmann, wo es galt, die Mittel für Stiftungen großen Stiles zu beschaffen, überredete spielend große Künstler und Millionäre zu Wohlthätigkeitleistungen und wußte stets die für den Zweck geeigneten Männer zu finden.

Seine größten Segenswirkungen aber hat er erzielt durch die Schulung seiner Assistenten und Hörer; denn dadurch wurde seiner Wissenschaft und Kunst die ausgedehnteste Verbreitung. Was in der Hand so geschulter Chirurgen das Messer zu leisten vermochte, weiß heutzutage ja auch der Laie aus seiner Zeitung zu gut, als daß hier der Triumphzug im Einzelnen beschrieben zu werden brauchte, den die aseptischen Methoden unter Bergmanns, Billroths, Czernys, Miculiczs und Anderer Führung angetreten haben. Keine Körperhöhle, und sei es die Hülle des Herzens oder sogar dieser tiefgelegene Sprudel des Lebenssaftes selbst, war so verborgen, daß nicht Messer, Säge und Scheere, Nadel und Unterbindungfaden des Chirurgen zu ihnen hindurchreichte; kein Organ, ei es Magen, Darm, Niere, Milz oder Leber, an dem nicht kühnste, das Leben

rettende Eingriffe gewagt werden konnten. Bergmann selbst war es, der in vorbildlicher Weise die Kapsel des geistigen Geschehens eröffnen und einer großen Zahl krankhafter Zustände am Gehirn, dieser mächtigen Seelencentrale, chirurgisch beikommen lehrte. Bergmann und die Klinik in der engen Ziegelstraße wurden Kraftquellen, von denen aus die Chirurgie der ganzen Welt Licht und Arbeitstoff bezog. Er hat bis zum letzten Athemzug dieses Leuchtfeuer mit eigener Hand genährt; auf höchster Warte hat er Ausschau gehalten, ob rings im Land und darüber hinaus nicht Fackeln aufleuchteten, deren Gluth der von ihm gehüteten Flamme zu gewinnen sei. Freilich hat er auch manchmal geirrt und einen Brand, der kläglich verlosch, für ein Himmelslicht gehalten. So, als er in heller Begeisterung dem Taumel der Tuberkulinimpfung zündende, leider nicht langlebige Worte lieh. Als er dann die modernen humoralpathologischen Lehren Behrings ablehnte, sagte er im Hinblick auf seine Parteinahme für das Tuberkulin wehmüthig: „Sie begreifen, meine Herren: als gebranntes Kind scheue ich das Feuer!" Wohl hat er hier und da Dingen, die Zukunft in sich hatten, mit allzu hartem Hemmungdruck das Aufkommen schwer gemacht; er hat aber auch Unzählige ermuthigt und ihnen Kredit verschafft. Ich erfülle eine Dankespflicht, wenn ich ihm nachrühme, daß er den Bestrebungen zur Einführung der Infiltration-Anästhesie, nachdem er sich von ihrer Brauchbarkeit als Methode bei seinem kaiserlichen Herrn selbst überzeugt hatte, ein warmer, schützender Freund geworden ist, trotzdem dieser neue Weg von so Vielen übersehen wurde und verschüttet werden sollte.

So schaue denn die Nachwelt dankbar empor zu dem aus edelstem Metall gefügten Monument, das sich Ernst von Bergmann durch seine Thaten und sein Wirken selbst gesetzt hat. Er war ein großer Meister und ein großer Mensch, einer von den ganz Wenigen, die im Stande sind, die flammende Sehnsucht ihrer Jugend bis in ein gesegnetes Alter zu erfüllen. Was seiner edlen Natur zu erreichen war, hat er, beglückt und dankbar, erreicht; nachdem ihm eben noch der Lieblingwunsch seiner letzten Jahre, die Gründung der großstädtischen Rettungsgesellschaften, fast bis zur letzten Krönung, der Uebernahme des Rettungwerkes durch die Stadt Berlin, geglückt war, starb er, ein Moses, der ein Kanaan nicht nur von fern sah, sondern der es auch selbst bebauen durfte, um es Anderen zur Heimath zu geben.

Wer wird sein Erbe sein? Auf welchem neuen Weg soll er kommen? Wie vor dem vergleichenden Blick der Nachlebenden bestehen? Bergmann hatte, ein königlicher Lotse, ein lichtes Segensschiff dem Hafen zugeführt. Von welcher Richtung wird der Wind wehen, aufs Neue zu kühnen Entdeckerfahrten die Segel zu schwellen? Was die Chirurgie seiner Tage war, Das repräsentirte Ernst von Bergmann in wahrhaft vollendeter Weise, wie einst Bernhard von Langenbeck, bevor der neue Mann einzog. Welche Möglichkeiten, Aussichten,

Ziele hätte der Kommende? So fragt man wohl, wenn ein Fürst zur Ruhe ging. Wir wollen versuchen, kurz unsere Hoffnungen zu nennen.

Was die Technik der Chirurgie leisten kann, ist der Erfüllung nah und unaufhaltsam wird sie ihren Siegeslauf vollenden. Die Zukunft der Medizin wird methodisch sein oder die Medizin wird zurückgehen. Narkose, Asepsis, Anästhesie, Röntgenlicht, Serumtherapie, elektrische Durchleuchtung: Das sind Beispiele, die lehren, welche Fülle von Segen den methodischen, exakten, allgemein anerkannten und dauernd giltigen Erfindungen entströmt ist. Hier überall steht, an der Stelle der Laune, auf verschiedenen Wegen nach Rom zu gelangen, immer nur ein ganz bestimmter, ein ans Ziel führender Pfad zu Gebote. Wo wir in der Medizin Etwas ganz sicher können, giebt es keine Lehrmeinung, keine Schule, kein Outsiderthum, keine Kurpfuscherei, kein Individualisiren (ein Wort, das so reich und bestechlich an Klang, so arm, so bitter arm an Inhalt ist). Die dem Laien schmeichelhafte Vorstellung, als könne die Medizin ein geheimnißvolles Eingehen auf etwas gänzlich Undefinirbares, die biologische Persönlichkeit, das Individuum, erreichen, ist leider nicht mehr als eine Phrase. Man müßte denn die Wahl einer größeren oder geringeren Dosis, eines mehr oder weniger tiefen Schnittes mit dem stolzen Wort „Individualisiren" benennen: gerade so bescheiden individualisirt, wer dem Kunden einen größeren oder kleineren Hut oder Stiefel anmißt. Nein: statt durch eine geheimnißvolle Fähigkeit, die ein Einzelner wohl einmal besitzen mag, Wunder zu thun, wollen wir, wie Bergmann, streben, gegen jedes Leid eine streng lernbare Methode, ein nimmer versagendes Programm zu finden. Einst wird es keine Kurpfuscher und Wunderdoktoren mehr geben: sobald die Medizin dieses Ideal, gegen jede Krankheit eine methodische Behandlung ersonnen zu haben, erreicht hat. Nur bis dahin werden viele Wege nach Rom führen; schon heute giebt es da, wo wir Wissende sind, nur einen, gewiß willig beschrittenen, geraden Weg. So ist die Chirurgie groß geworden; und in diesem Sinn wird die Medizin immer chirurgischer werden, denn das rastlose Streben nach neuen Erkenntnißmethoden wird auch konsequente Umsetzungen in methodische Thaten der Verhütung und Heilung bewirken. So sind die Wege gebahnt, die Ziele sichtbar. Die Weberschiffchen gleiten, die goldenen Eimer steigen.

Schien es uns einst undenkbar, den Ruhm eines Langenbeck zu erreichen, so scheint heute erst recht eine schwere, undenkbare Aufgabe, Bergmanns Warte zu erklimmen. Aber die schöpferische Natur ist reich an Möglichkeiten des Ersatzes für die zu unserem Schmerz Abberufenen. Wer aber auch der Empfänger einer so kostbaren Erbschaft sei: wir Alle wissen, daß er sie wahren, und hoffen, daß er sie mehren wird.

Professor Dr. Karl Ludwig Schleich.

# Galiani und Frau von Epinay.*)

Es giebt Werke, in denen eine ganze Epoche lebt; zu diesen gehören die Denkwürdigkeiten der Freundin Grimms und Rousseaus, der Frau von Epinay. Als 1818 die erste Ausgabe dieses merkwürdigen Buches erschien, erregte es skandalöses Aufsehen; denn viele Menschen, die das Schauspiel des Ancien Régime mitgenossen hatten, lebten noch und der Spiegel, den ihnen eine Entschwundene vorhielt, zeigte jene Wahrheit, die das Alter nicht liebt. Freilich muß man die Zeit, die diese Memoiren schildern, genau kennen, um deren ungeheuren Werth ganz würdigen zu können; denn sie sind kein Kunstwerk, das klare Gebilde bietet, sondern ein Stück Leben, wie es eine vielgeprüfte Frau, unter dem Drang des Schicksals, schildern mag. Die galante Zeit, die in ihren hellen Gemächern hohe Spiegel liebte, hat in zahllosen Briefen und Denkwürdigkeiten ein treues Bild ihres Wesens und ihrer Ideale hinterlassen: auch diese Bekenntnisse sind nur ein Mittel, sich selbst zu genießen oder der Langeweile zu entfliehen, die jedes gesättigte Leben bedroht. Die edle Scheu des Individuums, sein Bestes, aus dem sein Schicksal fließt, zu verbergen, ist in dieser leichtlebigen Welt unbekannt: hier macht man Staat mit seinen intimsten Erlebnissen, weil man in der Wirkung seines Wesens auf Andere eine Quelle des Genusses schätzt. Es war eine Mode oder, wenn man will, eine Manie, seine Bekenntnisse niederzuschreiben: das genialste Buch Rousseaus, seine „Confessions", sind aus diesem Drang entsprossen; das Werk Goethes ist eine einzige Beichte.

Das Leben der Frau von Epinay zeigt, was aus einer feinen Frauennatur werden kann, wenn sie in gemischte Verhältnisse geräth, die ihrer unwürdig sind. Auch in dieser Umgebung, wo die Frau herrscht, ist das Weib in höherem Maße als der Mann das Geschöpf des Augenblicks, das in der Mode seine Göttin hat: es steigt und sinkt mit dem Manne, der, wie überall und immer, sein Schicksal in der Hand hält.

Luise Florence Petronelle Tardieu d'Esclavelles wurde um 1725 als Tochter eines königlichen Offiziers geboren. Zwanzig Jahre alt, vermählte sie sich mit ihrem Vetter, Herrn von Epinay, dem ältesten Sohn des Generalpächters De la Live de Bellegarde. Die junge Frau hatte, wie die meisten ihrer Standesgenossinnen, ihre

*) Vor vierzehn Tagen sprach ich hier von Fernando Galiani, dem Polyhistor und Volkswirth, Diplomaten und Lebenskünstler; auch von seinen Briefen. Seitdem hat Herr Georg Müller, der münchener Verleger, dem wir die wunderschöne Rabelais-Ausgabe und manches andere gute Buch danken, mir die Aushängebogen des Werkes „Die Briefe des Abbé Galiani" geschickt und mich gebeten, ein paar Fragmente daraus zu veröffentlichen, bevor das Buch erscheint. Ich thue es gern; und bedaure nur, daß ich, weil mir der Raum fehlt, nicht noch mehr Proben geben kann. Denn dieses Buch ist einfach zum Entzücken; für den connaisseur wie für den Laien; der Inhalt wie das schlicht noble Gewand. Die Uebersetzung (von Heinrich Conrad) liest sich auf mancher Seite wie ein gutes deutsches Original; und die Einleitung (von Wilhelm Weigand) giebt auf knappem Raum ein ungemein feines und packendes Bild französischer Kultur; ein Bild, wie es nur einem Kenner des achtzehnten Jahrhunders und einem starken Darstellungtalent gelingen konnte. Wie reich an Reizen dieses Buch ist (das den deutschen Leser den Abbate Galiani erst recht kennen lehrt), auf wie anständige Art es das Gehirn amusirt: davon giebt das Einleitungfragment, geben die gekürzten Briefstückchen leider doch nur eine schwache Vorstellung.

Erziehung im Kloster genossen. Wir sind über diese Erziehung ziemlich genau unterrichtet: sie ging darauf aus, aus den Mädchen, die sehr jung ins Kloster kamen, schon in frühester Jugend Weltdamen en miniature zu machen. Zu diesem Zweck wurde die Natur möglichst früh unterdrückt und dem Tanzmeister und Haarkräusler bestimmender Einfluß auf das junge Wesen eingeräumt . . .

Frau von Epinay glaubte, ihren Mann zu lieben, als sie in die Ehe trat; aber sie sollte bald physische Beweise von der Untreue ihres Gatten erhalten: eines Tages entdeckte sie, daß sie ihm eine galante Krankheit verdankte; und auch sonst brachte ihr die Ehe nur Enttäuschungen. Eine Stelle ihrer Memoiren giebt uns klaren Einblick in einen Haushalt, wie er in dieser vornehmen Gesellschaft nur allzu häufig war. Beim Aufstehen kleidet der Kammerdiener den Hausherrn an. „Zwei Lakaien stehen dabei und erwarten seine Befehle. Der erste Sekretär kommt, um ihm Bericht über die Briefe seines Departements zu erstatten, die er zu öffnen hat. Er muß die Antworten lesen und sie unterzeichnen. Doch zweihundertmal wird er in dieser Beschäftigung durch alle nur erdenkbaren Anlässe unterbrochen. Ein Roßtäuscher hat einige Pferde zu verkaufen, die aber ein Herr in Verwahrung hält; er ist nur gekommen, um sein Wort zu halten; wenn man ihm auch das Doppelte böte, wäre das Geschäft nicht möglich. Er giebt eine glänzende Schilderung; man verlangt, den Preis zu wissen. Der und Jener bietet sechzig Louis. Ich biete hundert. Das ist unmöglich, wenn Jener nicht zurücktritt. Endlich schließt man den Handel mit hundert Louis ab, ohne die Pferde gesehen zu haben, denn der genannte Hern hat die Güte, zurückzutreten. Dann kommt ein Bursche, der ein Lied brüllt und dem man seine Protektion zusagt, damit er an die Oper kommt, nachdem man nicht versäumt hat, ihm zu erklären, was guter Geschmack und die Eigenthümlichkeit des französischen Gesanges sind. Ein Fräulein, das man warten läßt, fragt, ob ich noch zu Hause sei. Ich stehe auf und mache mich auf den Weg; zwei Lakaien reißen die Thür weit auf, für mich, die durch ein Nadelöhr ginge, und zwei Bereiter schreien im Vorzimmer: Madame, meine Herren, Madame! Alle Anwesenden bilden eine Reihe: Tuchhändler, Instrumentenmacher, Juweliere, Kolporteure, Lakaien, Stiefelputzer, Gläubiger, kurz, das Lächerlichste und das Traurigste, was man sich denken kann. Es wird Mittag oder ein Uhr, ehe die Toilette fertig ist, und der Sekretär, der aus Erfahrung weiß, daß es unmöglich ist, die Geschäfte im Einzelnen zu erledigen, schreibt seinem Herrn Alles, was er zu thun hat, auf einen kleinen Zettel, ehe er in die Versammlung (der Generalpächter) geht."

Der Herr, dessen Vormittag so vergeht, kommt spät zum Essen nach Haus; den Abend verbringt er in Gesellschaft oder beim Trente-et-Quarante, im Umgang mit Sängern, Spielern, Tänzerinnen und ähnlichem Gevögel, ohne bei dieser Vergeudung seiner Zeit und seines Millionenvermögens auch nur ein einziges Bonmot zu sagen, wie Diderot gelegentlich bemerkt.

Die junge Frau, die mit einem solchen Menschen leben muß, wird bald genug von dem Zwiespalt ihrer Gefühle überwältigt. Eine Hausfreundin, ein Fräulein von Ette, die Geliebte eines Chevalier Valory, sucht sie auf den Weg zu leiten, den sie selbst gegangen ist: sie stößt die ängstliche Enttäuschte in die Arme eines Herrn von Franceuil, der sie eine andere Form der altfranzösischen Liebe oder Galanterie kennen lehrt, bei der das Herz nur mäßigen Antheil hat. Stendhal hat dieses Gefühl, unter ausdrücklicher Erwähnung der Frau von Epinay, amour-goût

genannt und, als Definition, folgende Bemerkung daran geknüpft: „Sie bietet ein Bild, in dem Alles, bis auf die Schatten, rosenfarbig sein muß, ohne daß unter irgend einem Vorwand etwas Unangenehmes dazu kommen darf, wenn man nicht gegen Formen, guten Ton, Zartgefühl u. s. w. verstoßen will. Ein Mann von Welt (bien né) weiß im Voraus ja Alles, was er zu thun und was er in den verschiedenen Phasen dieser Liebe zu erwarten hat. Da keine Leidenschaft und nichts Unerwartetes im Spiel sind, ist sein Zartgefühl meist größer als seine wirkliche Liebe; denn er hat immer sehr viel Geist. Im Vergleich zu einem Bilde der Carracci haben wir eine hübsche, kalte Miniatur vor uns, und während uns die Leidenschaft über alle unsere Interessen hinwegträgt, versteht es diese Liebe, die vom Geschmack abhängig ist, jene sehr wohl zu berücksichtigen. Wahrhaftig: man nehme dieser Liebe die Eitelkeit und es bleibt wenig davon übrig." So spricht ein Mann, der, als theoretischer Mensch der Renaissance, die Leidenschaft vergöttert und die Vergangenheit richtet. Diese Auffassung der Liebe, die der erste Geliebte der jungen Frau von Epinay mit der Sicherheit ererbter Weltanschauung bethätigte, hat aber noch eine andere Seite: das Weib will dauernde Verhältnisse, und selbst wenn es, als Geschöpf der Mode, aus einem Verhältniß in das andere flattert, sucht es nur seine dauernde Heimath, die es allein in der Seele des Mannes finden kann. Der Geschmack ist, als bestimmende Macht des Handelns, eine männliche Eigenschaft; das Weib hat dafür seinen Instinkt, der in dem ewigen Kampf zwischen den Geschlechtern, die einander mißverstehen müssen, seinen Weg nicht verliert. Um es kurz zu sagen: die Liebe wird hier nicht als Räthsel empfunden, sondern als eine Gelegenheit, dem Augenblicke Gehalt zu geben, der Lust heißt und Lust verspricht. Hier ist sie wirklich nur, wie Chamfort es ausdrückt, die Berührung zweier Häute und der Austausch zweier Launen; und der Mann gelangt, wenn er des Liebespieles müde ist, zu der Erkenntniß, daß an den Frauen nur das Beste gut ist und daß man in ihrer Nähe Das vergessen müsse, was man am Besten weiß. Es ist nicht die Ansicht der Orientalen, die hier durchbricht, sondern die Erfahrung einer gealterten Zeit, welche die Liebe höchstens als ästhetisches Phänomen nimmt und selbst die Ehe nur als eine Gelegenheit betrachtet, dem Einzelnen die Freiheit zu geben, die ästhetisch sein möchte.

Aus den Händen Francenils geräth die zum zweiten Mal enttäuschte Frau von Epinay in die Nähe des Schriftstellers Duclos, der in ihr eine leichte Beute wittert. Er geht nach anderen Grundsätzen vor: den Cynismus, den die jungen libertins de qualité unter zarten Manieren und süßem Gerede verbergen, zeigt er, aus taktischen Gründen, offen. Er vertraut dem Geist, der alle Begriffe auflöst, mehr als seiner eigenen Persönlichkeit; in dem Tischgespräch, das er bei der Schauspielerin Quinault mit seinen Freunden führt, wirft er die Maske ab: da nennt er die Scham eine Tugend, die man jeden Morgen mit Nadeln feststecke, und die Moral eine Konvention, die je nach den Ländern und dem Klima wechsle. Wir begegnen hier dem Naturalismus Diderots, aus dessen Dialogen vielleicht das Echo dieser Orgien tönt, die nur allzu häufig in die Orgien der kleinen Lusthäuser (petites maisons) übergingen. Frau von Epinay hat das Gespräch im Hause der Quinault aufgezeichnet; es ist treuer als die Schilderung in den Romanen der Epoche. Sie mochte um diese Zeit viel über sich selbst nachgedacht haben; ein Bild, das sie von sich entwirft, mag als Toilettestück des Geistes hier Platz finden: „Ich

bin nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Ich bin klein, mager, gut gebaut. Ich sehe jung aus, ich bin ohne frische Farbe, edel, sanft, lebhaft, geistreich und interessant. Meine Phantasie ist ruhiger Art. Mein Geist langsam, gerecht, nachdenklich und zerstreut. Meine Seele ist lebhaft, muthig, entschlossen, schwungvoll und außerordentlich furchtsam. Ich bin, ohne Offenheit, wahrhaftig. Die Schüchternheit hat mir oft den Anschein der Verstellung und Falschheit gegeben; aber ich habe immer den Muth besessen, meine Schwäche einzugestehen, um den Verdacht eines Fehlers, den ich nicht hatte, zu zerstören. Ich bin zärtlich und gefühlvoll geboren, beständig und nicht gefallsüchtig. Ich liebe die Zurückgezogenheit, das einfache Leben im Familienkreis; und dennoch habe ich stets wider meine eigensten Neigungen gelebt." Man kann nicht klarer über sich selbst sein.

In dieser Seelenverfassung lernt die dreißigjährige Frau den etwas älteren Grimm kennen: und nun kommt in ihr Leben nicht nur Gehalt, sondern auch Haltung. Grimm führt sich als Ritter bei der unglücklichen Frau ein, die man mit Unrecht beschuldigt hatte, mit den Liebesbriefen ihrer galanten Schwägerin De Jully ein Vermögensdokument verbrannt zu haben: er forderte einen der Lästerer heraus und wurde in dem darauf folgenden Duell leicht verwundet. Damit hatte er Rechte auf die Gunst der Frau von Epinay erworben; und Diese zögerte nicht, sie ihm ohne Weiteres zuzugestehen. Das Ancien Régime wachte über solchen Freundschaften mit den Augen der Strenge: die Ehe war freies Jagdgebiet; aber von Verhältnissen dieser Art verlangte es Treue. Das war die ernsthafteste Huldigung, welche die galante Zeit der Liebe darbrachte. Was man auch gegen Grimm sagen möge: als Freund der Frau von Epinay bewährte er die besten Eigenschaften seines Charakters. Die Korrespondentin Galianis entwickelt sich im Verkehr mit dem kritischen Weltmann zu einer geistvollen Frau, die allmählich die schönsten Seiten ihrer Natur zeigte. Ihr Ruf war schlechter als ihr Wesen, das einen merkwürdigen theoretischen Zug aufweist: schon in früher Jugend träumt sie davon, in ihren Kindern Menschen heranzuziehen, die besser seien, als sie selbst gewesen ist. Ein Ideal, dem ihr eigenes Leben nicht entsprach, mochte still in der Seele der Mißhandelten wirken, mit der Gewalt, die zum Worte drängt, wenn die Zeit ähnliche Probleme stellt oder einen Sprecher findet, wie er in Rousseau die Zeitgenossen entzückte. Die „Conversations d'Emilie", die von der Französischen Akademie mit einem Preis bedacht wurden, sind diesem Drang einer Natur entsprossen, das Abbild eines schöneren Lebens in ihren Kindern zu genießen. Frau von Epinay starb am siebenzehnten April 1783, im Alter von achtundfünfzig Jahren; ihre Freundschaft mit Galiani hat in den Briefen des geistvollen Abbé das schönste Denkmal gefunden.

... In die glänzende Gesellschaft skrupelloser Epikuräer des Geistes, geistvoller Frauen und feuriger Literaten tritt nun, als Zuschauer und Beobachter, ein kleiner Südländer, der den schärfsten Verstand und die lebhaftesten Sinne mitbringt. Auch er stammt aus einer alten Kultur, deren leichte, freie Schilderungen an den Wänden der versunkenen Städte Herculanum und Pompeji beweisen, daß die Grundinstinkte einer Rasse gleich bleiben, selbst in einer Mischung von Harlekin und Staatsmann, die in Paris zunächst seltsam anmuthet. Doch der Freibrief, der hier mit Leichtigkeit jede Thür öffnet, die in einen Salon oder auch in ein Boudoir führt, ist der Geist; und der Abbé Galiani bringt so viel davon mit, daß die schönen Damen meinen, man verschwende den Geist da unten in Italien nicht in kleiner Scheidemünze,

sondern in ganzen Goldbarren. Dieser kleine Bucklige, dessen Augen bald melancholisch träumen, bald von Uebermuth leuchten, hat keine Illusionen über sich und Andere: er ist, nach seinem eigensten Geständniß, früh in das schöne Getriebe eines Hofes geworfen worden, um da Fortunas Fangball zu sein. Er ist Skeptiker, mehr noch: Akademiker. Akademien aber sind, ihrem Zweck und Wesen nach, Pflegerinnen des Ueberlieferten und Hüterinnen schöner Form: sie bewahren den Schatz ererbten Wissens, das dem Pöbel unzugänglich sein soll. Zum Wesen eines Akademikers gehört, daß er über alle Dinge, die einen Weltmann zieren, in einer Form sprechen kann, die eine Körperschaft, nicht das Temperament eines Einzelnen bestimmt, und ihre Rechtfertigung ist auf alle Fälle ein sicherer Geschmack, der das horazische Odi profanum vulgus et arceo als seinen Wahlspruch führt . . .

Rund um Galiani her klingt es von großen Worten; Alle reden von der großen Revolution, die dem Menschen das Paradies bringen werde. Aber der Abbate ist weit davon entfernt, an das Glück dieser Zukunft zu glauben; seine Prophezeiung lautet anders: „In hundert Jahren werden wir den Chinesen ähnlicher sein als heute. Dann wird es zwei ausgesprochene Religionen geben, die der Großen und Gebildeten und die des Volkes, das in drei oder vier friedliche Sekten gespalten sein wird. Pfaffen und Mönche werden zahlreicher sein als jetzt und wenig begütert in ihrer dunklen Ecke. Der Papst wird nur noch ein hervorragender Bischof, kein Fürst mehr sein; Stück vor Stück wird man ihm seinen Staat wegnehmen. Es wird viele Soldaten geben und beinahe keine Kriege mehr. Die Truppen werden bei den Paraden glänzen, aber weder Gemeine noch Offiziere werden grausam oder tapfer sein. Die Festungen werden überall fallen und in den Anlagen auf ihren Wällen wird man spaziren gehen. England trennt sich von Europa, wie China von Japan. Es wird den Handel beherrschen. Ueberall wird der Despotismus herrschen, aber ein Despotismus ohne Grausamkeit, ohne Blut. Ein Despotismus der Chicane, der sich auf die Auslegung alter Gesetze, auf die List und Verschlagenheit der Advokaten stützt und nur das Geld der Masse will. Ueberall werden die Fabriken blühen wie in Indien." Dieser Prophezeiung schließt sich eine andere an: „Dies ist der Fortschritt der Kultur: Wir verfallen der Monotonie und bald wird ganz Europa wie Paris aussehen; die Reiselust wird aufhören, denn es gibt nichts mehr dabei zu lernen, nichts mehr zu sehen: Alles wird sich ähnlich sein. An den beiden Enden des großen Festlandes werden auf der einen Seite die Chinesen, auf der anderen Seite die Europäer wohnen, als zwei Nationen, die einander ungefähr gleich sind. Sie werden die selben Verhältnisse haben: ein absolutes Regiment, gemildert durch Formen, langwierigen Geschäftsgang, sanfte Sitten. Es wird viele Soldaten und wenig Tapferkeit geben, viel Industrie und wenig Genie, viel Volk und wenige glückliche Leute. Wir werden also in spätestens hundert Jahren Chinesen sein. Ich vergnüge mich schon damit, meine Nase breitzudrücken und meine Ohren nach unten zu verlängern, und es gelingt mir nicht schlecht".

Und diese Prophezeiung stammt von einem Manne, der nicht an die Entwickelung im historischen Sinn glaubt und sich so vernehmen läßt: „Fall der Reiche? Was soll Das heißen? Die Reiche sind weder unten noch oben und fallen nicht. Sie wechseln ihre Physiognomie; man spricht von Ruinen und Stürzen und diese Worte sind ein Spiel des Wahns und des Irrthums. Richtiger wäre es, von den Phasen der Reiche zu sprechen. Das Menschengeschlecht ist beständig wie der Mond;

aber es wendet uns bald die eine, bald die andere Seite zu, weil wir nicht immer in der besten Lage sind, es in seiner Ganzheit zu sehen. Es giebt Reiche, die nur im Verfall schön sind, wie Frankreich; andere, die nur in der Fäulniß Etwas taugen, wie die Türkei; andere glänzen nur im ersten Viertel, wie die Herrschaft der Jesuiten; das einzige, das nur in seiner Ganzheit schön war, ist der Kirchenstaat. Das ist Alles, was ich weiß; viel ists nicht".

Frau von Epinay, die in dem Paris lebt, das um so ernster wird, je näher die große Revolution rückt, spricht von dem Verschwinden der altgallischen Heiterkeit, das sie der wachsenden Verderbtheit zuschreibt. Galiani, als Philosoph, hat andere Gründe dafür: „Ich möchte es lieber der fabelhaften Vermehrung unseres Wissens zuschreiben. Die Aufklärung hat uns mehr Leere als Fülle gebracht. Im Grunde wissen wir, daß unendlich viele Dinge, die unsere Väter für wahr hielten, falsch sind, und wir kennen wenige wahre, die ihnen unbekannt waren. Diese Leere, die in unserer Seele und in unserer Phantasie blieb, ist, meiner Meinung nach, die wirkliche Ursache unserer Traurigkeit:

Le raisonner tristement s'accrédite.
Ah, croyez moi, l'erreur a son mérite!

Dies sind die schönsten Verse, ist der erhabenste Gedanke des unsterblichen Voltaire."

Das Gefühl der Ueberlegenheit macht stolz und verschlossen: „Voltaire hat Unrecht, die Philosophen zu ermahnen: Liebet einander, Kindlein! Das soll man nur zu den Sektirern sagen. So muß man zu den Oekonomisten und Jansenisten sprechen. Sie brauchen diese Liebe. Die Philosophen sind nicht geschaffen, um einander zu lieben. Die Adler fliegen nicht in Gesellschaft; man muß Das den Staren und Rebhühnern überlassen. Voltaire hat Keinen geliebt und wird von Keinem geliebt. Man fürchtet ihn; er hat seine Krallen: und Das genügt. In der Höhe schweben und Krallen haben: Das ist das Los der großen Geister". Eine solche Natur, die von den Menschen nichts Gutes denkt, braucht Wälle und Mauern, den Goldenen Thurm der Einsamen, in dem sie sich geschützt weiß. Galiani ist Monarchist: „Ich liebe die Monarchie, weil ich mich der Regirung näher fühle als dem Pflug. Ich habe fünfzehntausend Lire Einkommen, die ich verlöre, wenn die Bauern reicher würden. Wenn Jeder wie ich handeln und seinen Interessen gemäß sprechen würde, gäbe es keinen Streit mehr in der Welt. Der Blödsinn und der hohle Lärm rühren daher, daß Jeder sich um die Angelegenheiten der Anderen kümmert und nicht um die seinen. Hol der Teufel den Nächsten! Es giebt keinen Nächsten. Sagt, was Ihr wollt, oder haltet Euer Maul!"

An Frau von Epinay.

Neapel, am elften August 1770.

Ihr Brief ist eben so lang wie reizend. Gott sende Ihnen immer Koliken, da so schöne Episteln daraus entsprießen! Ich war entzückt und keineswegs erstaunt über den Beschluß des Ministerrathes.*) Es ist der erste Schritt zur Annahme des ganzen Systems meiner Dialoge; und, zweifeln Sie nicht daran, man wird es ganz annehmen. Ich bin wirklich zu sehr im Recht. Inzwischen wäre es nur gerecht von dem Herrn Generalkontroleur (dem Abbé Terray), wenn er mir ir-

*) Der das Edikt von 1764 aufgehoben und die freie Ausfuhr des Getreides erlaubt hatte. (S. „Zukunft" vom dreißigsten März 1907.)

gendeine Art Ehrenrettung für die abscheulichen Unverschämtheiten zugeständе, die ich erleiden mußte, weil ich der Nation, die mich so wohl aufgenommen hatte, einen Dienst leisten wollte. Man kann nicht leugnen, daß ich im Angesicht von ganz Europa durch einen Haufen ökonomistischen Pöbels niederträchtig beschimpft worden bin. Dieses Vorgehen war ihrer würdig und ich wundere mich keineswegs darüber. Bäurisches Wesen paßt sich für Bauern; die Bauernlümmel sind von Natur grob. Sie fügten zur Unverschämtheit die Beleidigung, meinen Namen zu nennen. Das ist bei ihnen natürlich. Aber der übrige Theil der Nation! Darf das höflichste und gesittetste Volk der Welt erlauben, daß ein Fremder so behandelt wird, ein Fremder, der nichts genommen, nichts geraubt, nichts von einer Nation verlangt hat, unter der er freilich nur als ein kleiner Vertreter weilte, aber doch als Vertreter der Angelegenheiten eines großen Fürsten, eines Freundes und Blutsverwandten der Bourbons? ... Ich verlange durchaus keine Rache. Ich verlange eine Ehrenrettung: und die ist man mir schuldig.

Ich hatte früher Lust, als auswärtiges Ehrenmitglied in die Akademie der Schönen Wissenschaften aufgenommen zu werden; aber die Idee, mich dann dicht neben Abbé Guasco*) zu befinden, benimmt mir den Appetit dazu. Daher schlage ich nichts vor; ich warte ab. Eine Verdienstmedaille, ein Brief, ein bemerkbares Lob, das man veröffentlichen kann, würde mir genügen und würde, glaube ich, dem ganzen Europa genügen, um zu zeigen, daß Niemand mit mehr Achtung und Wahrheitliebe von den Absichten des Ministeriums, aus denen das Edikt von 1764 hervorgegangen ist, gesprochen hat und daß ich nur im Sinn hatte, Frankreich von schlechten Rathschlägen einer Sekte flachköpfiger und blödsinniger Rathgeber zu befreien. Wenn Sie zum Herrn Kanzler**), der Ihr Freund ist, davon sprechen wollen, wenn Sie Abbé Terray kennen, so thun Sie Alles, was Ihnen die Freundschaft eingiebt. Es würde einem Abbé (Terray), der tausend andere aufwiegt, gut anstehen, mich von diesem Abbé-Ungeziefer zu reinigen, das mich nicht beißt, aber mich manchmal juckt.

Ich denke mehr, als Sie glauben werden, daran, meine Idee über das Einspeichern und eine zweckmäßige Getreidepolizei für Frankreich schriftlich niederzulegen. Ich wollte den Gegenstand eines neunten Gespräches daraus machen und nicht einen Brief, wie Sie mir vorschlagen. Aber schließlich ist es für Frankreich nicht eilig; denn in diesem Jahr wird man recht weit davon entfernt sein, von Einspeichern zu träumen. Dennoch werde ich mich damit beschäftigen. Aber was nützt alles Arbeiten, wenn man zum Lohn nur von Buchhändlern beschwindelt und von Zeitungschreibern beschimpft wird! Sie müssen zugestehen, daß unser erster Versuch recht unglücklich verlief. Wenn Sie mich zum Fortfahren ermuthigen wollen, so sorgen Sie auch dafür, daß meine Ehre einigermaßen wiederhergestellt wird.

---

*) Octavien de Guasco, Historiker, Kanonikus von Tournai (1712 bis 81), der Herausgeber des „Lettres familières“ Montesquieus. Er galt als österreichischer und savoyardischer Spion in Frankreich.

**) René Nicolas Charles Auguste de Maupeau (1714 bis 1792) war seinem Vater 1768 als Kanzler von Frankreich nachgefolgt. Er war durch seine Heirath mit einem Fräulein de Roncherolles mit Frau von Epinay verwandt.

Neapel, am neunzehnten August 1770.

Der Generalkontroleur erhebt Einspruch gegen die Freiheit der Presse, während das Parlament die Freiheit der Menge bestraft. „Was für ein Jahrhundert! Was für Sitten!“ wird Panurg*) schreien, und Das mit Recht. Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich mich nicht enthalten kann, Panurg und sein Schicksal zu beklagen. Was? Es war allen Flegeln erlaubt, mir alle erdenklichen Grobheiten zu sagen, und einem studirten, geistvollen Mann wird verboten, mich auch nur ein Bischen aufzuziehen?**) Sie werden sich erinnern, daß Panurg mir selbst in aller Freundschaft schrieb, er wolle mich in seinem Buch aufziehen; er müsse Das thun, um seiner Waare Absatz zu verschaffen. Ich hatte ihm auch Alles erlaubt, was ihm gut schiene, um Geld in seine Tasche zu bringen. Ich gestand ihm also aus Mitleid das Recht zu, mich zu verspotten. Es ist das billigste Almosen, das ich je in meinem Leben gegeben habe; aber der arme Mensch hat noch nicht einmal Nutzen davon gehabt. Pfui über den Generalkontroleur! Warum nicht gestatten, daß man von Schwarzbrot redet, wenn man nur zu glücklich ist, welches zu haben?

Frau von Epinay an Galiani.

La Briche, im Oktober 1770.

Nein, wahrhaftig, seit dem Pechvogel im Märchen, wie Madame Geoffrin die unglücklichen Leute nennt, ist so Etwas wie mein Abenteuer der letzten Woche noch nicht dagewesen! Das Pech ist so groß, daß man sich darüber totlachen muß.

Ich erhalte morgens die Nachricht, daß ich durch die Schuld meines Notars oder jedenfalls durch seine Nachlässigkeit mich gezwungen sehe, eine Zahlung von zehntausend Livres zu machen, auf die ich nicht rechnete und von denen ich keinen Sou besitze; und zwar im Laufe von acht Tagen. Ich lasse die Pferde anspannen und fahre nach Paris. Ich finde die Sache unmöglich. Zehntausend Francs, jetzt! Ich komme nach meinem Hause; während man die Pferde wechselt, fällt mir ein, einen Schrank zu öffnen, in den ich alle meine Vorräthe während der Ausbesserungarbeiten im Haus verschlossen hatte. Auch die Mäuse hatten sich dahinein geflüchtet und hatten sich so gut unter den aufgespeicherten Vorräthen eingerichtet, daß von zwanzig Konfiturentöpfen und vier Zuckerhüten keine Spur, aber rein nichts geblieben war. Ich fluche: Das tröstet. Ich lasse Mäusefallen stellen (damit hätte ich anfangen sollen); aber es sind noch Wäsche und Bücher da: die muß man doch schützen. Ich steige wieder in den Wagen und stürze fort, mir immer wieder zurufend: Geld! Geld! Verliert da nicht ein Pferd ein Eisen und müssen wir nicht eine Stunde an eines Hufschmieds Thür halten! Ich mag mit den Zähnen knirschen, den Vorübergehenden die Zunge herausstrecken: darum komme ich nicht weiter vorwärts. Schön, ich fahre also überall herum und bekomme kein Geld, habe im Gegentheil welches verloren, denn als ich in mein Haus trete, bemerke ich, daß ich meine Börse mit fünf Louis und einem goldenen Ring darin verloren habe. Ich habe sie überall gesucht, wo ich gewesen war; sie ist verloren, unrettbar.

Ich kehre nach der Briche zurück, von Kälte, Anstrengung und Ungeduld er-

---

*) Der Abbé Morellet, der eine „Widerlegung“ der Dialogues geschrieben hatte und dem nachgesagt wurde, er lasse sich von allen Machthabern bezahlen.

**) Anspielung auf die „Réfutation“ des Abbé Morellet, die dem Abbé Terray nicht in den Kram paßte und erst 1774 erscheinen konnte.

schöpft, und als ich dort ankomme, zerbreche ich meine Uhr. Ich bin ohne Abendessen zu Bett gegangen, denn ich hatte Furcht, beim Essen zu ersticken. Ich frage Sie, Abbé, ob so Etwas je schon dagewesen ist! . .

Welche prächtige Alsos haben Sie mir geschickt! Es ist unglaublich. Grimm ist rein närrisch darüber. Ich habe Gelegenheit, an Voltaire zu schreiben, und will sie ihm schicken. Er ist noch immer berauscht von Ihrem Buch; ich will, daß er Sie für das Stillschweigen der Anderen rächt, die nicht schweigen dürften. Ich habe ihn ein Bischen vernachlässigt, will mich aber wieder daran machen, ihm zu schreiben, und will ihm den Kopf warm machen. Schreiben Sie mir Etwas zu seinem Lobe. Das werde ich ihm schicken. Ach! Was er macht, wird wenigstens bleibend sein. Die Beleidigungen werden vorübergehen, aber seine Worte und Ihr Buch nicht. Er hat neulich an Grimm geschrieben und sagt: „Ich bin der geduldige Hiob, aber ich hatte auch Freunde, die mich auf meinem Düngerhaufen trösten kamen und die mehr werth sind als die Freunde dieses Arabers.“ Dann spricht er von D'Alembert und Herrn de Condorcet: „Sie haben mir gesagt (und Das wußte ich ohne sie), wie sehr die Welschen gegen die Philosophie wüthen. Jetzt ist der Zeitpunkt da, um der Philosophie zu sagen, was man den Häschern sagte und was St. Johannes den Christen sagte: ‚Kindlein, liebet Euch unter einander, denn wer, zum Teufel, liebt Euch sonst?‘“

Ich hatte in diesen vergangenen Tagen Gelegenheit, mit verschiedenen Personen zu plaudern, von denen einige aus der Provinz kamen, andere von ihren Landgütern; einige von der Grenze, andere aus dem Inneren: sie reden nur von Hungersnoth, Theuerung, Monopol. Ich habe sie tüchtig ausgefragt und Folgendes ist ungefähr das Ergebniß ihrer Mittheilungen. Nichts von Alledem wird Ihnen vielleicht neu sein; aber ich sage Ihnen lieber Ueberflüssiges, als daß ich eine Thatsache auslasse, die Sie interessiren könnte.

Diese wirklichen oder künstlich hervorgebrachten Getreidetheuerungen traten plötzlich auf und das Heilmittel gegen sie kommt immer spät. Um das Monopol, von dem sie mir sprachen, recht zu verstehen, muß man wissen, daß in ihren Provinzen und in den umliegenden Provinzen zwischen Eigenthümer und Pächter (und zwar im Béarn und in der Guyenne so gut wie in der Champagne) folgender Vertrag gilt: Der Pächter liefert dem Eigenthümer als Pachtzins seine Erzeugnisse; hat er bezahlt, so verkauft er den Ueberschuß seines Korns, um seine Bedürfnisse zu decken; er behält nicht einmal das Saatkorn, sondern kauft dies, wenn es so weit ist, auf dem nächsten Markt. Das ganze Jahr über lebt er von der Hand in den Mund. Er ist so belastet, so arm (ausgenommen im Béarn), daß ers nicht anders machen kann. Diderot hat mich versichert, was man mir von den Landbewohnern gesagt habe, gelte, wenigstens in seiner Provinz, auch für den größten Theil der Stadtbewohner. (Den Rest meines Briefes diktire ich, denn ich will nicht die Post versäumen, und ich bin müde.)

Nach Dem, was ich Ihnen soeben sagte, sehen Sie, daß alles Getreide vom Lande auf den Kornböden einer kleiner Anzahl von Stadtbewohnern liegt. Um nun den Landbewohner und einen großen Theil der armen Stadtbewohner Hungers sterben zu lassen, sogar den reichen oder wohlhabenden Einwohner zu Grunde zu richten, wenn er habgierig ist, geht man folgendermaßen vor: Man wendet sich an den Wohlhabenden, man kauft dessen Getreide zu jedem Preis; in dem Maß, wie die

Käufe zunehmen, steigt der Preis. Man muß also schnell und heimlich kaufen. Wenn die Käufe abgeschlossen sind, hält man die Kornböden geschlossen und überall entsteht Hungersnoth; man macht sich sofort den Schrecken, den Tumult, den unmäßigen Preis der Lebensmittel nutzbar, der die Habsucht des Reichen anreizt; man stellt Getreide im Uebermaß zur Schau, man bietet es zu einem Preis an, der zwischen dem des Einkaufes und dem augenblicklichen Marktpreis die Mitte hält (was sehr, sehr anständig aussieht): und all das Getreide kehrt in die Kornböden Derer zurück, die es verkauft hatten. Sofort erscheint wieder Ueberfluß und das Getreide geht auf seinen ersten niedrigen Preis zurück; man läßt es darauf einen Augenblick; dann fangen die vielen heimlichen Käufe wieder an. Die Speicher schließen sich wieder, die Theuerung beginnt von Neuem: und so wiederholt sich das selbe Manöver. Auf diese Art hat man in diesem Jahr in mehreren Städten drei Theuerungen und dreimal Ueberfluß erlebt. Dies hat zu einer ziemlich sonderbaren Erscheinung geführt, nämlich dazu, daß Besitzer ruinirt worden sind, nachdem sie dreimal hintereinander ihr selbes Getreide zu sehr hohem Preis verkauft hatten. Das geschah, weil es nicht leicht ist, die wirkliche Theuerung von der künstlich hervorgebrachten zu unterscheiden; weil zu viele Hindernisse eintreten, durch die man sich täuschen kann; weil der plötzliche und sofortige Gewinn zur Spekulation verführt u. s. w. Man hat mir all Dies als Thatsachen angeführt; ich bürge Ihnen nicht dafür, denn mir, die ich nicht sehr viel von diesen Sachen verstehe, mir scheint es unmöglich, daß dieses Manöver dreimal hintereinander glücken kann, denn der Mittelpreis, zu dem man dieses Getreide, das schon einmal verkauft war, wieder gekauft haben wird, wird zu hoch werden, als daß nach dem zweiten Verkauf noch ein Ueberfluß da sein könnte; oder wenigstens werden die Preise immer hoch sein; und man verkauft mit Verlust nur das Ueberflüssige und nicht das Nothwendige. Verstehen Sie mich, Abbé? Habe ich Unrecht oder Recht? Ich höre auf, denn dies Thema könnte beinahe metaphysisch werden ...

Der analytische Essay über Reichthum und Steuern, von dem Sie mir sprechen, ist vielleicht vom Grafen Lauraguais? Es erscheint ein Buch von ihm, das ich noch nicht gesehen habe, das man mir aber versprochen hat. Er zieht darin die Oekonomisten und Panurg in den Schmutz, nicht den Panurg von Rabelais, sondern unseren; er spricht darin von Ihnen lobend, freilich auch kritisirend. Ich hätte es schon, wenn es nicht verboten wäre; ich brauchte Protektion dazu und trotzdem habe ich es noch nicht erlangen können.

Ich kehre morgen nach Paris zurück, meine Hausreparaturen sind beendet und ich sage der Briche Lebewohl ohne Barmherzigkeit und ohne Wiederkehr. Sie ist auf neun Jahre vermiethet, ohne Vorbehalte; und wer weiß, ob ich in neun Jahren noch auf der Welt bin? Uebrigens ist seit acht Tagen ein Wetter, das prachtvoll dazu stimmt, das Land ohne Bedauern zu verlassen: beständige Regengüsse, unerträgliche feuchte Kälte. Aber ich fühle mich wohl, und wenn ich Ihnen schreibe und Ihre Briefe empfange, mein lieber Abbé, dann bin ich ganz so zufrieden, als ob ich meine zehntausend Francs gefunden hätte, als ob meine Konfituren nicht aufgefressen wären, als ob mein Pferd nicht sein Eisen, als ob ich meine Börse nicht verloren, als ob ich meine Uhr nicht zerbrochen hätte. Nach der Geschichte meiner sechsundzwanzig Mißgeschicke fehlte mir nun nichts weiter als: diese Woche auch keinen Brief von Ihnen zu bekommen. Ich hoffe, morgen, wenn ich ankomme, einen vorzufinden. Leben Sie wohl, mein lieber Abbé; ich umarme Sie.

An Frau von Epinay.

Neapel, im Dezember 1770.

Ich bin entzückt über Das, was Ihnen Voltaire schickte: ich habe eine Nacht und einen ganzen Tag damit verbracht, Dieu et les hommes*) zu lesen und wieder zu lesen, um mir alle anderen Gedanken abzuschütteln. Ich finde, daß die Frommen Recht haben, wenn sie sagen, daß Voltaire den Tod fürchtet: nichts ist so wahr. Er fürchtet, zu sterben, ehe er Alles gesagt hat, und er beeilt sich deshalb, Alles zu sagen und seine letzte Patrone abzufeuern: aber er verschießt sein Pulver nicht auf Spatzen und Dompfaffen, sondern den Pfaffen gelten seine Schüsse. Kurz, indem er seine Ansichten äußerte und immer wiederholte, indem er halbe Andeutungen machte oder sich klar ausdrückte, hat Voltaire vielen Leuten seine Meinung nah gebracht, und um ganz mit ihnen übereinzukommen, braucht er ihnen nur zu sagen, daß Das, was zu sagen übrig bleibt, überhaupt nicht dazu angethan ist, gesagt zu werden.... Inzwischen habe ich mit großem Erstaunen in der Gazette de France gesehen, daß man in Paris eine Arbeit von mir, die ich im Jahr 1754 italienisch schrieb, ins Französische übersetzt und veröffentlicht hat**): und ich wette, daß nicht einmal mein Name genannt ist und daß Sie nichts davon wissen, gerade Sie am Allerwenigsten. Die Sache verhält sich so: Im Jahr 1726, noch ehe ich auf die Welt kam, erfand der Toskaner Bartolomeo Intieri, Schriftsteller, Geometer und Mechaniker ersten Ranges, einen Trockenapparat für Getreide. Im Jahr 1754 war er zweiundachtzig Jahre alt und fast blind. Ich wünschte, daß die Welt diese nützliche Maschine kennen lernte. Und so schrieb ich ein kleines Buch, betitelt: Della perfetta conservazione del grano: und da ich niemals meinen Namen auf eins meiner Werke setzen wollte, beschloß ich, daß es den Namen des Erfinders der Maschine tragen solle; aber Jedermann weiß, daß es von mir ist, und ich glaube, Grimm, Diderot, der Baron und vielleicht noch Andere in Paris besitzen es und kennen diese Geschichte eben so gut wie Abbé Morellet. Es freut mich sehr, daß es jetzt ins Französische übersetzt ist, um so mehr, als es dazu dienen wird, ein schreckliches und unehrenhaftes Machwerk, ein Plagiat eines gewissen Duhamel***), zu entlarven, der sich die Erfindung dieser Maschine zuschreibt, während er doch nur die Zeichnungen neu stechen ließ, die mein Bruder dazu gemacht und ihm geschickt hatte. Der Name meines Bruders steht noch unten auf den Kupfern der italienischen Ausgabe. Duhamel ließ dort sogar Fehler in der Zeichnung stehen und gewisse Veränderungen, die in den Zeichnungen von Intieri hinzugefügt waren und die sich dann als unbrauchbar erwiesen. Duhamel wollte sie als Hinzufügungen und Verbesserungen von seiner Hand hinstellen. Nun, schöne

*) Das damals berühmte Pamphlet, das Voltaire einem Doktor Obern zuschrieb und als Uebersetzung Jacques Aimons herausgab. Voltaire behauptet darin, daß die Gottesidee der Verdorbenheit der menschlichen Natur entspringe, und meint, Gott sei von allen Völkern anerkannt worden. Das Büchlein wurde durch Parlamentsbeschluß von Henkershand in Paris verbrannt.

**) L'art de conserver les grains, par Barthélemy Intieri, traduit de l'italien par M. de Bellepierre de Neuve-Eglise. Paris, Saugrain jeune.

***) Berühmter Agronom (1700 bis 1782), Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der 1753 einen „Traité de la conservation des grains" veröffentlichte.

Frau, habe ich das allergrößte Interesse daran, daß ganz Frankreich durch die Zeitungen erfahre, daß dieses Werk mir zugehört, was mir niemals bestritten worden ist. Hieraus wird erhellen, daß ich in Wahrheit der älteste aller lebenden Oekonomisten bin, da ich im Jahr 1749 mein Buch über das Geld und im Jahr 1754 das übers Getreide schrieb. Die ökonomistische Sekte war zu jener Zeit noch nicht ins Leben getreten. Da diese Tölpel mich für einen Eindringling ansehen, Einen, der sichs in ihrem Schafstall bequem machen wolle, bin ich sehr froh, wenn sie erfahren, daß ich das Recht hätte, sie da herauszujagen und selber zu bleiben, wo ich seit zwanzig Jahren bin. Ich glaube, der Drucker wird nichts verlieren, wenn man erfährt, daß das Buch, das den Namen Intieri trägt, mir eben so zugehört wie jenes, das unter dem Namen des Chevalier Zanobi erschien (die „Dialoge über den Getreidehandel"). Sollte bei dieser Gelegenheit irgendein Zeitungschreiber Etwas von meiner literarischen Laufbahn sagen wollen, so theile ich Ihnen Folgendes mit:

Am zweiten Dezember 1728 bin ich geboren, im Jahr 1748 wurde ich durch einen poetischen Scherz und eine Trauerrede über den Tod unseres verstorbenen Henkers Dominique Jannacone, erhabenen Angedenkens, berühmt; 1749 veröffentlichte ich mein Buch über das Geld, im Jahr 1754 das vorhin erwähnte über das Getreide, 1755 schrieb ich meine Abhandlung über die Naturgeschichte des Vesuv; sie wurde mit einer Sammlung von Vesuvsteinen an den Papst Benedikt den Vierzehnten geschickt und ist niemals gedruckt worden*); aber sie ist in Paris bekannt. Im Jahr 1756 wurde ich zum Mitglied der Akademie von Herculanum ernannt und ich arbeitete viel am ersten Bande des Kupferstichwerkes. Ich verfaßte sogar eine große Abhandlung über die Malerei der Alten, die Abbé Armand gesehen hat. Im Jahre 1758 ließ ich die Trauerrede auf Papst Benedikt den Vierzehnten drucken (sie gefällt mir am Meisten von allen meinen Arbeiten). Darauf wandte ich mich der Politik zu und habe in Frankreich nur Kinder erzeugt und Bücher, die nie das Tageslicht erblickt haben. Sie kennen meinen Horaz**) und das Publikum kennt meine Dialoge. Es wäre noch eine schrecklich lange Liste von Manuskripten und fertigen Arbeiten da, die noch nicht veröffentlicht sind; aber ich denke ernstlich daran, mich damit so sehr wie Voltaire zu beeilen, denn ich fürchte den Tod wie er. Kurz und gut, ich empfehle Ihnen meine Ehre und meinen Ruhm.

Da man sich jetzt in Frankreich für und gegen mich aufregt, so ist es mir nicht unlieb, wenn man genau weiß, wer ich bin und daß ich nicht einem Affen allein und seinem Biß meine Berühmtheit verdanke. Man wird sehen, daß ich ein alter Schriftsteller und alter Nationalökonom bin; denn schon im Alter von neunzehn Jahren fing ich an, Bücher drucken zu lassen, und seit zweiundzwanzig Jahren schwatze ich durch die Presse und veröffentliche Bücher, um von der Presse loszukommen. Meine fertigen italienischen Manuskripte sind: eine Uebersetzung des Werkes von Locke über das Geld, mit Anmerkungen; eine Uebersetzung des ersten Bandes des Anti-Lukrez; einige Gedichte; eine Abhandlung über Riesen und Leute von außergewöhnlichem Wuchs; eine Abhandlung über die karthagischen Könige; mehrere Abhandlungen über gelehrte Themata und zwei oder drei Reden; eine Abhandlung über die Malereien von Herculanum, eine über den Vesuv; mein französischer Horaz; und so weiter.

*) Die Dissertation wurde 1779 zu Livorno gedruckt.

**) Galiani hatte in Paris einen Kommentar des Horaz begonnen. Auszüge daraus waren 1765 in der „Gazette Littéraire" erschienen.

Neapel, im Januar 1771.

Meine schöne Dame, ich beklage Sie, ich trauere um Sie und ich möchte Sie trösten und berathen, ob ich gleich überzeugt bin, daß Sie Dessen nicht bedürfen. Was war denn Das für ein verteufelt dummer Einfall, sich von Ihrem Herrn Gemahl Kinder machen zu lassen! Wußten Sie denn nicht, daß Kinder ihrem Vater ähnlich werden? Sie sahen, daß Herr von Epinay ein Verschwender war; da hätten Sie also mit meinem Botschafter, dem Marquis de Castromonte, Kinder zeugen sollen; er war in Paris, als Sie Ihren Sohn empfingen, und er würde Ihre Familienangelegenheiten in Ordnung gebracht haben. Waren Sie jemals so rasend, an Rousseau und seinen „Emil" zu glauben? Zu glauben, daß Erziehung, Grundsätze, Reden irgend Etwas zur inneren Einrichtung eines Kopfes beitragen? Wenn Sie daran glauben, bitte, so nehmen Sie doch mal einen Wolf her und machen Sie einen Hund daraus, wenn Sie können. Das Unverbesserliche ist also ein auf Berechnung beruhendes Uebel; folglich darf man es nicht noch durch falsche Berechnungen vermehren. Es wäre grundfalsch und höchst gefährlich, wenn man glauben wollte, es ließe sich verbessern. Seien Sie fest überzeugt: es giebt kein Heilmittel und Sie bekommen nur die Dosis nothwendigen Uebels; von Ihrer Seite hat der Wille gar nicht mitzusprechen. Aber das Alles wissen Sie. Uebrigens bin ich ja niemals Mutter gewesen; Vater war ich vielleicht ein paar Male und ich habe wohl gesehen, daß all Das nichts damit zu thun hat.

Neapel, im Februar 1771.

Sie wollen von mir wissen, was eine Frau studiren soll? Ihre Sprache, damit sie Verse korrekt sprechen und schreiben kann, wenn sie Neigung dazu hat. Alles in Allem genommen, muß sie stets ihre Phantasie pflegen; denn das wahre Verdienst der Frauen und ihrer Gesellschaft besteht darin, daß sie immer ursprünglicher sind als die Männer; sie sind weniger verkünstelt, weniger verdorben, weniger von der Natur entfernt und darum liebenswürdiger. Auf dem Gebiet der Moral müssen sie gründlich die Männer studiren und niemals die Frauen. Sie müssen alle Lächerlichkeiten der Männer kennen und studiren und niemals die der Frauen.

### Frau von Epinay an Galiani.

Paris, am elften April 1771.

Wenn ich nicht hoffte, daß meine Briefe Ihnen wenig Portokosten machen, mein lieber Abbé, hätte ich nicht mehr den Muth, Ihnen zu schreiben; denn meine Kraft zu eigenhändigem Briefschreiben geht nicht über zwanzig Zeilen hinaus und meine Gehirnkraft erlaubt mir kaum, mehr als eine oder zwei Seiten zu diktiren. Ich muß Ihnen jedoch all mein Unglück erzählen. Abbé Terray hat mich durch seine Maßnahmen ruinirt.

Ich habe weder Kredit noch Protektion, und hätte ich diese, so sollte mich Gott davor bewahren, jemals davon Gebrauch zu machen, um auch nur einen Thaler zu verlangen. Ich schaffe meine Equipage ab, ich verkaufe das Bischen Silbergeschirr, das ich habe. Der Ertrag wird nicht lange reichen. Am Meisten betrübt mich, daß er nicht genügen wird, um die Schulden zu bezahlen, die meine schwache Gesundheit mich zu machen zwingt, während sie mich zugleich verhindert, an dem Wenigen, was mir bleibt, Ersparnisse zu machen. Doch dafür kann ich Ihnen bürgen: ich werde darum nicht trauriger sein und frohen Herzens ins Hospital gehen.

... Wenn ich hier und da auf einen Abbé fluche,*) muß ich darum einen anderen um so mehr lieb haben; wenn ich eine Parallele zwischen den Beiden ziehen wollte, so würde Das wohl recht scherzhaft sein. Mein Mörder ist lang wie eine Bohnenstange, mein Tröster ist nur drei Käse hoch. Der eine Abbé ist dürr wie Reisig, hat tiefliegende Augen, eine spöttische, harte, absprechende Miene; der andere ist speckfett, hat große, offene Augen, eine sanfte, schalkhafte, gute Miene. Der große Abbé denkt wie ein Räuberhauptmann, der kleine Abbé wie ein großer Mann; der große Abbé ist sittenstreng usw. Ich werde gelegentlich diesen Gedanken weiter verfolgen. Uebrigens schreibe ich Ihnen nur darum so ungenirt, weil ein zuverlässiger Reisender Ihnen diesen Brief überbringen wird und mir für die richtige Bestellung garantirt.

An Frau von Epinay.

Neapel, im März 1772.

Um mich zu zerstreuen, ziehe ich zwei Katzen auf und studire ihr Betragen. Das ist eine ganz neue Wissenschaft und ein ganz neues Studium. Seit Jahrhunderten zieht man Katzen auf und trotzdem finde ich Niemanden, der sie richtig studirt hätte. Ich habe Männchen und Weibchen; ich habe jeden Verkehr mit den Katzen der Außenwelt verhindert und habe ihre Ehe aufmerksam verfolgt. Würden Sie es glauben? In den Monaten ihrer Liebe haben sie niemals miaut; das Miauen ist also nicht die Sprache der Katzenliebe; die Thiere rufen damit nur die Abwesenden. Eine andere sichere Entdeckung: die Sprache des Katers ist ganz verschieden von der der Katze, wie es ja auch nicht anders sein kann. Bei den Vögeln ist dieser Unterschied noch deutlicher ausgeprägt; der Gesang des Männchens ist ganz und gar verschieden von dem des Weibchens; doch weiß ich nicht, ob bei den Vierfüßlern schon Jemand diesen Unterschied bemerkt hatte. Außerdem bin ich sicher, daß es mehr als zwanzig verschiedene Lautwandlungen in der Katzensprache giebt. Ihre Sprache ist wirklich eine Sprache; denn sie bedienen sich immer des selben Lautes, um die selbe Sache auszudrücken. Ich würde kein Ende finden, wollte ich Ihnen alle meine Beobachtungen mittheilen.

Neapel, im Januar 1773.

Ihre Gesundheit macht mir mehr Kummer als Unruhe; Sie sind in einem kritischen Alter; Sie leiden seit langer Zeit; Sie sind nicht daran gestorben, ergo werden Sie nicht daran sterben; ergo werden Sie das höchste Alter denkender Menschen erreichen, das freilich um zehn Jahre kürzer ist als das blos vegetirender Menschen. Sprechen wir also von fröhlichen Dingen. Wir haben hier seit acht Tagen eine französische Schauspielertruppe; ein ganz eigenartiges Ereigniß und für die Neapolitaner etwas ganz Neues. Sie haben großen und ganz aufrichtigen Beifall gefunden. Ein anderes recht sonderbares und ganz unglaubliches Ereigniß: sie haben als erste Vorstellung Diderots Père de famille gegeben, weil von allen französischen Theaterstücken dieses stets den größten und sichersten Erfolg in allen Städten Italiens und Deutschlands hat (was übrigens ganz natürlich ist).

Sagen Sie Diderot Folgendes: Meine Neapolitaner sind überzeugt, daß sein Stück das beste des ganzen französischen Theaters ist und folglich das beste

*) Auf den Abbé Terray, der durch die erwähnten Finanzoperationen das Einkommen der Frau von Epinay sehr gekürzt hatte.

der ganzen dramatischen Produktion des menschlichen Geistes bis zu dieser Stunde. Nur findet man, der Vater sei doch ein Bischen zu schwach seinen Kindern gegenüber. Italienische Väter sind unendlich viel härter als französische; und vielleicht ist Herr d'Orbessan auch für einen Franzosen ein Wenig zu schwach. Sie werden nicht errathen, welches der geheime Grund ist, warum die Italiener an diesem Stück so unaussprechliches Vergnügen finden. Es ist die Rolle des Kommandeurs. Diese Persönlichkeit hat einen Charakter, der in Frankreich selten vorkommt, in Italien dagegen sehr verbreitet ist, wo er sich sogar eine eigene Bezeichnung erworben hat, die in der französischen Sprache fehlt Es ist die Rolle eines seccatore. Sie begreifen: ein seccatore ist nicht eigentlich nur ein lästiger, langweiliger Mensch, auch kein boshafter Mensch und kein Dummkopf. Es ist ein Mann, der seine (von denen der Anderen abweichenden) eigenen Anschauungen hat, einen gesunden Menschenverstand auf seine Art, der anderen Leuten abstoßend erscheint; er ist ein ungeschickter, linkischer, schroffer Mensch, der am unrechten Platze steht.

Die nächste Tragoedie, die die Truppe geben wollte, war „Mahomet" von Voltaire. Die Polizei hat es ihnen untersagt. Um sich zu rächen, haben sie „Zaïre" gegeben; mit großem Erfolg. Nur fanden die Neapolitaner „Zaïre" zu fromm und meinten, mitunter erinnere sie an eine Mission. Sie können sich gar nicht vorstellen, welchen sicheren Geschmack und welches scharfe Urtheil ein Volk, das sehr wenig Französisch versteht und heutigen Tages noch mit barbarischen Komoedien gefüttert wird, bei diesem Anlaß an den Tag legte.

Einem Philosophen bietet dieses Auftreten einer französischen Schauspielertruppe in Neapel Stoff zu recht eigenthümlichen und sehr tiefen Betrachtungen. Sie haben einen Erfolg gehabt, der mein Erstaunen erregt hat. Wenn Sie unser Theater sähen, würde sich Ihnen ein sehr komischer Anblick bieten: Sie würden eine Kinderschule sehen. Alle sitzen mit gesenkten Köpfen da, haben vor den Augen ihr Buch und verwenden keinen Blick davon, um sich einmal die Bühne anzusehen; sie scheinen damit zufrieden zu sein, Französisch lesen zu lernen. In politischer Beziehung hat dies Ereigniß mehr gewirkt als alle Familienverträge. In moralischer Beziehung muß man die französischen Schauspieler als eine Mission von Ordensleuten auffassen, die der Ordensgeneral Voltaire ausgesandt hat, um eine Nation zu bekehren und das Banner seines Glaubens in ihrem Bereich aufzupflanzen. Voltaires Verse werden zur Prosa führen: Das gerade ist ja seine Absicht.

Neapel, im Mai 1777.

Lassen wir den Kaiser abreisen! *) Ich weiß nicht, welcher Teufel des Jahrhunderts den Fürsten die Laune eingiebt, sich den anderen Völkern zu zeigen: findet man sie besser als den eigenen Fürsten, so hinterlassen sie das unwürdigste Bedauern; findet man, daß sie anderen Fürsten gleich oder sogar schlechter sind, so hinterlassen sie Niedergeschlagenheit und Verzweiflung im menschlichen Herzen. Es giebt Dinge, die nur im Begehren schön sind: die Liebe hat solche Schönheiten; und ich finde, daß die Tugend der Fürsten wie der Genuß einer Jungfernschaft ist. Es ist besser, sie sich vorzustellen, als sie zu genießen. Leben Sie wohl, liebe Frau von Epinay!

*) Kaiser Joseph den Zweiten, der sich unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein sechs Wochen in Paris aufgehalten hatte.

# Meine Verhaftung.

Aus Ascona (in der Schweiz) erhielt ich den folgenden Brief:

Auf Veranlassung des Vorsitzenden der Anarchistischen Föderation Deutschlands hatte ich für die nach Offenbach zu den Ostertagen einberufene Konferenz der Föderation ein wissenschaftliches Referat „Die Idee des Anarchismus und die sich daraus ergebenden taktischen Grundsätze" übernommen. Die Aufgabe entsprach meiner seit Jahren bethätigten Grundauffassung, daß Anarchismus und Sozialismus zu einander gehören, daß dem Materialismus des Sozialismus der Psychismus des Anarchismus hinzugefügt werden müsse. Diese Bestrebungen habe ich unter dem Namen des Anarchosozialismus zusammengefaßt. Sonnabend traf ich nachts gegen zwölf Uhr von Locarno aus in Offenbach ein, erfuhr dort, daß die Konferenz verboten sei, und reiste mit den Delegirten Sonntag mittags nach Mannheim, wo, wie man mir sagte, die Konferenz, gemäß der freieren badischen Versammlungsgesetzgebung, in früheren Jahren völlig unbehelligt geblieben sei. Doch wurde Herrn Frauboese in dem Lokal, in dem wir uns versammelten, von einem Beamten mitgetheilt, daß die Konferenz auch in Mannheim verboten sei. Beim Verlassen der Wirthschaft, das allmählich und in kleinen Gruppen von Zwei und Drei stattfand (wir hatten verabredet, zum Denkmal der Achtundvierziger zu gehen), wurden wir von einer großen Schaar Kriminalbeamter zusammengedrängt und zu einer Polizeiwache sistirt, wo man unsere Personalien feststellte und uns dann entließ. Hier erfuhren wir auch, daß zwei Delegirte, die bereits am frühen Vormittag nach Mannheim gefahren waren, dort ohne Weiteres von der Straße weg sistirt und auf der Polizei dann festgehalten worden seien. Wir gingen nun, immer begleitet von einer Gruppe Kriminalbeamter, zum Denkmal der Achtundvierziger und folgten danach dem Rath der Beamten, die wörtlich sagten: „Gehen Sie doch über die Grenze Mannheims hinaus, dann sind Sie uns los und können thun, was Sie wollen."

Wir bestiegen die freudenheimer Lokalbahn und fuhren davon; die Kriminalbeamten, die sehr bequem miteinsteigen konnten, da sie immer dicht hinter uns waren, blieben zurück und kümmerten sich nicht mehr um uns. Ob wir durch unser weiteres Verhalten die uns vorgelegte Polizeiverfügung übertreten haben, wird die Gerichtsverhandlung ergeben; ich bin überzeugt, daß ich mich keines Vergehens schuldig gemacht habe. Aber selbst wenn Juristenlogik, trotzdem wir nicht auf mannheimer Gebiet waren und trotzdem kein Referat erstattet wurde, ein Vergehen gegen das Vereinsgesetz herausdestilliren sollte, so wäre Das eine Schuld, die nach dem Strafgesetzbuch mit einer geringen Geldstrafe (höchstens hundertfünfzig Mark) gebüßt wird.

Dienstag, am zweiten April (ich war ruhig in meinem Hotel geblieben), wurde ich morgens auf die Polizei geführt und verhört. Dabei wurde festgestellt, daß ich seit neunzehn Jahren in Berlin ansässig, seit 1895 als Arzt thätig sei; in Folge einer Herzerkrankung, die durch Blutvergiftung bei einer Karbunkeloperation entstanden war, muß ich jetzt, um meine Gesundheit wiederzuerlangen, im Süden weilen und bin deshalb von Berlin „auf Reisen" abgemeldet. Meinen Paß mit diesem Vermerk hatte ich bei mir. Ferner wurde festgestellt, daß ich keiner anarchistischen Gruppe angehöre, im Sozialdemokratischen Wahlverein des Dritten berliner Reichstagswahlkreises organisirt und mit einer wissenschaftlichen Arbeit über Anarchismus und Sozialismus beschäftigt sei, deren Grundzüge mein Referat zum Ausdruck bringen sollte und deren Konzept ich bei mir hatte. Trotzdem wurde mir erklärt, daß ich dableiben müsse, und ich wurde ins Amtsgefängniß abgeführt.

Dort wurden mir meine sämmtlichen Sachen abgenommen. Ich mußte mich dann in einer Zelle, in der Thür und Fenster offen waren, völlig auskleiden, trotzdem ich auf Befragen nach Krankheiten angegeben hatte, daß ich an Herzerweiterung leide, und sämmtliche Kleidungstücke, auch Hemd und Stiefel, wurden einer genauen Visitation unterzogen. Dann wurde ich in einem anderen Flügel des Gefängnisses untergebracht. Nachmittags wurde ich auf den Hof geführt und trotz meinem energischen und dringlichen Protest gezwungen, mich in mehreren Stellungen photographiren zu lassen. Dem Untersuchungrichter wurde ich nicht innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen vierundzwanzig Stunden, sondern erst am Abend des nächsten Tages vorgeführt; dabei war ich genöthigt, barhäuptig und mit einer eisernen Kette gefesselt über Straße und Hof in das Gerichtsgebäude zu gehen. Das Verhör erstreckte sich ausschließlich auf die unter Anklage gestellte Zeit, die Stunden von halb Zwölf bis Zwei in der Nacht vom Sonntag zum Montag; während dieser Zeit hatten wir in einem Lokal gesessen und vornehmlich unseren durch die vorhergehende Hetzjagd bewirkten Hunger und Durst gestillt, also nichts gethan, was uns belasten konnte. Dennoch erklärte der Untersuchungrichter mich für verhaftet. Als ich sagte, daß wohl entweder Freisprechung oder höchstens eine so geringe Geldstrafe zu erwarten sei, daß dadurch die Schädigung meiner Gesundheit und die Freiheitberaubung nicht gerechtfertigt würde, erklärte der Untersuchungrichter, daß ich fluchtverdächtig sei, da ich zwar meinen Wohnsitz in Berlin habe, aber jetzt „auf Reisen" abgemeldet sei. Ich machte geltend, daß ich Korrespondirendes Mitglied des Internationalen Bureaus zur Tuberkulose-Bekämpfung sei, dem Graf Posadowsky vorsitze, daß ich von der Jahresversammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte neben den Professoren Gerhard, Leyden, Hueppe und Anderen in die Ständige Kommission zur Schwindsuchtbekämpfung gewählt und Mitglied einer Reihe anderer wissenschaftlicher Körperschaften sei, daß ich, wie eine telegraphische Anfrage beim Magistrat der Stadt Berlin ergeben werde, bis zu meiner Erkrankung der berliner Stadtverordnetenversammlung und der Krankenhausdeputation angehört habe: vergebens. Dem Herrn Untersuchungrichter half das Alles nicht über den Glauben hinweg, ich könne wegen der im schlimmsten Fall zu erwartenden kleinen Geldstrafe die Flucht ergreifen. Ich wurde in Haft behalten. Auch mein Wunsch, sofort telephonisch Herrn Rechtsanwalt Dr. Frank benachrichtigen zu lassen, wurde nicht erfüllt; und so konnte erst am nächsten Vormittag mein Vertheidiger zu mir gelangen, der sofort persönliche Bürgschaft für mich leistete. Aber auch dann dauerte es noch bis zum Abend, ehe ich entlassen wurde. Von der Vergünstigung, mich selbst beköstigen zu dürfen, habe ich nicht Gebrauch gemacht, und die Gefängnißkost nicht berührt, bis am dritten Tag ein Anfall von Herzschwäche mich zwang, einen Napf Suppe zu mir zu nehmen. Jeden Morgen mußte ich meine Zelle aufräumen; mußte mit fünf anderen Gefangenen in einer Reihe antreten und den Kübel voll Koth und Urin zum Reinigen nach der Latrine tragen. Als ich zum ersten Mal stand und wartete, bis die Reihe zum Ausgießen an mich kommen werde, fiel mir ein, daß Graf Posadowsky, der mir einst nach einem Vortrag, den ich als Vertrauensarzt der Centralkommission der Krankenkassen ihm gehalten, dankend die Hand geschüttelt hatte, in der ich jetzt den Kübel voll Unrath hielt, das Wort von „Deutschland, dem Lande der größten persönlichen Rechtsgarantien" gesprochen hat.

Nicht, weil mir, einem geachteten Arzt, Dies begegnet ist, sondern weil Jeder solche Willkürakte, solche Herabwürdigung der menschlichen Persönlichkeit erleben kann, fühle ich mich verpflichtet, diese Vorgänge der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

Dr. R. Friedeberg,
Praktischer Arzt und Spezialarzt für Lungenkrankheiten.

# Woermann-Ballin.

„Mein Feld ist die Welt!" Mit besserem Recht als je vorher kanns heute der General-direktor der Hamburg-Amerika-Linie rufen; trotzdem seine Aktien, nach Dividenden von 11 und 10 Prozent, auf den fast lächerlichen Geldnothkurs von 136 gefallen sind. Wohin er das Auge schickt, über den Atlantischen und den Stillen Ozean, über das Baltische und das Mittelländische Meer: dies Alles ist ihm unterthänig. Jetzt auch Afrika. Denn vor seiner Macht hat Adolf Woermann kapitulirt. Der harte, stolze Woermann, der zu Hamburgs königlichen Kaufleuten gehört und von seiner Höhe auf das Parvenugewimmel herabsehen darf. Der Herr eines Hauses, das dem deutsch-afrikanischen Handel den Weg gebahnt, ihn klug gefördert und sich um die Kolonialarbeit der Deutschen unverjährbare Verdienste erworben hat. Der Chef einer seit zwei Menschenaltern geachteten Rhederfirma, die heute über vierzig stattliche Schiffe verfügt und der die Leitung der Deutsch-Ostafrika-Linie anvertraut ist. Als die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft nur zwei Dampfer in Betrieb hatte, war die Firma C. Woermann in der Hansestadt schon ein erstes Handelshaus; und als Herr Albert Ballin (vor dem die Clerks und Prokuristen jetzt stramm, mit dem Hut in der Hand, stehen) noch als kleiner Makler in der Steinstraße saß, hatte Adolf Woermann in Liberia und Kamerun schon die Faktoreien seines Vaters reorganisirt und war Theilhaber der Weltfirma geworden. Der kleine, bescheidene und zähe Israelit, der auf dem Weg über die Carr-Linie zur Packetfahrt kam und sie rasch zu einem Riesenunternehmen machte, hats weit gebracht. In seinem Haus verkehrt der Deutsche Kaiser. Sein Lobartikel im „Korrespondenten" war das werthvollste Geschenk, das der Norddeutsche Lloyd zum Jubiläum erhielt. Und bei ihm mußte Woermann nun Hilfe suchen.

Mußte. Freiwillig, dem eigenen Trieb gehorchend, hätte ers nicht gethan. Er liebt Albertum Magnum nicht. Vor zwei Jahren, als Ballin um die westafrikanischen Truppentransporte warb, hehlte Woermann seine Antipathie nicht; und das hanseatische Patriziat kannte sie längst. Nun, nach den fetten Jahren, die ihm zwar nicht die Märchenschätze der Volkslegende, immerhin aber große Gewinne gebracht haben, entsagt er der Tradition seines stolzen Hauses und weicht aus einem Gebiet, in dem er so lange fast das Verkehrs- und Handelsmonopel hatte. Wodurch wurde der Rückzug nöthig? Die Kaufleute Hamburgs und Bremens litten unter dem Frachtenmonopol der Woermann-Linie und ersehnten eine neue Verbindung mit West- und Südwest-Afrika. Die ersten Verhandlungen (mit Bremen) scheiterten; dann wurde die Hamburg-Bremen-Afrika-Linie gegründet, die den Schiffpark der Chinesischen Küstenfahrt-Gesellschaft übernahm. Als die Verträge mit Woermann von Dernburg gelöst waren, übertrug die Kolonialabtheilung der neuen Linie einen Theil der Rücktransporte und Reichsfrachten; zeigte damit also, daß sie auch ihr sehr willkommen sei. Woermann hatte für die Kriegszeit große Aufwendungen gemacht; viele Schiffe gebaut und gekauft, für die nun, nach dem Verlust des Monopols und der Regirungsgunst, kaum noch lohnende Verwendung war. Der Krieg hatte eben nicht nur, wie Thoren meinen, die Einnahmen, sondern auch das Risiko der Firma beträchtlich gesteigert. Vielleicht waren auch noch Bauschulden vorhanden, deren Zahlung Woermanns Kreditgeberin, die Norddeutsche Bank, nicht bequem fand. Herr Schinckel, der Tyrann der Norddeutschen Bank, ist für neue Geschäfte nicht leicht zu haben; höchstens für solche, die nach seiner Ansicht gar kein Risiko bieten. Als Kommanditist und Intimus Woermanns mußte er früher als Andere sehen, daß nach den fetten nun die mageren Jahre kommen könnten. Als Mitglied des Aufsichtrathes der Hamburg-Amerika-Linie wußte er, daß persönliche, geschäftliche und höfische Gründe Herrn Ballin einer

Verständigung günstig stimmen mußten. Eines Tages wurde Hamburg durch die Nachricht überrascht, Woermann und Ballin hätten sich versöhnt und über das westafrikanische Geschäft geeinigt. Pool, Fusion: wie mans nennen will. Ballin triumphans. Schinckel riskirte nichts mehr. Und Woermann, ders zuerst mit einem Ratenkrieg versucht hatte, war zum Kampf gegen die unangenehme Konkurrenz nun wesentlich gestärkt und durfte hoffen, durch höhere Gunst für Dernburgs allzu brüske Absage entschädigt zu werden.

Die neue Linie ist eine Schöpfung der Herren Menzell und Dahlström. Herr Dahlström ist nur der Schiffsmakler der Gesellschaft Herr Menzell ist weder in Hamburg noch (die letzten Generalversammlungen habens ihm bewiesen) bei seinen (meist in Schleswig-Holstein sitzenden) Aktionären sehr beliebt. Aber ein Mann von verwegenem Muth: er war der Einzige, der, als Dernburg rief, der Woermann-Linie, trotz allen Drohungen, Konkurrenz zu machen wagte. Einstweilen hat er nur zehn Frachtdampfer (freilich modernsten Typs) für den afrikanischen Dienst zur Verfügung; die acht Dampfer seiner anderen Rhedereigesellschaft sind alt und für Tropenfahrten kaum geeignet. Allzu gefährlich war diese Konkurrenz fürs Erste also nicht. Woermann hat eine große, nach den Lehren langjähriger Erfahrung gebaute Flotte, ein im Tropendienst geschultes Personal, an den Küstenplätzen Einrichtungen zur Abfertigung der Schiffe und als Stützpunkte seine Faktoreien. Und die Angst vor dieser Konkurrenz, die mit Hohnlachen und Drohreden empfangen wurde, soll heute, ehe noch der erste Dampfer Menzells aus Afrika zurückgekehrt war, den stolzen, der eigenen Kraft vertrauenden, vor schlechten Zeiten nie furchtsamen Hanseaten zur Kapitulation bestimmt haben? Dann wäre er wirklich (wie er, im Aufblick zu Isidors Huldgestalt, von berlinischem Bankierwitz genannt worden ist) nur ein See-Loewe. Dann aber hätte er in dem schwierigem afrikanischen Gelände nicht erreicht, was er erreicht hat. Ein althamburgischer Kaufherr lernt das Fürchten nicht; er wächst in der Stunde der Gefahr. Und Woermann ist eine Persönlichkeit, die auch der Gegner bewundern muß. Warum hat er sich gebeugt? Weil er vom Kaiser Schutz vor Dernburg hoffte?

Herr Ballin ist kein Knicker. Um in das südamerikanische Schiffahrtgeschäft hineinzukommen, hat er (der seit einundzwanzig Jahren die Packetfahrt leitet) Herrn De Freitas vier Millionen gezahlt. Dadurch wurde ihm nicht nur die Hamburgisch-Südamerikanische Dampfschiffahrt-Gesellschaft, bis dahin Hamburgs vornehmste Rhederei, tributpflichtig, sondern auch der reichen Kosmos-Linie solcher Schreck eingejagt, daß sie freiwillig auf ihre Selbständigkeit verzichtete und Herrn Ballin ein Fünftel ihres Verkehrs anbot. Wenn die Südamerikanische sich der Kosmos-Linie verbündet hätte, wäre dem kleinen Albert vielleicht bang geworden. Den Leitern dieser Gesellschaften fehlte der Wagemuth; und De Freitas stand mit seiner Flotte allein. Selbst wenn Ballin auch diesmal, für das afrikanische Geschäft, einen hohen Preis bezahlt und goodwill gezeigt hätte, wäre ein Woermann nicht zu ködern gewesen. Erstes Räthsel. Zweites: Warum hat Herr Schinckel, wenn er die Woermann-Linie noch für lebensfähig hielt, sie, als Kommanditist, nicht selbständig zu erhalten, als Bankdirektor nicht noch ferner für die Norddeutsche zu monopolisiren versucht? Drittes: Warum hat Herr Schinckel, der, wie jeder hamburger Bankier und Rheder weiß, den Expansionplänen Ballins immer widersprochen und dadurch manchen Zwist bewirkt hat, gerade jetzt eine neue Ausdehnung der Hamburg-Amerika-Linie empfohlen und herbeigeführt? Allah wirds wissen. Von draußen ists nicht zu erkennen.

Woermann ist nicht mehr selbständig; ein Theil seiner Flotte (in Hamburg glaubt man: ein Drittel) gehört nun in den Bereich der HAL. Die Leitung aber muß ihm bleiben. Allen Respekt vor Ballins Klugheit: von dem afrikanischen Geschäft versteht er nichts; hat auch neben und unter sich Keinen, der sich mit Woermanns praktischer Erfahrung und

Autorität irgendwie messen könnte. Also ists schließlich nur eine Aenderung der Fassade. Der Dienst, der sich in schwerer Zeit ja als zureichend bewährt hat, bleibt unverändert. Das Monopol war lästig. Menzell hats, unter Dernburgs Beifall, zu durchbrechen versucht. Ihn hätte Woermann niedergerungen; oder sich mit ihm verständigt. Jetzt ist er Ballins Bundesgenosse. Und diese Fusion hat der Kaiser in einer Depesche „ein bedeutungvolles nationales Unternehmen" genannt. Damit also für Woermann-Ballin gegen die neue Afrika-Linie Partei ergriffen. War Das des Bündnisses Zweck? Hat Woermann nicht, weil sich ihm kapitalistische Hilfe versagte, die weiße Fahne gehißt? Hofft er, daß dem Sozius Ballins selbst Herr Dernburg, der Schutzpatron der Menzell-Linie, die Reichsfrachten nicht entziehen kann? Daß Albertus den Winter des Mißvergnügens schnell wieder in glorreichen Sommer wandeln wird? Das Telegramm des Kaisers hat in Hamburg Staunen erregt; nicht freudiges. Auf Wunsch des Reichstages und der Kolonialabtheilung wird eine zur Konkurrenz mit Woermann bestimmte Linie geschaffen. Daß die Fusion ihr das Leben arg erschweren muß, weiß der jüngste Lehrling. Und diese dem Reich nicht nützliche Fusion feiert der Deutsche Kaiser als eine bedeutsame nationale That.

Von den größeren hamburgischen Rhedereien sind jetzt nur noch zwei ganz selbständig: die Deutsch-Australische Dampfschiffahrt-Gesellschaft und die Levante-Linie. Die Südamerikanische, Kosmos, C. Woermann werden von Ballin kontrolirt; können ohne Zustimmung der HAL nichts Entscheidendes mehr thun. Was war Woermanns Monopölchen, wenn mans diesem Monopol vergleicht? Der Morgantrust kontrolirt nur ein bestimmtes Verkehrsgebiet: den transatlantischen Dienst englischer und amerikanischer Linien. Die HAL will den ganzen hamburgischen Handel beherrschen; und ist diesem Ziel nicht mehr fern. Kohlensyndikat, Stahlwerkverband, Fusionen und Interessengemeinschaften der Großbanken: das Alles erscheint neben solchem Weltherrschaftanspruch klein. Herr Ballin mag sich, nach seinen Erfolgen, zutrauen, daß er all diesen verschiedenen Bedürfnissen zu genügen vermag. Ob er nicht irrt? Er weiß, was der Passagier verlangt, kennt den nordatlantischen Verkehr genau, hat die feinsten und die gröbsten Reklamekünste gelernt, mit den Forderungen, den Spezialwünschen des afrikanischen und ostasiatischen Handels sich aber nie ernsthaft beschäftigt. Und wenn er, wie mancher schlaue Direktor schon in schlechter Zeit, eines Tages zurücktritt: wer sorgt dann für den ungeheuren Apparat der HAL? Wer wägt die Möglichkeiten ausländischer Konkurrenz und giebt jedem Gebiet, was ihm gebührt? Auch von den tüchtigsten Abtheilungchefs wäre das Riesenunternehmen nicht zur Zufriedenheit des deutschen, insbesondere des hamburgischen Handels zu leiten; und Decentralisation ist oft schwerer als Expansion. Doch nehmen wir an, Ballin bleibe noch lange oder finde einen Nachfolger, wie Lohmann ihn in Wiegand fand. Wenn nun das nordamerikanische Geschäft, das die HAL nährt und in dem mindestens zwei Drittel ihres Kapitals festliegen, durch einen Zollkrieg, eine Erschwerung der Einwanderung, durch allerlei Chicanen, die der wachsende Panamerikanismus ersinnen kann, verdorben wird und zur selben Zeit der chinesische oder afrikanische Dienst neues Material verlangt? Wenn, etwa nach dem Muster der Roland-Linie (die Ballin, trotzdem er im Aufsichtrath des Kosmos sitzt und für Tonnenraum und für entgegenkommende Frachtpolitik sorgen konnte, nicht zu hindern vermochte), neue Konkurrenz entsteht? Was wird dann, während einer Stagnation ihres Hauptgeschäftes, aus dem ungeheuren Betrieb der Erdballinie? So fragt besorgt mancher Hamburger, der gesehen hat, daß selbst die Mächtigsten jetzt in dem Palast am Alsterdamm antichambriren und dem Wink des einen Mannes gehorchen, der über Woermann (nicht auch über Dernburg?) triumphirt und dem hansischen Welthandel das Gesetz seines Willens aufzwingt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. April 1907.

# Josef der Zweite.

Der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts entdeckte die natürliche Gleichheit aller ungeflügelten Zweifüßer (Justus Mösers Ausdruck) und es war darum ganz in der Ordnung, daß die Französische Revolution Alle, die der nicht so ganz rationellen Natur zu lang gerathen waren, einen Kopf kürzer machte. Die Standesunterschiede hatten aufzuhören und der Patriotismus mußte einem Kosmopolitismus weichen, der, von der französischen Nation verkörpert, das Werk der allgemeinen Menschenbeglückung damit einleitete, daß er den Nachbarvölkern mit Pulver und Blei die Freiheit aufzwang. Die romantische Reaktion dann, die übrigens schon von Herder vorbereitet war, entdeckte die Schönheit des „Völkischen"; und seitdem hat sich, das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch, der Nationalismus immer stärker entwickelt, bis zum Panslavismus, Pangermanismus, englischen Imperialismus. Auch der Panislamismus ist doch eigentlich Arabismus. Den allermeisten Lärm aber machen nicht die großen Nationen, sondern die Natiönchen und Nationalitätensplitter, die sich selbst, ihre Daseinsberechtigung, ihre Kulturmission und die Schönheiten ihrer Literatur entdecken. Nachdem wir dieses Schauspiel lange genug in nächster Nähe genossen haben, sehen wir es im Westen einen „Abtheil" der Weltbühne beschreiten. Die Félibres erwecken die provençalische Dichtung zu neuem Leben. Die Bretonen wollen in ihrem keltischen Idiom gepredigt und die Kinder unterrichtet haben. In Wales steigt der Druidenritus aus seinem seit zwei Jahrtausenden geschlossenen Grab hervor, und wenn der Bewohner dieses übrigens dem englischen Monarchen treu ergebenen Landes von einem Engländer angeredet wird, stellt er sich, als ob er kein Englisch verstünde. In Irland endlich ist eine starke Bewegung für Wiederherstellung der beinahe vergessenen Volkssprache im privaten und öffentlichen Verkehr entstanden. Alle

diese Bewegungen stellen in ihrer Gesammtheit eine Reaktion der Natur dar gegen die Macht der Kultur und des Verkehrs, die alle Grenzen niederzureißen und die Völker in einen Völkerbrei aufzulösen drohen. Die Natur oder die Vorsehung, deren Absichten die Sage von der babylonischen Sprachverwirrung sinnbildet, hat die Einrichtung getroffen, daß ein bestimmter Boden zusammen mit einem bestimmten Himmel und einer bestimmten Lage je eine besondere Art von Pflanzen, Thieren und Menschen bildet. Die so entstandene neue Spielart verfestigt sich durch Vererbung, besonders bei Reinkultur, zur Rasse, die, einmal entstanden, ihre Eigenthümlichkeiten auch dann noch lange Zeit hindurch bewahrt, wenn sie auf einen anderen Boden und unter einen anderen Himmel verpflanzt wird. Zu den auffälligsten Kennzeichen der Menschenrassen gehört die Sprache; und in welchem Grade örtliche Absonderung sprachschöpfend wirkt, konnte man vor einigen Jahrzehnten noch (seitdem wird wohl der Verkehr viel ausgeglichen haben) in unseren deutschen Gebirgen erfahren: fast jedes Thal hatte seinen eigenen Dialekt. Im brasilianischen Urwald, wo die Siedler der wenige Meilen weit von einander entfernten Lichtungen nur auf den an Windungen reichen Flußläufen mit einander verkehren können, sollen die Abweichungen so stark sein, daß jede kleine Horde eine eigene, den übrigen gar nicht verwandte Sprache zu haben scheint. Also dieser natürliche Zustand reagirt heute gegen den Weltverkehr. Und diese urwüchsige Reaktion wird von der politischen unterstützt, die, aus verschiedenerlei Interessen entsprungen, die in ihrem Seelen- und Geistesleben längst geeinten „guten Europäer“ Mittel- und Westeuropas zwingt, eine feindliche Haltung gegen einander zu mimen.

Sind Nationalismus und Sprachverwirrung vom Schöpfer gewollt, so werden sie weder mit noch ohne Esperanto beseitigt werden. Aber die causa prima bedient sich zur Verwirklichung ihrer Absichten der causae secundae, in unserem Fall der denkenden und wollenden Menschen, und Politiker haben manchmal zu erwägen, ob sie nicht vielleicht blindlings die Rolle einer causa secunda spielen, die sie mit sehenden Augen nimmermehr übernehmen würden, ob sie nicht gerade solche Absichten der Vorsehung fördern, die ihnen wider den Strich gehen. Die sich vor solchem Mißgeschick hüten wollen, thun gut, von Zeit zu Zeit einen Blick auf das Bild des Mannes zu werfen, der als eine der mächtigsten causae secundae in dem Prozeß der übertriebenen Nationalisirung gewirkt, ja, der ihn für den europäischen Osten in Gang gebracht hat.

Nach dem Sturz des Winterkönigs haben die Jesuiten das Czechenvolk germanisirt; natürlich nicht aus Liebe zum deutschen Volksthum und zur deutschen Sprache, sondern aus Furcht vor dem Hussitismus. Die czechische Sprache verkümmerte zur literaturlosen Bauernsprache. Josefs des Zweiten stürmisches Bemühen, diesen Rest des Czechenthums in kürzester Frist vollends auszuroden, weckte den Widerstand und bereitete so den Boden für die spätere literarische

Renaissance dieses Volksthums durch Palacky und Rieger. Den Magyaren zwang Josef das Deutsche als Staatssprache auf statt des Lateinischen. Dieses hätte man wohl im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts als einen Anachronismus von selbst aufgegeben, aber man hätte dann sicherlich das Deutsche gewählt statt des unbequemen und in Europa eigentlich ganz unmöglichen asiatischen Teremtetem; doch das Deutsche hatte der Zwang verhaßt gemacht: und nun haben wir die Bescherung. Wenn man als Einsiedler in einer Kleinstadt lebt, ist man mit seinen Informationen zu einem guten Theil auf glückliche Zufälle angewiesen. So ist mir außer manchem anderen Wissenswerthen verborgen geblieben, ob eine gute und genügende, eine urkundliche, ausführliche und unparteiische Biographie Josefs des Zweiten existirt. Sollte es eine geben, so würde wenig von ihrem Inhalt ins Publikum gedrungen sein. Bei der Feier des „hundertjährigen Todestages" (so heißt es ja wohl in der neueren Sprache des Volkes der Denker), am zwanzigsten Februar 1890, hat man wenigstens von Bekanntschaft mit dem wirklichen Josef nicht viel gemerkt. Die großen Zeitungen speisten ihr Publikum mit den alten Phrasen ab von dem edlen Menschenfreund auf dem Thron, von dem Herrscher, für dessen Beglückungpläne das Volk noch nicht reif gewesen sei. An dem Mißlingen war jedoch weniger die Unreife des Volkes schuld als der Jakobinergeist des Beglückers, der andere Menschen nicht nach ihrer eigenen Fasson selig werden lassen wollte und für dessen Uniformirung- und Unifizirungwuth kein Volk reif sein durfte, wenn seine Angehörigen nicht auf Eigenart verzichten wollten, also auf einen der wesentlichsten Vorzüge, die den Werth der menschlichen Persönlichkeit ausmachen. Das erkennen ja nun auch die neueren Universalgeschichten an, die freilich das Leben des aufgeklärten und menschenliebenden Despoten nicht ausführlich darstellen können. Aber in die Zeitungen, aus denen das Publikum in viel reichlicherem Maße Belehrung schöpft als aus Universalgeschichten, ist auch dieses knappe Ergebniß der historischen Kritik noch nicht gedrungen. Mönche vertrieben, Kirchengut konfiszirt und Toleranzedikte erlassen zu haben: Das sind eben so ungeheure Verdienste in den Augen unserer Liberalen, daß an Einem, der sie sich erworben hat, die Mißverdienste nicht aufgedeckt werden dürfen. Selbst eins nicht, das in den Augen unserer für Parlamentarismus schwärmenden Zeit das allerärgste sein müßte. So viel jakobinische Neigung zur Gewaltthätigkeit auch dem (hierin Josef seelenverwandten) „Liberalismus" des europäischen Kontinents bis auf den heutigen Tag noch anhaftet: die Mitwirkung der Volksvertretung an der Gesetzgebung sieht er doch heute für einen so wesentlichen Bestandtheil seines Programmes an, daß er sich nicht einmal damit begnügen zu dürfen, sondern die Krone oder das republikanische Staatsoberhaupt dabei ausschalten zu müssen glaubt. Josef aber verwarf jede Mitwirkung des Volkes, vernichtete alle ständischen Rechte und traf alle Anordnun-

gen aus eigener souverainer, ganz unumschränkter Machtvollkommenheit. Die Geschichte seiner Regirung kann ich nun freilich weder hier noch überhaupt schreiben, aber zu Nutz und Frommen der Leute, die unaufhörlich nach dem starken Mann schreien und eine Regirung desto mehr lieben und bewundern, je mehr sie einen Theil ihrer Unterthanen durch unweise Gewaltthätigkeit erbittert, will ich einige intime Charakterzüge des unglücklichen Monarchen andeuten, die noch zum Jakobinergeist hinzukommen und dazu beitragen, seine Mißerfolge zu erklären. Daß einige seiner Reformen an sich gut und nothwendig gewesen sind, stelle ich natürlich nicht in Abrede.

Am achtzehnten August 1765 starb Kaiser Franz; und Josef, von Maria Theresia zum Mitregenten ernannt, begann sofort, zunächst den Hof zu reformiren. Daß er Einfachheit erzwingen und Ersparnisse machen wollte, war ja gut. Aber manche Anordnung war recht kleinlich. So verbot er den Damen den Gebrauch der Schminke. Es machte ihm Spaß, zu konstatiren, daß sie jetzt wie Gespenster aussähen, und daß die bei den Trauerfeierlichkeiten nach der Vorschrift vergossenen Thränen ihren Teint nicht gefährdeten. Eine Erlaucht rief entrüstet: „Nicht einmal über sein eigenes Gesicht soll man verfügen können? Das habe ich doch nicht vom Staat, sondern vom Himmel bekommen"; und verschwand auf ihre böhmischen Güter. Verständiger und löblich war, daß er die Jagdfronen aufhob und die Wildschweine auszuroden beschloß. Mit seinem Bruder Leopold hatte ihn die zärtlichste Freundschaft verbunden. Die erlangte Selbständigkeit verwickelte sie rasch in einen ärgerlichen Konflikt. Der achtzehnjährige Leopold (Josef war vierundzwanzig Jahre alt) erhielt die Sekundogenitur Toskana. Unmittelbar nach der Bestattung des Vaters vollzog er in Innsbruck seine durch Prokura schon geschlossene Ehe mit der Infantin Marie Luise und am dritten September hielt das junge Paar seinen Einzug in Florenz; die Toskaner nannten ihren neuen Großherzog Pietro Leopoldo. Als Ausstattung hatten die Neuvermählten ein Kapital bekommen, dessen Höhe und Herkunft (einen Theil scheint der König von Spanien beigesteuert zu haben) aus dem nur unvollständig veröffentlichten Briefwechsel aller Betheiligten nicht zu ersehen ist. Nach der Testamentseröffnung nun erklärte Josef, dieses Geld gehöre ihm, als dem Universalerben, oder vielmehr dem österreichischen Staate, ayant fait cession de tout héritage à la monarchie. Für seine Person würde er verzichten können, als Staatsoberhaupt dürfe er es nicht. Er ersuche demnach Leopold, diesen Schatz nach Wien zu schicken. Obwohl er dazu nicht verpflichtet sei, wolle er seinem geliebten Bruder, so lange Dieser lebe, vier Prozent Zinsen zahlen. Leopold weigert sich und begründet die Weigerung mit der Darlegung seiner Rechte und der Bedürfnisse seines armen Landes. Josef antwortet in herrischem Ton als Oberhaupt des Staates und der Familie. Leopold antwortet, der Brief des Bru-

ders habe ihn tief betrübt. Hätte er die Wirkung seines Schreibens voraussehen können, so würde er auf die Darlegung seiner Rechte verzichtet haben. Da Josef den Majordomus Botta für den eigentlichen Verfasser der florentiner Briefe hält und deshalb bedroht, vertheidigt Leopold den Mann: Botta habe alle Anordnungen Josefs befolgt und in der ganzen Angelegenheit als rechtschaffener Mann gehandelt. Wenn er, Leopold, nun auch bereit sei, auf jeden persönlichen Genuß von dem Gelde zu verzichten, so dürfe er doch sein Ländchen nicht ruiniren, das nothwendig Geld brauche. Er schlägt deshalb eine Finanzoperation vor, durch die das Kapital für beide Theile nutzbar gemacht werden könne. Darauf geht Josef nicht ein. Er wiederholt: Das Geld in der florentiner Kasse gehört mir so unzweifelhaft wie der Dukate in meiner Tasche. Wir brauchen hier unbedingt eine große Summe baren Geldes. Eine Stärkung der österreichischen Finanzen, die uns in den Stand setzt, Toskana zu beschützen, ist für den Regenten dieses Landes wichtiger als hundert Austrocknungen de ces maremmes. (Für Toskana waren ces maremmes wahrhaftig keine Kleinigkeit. Leopold fand das einst blühende und reiche Ländchen, dessen beide vornehmsten Städte eine Weile Weltmacht spielen durften, verarmt, seine Bewohnerschaft vom Hunger und Sumpffieber dezimirt. Durch eine Reihe weiser, planmäßig und energisch durchgeführter Reformen hat Leopold den Wohlstand des Landes neu begründet. Alfred von Reumont ist ihm seiner febronianischen Kirchenpolitik wegen nicht recht hold, sieht sich aber doch zu dem Bekenntniß genöthigt, daß die Reformarbeit dauernden Segen gestiftet hat, und nennt Leopold den Schöpfer des modernen Toskanas). Josef legte die Korrespondenz Maria Theresia zur Begutachtung vor. Sie antwortete nach längerem Besinnen: „Du wirst mich beschuldigen, daß ich die Sache verzögere, aber versetze Dich in meine Lage. (In der französischen Korrespondenz versteht sich das vous von selbst, aber im Deutschen paßt zum mütterlichen Ton der Briefe der großen Kaiserin an ihre Kinder keine andere Anrede als „Du", auch hat sie sie, wenn sie deutsch schrieb, wirklich geduzt.) Zwischen zweien meiner Söhne sehe ich Zwietracht entbrennen, und zwar wegen einer Sache, die nicht werth ist, daß ihretwegen eine so zarte und heilige Freundschaft zerstört werde. Dein erstes kurzes Schreiben würde mich erschüttert haben, wenn ich nicht wüßte, daß nach reiflicher Ueberlegung Vernunft und Liebe wieder siegen werden. Einen jungen Monarchen, den sein Naturell und der ihm überreichlich gespendete Weihrauch ein Wenig aufgeblasen haben, ärgert das kleinste Hinderniß, das sich ihm auf seinem Weg entgegenstellt. Im Brief Deines Bruders finde ich nichts, was Deinen Unwillen erregen müßte, nichts Anstößiges; in Deinem dagegen starke Uebellaunigkeit. Ich lese Eure Briefe noch mehrmals und bespreche sie mit Kaunitz, wenn ich ihn haben kann, da ich meinem eigenen Urtheil nicht hinlänglich traue." In einem zweiten Schreiben

kritisirt sie die einzelnen Ausdrücke und Wendungen; so, daß er sich wiederholt den Aelteren nennt. „Wenn Du Dich immer als den im Rang Höheren gefühlt und die damit gegebene Distanz zwischen Euch innegehalten hättest, dann wäre Leopold unentschuldbar. Aber wie oft hast Du Dich ihm gegenüber wie der Jüngere benommen!“ Wie Josef ihn zu demüthigen suche, indem er den überlegenen Weisen spiele: Das gehe über den glorieux dans la comédie. Sie habe lachen müssen, obwohl ihr wahrhaftig nicht lächerlich zu Muth gewesen sei. „Das sind so die Betrachtungen einer guten Alten, die Du ins Feuer werfen wirst; aber ich mußte Dir doch einmal ordentlich die Wahrheit sagen.“ Uebrigens war sie auch mit dem Stil von Leopolds Briefen nicht zufrieden, aber sie wusch nicht ihm, den sie als unmündigen Jüngling behandeln zu sollen glaubte, den Kopf, sondern seinen Rathgebern. Darin täuschte sie sich freilich. Leopold bewies vom ersten Augenblick seiner Regirung an eine für sein Alter bewundernswerthe Klarheit und Selbständigkeit des Urtheils und einen eisernen Willen. Der Vormünder, die ihm die sorgende Mutter mitgegeben hatte, entledigte er sich sehr bald mit sanfter Gewalt. In Beziehung auf die unumgängliche Nothwendigkeit, einige Millionen Bargeld in die Staatskasse zu schaffen, änderte Josef rasch seine Meinung. Als Leopold schon zur Uebersendung des Schatzes bereit war, schlug Josef vor, der Großherzog solle statt Dessen ein Infanterieregiment in die Lombardei schicken und dort unterhalten, was nun Leopold wieder für unmöglich erklären mußte. Uebrigens wurde die Freundschaft im brieflichen Verkehr wieder hergestellt. Drei Jahre später sehnte sich Josef leidenschaftlich nach Leopold und betheuert ihm: Une princesse en Europe serait contente, si j'étais aussi amoureux d'elle que je le suis de vous. Viel plaudert er mit ihm über ihr Verhalten gegenüber den Frauen und zieht den Bruder ein Wenig auf, daß er den Cato spiele. An den Erfolgen seiner leidenschaftlich betriebenen Reformarbeit verzweifelt er schon im siebenten Jahr seiner Regirung. Im April 1772 schreibt er: „Tauschen wir, mein Freund: ich trete Dir mit Vergnügen mein Erstgeburtrecht ab und verlange nicht einmal ein Linsengericht dafür; car je suis d'une mélancolie noire et sans espérance pour l'avenir, car les choses en tout genre se détériorent de façon qu'il n'y a plus moyen d'avancer ni d'oser seulement espérer pouvoir jamais faire dans sa vie quelque chose de bon.“

Längere Zeit vorher hatten Aeußerungen Josefs über den General der Kavallerie Grafen D'Ayasas und Verfügungen, die er an Kaunitz und den Reichshofrathspräsidenten Grafen Ferdinand Harrach gerichtet hatte, Maria Theresia Anlaß gegeben, ein durchaus nicht schmeichelhaftes Charakterbild ihres Erstgeborenen zu entwerfen. Sie schreibt am vierzehnten September 1766 an Josef einen langen Brief, in dem wir lesen: „Was Du von Ayasas sagst, kann ich nicht mit Still-

schweigen übergehen. Seit ich ihn kenne, habe ich ihn niemals so selbstsüchtig und bösartig gefunden, daß ich ihm zutrauen könnte, er werde aus Eigennutz Jemandem ein Unrecht zufügen. Er ist, so weit ich ihn kenne, ernsthaft und streng, aber pflichteifrig und gerade, nicht im Mindesten ränkesüchtig. Warum ihn ungünstig beurtheilen und sofort verdammen? Ich fürchte sehr, daß Du mit der schlechten Meinung, die Du von den Menschen im Allgemeinen hegst, die kleine Zahl ehrlicher Leute, die Du noch hast, vollends verlieren wirst. Das ist ein sehr wesentlicher Punkt. Denn ein Mensch, der sich keiner bösen Absicht bewußt ist, erträgt keinen Verdacht; wenn er kann, so macht er sich fort; kann ers nicht, so vermindert sich sein Diensteifer. Vertrauen ist die Haupttriebkraft; wo Das fehlt, da fehlt Alles." Ueber den Ton der erwähnten Verfügungen schreibt sie in dem selben Briefe: „Es schmerzt mich, daß Du eine Genugthuung darin finden kannst, Andere zu erkälten und durch Ironie zu demüthigen. Ich muß Dir sagen, daß ich mein Lebtag gerade entgegengesetzt gehandelt habe. Ich suchte immer die Leute lieber durch gute Worte dahin zu bringen, daß sie thaten, was ich wollte; lieber durch Ueberredung als durch Zwang. Dabei habe ich mich wohl befunden und ich wünschte nur, Du fändest in Deinen Staaten und in den Menschen eben so viele Hilfsquellen, wie ich sie gefunden habe. Glaubst Du, auf diese Art Dir Deine Unterthanen treu erhalten zu können? Wie sehr fürchte ich, Du werdest Schurken in die Hände fallen, die sich, um ihre Absichten zu erreichen, Alles gefallen lassen, auch Dinge, die ein edles und aufrichtig ergebenes Gemüth nimmermehr erträgt! . . . Und was mich am Meisten bestürzt macht: Du hast nicht in augenblicklicher Wallung geschrieben, sondern vierundzwanzig Stunden überlegt, ehe Du mit Deiner Ironie diesen Männern den Dolch ins Herz stießest und Vorwürfe aussprachest, die schon deshalb übertrieben erscheinen, weil Du die Personen, gegen die sie gerichtet sind, hochschätzest und Dir zu erhalten wünschest; fast muß ich bezweifeln, daß Du es aufrichtig damit meinst. Ich fürchte, Du wirst keine Freunde finden, Niemand, der für Josef Anhänglichkeit fühlt; gerade Josef willst Du ja vor Allem sein; und gerade Josef ist es, nicht der Kaiser und nicht der Mitregent, aus dessen Herzen jene häßlichen, beißenden und ironischen Redensarten hervorgehen. Das ist es, was mich beunruhigt, was Dein Unglück ausmachen und das der Monarchie und der ganzen Familie nach sich ziehen wird. Ich hatte mir geschmeichelt, daß, wenn ich stürbe, Deine Staaten und unsere zahlreiche Familie an mir nichts verlieren, vielmehr durch den Wechsel nur gewinnen würden. Kann ich Das noch, wenn Du Dich in einem Ton gehen läßt, der jedes Wohlwollen und jede Freundschaft verbannt? Daß Du damit ein berühmtes Muster nachahmst, ist nicht schmeichelhaft für Dich. Dieser Held, der so viel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer, hat er einen einzigen Freund? Muß er nicht Allen mißtrauen? Was für ein Leben, dem alle Gemüthlich-

keit fehlt (où l'humanité est bannie)! Zudem ist die Liebe die Grundlage unserer heiligen Religion und Jedermanns Pflicht; glaubst Du, sie zu erfüllen, wenn Du mit Deiner Ironie sogar Männer verletzest, die uns große Dienste erwiesen haben und deren Schwächen von keiner anderen Art sind als die, an denen wir Alle leiden, durch die sie weder dem Staate noch uns, sondern höchstens sich selber schaden? Ein einfaches Ja oder Nein wäre viel besser gewesen als dieser ganze Schwulst von Redensarten, in dem Du mit Deiner Schreibfertigkeit selbstgefällig glänzest. Hüte Dich davor, Dir im Aussprechen von Bosheiten zu gefallen! Dein Herz ist noch nicht böse, wird es aber werden. Es ist die höchste Zeit, daß Du Dir den Geschmack an diesen Witzen und geistreichen Redensarten abgewöhnst, mit denen Du Andere lächerlich machst und kränkst. Hast Du damit alle rechtschaffenen Leute verscheucht und die Thür nur noch für Schurken offen gelassen, dann bildest Du Dir ein, das ganze Menschengeschlecht sei keiner Liebe und Achtung werth. Du hast ja das Beispiel der Sinzendorffe vor Augen. Geist, Talent, angenehme Umgangsformen kann man diesen Leuten nicht absprechen, aber kein Mensch hält es mit ihnen aus; sie sind schlechte Familienglieder und eben so schlechte Unterthanen und taugen überhaupt für keinen Beruf. Für einen Monarchen wäre ein solcher Charakter ein noch weit größeres Unglück; er würde ihn selbst und seine Unterthanen zu Grunde richten. Nach dieser langen Predigt, die Du meiner zärtlichen Liebe zu Dir und zu meinen Ländern verzeihen wirst, will ich Dir in einem Bilde sagen, was Du mit allen Deinen Talenten und persönlichen Vorzügen bist: eine Buhlerin; Du buhlst mit dem Esprit (tu es une coquette d'esprit); wo Du Esprit gefunden zu haben meinst, läufst Du ihm ohne Besinnung nach. Hast Du in einem Buch oder im Gespräche einen Witz oder eine geistreiche Redensart aufgeschnappt, so wendest Du sie bei der ersten Gelegenheit an, ohne zu überlegen, ob sie paßt. Und nun, zum Schluß, nehme ich Dich beim Kopf und drücke Dir einen zärtlichen Kuß auf und wünsche, Du möchtest mir nie wieder solchen Verdruß machen mit Deiner bösen Schreibweise, da ich Dich gern von aller Welt geehrt und geliebt sehen möchte, wie Du es verdienst, und halte mich immer für Deine gute, alte, treue Mutter."

Josef antwortete ganz zerknirscht. Was das Berühmte Muster betrifft, so hatte er schon vorher einmal an seine Mutter geschrieben: „Die Minister erweisen mir zu viel Ehre, wenn sie sagen, ich hätte den König von Preußen zu meinem Vorbild erwählt; ein ehrlicher Mann kann Den doch nicht nachahmen; und den Charakter des ehrlichen Mannes mag ich noch so schöner Vorbilder wegen, die damit unverträglich sind, nicht aufgeben." Vielleicht schreibt er so nur seiner Mutter zu Gefallen, denn Ungerechtigkeit gegen ihren furchtbaren Gegner war die einzige Schwäche dieser großen Frau. Josef übersendet ihr im April 1778 eine eigenhändiges Schreiben, das Friedrich der Große

an ihn gerichtet hat. Maria Theresia antwortet, sie gestehe ihre Schwäche; dieser schlecht stilisirte und unorthographische Brief habe ihr Vergnügen bereitet; man sehe daraus, daß ce monstre doch noch kein Universalgenie sei und daß er nicht mal unter den ihn umgebenden vierzigtausend Mann einen Schreiber gehabt habe, der sein schmutziges Leinzeug hätte waschen können. Ziemlich unorthographisch ist auch das Schreiben, das Friedrich gelegentlich der neisser Zusammenkunft dem Kaiser übersandte. Diese Entrevue, die im August 1769 stattfand, sollte in der dem russisch-türkischen Konflikt gegenüber zu nehmenden Stellung Einigung erzielen. Josef berichtete aus Neisse täglich seiner Mutter. Der König, schreibt er, „ist ein Genie und spricht wunderschön, aber jeder seiner Säze verräth den Schelm. Er befleißigt sich übertriebener Höflichkeit und fließt von Freundschaftbetheuerungen über, aber das alte Mißtrauen steckt noch in seiner Seele oder vielmehr in seinem Charakter." In einem späteren Bericht gesteht er jedoch, bei mehreren Gelegenheiten sei es ihm vorgekommen, als ob es der König aufrichtig meine; besonders bei Besprechung der choses passés sei er so offenherzig wie möglich gewesen. (Ganz ähnlich hat sich Friedrich in seinen Mémoires ausgedrückt: der junge Fürst habe eine Offenheit „affektirt", die natürlich zu sein geschienen habe.) Des Königs solides Wissen, besonders im Militärfach, imponirt Josef; von Finanzen habe Jener nicht gern gesprochen. Die Jesuiten habe er mit Lob überhäuft; nur die Moral von Busenbaum (der den Königsmord für unter Umständen erlaubt erklären soll) bedürfe der Korrektur. Die Fortschritte der Russen erfüllten ihn mit ernsten Sorgen; um sie aufzuhalten, werde ganz Europa genöthigt sein, sich zu erheben.

Auf die Gemüthsverfassung Josefs in seinen letzten Lebensjahren, als sich der allgemeine Widerstand gegen seine Maßregeln erhob, läßt die Korrespondenz Leopolds mit seiner Schwester Marie Christine einige Schlüsse ziehen. Diese zweite Tochter der Kaiserin wurde 1780 mit ihrem Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen, nach den Niederlanden geschickt, wo Beide unter dem Titel von Generalstatthaltern die Regirung zu führen hatten. Als die Unruhen ausbrachen, geriethen sie dadurch in eine schlimme Lage, daß sie von Wien schlechterdings keine Verhaltungmaßregeln erlangen konnten, durch eigenmächtige Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Volkes aber den Zorn des übellaunigen und selbstherrlichen Kaisers zu erregen fürchten mußten. Dieser war schon sehr leidend; und so wandten sie sich denn an den Thronfolger Leopold. Da entwickelte sich nun eine sehr lebhafte Korrespondenz, die mit der größten Vorsicht geführt werden mußte, weil der mißtrauische Monarch und dessen Diener sie mit Spähern umgaben und die Briefe vor unbefugter Oeffnung nicht sicher waren. Man verabredete Chiffresysteme und schrieb auch mit Citronensaft. In Spamers Illustrirter Weltgeschichte heißt es: „Zum Unglück für Josef ließ die Statthalterschaft Sicherheit und Kraft vermissen". Aber wie

wurden Albert und Marie Christine behandelt! Sie wollten, von ihrer ersten Flucht zurückgekehrt, dem Aufruhr Widerstand leisten; der Minister, Graf Trautmannsdorf, aber, der von Wien aus instruirt wurde, drängte sie, Brüssel zu verlassen. Marie Christine erklärte, sie habe keine Furcht, sehe auch vorläufig noch gar keine Gefahr; es sei Ehrensache für sie, zu bleiben. Darauf erwiderte Trautmannsdorf: „Da Sie einen solchen Ton anschlagen, so muß ich Ihnen diesen Brief übergeben.“ Dieser Brief enthielt einen ausdrücklichen Befehl des Kaisers. Dem Kaiser muß man gehorchen, sprach die Statthalterin; aber dann sollten Trautmannsdorf und der Militärgouverneur ihnen schriftlich bezeugen, daß sie nur auf Befehl des Kaisers gingen. Dessen weigerten sich die beiden Herren; nicht einmal ihren eigenen Leuten, wurde dem erzherzoglichen Paar gesagt, dürften sie die Ursache der Abreise anvertrauen, so daß sie also den Schein einer schimpflichen Flucht auf sich nehmen mußten. Auch Leopold bekam die Ordre, sich zur Abreise nach Wien bereit zu halten, und saß drei Monate lang bei gepackten Koffern mit Frau und zwölf Kindern. (Als das letzte kam, schrieb er: Dieses Geschenk hätte sich meine Frau eigentlich sparen können.) Ihm graute vor dem Gedanken, in Wien leben und sich gegen die Mitverantwortung sträuben zu sollen, die ihm der Kaiser aufzubürden suchen werde. Wenn ich mich zur Mitregentschaft verstünde, schreibt er, dann würde es so aussehen, als ob ich die Grundsätze des Kaisers theilte und seine Anordnungen billigte, und ich würde für immer meinen Ruf, das Vertrauen der Höfe und des Publikums verlieren. Seinen ältesten Sohn Franz hatte man schon nach Wien kommen lassen und arbeitete daran, ihm die autokratischen Grundsätze des Kaisers einzuimpfen und ihn speziell gegen die Niederländer einzunehmen, die nur mit gewaltsamen Mitteln in Ordnung gehalten werden könnten. Einige der gegen die Ungarn erlassenen Verfügungen rückgängig zu machen, gelang ihm von Florenz aus. Nach den Niederlanden schickte er am siebenzehnten Februar 1790 eine schon im August 1788 verfaßte Proklamation, die sofort nach dem Tode des Kaisers veröffentlicht werden sollte, aber vor dem Eintreffen der Todesnachricht nicht bekannt werden dürfe; Das würde heißen, den Kaiser bei seinen Lebzeiten desavouiren, ce qui serait terrible. Die Proklamation enthält die Aufhebung aller von Josef eingeführten Neuerungen. Außerdem übersandte er den Statthaltern eine Denkschrift, die ihn von den Anklagen rechtfertigen sollte, die seiner toskanischen Kirchenreform wegen gegen ihn erhoben wurden. Darin entwickelt er auch seine streng konstitutionellen Grundsätze. „Ich glaube, daß der Souverain, auch der erbliche, nur ein Beauftragter und Beamter seines Volkes ist, dem alle seine Sorgen, Mühen, Nachtwachen gehören; daß in jedem Lande ein Grundgesetz oder Kontrakt zwischen Volk und Souverain nothwendig ist, der die Autorität und den Machtbereich des Herrschers einschränkt; daß durch Nichtbeobachtung dieser Verfassung

der Souverain thatsächlich auf sein Amt verzichtet, das ihm nur unter den durch die Verfassung bestimmten Bedingungen übertragen worden ist, und daß man in diesem Fall nicht mehr verpflichtet ist, ihm zu gehorchen; daß dem Souverain die Vollzugsgewalt zukommt, die gesetzgebende Gewalt aber dem Volk und seinen Vertretern; daß bei jedem Regirungwechsel das Volk neue Bedingungen stellen darf; daß ferner der Souverain sich weder direkt noch indirekt in den Gang der Civil- und der Kriminalrechtspflege einmischen, daß er weder das Verfahren (les formes) oder die Strafe ändern noch Kommissionen einsetzen, Personen delegiren darf; daß der Souverain dem Volk alljährlich genaue Rechenschaft über die Finanzverwaltung schuldig ist, daß er nicht das Recht hat, willkürlich Steuern auszuschreiben; daß dieses Recht nur dem Volk zusteht, dessen Vertreter, nachdem ihnen der Souverain die Bedürfnisse des Staates dargelegt hat, über die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der ihnen gemachten Vorschläge zu befinden haben; daß die Steuern nur auf ein Jahr bewilligt werden können und daß die Bewilligung nur erneuert werden darf, wenn der Souverain das Bedürfniß nachweist und nachdem er über die Verwendung der bisher erhobenen Steuern eine genaue, detaillirte und zufriedenstellende Rechnung gelegt hat." Und so weiter. Man darf nicht glauben, daß diese Grundsätze eine Frucht der Französischen Revolution oder gar der Furcht vor ihr gewesen seien. Leopold hatte sie lange vorher gewonnen und sein toskanisches Reformwerk mit einer Verfassung gekrönt. An Festigkeit gebrach es ihm nicht und in Niederschlagen von Revolten war er nicht weichherzig. Die Baumwollenseele seines Schwagers Ludwigs des Sechzehnten verachtete er und beschrieb vollkommen richtig das aus Festigkeit gegen unverschämte Zumuthungen und Bereitwilligkeit zu vernünftigen Reformen gemischte Verfahren, das Dieser hätte einschlagen müssen. Den Forderungen der Ungarn gegenüber erklärte er als Kaiser, er würde eher sein Leben wagen, als ihren abscheulichen Zumuthungen nachgeben. Seine Lage nach dem Regirungantritt in Wien war entsetzlich. Tout le monde: provinces, pays, villes, noblesses, marchands, évêques, clergé, moines, demande des droits et priviléges, allant rechercher ceux qu'ils avaient du temps de Charlemagne, sans se contenter du juste et discret, et veulent tous obtenir, tout-de-suite, tout. In den Niederlanden wurde die Ruhe leidlich wiederhergestellt, obgleich von der einen Seite die durch Leopolds toskanische Kirchenreform erbitterten Mönche und die römische Kurie, von der anderen die Sendlinge der französischen Jakobiner wühlten. Leopold glaubte, daß sich auch die preußische Regirung an der Wühlarbeit betheilige.

Heinrich von Sybel urtheilt: „Josefs Bruder, der Großherzog von Toskana, hatte früher nicht selten die überstürzende und abenteuernde Politik des Kaisers getadelt und sich dadurch Josefs lebhaftes Mißfallen zugezogen. Jetzt sollte er als Nachfolger den tief erschütterten Staat von dem Rande des Absturzes

zurückziehen. Es war kein geringes Glück für das Haus Lothringen, daß gerade dieser Bruder vorhanden war, um die Lenkung auf so schwindelnden Wegen zu übernehmen. So gescheit und ruhig, so weich gemäßigt und doch so unerschütterlich fest, trat er in die Geschichte ein und verstand sogleich, das Vertrauen um sich her zu verbreiten, das, an sich selbst eine Eroberung, alle künftigen Siege in sich schließt. Er war geistig genug, um die großen Prinzipien Josefs zu würdigen, und gerade so weit frivol, um sich von jedem idealen Streben in nüchterner Entfernung zu halten." Der letzte Satz befremdet mich. Was in Josefs großen Prinzipien richtig war, Das besaß Leopold unabhängig von seinem älteren Bruder und hat es in Toskana verwirklicht; daß der Schauplatz so klein war und von der Welt unbemerkt blieb, vermindert nicht sein Verdienst. Ideal war sein Streben durchaus, nur nicht phantastisch, was Sybel vielleicht mit dem Wort „ideal" gemeint hat. Von Frivolität habe ich weder in seinem Leben noch in seinen Briefen und sonstigen Aeußerungen eine Spur gefunden. Ueber Josef schreibt Sybel: „An der Aufrichtigkeit seines Strebens zu zweifeln, wäre fast sündhaft, in so zahlreichen Aeußerungen bricht es hervor, so erschütternd prägt es sich noch in den verzweifelnden Worten seines letzten Krankenlagers aus. Daneben aber sehen wir den gekrönten Menschenfreund, wie ihn seine Zeit zu nennen liebte, nicht blos gemeinschädliche Vorrechte des Adels oder des Klerus willkürlich zerreißen, sondern auch den tiefsten Grund des menschlichen Daseins, Religion und Heimathgefühl, mit nackter Gewalt antasten. Während er den Stolz seiner Gesetzgebung mit Recht in der Befreiung des ländlichen Eigenthumes findet, stört er den armen Bauern seiner Provinzen die einzige Form ihres geistigen Lebens, ihre katholische Andacht. Während er Gleichheit des Rechtes für Hoch und Niedrig verkündet, zwingt er Magyaren und Kroaten, bei deutschen Beamten in einer ihnen unverständlichen Sprache ihr Recht zu suchen. Endlich aber: der selbe Fürst, der im Innern seines Reiches keine andere Losung als Humanität und Wohlstand kennen will, erscheint nach außen als rücksichtloser Eroberer, der auf allen Punkten seiner weiten Grenzen Händel anfängt, keinem schwächeren Nachbar Ruhe gönnt, mit keinem stärkeren in Frieden zu leben versteht und zuletzt den halben Erdtheil mit dem Geräusch seiner Waffen erfüllt. Welch ein Kontrast, wenn man seine Persönlichkeit und sein Thun mit jenem seines großen Musters, Friedrich des Zweiten, vergleicht! Friedrichs Beweggründe sind überall tiefer und sittlicher und eben deshalb ist sein Handeln stets ruhiger, besonnener, zukunftreicher. Zufrieden, daß keine enge Rechtgläubigkeit ihn selbst und sein Volk weiter beherrscht, greift er an keiner Stelle in das religiöse Gewissen seiner Unterthanen ein, wohl wissend, daß man eine Nation zu geistiger Freiheit erziehen, aber nicht zwingen kann. An dem entgegengesetzten Verfahren ist Josef gescheitert."

Neisse. Karl Jentsch.

# Der Mitläufer.

Mitläufer: Das Wort hat, wie die ganze Sippe seiner deutschen Sprachverwandten, einen schmarotzerhaften Beiklang. Wenig appetitliche Analogien aus dem Pflanzen- und Thierreich liegen nah. Erweitert es nicht die Vorstellung von Menschen, die, ohne Kraft zur Bildung eigenwüchsiger Ueberzeugungen, von der Gedankenwelt Anderer leben? Nur wechseln sie, mit deren Urtheilsvermögen es schwach bestellt ist, beim Wandel äußerer Umstände und Gelegenheiten auch ihre Ueberzeugungen, ändern die Richtung ihrer Mitläuferschaft beständig, verdammen heute, was sie gestern noch verehrt, gepriesen haben, und stellen keiner Sache, keinem Helden eine sichere Kundschaft. Eine charakterlose, unstete, auf Verrath und Treubruch angelegte Gesellschaft, nicht wahr? Kein anständiger Mensch möchte ihr zugezählt werden; keiner, den die Bürgerkrone die höchste aller Ehren dünkt. Wir haben nach den letzten Reichstagswahlen viel Böses über sie gehört. Nicht nur von den Sozialisten, die freilich besondere Gründe dazu hatten; sondern auch von politischen Moralisten, die, um die politische Atmosphäre von dem Pesthauch der Parteilosigkeit zu säubern und ihr moralischen Ozon zuzuführen, die Kompromißfeindlichkeit zum Dogma erhoben und jeden Menschen für einen Schmarotzer am Menschheitbaum erklärten, der nicht im Stande sei, sich innerhalb gegebener Verhältnisse nach den Ge- und Verboten eines eindeutigen Programms zu orientiren.

Diese strengen Richter halten nicht für möglich, daß im Schoß unserer so unübersehbar differenzirten Gesellschaft höchst werthvolle und höchst charaktervolle Menschen leben, die am Politischen als solchem kein besonderes Interesse nehmen. Diese Gruppe völlig Unpolitischer, schon an sich nicht allzu groß, schmilzt aber immer mehr zusammen, seit der Staat aus einer bloßen Machtorganisation das gewaltigste Mittel geworden ist, Kulturzwecke zu erfüllen, und dazu an das Geld und den guten Willen der wahlfähigen Bürger täglich wachsende Ansprüche stellt; seit Bildung, Hygiene, Recht, Wirthschaft, Technik sich immer mehr sozialisiren und die Sphäre der willkürlichen Lebensgestaltung immer dichter einkreisen, seit die Spannung zwischen Regirern und Regirten nachgelassen und die moderne Staatsentwickelung Beide in ein Verhältniß gegenseitiger Kontrole gesetzt hat. Es gehört die ungeheure Lebensenergie und das unzerstörbare Distanzgefühl des künstlerischen oder wissenschaftlichen Genies oder die unheilbare Verworrenheit eines anarchistischen Querkopfes dazu, die Ansprüche der Gemeinschaft an seine politische Theilnahme abzulehnen. Das Genie thut es aus berechtigtem Egoismus; und die Gesellschaft wird in Zukunft mehr noch als bisher dieses Verhalten billigen, weil sie von dieser Passivität Früchte erwartet, deren Genuß das Leben erst lebenswerth macht. Die Erfahrung der letzten Jahrhunderte lehrt es; der klägliche Prozeß, den Ludwig Börne der

politischen Inaktivität Goethes machte (mehr wars ja gar nicht, kaum so viel), zeugt nur von Börnes Enge und Mangel an Verständniß für die Skala der Kulturzwecke. Von der anarchischen Wahnvorstellung, wonach jede politische Organisation ins Leben gerufen wurde und am Leben erhalten wird, nur um dem Individuum Gewalt anzuthun und seine Seele zu verarmen, lohnt sichs darum nicht, zu reden, weil alle geschichtliche Erfahrung ihr widerspricht. Aber unsere politischen Moralisten lassen auch nicht gelten, daß es politisch stark interessirte Menschen ohne Parteizugehörigkeit geben kann, politische Menschen, die Parteien wie Gefängnisse fürchten, Menschen, deren Wesen es ausmacht, in politischen Fragen sich von Fall zu Fall zu entscheiden und auf der grünen Weide der neuen Erscheinungen und Erfahrungen ihre Ansichten stets von Neuem zu revidiren. Und leugnen endlich geradezu, daß in politisch durchgebildeten Ländern, wie in England (immer wieder England, das Alle kennen wollen und doch so Wenige kennen!), die Mitläufer einen beträchtlichen oder gar entscheidend großen Bruchtheil der Wählerschaft bilden könnten.

Nach dieser Auffassung ist der Mensch um der Politik willen, nicht die Politik um des Menschen willen da. Nach dieser Auffassung ist die Politik die wichtigste Form der menschlichen Kultur, aber nicht etwa die Politik als Besinnung über die nothwendigen Formen des menschlichen und des nationalen Gemeinwesens, sondern die Politik als Bekenntniß zu einer Reihe „mehr oder weniger“ praktischer Anschauungen und Forderungen, deren Summirung in den Parteiprogrammen zu Werbezwecken niedergelegt ist mit dem Anspruch auf innere Einheitlichkeit und unmittelbare Verwirklichbarkeit in Gesetzen. Sie meinen, daß in den Programmen, besonders der Parteien, die schon längere Zeit in dem Volksleben wurzeln, Weltanschauung mit den praktischen Bedürfnissen des Tages zu einer Einheit verschmolzen ist, daß auf jene der prinzipielle Theil, auf diese die Taktik des Parteiprogramms zugeschnitten ist und daher (worauf es in unserem Zusammenhange ankommt) die Summe der Parteiprogramme die Summe der möglichen Meinungen darstellt. So werden nach dieser Anschauung die Begriffe „politisch“ und „parteipolitisch“, „parteilos“ und „unpolitisch“ im Grunde identisch; und auf der tiefsten, verächtlichsten Stufe dieser gleitenden Skala begegnen wir wieder unserem armen Schmarotzer, dem man das politische Mitessen nicht gönnt: dem charakterlos gescholtenen, der Ehrlosigkeit verdächtigten Mitläufer. Er wird schlechtweg mit dem Parteilosen identifizirt.

Wer über den Partein sich wähnt mit stolzen Mienen,
Der steht zumeist beträchtlich unter ihnen.

So singt der jugendliche Gottfried Keller; und der jugendliche John Morley, der Minister für Indien im liberalen Kabinet Campbell-Bannerman, als Schriftsteller von großer Spannweite des Urtheils, als Politiker aber viel-

fach durch seinen Hang zur Orthodoxie gelähmt, hat in seinem Buch über das Kompromiß in ähnlicher Weise den Stab gebrochen über Alle, die im politischen Leben die Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit der Mitläufer beweisen. Sie seien Individuen von gelähmter Intelligenz und halben Ueberzeugungen.

Hat er Recht?

Neulich fand ich in Hebbels Tagebüchern eine Notiz, die vortrefflich auf unser Mitläuferthema paßt: „Als man Lessing vorwarf, daß er wider Goeze schrieb, da doch Goezens Publikum nicht seine und sein Publikum nicht Goezens Schriften läse, antwortete er: Das weiß ich wohl, aber zwischen Beiden ist ein Publikum in der Mitte. Das will ich haben.“ (Aus Jacobis Briefwechsel notirt.) Das trifft den Nagel auf den Kopf: Bei großen Fragen, die an Bedeutsamkeit für das Eigenleben der Gemeinschaft und der Person über den Bezirk des Aesthententhums und der Literaturclique, der Zunftphilosophie, des politischen Parteihaders hinausreichen, bei Fragen, die sich an den Menschen im Menschen, an die Grundrichtung seines jeweiligen Sehnens und Strebens wenden, appellirt der Philosoph, der Künstler, der Politiker immer wieder an das neutrale Publikum in der Mitte, an die Mitläufer. Alltags pendeln sie zunächst unentschieden zwischen den Gegensätzen einher, sagen sie zu den meisten Behauptungen der literarischen, philosophischen, theologischen und politischen Techniker Ja und Nein zugleich und lassen sich in ihren Entscheidungen von der Gewohnheit, dem zufälligen Umgang, der parteitechnischen Mode, ganz besonders von der Allerhalterin: Gedankenlosigkeit bestimmen, — falls ihr Wille überhaupt frei ist, kein bestimmtes Interesse ihn gefangen hält und neuen Bestimmungmomenten die Bahn nicht von vorn herein verlegt ist. Solcher Unentschiedenheit wegen werden die Mitläufer, wird dieses Publikum in der Mitte alltags von den Technikern der Oeffentlichen Meinung verachtet; und um dieser Unentschiedenheit willen, die der Seele eine gewisse Jungfräulichkeit bewahrt, wird es in kritischen Augenblicken, in Zeiten dialektischer Verwirrung wo es gilt, zu den großen Richtlinien der künstlerischen, philosophischen und politischen Entwickelung den Weg zurückzufinden und durch den Papierwust der Routine bis ans Herz der Dinge vorzudringen, gerade um dieser Unentschiedenheit willen werden die Mitläufer dann von den schöpferischen Geistern, von den wahren Befruchter und Lenkern des Kulturlebens in den genannten allgemein-menschlichen Formen heiß umworben.

Die intime Vertrautheit mit der Technik seines Faches ist natürlich dem Zünftigen, dem Fachpolitiker oder Parteimann unerläßlich; selbst das Allgemein-Menschliche, wohin wir Alle aus der Berufsthätigkeit zurückstreben, stellt heute ein Feld mit vielen Aeckern dar und hat sich zu eben so vielen Fächern verengt, über deren Wände hinwegzusehen der Spezialist sich systematisch abgewöhnen muß, um zu Geltung und Ansehen zu gelangen. Das mag seine Vor-

theile haben, ist jedenfalls nicht zu ändern, da die unaufhörlich fortgesetzte Differenzirung alles organischen Lebens ein höchstes Entwickelungsgesetz zu sein scheint. So aber ist es gekommen, daß dieser große, rein menschliche Interessenkreis, zu dem doch vor Allem das Politische gehört, unter der Pflege der Spezialisten sehr oft eine dem Allgemein-Menschlichen abgewandte Richtung einschlägt, daß unter der Herrschaft des Aesthenthums die Kunst, der Schulweisen die Philosophie, der Gottesgelahrtheit die Religion und der Parteimänner die Politik die ganz selbständigen Formen von Sonderexistenzen annehmen, gleich als ob sie gar nicht aus der Wurzel dieses einen, allumfassenden, allernährenden Lebens stammten und nicht ausdrücklich bestimmt wären, das Bewußtsein der Einheit, des gemeinsamen Mutterschoßes zu erhalten, zu steigern. Dieses Bewußtsein der Einheit wird von dem Laien in der Philosophie und Theologie, dem Dilettanten in der Kunst, dem Mitläufer in der Politik stark und warm gefühlt. Es färbt sein im Speziellen oft so irriges, gegen Formfeinheiten oft stumpfes Urtheil. Es bestimmt seine Parteinahme. Es macht, daß überquellendes Gefühl oft, meist sogar die Erkenntniß verdunkelt und die Worte, die er wählt, um sein Urtheil, seine Parteinahme zu begründen, schief oder verkehrt oder gar grotesk lächerlich sind. Er wird darum gehöhnt, in der alle Verhältnisse vergröbernden Politik wird sein guter Wille, sein Charakter sogar, wie sich gezeigt hat, verdächtigt. Aber von Zeit zu Zeit, wenn das Spezielle das Allgemein-Menschliche zu überwuchern droht, das Fachliche in diesen ganz besonders dem Leben dienstbaren „Fächern" das Leben zu schädigen, an seinem Mark zu zehren, mit seinem scheinbaren Reichthum es zu verdorren anfängt; in jenen Augenblicken, wo auf diesem allgemeinen Interessengebiet die Masse der zünftigen Bevormunder und die Masse des Publikums einander schwer noch verstehen und die festen Zusammengehörigkeiten sich lockern: da rücken die großen Pfadfinder, die dem Leben immer näher stehen als ihrem Fach, und die Mitläufer, das „Publikum in der Mitte", näher an einander, da finden sie sich und schaffen, zu Nutzen und Frommen des Lebens, Verhältnisse, die Fachsimpel, Cliquengefolgschaft, Partei überraschen und betrüben.

Muß noch ausdrücklich gesagt werden, daß unter den Mitläufern alle Grade der Stumpfheit und Galligkeit, der Ichsucht und der Icherweiterung, der politischen Thorheit und der politischen Einsicht vertreten sind? Das gilt mindestens im selben Umfang von dem Kern jeder Parteitruppe, um den sich in kritisch bewegten Tagen die Mitläufer kristallisiren. Mir scheint, in Ländern mit weit verbreiteter allgemeiner Bildung, in denen die Zucht wissenschaftlichen Denkens nicht mehr ein Vorrecht des Besitzes noch einer gesellschaftlicher Kaste ist, wo der Reichthum erlangter Erkenntniß in immer breiteren Fluthen bis in die tiefsten gesellschaftlichen Schichten hinuntersickert, muß die Anzahl Derer sogar stetig wachsen, die das Programm der ihnen am Nächsten stehenden poli-

tischen Partei mit der gefühlten oder gar deutlich erkannten Richtung der Gesammtentwickelung kritisch zu vergleichen und ihr Urtheil über politische Vorgänge und die Nothwendigkeiten der Stunde auf eigene Einsicht zu gründen wissen. Durch die Zugehörigkeit jedes Individuums zu einer ökonomisch bestimmten Gruppe und zu einem bestimmten Berufskreis, durch die konfessionelle Gebundenheit, in der heute noch immer die allermeisten Europäer leben, durch das Gewicht centnerschwerer Vorurtheile, die alle Freigeisterei, alles vorlaute, zudringliche Bildungstreben nicht von einem Tag zum anderen verjagen kann, ist freilich dafür gesorgt, daß in den Ländern kälteren Klimas und kälterer Vernunft die Gesellschaft nicht in lauter zusammenhanglose Atome zerbröckelt, in egocentrische Individualitäten, die ihre eigenen Wege gehen und sich schwer noch, wenn überhaupt, verständigen können. So weit reicht die Kraft der eigenen Einsicht in den seltensten Fällen, obwohl der Anspruch darauf natürlich oft genug erhoben wird; und wo etwa der Kopf eine reine Erkenntniß weit über Vorurtheile hinaus vorbereitet, treten beschränkend angeborene Instinkte und erworbene Interessen ins Spiel, bei denen in Dingen von öffentlichem, von politischem Interesse die letzte Entscheidung liegt. Wenn ich also von der wachsenden Einsicht der Mitläufer spreche, wie sie die sich ausbreitende allgemeine Bildung und die rasch fortschreitende Politisirung der Gesellschaft nothwendig macht, meine ich, daß sie innerhalb des noch immer engen Kreises individueller Freiheit, den die aufgezählten natürlichen und sozialen Gebundenheiten übrig lassen, zum Durchbruch kommt. Diese natürlichen und sozialen Gebundenheiten, die das sich selbstherrlich dünkelnde Individuum auf Schritt und Tritt fesseln, die es unter die Herrschaft von Gruppengefühlen stellen und fortwährend im Netz seiner spezifischen Vorurtheile straucheln lassen, sind, wenn man scharf hinsieht, auch heute noch die letzten Bedingungen der Parteibildung. Aber da sie seit der Abschaffung ständischer Gliederung, seit der Begründung des Rechtsstaates, seit der Freizügigkeit in Gewerbe und Beruf, seit der Eindämmung behördlicher und beruflicher Bevormundung, seit der Kapitalisirung aller Wirthschaftformen, seit der Demokratisirung des Ehrgeizes (la carrière ouverte au talent) und der Bildung doch lockerer geworden sind, seit das Spiel aller dieser Freiheiten Familienverbände sprengen hilft und den Einzelnen in der kurzen Spanne eines Menschenlebens gar nicht selten durch mehrere Besitzstufen, Berufskreise und Kultursphären treibt: seitdem ist es der barste Unverstand, leugnen zu wollen, daß es einer immer größeren Anzahl von Individuen immer schwerer fällt, sich in allem Wesentlichen sehr lange mit einer Partei zu identifiziren. Die Anzahl der Mitläufer wächst mit der Ausbreitung von Bildung und Wohlstand beständig. Sie sind, weil ihr Verhältniß zu einer Partei eine Ehe auf Kündigung ist, vorausgesetzt natürlich, daß politischer Ehrgeiz sie nicht in die Richtung der Parteipolitik treibt und sie das Recht, zu raisonniren, sich nicht

nehmen lassen, stets dem Parteibestand eine Gefahr. Zu ihnen gehört eine große Menge entwickelungsfähiger Individuen, die noch am Ehesten im Stande sind, sich über die Vorurtheile des Standes, des Berufes, des Besitzes, der politischen Partei zu erheben, die Vormundschaft der Partei und der Parteizeitung abzuschütteln, die Tyrannei der Oeffentlichen Meinung einzudämmen, das Bedürfniß nach neuer Parteibildung und neuen Organen der Publizistik rege zu halten und dadurch das ganze politische Leben vor Erstarrung zu bewahren. Diese geschmähten Mitläufer sind es, die in kritischen Zeiten die „Forderung des Tages" an den letzten Zielen des staatlichen Zweckverbandes prüfen, so weit die Gebrechlichkeit und Schwäche des menschlichen Willens diese Erhebung zu reiner sozialer Gesinnung zuläßt. Sie sind es, das Publikum in der Mitte, die unabängige Publizisten zu würdigen, ihnen wenigstens zuzuhören vermögen. Sie sind es, die Geist und Selbständigkeit des Urtheils und der Gesinnung gelten lassen, einerlei, ob sie aus dem Bedürfniß nach Erneuerung oder nach Erhaltung geboren ist. Die heute Edmund Burke und morgen seinen radikalen Widersachern Sir Mackintosh und Paine und Cobbet lauschen; die heute Thomas Carlyle lesen, morgen Stuart Mill; die selbst absolute Gegensätze wie Joseph Görres und Ludwig Börne, Heinrich von Treitschke und Ludwig Bamberger zu begreifen und, in gewissem Umfang, zu versöhnen suchen. Nicht aus Charakterlosigkeit (obwohl auch diese Nuance unter den Mitläufern nicht fehlt), sondern aus Sauberkeitgefühl, aus Kulturbedürfniß, aus Willen zur Gerechtigkeit. Sie sind nicht parteilos, sondern aus Charakter unbeständig. Sie sind begeisterungfähig und temperamentvoll und opfern neuen Ideen und neuen Personen nicht selten den jedem Sterblichen eingeborenen Drang nach Macht und Geltung, der im politischen Leben nirgends leichter zu befriedigen ist als innerhalb eines Parteiorganismus. Wäre nicht dieses „Publikum in der Mitte": die politische Atmosphäre wäre wirklich nur von dem „permanenten blinden Lärm" erfüllt, den inferiore Zeitung- und Politikmacher für das Wesentliche am Widerstreit der sozialen Kräfte ansehen und kultivirte Menschen als die widerlichste Form der Vergiftung des öffentlichen Lebens hassen.

Deshalb scheint es nicht übertrieben, in den Mitläufern, statt einer Gefahr und Schwäche, eine Kraftquelle für Staat und Gemeinde zu erblicken. Eine Gefahr wären sie, wenn sie die Bildung politischer Parteien unmöglich und den Unbestand, den fortwährenden Meinungwechsel, aus Laune, aus neurasthenischem Bedürfniß nach neuen Eindrücken, zum Prinzip erhöben, wenn ihre bloße Existenz eine Kristallisirung politischer Ueberzeugungen in die Form von Parteiprogrammen verhinderte. Geschähe Das wirklich, dann verdienten die Mitläufer Rüge; denn im Alltag versagen sie: ihnen fehlt die Andacht für die politische Kleinarbeit; fehlt das heute ganz unentbehrliche politische Wissen; fehlt die Erfahrung, die aus der systematischen Beschäftigung mit dem politisch-

sozialen Leben erwächst, und die Zucht des Urtheils, die der Zwang übt, sich für sein Handeln öffentlich verantworten zu müssen. Sehr schön sagt Treitschke: „Wir wissen es Alle, das Parteileben ist eine Nothwendigkeit für freie Völker, das unentbehrliche Mittel, um aus dem Gewirr der Interessen, Leidenschaften, Meinungen einen Durchschnittswillen herauszubilden, den Einzelwillen Ordnung und Gliederung und dadurch Macht zu bringen, durch Stoß und Gegenstoß der also geschaarten Kräfte dem Staat eine feste Richtung zu geben. Die Sünden des öffentlichen Parteikampfes sind um nichts häßlicher als das verdeckte Ränkespiel, das die Machthaber unfreier Staaten umschleicht, und sie werden reichlich aufgewogen durch die frischere Bewegung des Staates, durch die Kräftigung der Charaktere; der Zwang, für eine bestimmte Meinung offen einzustehen und zugleich den persönlichen Eigensinn einem allgemeinen Willen unterzuordnen, ist für die Mittelmäßigkeit der Menschen eine Schule des Muthes und der Zucht. Aber ein höheres Lob als dieses gebührt dem Parteiwesen nicht." Bisher haben die Mitläufer nur vermocht, die Uebergriffe und Einseitigkeiten der Parteien einigermaßen einzudämmen; und nur so allmählich gelingt es ihrer wachsenden Zahl, die Parteiverbände zu lockern, daß diese vielfach den Zweck sehr lange überlebt haben, zu dessen Verwirklichung sie ursprünglich ins Leben gerufen wurden. So giebt es noch heute eine starke konservative Gruppe, die die politischen und religiösen Emanzipationkämpfe seit der Reformation im Sinn Stahls als Kampf der Revolution gegen die Autorität betrachtet und jede Form des Konstitutionalismus, selbst die preußische des Scheinkonstitutionalismus, als eine Fälschung des „normalen" Verhältnisses von Regirern und Regirten ansehen möchte. Gewiß enthält der Begriff „konservativ" heute eine Reihe von Merkmalen, die der Anpassung an den modernen Lebensinhalt und seine wirthschaftlichen, politischen und religiösen Formen entstammen; aber das Lebensgefühl dieser Gruppe ist atavistisch: es wurzelt in überlebten Wirthschaft- und Verfassungformen. Ins parlamentarische Leben trat sie zu dem Zweck, den Parlamentarismus überhaupt zu bekämpfen; der Zweck ist heute verjährt, aber die Gruppe besteht noch. Aehnlich bildet den Kern des Liberalismus überall, in England und Frankreich so gut wie in Deutschland, noch heute eine Gruppe von Politikern, die den Staat als reinen Rechtsstaat auffassen und von den unaufhaltsam fortschreitenden Eingriffen in die Wirthschaftsphäre eine Fäschung des modernen Freiheitbegriffes, eine Verengerung des individuellen Bewegungspielraumes fürchten. Ins parlamentarische Leben trat diese Gruppe (in England Typus John Bright, in Deutschland Eugen Richter), um den politischen Individualismus zu verfechten; der Zweck ist in England ganz erreicht: trotzdem will dort ein Grüppchen Liberaler auch heute noch glauben machen, daß die Enthaltsamkeitstheorie die ganze Seele des Liberalismus sei. In Deutschland ist der politische Freiheitbegriff zwar

nur zum Theil verwirklicht; aber die Sozialisirungtendenzen in Staat und Gemeinde sind zu weit fortgeschritten, als daß eine politische Partei, die nur dem Zweck leben wollte, den politischen Freiheitbegriff staatsrechtlich zu verwirklichen, nicht als rückständig, als arm an Lebensinhalt empfunden werden müßte: trotzdem besteht diese (allerdings stark zusammengeschmolzene) Gruppe auch heute noch. So zäh behauptet, inmitten des raschen Wandels modernen Lebens, die Partei ihr Sonderdasein; so langsam strömt, trotz dem unendlich gesteigerten Lebensrhythmus, auch heute noch neuer Wein in alte Schläuche.

Nein: die Mitläufer gefährden nicht den Bestand von politischen Parteien an sich; sie zwingen vielmehr die bestehenden, ihr Leben nicht aus alten Rückständen zu bestreiten, sondern aus frischer Nahrung, die die Forderungen und Bedürfnisse des Tages in bunter Fülle ans Licht bringen. Hören wir noch einmal Meister Gottfried:

Trau Keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird Dir Jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen.

Darin, in kritischen Zeiten über die Partei hinauszuwollen, ist das Publikum in der Mitte den Politikern ähnlich, deren staatsmännischer Geist den Makel der Treulosigkeit nicht scheut, wenn es gilt, um des Gesammtnutzens willen den Parteiverband zu verlassen oder zu sprengen. Aus der Laufbahn der großen Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts, der Cavour und Bismarck, der Peel, D'Israeli und Gladstone kann Jeder mit Leichtigkeit errechnen, wie oft die orthodoxen Parteiphilister Ursache hatten, laut über den Treubruch dieser Männer zu klagen. Während der Parteihaß, die Verbitterung darüber, daß man vor lauter Parteidogmatik die Gunst der Stunde unter der Führung eines erleuchteten Mannes ungenützt verstreichen ließ, im Gemüth der „zuverlässigen" Parteigänger noch Jahrzehnte nachzittert (zum Beispiel: Derer, die in der Konfliktszeit auf der Seite der Mehrheit standen), preist gerade das geschichtliche Urtheil der Nachwelt den Muth, im richtigen Augenblick mit den Parteifreunden zu brechen und sogar mit Liebe gehegte Ueberzeugungen zweiter Ordnung aus sozialökonomischen Gründen zunächst zurückzusetzen oder gar preiszugeben, als das Kennzeichen des Genies in diesen Männern.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf England, das politische Musterland, auf das sich, seit den Tagen Montesquieus, die Blicke der Politiker stets von Neuem richten. Nichts verkehrter als zu behaupten, die Mitläuferschaft in dem in Deutschland üblichen Umfang sei dort unbekannt. Gerade das Gegentheil ist der Fall, seit, nach Bismarcks drastischem Bild, dem starken Bullen der Nasenring der Oligarchie abgenommen und das Parlament eine wirkliche Volksvertretung, ein Instrument zur Ausführung der vielstrebigen

Massenwünsche geworden ist (eigentlich erst seit 1867/68). Die Dauer der Parteiherrschaft, nach der des regirenden Kabinets berechnet, betrug im letzten Jahrhundert durchschnittlich dreiundeinhalb Jahre: alle dreiundeinhalb Jahre tritt also in England eine völlig neue Gruppirung der Wähler ein, nehmen diese eine neue politische Orientirung vor. Die beiden großen historischen Parteien, die sich in die Herrschaft des Landes bisher abwechselnd theilten, verfügen über immer weniger sichere Wahlkreise: die Nachwahlstatistik beweists. Begreiflich genug, da sie, die ganz offenbar an Arterienverkalkung leiden, sich langsamer den veränderten Daseinsbedingungen anzupassen vermögen als eine Wählerschaft, die zu über zwei Dritteln in den Städten, zur Hälfte in Großstädten haust und dort seelisch, also auch politisch, aus den großen, sich überschnell verjüngenden Kräftequellen des Kulturlebens direkt gespeist wird. Läßt man das Bild, das England bietet, als politisches Vorbild gelten, so ist Mitläuferschaft ein Zeichen hoher politischer Zucht. Sie verhindert durch ihre stets wache Kritik und ihre schnelle Bereitschaft, sich um die Parteifahne des bisherigen Gegners zu schaaren, den jeweilig regirenden Parteiausschuß, das Kabinet, zu glauben, daß es ein Recht habe, sich als Wesen an sich, als metaphysische Substanz zu fühlen. Dr. Samuel Saenger.

# Gebrüder Tanner.

Robert Walsers Dichtung „Gebrüder Tanner“ (Verlag von Bruno Cassirer) ist die Geschichte einer Jugend. Doch es richtet seine Spitze nicht gegen Angehörige und Lehrer. Sein Erziehungziel geht über Elternhaus und Schulstube hinaus. Es gilt der ganzen Menschheit. Einen Roman möchte ich dieses wunderliche, dieses liebe Buch nicht nennen. Das so romantisch ist und Romanhaftes so gar nicht an sich hat. Es beginnt und schließt nicht, es knüpft und öffnet keinen Knoten. Seine Menschen, vom Gegenständlichen gelöst, stehen wie im Nebel. Und ihre Umrißlinien sind um so schwieriger zu unterscheiden, als sie insgesammt die selbe Sprache sprechen. Die nachdenkliche, warm getönte Sprache des Poeten Robert Walser.

Die Geschwister Tanner stammen von einer fein begabten, geisteskranken Mutter ab. Die Vererbung bestimmt ihnen die Eigenart. Freilich im Widerspruch zu der bekannten Theorie. Die Gesunden sind die Kranken. Bruder Klaus, ein Gelehrter in bürgerlicher Stellung, der sich, wie alle ordentlichen

Leute, um Amt und Zukunft Sorgen macht, ist der Einzige, an dem das Glück vorübergeht. Auch Schwester Hedwig ist nicht hinreichend belastet. Sie glaubte sich einer Pflicht verlobt; sie wagte nicht, ihre Weibessehnsucht jenseits vom Hergebrachten zu erfüllen. Unter Schmerzen wandelt sie die gerade Straße. Bruder Emils Leben endet in der Finsterniß des Irrenhauses. Doch strahlend hat es angefangen. Herrliches hat der Erobernde vorweggenommen. In Bruder Kaspar siegt das triumphirende Genie. Wohl ist das Schaffen ihm nur Selbstzweck. Nur um das Einsaugen der Schönheit, um das Werben um Liebe und Gnade der Natur ists ihm zu thun. Und unbekümmert vernichtet er die geschaffenen Bilder wieder. Aber der Fessellose wird von der Kunst gebändigt, der Träge wird im Ringen um die Geheimnisse der Form in einen rastlos Thätigen verwandelt. Wider seinen Willen wird er ein Anerkannter.

So bleibt es nur dem Jüngsten, dem noch knabenhaften Simon, vergönnt, sich von jeder Absichtpflege fernzuhalten. In ihm hat sich der Mutter Erbtheil ganz in Empfindung umgesetzt. In Heftigkeit und Zartheit, in Menschenliebe und Naturgefühl. Wenn die Wiesenblumen, wenn die Waldbäume, die Vögel, wenn die Sonne, die Dämmerung, die dahinjagenden Wolken, ihres Wesens sich bewußt, von sich selbst sagen könnten, so müßten sie wohl reden, wie es Simon Tanner thut, wenn er von ihnen spricht. Er ist in ihnen, sie sind in ihm. Sich schildert er, wenn er sie beschreibt. Er ist auch eins mit jeder Kreatur, die entbehrt und leidet. Ohne Empfindsamkeit und ohne Scheu versteht und verzeiht er Alles. Den Frauen hat er in seinem Herzen einen heimlichen Altar errichtet. Sie sind ihm eine Augenweide. Er berauscht sich an dem Rhythmus ihres Ganges, an dem Reichthum ihrer Kleider, an dem Glanz des Blickes und an der Weichheit ihrer schönen Hände. Er ist ihr Freund. Seinen Bruder lieben sie. Ihm schenken sie Vertrauen. Sie öffnen ihm ihr Haus, sie umsorgen ihn, der unbefangen ihre Gaben annimmt, sie küssen ihn mit schwesterlicher Wärme. Sie, die dem Triebhaften noch nah stehen, fühlen sich diesem Stück Natur, das Simon Tanner heißt, im Innersten verwandt.

Wehmütig und zugleich ergötzlich ist es nun, mit anzusehen, wie sich dieser Ursprüngliche zu den Forderungen der Kultur verhält. Zu der strengsten von allen: zu der Forderung der Arbeit. Er mißachtet sie nicht etwa. So oft er seine Stellung wechselt, also ungefähr jeden Monat, entdeckt er an ihr neue Reize und hält ihr lange Lobreden. Nur kann er in kein dauerndes Verhältniß zu ihr treten. Ihm fehlt die Ehrfurcht vor der Karriere. Er sieht nichts Großartiges darin, in einen gebahnten Weg hineinzulaufen. Er wird heute Krankenwärter, morgen Buchhandlungsgehilfe, dann Schreiber, Bankbeamter, technischer Arbeiter und Diener. Immer ist die Arbeit ein Gefängniß, das geisttötende Einerlei, das Beugen unter einen dünkelhaften Willen. Und draußen scheint die Sonne und die Luft ist blau, draußen rauscht der Wald und die Berge leuch-

ten. „Ich habe den Tag als zu schön empfunden, als daß ich den Uebermuth hätte, ihn durch Arbeit zu entwerthen": gesteht er einer neuen Herrin. Ein Ueberfluß von herrlichen Geschenken ist immer auf den Tisch der Welt für ihn gebreitet. Der tiefe Schatten einer üppigen Allee, das Sommermärchen eines golddurchflammten Abends, die grüne Wonne eines Frühlingmorgens, der Klang der Wellen, wenn sie an das Ufer schlagen, ein Lied, vom Wind herbeigeweht. Und all die wundervollen Frauen. Ihr Schreiten und ihr Neigen, das Leuchten ihrer Augen, das Rauschen ihrer seidenen Gewänder. Die Lust der Linien und der Rausch der Farben. Und um die Ecke biegt vielleicht soeben ein wunderbares Abenteuer.

Auch in der Armuth schlechter Straßen entdeckt er seine Werthe. Die dumpfe Flußluft athmet ein Geheimniß. Altes Gemäuer glänzt im Mondlicht aus dem Dunkel auf. Aus jedem Zustand reißt ihm ein Vergnügen. Schneit es, so bezaubert ihn der Tanz der Flocken; liegt er einsam und verlassen, so trösten ihn hellseherische Träume. Der Tod selbst ist ihm nur eine Mahnung an das Leben. Eine köstliche zurückrufende Erinnerung. Ist er zu arm, um Fleisch zu essen, so entzückt er sich an dem Farbendreiklang seines kargen Frühstücks. Friert er, so ist er stolz, in der Bewegung der Beine und der Arme sich als geborenen Herrn und Meister über seine schlanken Glieder zu fühlen. Und Niemand kann ihm seine beste Freude rauben: die am Leben und Empfinden.

Ein Erziehungbuch, dessen Ziel die ganze Menschheit ist, habe ich Walsers Werk genannt. Vielleicht wird man nun fragen: Sollen etwa arbeitsame Menschen durch Simon Tanners Beispiel zum Nichtsthun und zum Träumen hingeleitet werden? Um des Himmels willen: nein! Daß von den Millionen, die vom Erwachen bis zum Schlafengehen athemlos hinter dem Vortheil, dem Erfolg, dem Ruhm und Geld herjagen, etlichen Hundert zum Bewußtsein komme, des Lebens eigentliche Absicht sei vielleicht das Leben selbst: um solchen Frevel geht es nicht. Gesagt sollte nur werden: Viele wird es geben, darunter manche Wohlleber und ästhetisch Genießende, die an diesem wunderlichen, an diesem lieben Buch ihre große Freude haben. In behaglichen, künstlerischen Räumen werden sie in weichen Sesseln sitzen und ihre müdgehetzten Sinne im lieblichen Jungquell dieser Dichtung laben. Wenn aber Einem unter ihnen plötzlich so ein vom Leben Trunkener entgegenträte, so ein Unlivrirter, so ein Kindhafter, vom Zweck Gelöster: wer von ihnen würde ihm die Hände reichen? Wer von ihnen würde zu ihm sprechen, wie am Schluß des Buches die Frau zu Simon Tanner sagt: „Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Sie müssen es eine Zeit lang ein Bischen wieder gut haben. Kommen Sie nur!"

Auguste Hauschner.

# Der Kuß.

Das Frühstück war für den alten Legationrath von Schwanfelder immer ein Hochgenuß: die Morgenstunde, der Blick über die Veranda in den thaufrischen Garten und vor Allem der Blick auf die Schwiegertochter, die er in Gedanken auch thaufrisch nannte. Er war ganz einfach verliebt in die reizende kleine Person.

„Papa", sagte sie jetzt schmeichelnd, „erzähl' mir doch mal die Geschichte von Deinem Duell!"

Der alte Herr erröthete leicht. „Aber Kind", sagte er mit sanfter Mißbilligung, „was sollen diese ollen Kamellen!"

„Gerade die interessiren mich aber. Paul hat mir erzählt, daß Du beinahe gefallen wärst".

„Beinahe gefallen ist gut! Habt Ihr Euch im Tête-à-tête nichts Interessanteres mitzutheilen?"

„Nicht das Geringste", sagte die junge Frau verstockt; aber ihre Rehaugen lachten. „Bitte, bitte, Papa!"

„Ja, wenn es denn sein muß". Es klang halb ärgerlich, halb geschmeichelt. „Aber es ist eine etwas intrikate Sache. Eigentlich kann man jungen Frauen sowas gar nicht erzählen".

„Ich denke, man kann jungen Frauen Alles erzählen", sagte Frau von Schwanfelder halb schelmisch, halb altklug.

„Kälbchen", brummte er; „also es muß sein?"

„Es muß unbedingt sein, sonst giebts heute zum Nachtisch nicht die berühmten Crêmeschnitten".

„Ja, dann allerdings! Aber im Telegrammstil, weißt Du. Ich bin nicht wie der alte Odysseus, dem die Worte vom Munde fielen, wie Schneegestöber. Also . . . Ich war noch ein junger Mann und gerade kein Lebemann. Nervenmensch ohne Epidermis. Trotz Monocle und Smoking mit Cherubinempfindungen. Sehnsucht nach dem Weibe im Herzen, aber passiv. Keine Eroberernatur. Ich war immer etwas susig. Deshalb habe ich auch, Gott sei Dank, so früh den Abschied genommen. Dieser Betrieb unter Bismarck war nicht mein Fall".

Die junge Frau hustete leise.

„Ah, pardon, Du hast ganz recht, ich verirre mich auf Seitenwege. Nebenbei bemerkt: das einzig Richtige. Ich war mein Lebtag ein Flaneur. Also nun zielbewußt, wie die heutige Generation sagt. Meine Mutter war eben so thatkräftig wie ich kontemplativ. Ihr einziger Gedanke war, mich unter die Haube zu bringen, und eines schönen Tages war ich verlobt, ich weiß nicht, wie. Man hatte uns auf einen Augenblick allein gelassen und ich sollte nun noch ein Bischen Lyrik stammeln. Das Geschäftliche hatten die Alten schon geordnet".

Die junge Frau stützte den Kopf auf die Hand und schien ganz Ohr.

„Ich wollte sie an mich ziehen. . . . ."

„Doch nicht so ohne Weiteres . . . . ? Hast Du denn gar nichts gesagt?"

„Ja, liebes Kind, Das weiß ich wirklich nicht mehr. Mir war halb behaglich, halb erbärmlich zu Muth. Auf Das, was man sagt, kommts ja in solchen Fällen auch gar nicht an. Was hat denn Paul gesagt?“

„Bitte, fahre nur fort!“

„Gut. Also ich wollte sie an mich ziehen (es war übrigens eine sehr hübsche Blondine) und sie stemmte die Hände leicht abwehrend gegen meine Schultern, aber die Abwehr wurde immer schwächer, — immer schwächer“.

Die junge Frau sah ein Wenig ängstlich drein.

„Ihr Gesicht kam mir immer näher. Langsam, ganz langsam. Und mit einem Male sah ich einen ganz anderen Menschen. So nah, so groß, so unheimlich, so drohend. Ich hätte die Härchen auf ihren flaumigen Wangen zählen können. Ich sah die einzelnen Poren der Haut, vor Allem aber die Augen; die waren so fischigstarr.“ Der alte Herr schwieg bestürzt.

„Und?“

„Ja, weißt Du, was nun geschah, gehört zu den blamabelsten Erinnerungen meines Lebens. Ich habe mich sonst meist wie ein Gentleman benommen. Na, ich muß eben einen Augenblick verrückt gewesen sein. Ich riß mich los und stürzte aus dem Zimmer, aus dem Hause. Zwei Tage später schoß mir der Bruder durchs Ohrläppchen.“

„Nun, sage mal, wie interessant! Ich weiß gar nicht, wie ich mich da hinein finden soll ... War sie denn häßlich?“

„Aber im Gegentheil! Ich sagte Dir doch schon: fast so hübsch wie Du.“

„O, thank you. Aber dann verstehe ich doch nicht ... Wie deutest Du denn die Sache?“

„Ja, dafür giebts sehr verschiedene Deutungen. Vielleicht die Ahnung, daß wir nicht zu einander paßten. Vielleicht auch die Intuition, daß kein Mensch ganz zu irgend einem anderen paßt.“

„Das bestreite ich.“

„Freut mich aufrichtig, liebes Kind. Aber mir war damals so, als gebe es Etwas, das man vielleicht das Gesetz der Fremdheit nennen könnte.“

Die junge Frau spielte mit einem Mokkalöffelchen und sagte dann zögernd: „Und, sage mal (denn Du hast Dich doch verheirathet): bei späteren Gelegenheiten . .?“

„Ja, Kindchen“, lachte der alte Herr, „man gewöhnt sich an Alles, selbst ans Küssen.“

In diesem Augenblick erschien in der Verandathür ein schlanker Mann von englischem Vornehmheitstyp. Die junge Frau sprang ihm entgegen und fiel ihm stürmisch um den Hals. „Was Dein Papa mir hier erzählt!“

„Was soll ich von Dir denken, Papa?“ scherzte der glückliche Ehemann, indem er sanft das volle Haar seines „Schäfchens“ streichelte.

„Was Du willst. Was Dein Frauchen von mir denkt, weiß ich: Wohl mir, daß ich nicht bin wie jener Zöllner!“

Eduard Goldbeck.

# Selbstanzeigen.

**Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der Königlichen Nationalgalerie Berlin 1906. Katalog der Gemälde. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. Preis 60 Mark.**

Der erste Band des „Großen illustrirten Gesammtkataloges der Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst" schenkte uns einen Essay Tschudis, der, geschrieben mit der besonnenen Kühle eines historisch gebildeten Amateurs, auch für die Zukunft dokumentarischen Werth behalten wird, und Reproduktionen, deren malerische Toneinheit manchmal sogar mehr versprach, als die Originale hielten. Die 1137 vorzüglichen Autotypien dieses zweiten Bandes, des eigentlichen Kataloges, geben sich bescheidener, wollen nicht mehr bedeuten als ein Lexikon in Bildern, möchten nur, in Verbindung mit Meier-Graefes „summarischer Beschreibung der Farben", unserer Erinnerung eine Hilfe sein. „Auf alle weiteren Ausführungen, die man mit Recht in einem Galeriekatalog erwartet, wie Literaturnachweis, historische und kritische Würdigung und Vergleichen," wurde „bei der Kürze der Zeit verzichtet". Man kann die Entschuldigung des Vorwortes gelten lassen und wird das Fehlen solcher Notizen doch bedauern. Denn dieser zweite Band des Kataloges wendet sich, seiner ganzen Anlage gemäß, an die Historiker des Kunstschaffens; und Die hätten den Vortheil, so viel literarisches Material an einer Stelle vereint zu besitzen, gewiß gern mit einer Wartefrist von zwei oder drei Jahren erkauft. Doch wer heute oder nach hundert Jahren um die Kenntniß der deutschen Malerei im neunzehnten Jahrhundert sich bemüht, wird diesen Katalog nie entbehren können.

Emil Schaeffer.

✠

**Erlösung. Gedichte. Verlag Kontinent, Berlin.**

Die Verlorene.

O, könnt' ich noch einmal von mir streifen
Das dunkle, brennende Gewand,
Noch einmal Hand in Hand
Mit Dir nach leuchtenden Rosen greifen
In meiner Jugend verlorenem Land . . .

Ich sehe fern die schimmernden Gärten
Vergoldet von der Sonne Gluth,
Die silberblaue Fluth,
Die uns getragen auf heimlichen Fährten —
Denn unsere Herzen waren sich gut . . .

Doch hat mich ein Frühsturm davongetragen;
Ich habe es kaum gewußt . . .
In froher Jugendlust
Spann mich an ihren Siegeswagen
Die Sünde und hat mich mit Flammen geküßt . . .

Meine ganze Jugend ging auf in Flammen
Von süßer verzehrender Macht —

Doch in ewiger Nacht
Lernt mein Herz jenen Zauber verdammen,
Der mich um Heimath und Glück gebracht . . .

O, könnt' ich noch einmal von mir streifen
Das dunkle, brennende Gewand,
Noch einmal Hand in Hand
Mit Dir nach leuchtenden Rosen greifen
In meiner Jugend Unschuldland . . .

Helene Völk.

**J. J. Wilhelm Heinse und die Aesthetik zur Zeit der deutschen Aufklärung. Halle a. S., Max Niemeyer.**

Die Aesthetiker haben stets zu wenig Das berücksichtigt, was Künstler und Persönlichkeiten, die mitten im Kunstleben ihrer Zeit standen, über das Schöne in Natur und Kunst sagten. Und doch fänden sie hier eine Fülle von aus reicher Erfahrung gesammelten Erkenntnissen und eine Menge werthvoller Anregungen. Und noch Etwas kommt hinzu: der Aesthetiker handelt von den Bewußtseinsthatbeständen, die beim ästhetischen Genießen und Schaffen gegeben sind; er soll sie beschreiben, die Gesetze ihrer Genesis aufweisen und Normen geben. Wie selten ist aber ein Aesthetiker selbst schaffender Künstler, wie oft kommt er in die Lage, Erlebnisse analysiren zu müssen, die er selbst entweder gar nicht oder doch nur in recht dürftiger Weise erlebt hat! Da können Künstleraufzeichnungen (wenn auch bei ihrer Verwendung viel Vorsicht angebracht ist) von hohem Nutzen sein und auf gar Manches hinweisen, das sonst wohl schwerlich bemerkt würde. Deshalb reizte es mich ganz besonders, zu prüfen, was die Zeit der deutschen Aufklärung für die Aesthetik Werthvolles schuf; waren es ja, abgesehen von der akademischen Richtung A. G. Baumgartens und seiner Schüler, vornehmlich Künstler und Kunstgelehrte, die sich damals um die Lösung ästhetischer Probleme bemühten. Und ihr Mühen war in erster Reihe auf praktische Zwecke gerichtet: durch ästhetische Erkenntnisse das Kunstverständniß zu fördern, den Kunstgenuß zu bereichern und zu vertiefen und dem Künstler brauchbare Regeln zu liefern. Daß ich den viel geschmähten und viel gelobten Heinse in den Mittelpunkt meiner Darstellung rückte, geschah, weil er noch immer den meisten Aesthetikern ziemlich unbekannt ist, obgleich auf diesem Gebiet sein Hauptverdienst liegt, und weil wir gerade hier den eigenartigen Kampf gegen die Klassizisten deutlich verfolgen können. Und mir lag besonders daran, die Anschauungen der Empiriker zu charakterisiren, als deren Hauptvertreter ich Herder und Heinse betrachte. Wie dann die Romantik diese Gedanken aufnahm und weiterführte, suchte ich im letzten Theil meiner Arbeit zu zeigen.

Prag. Dr. Emil Utitz.

**Wielant der Schmied, dramatisches Heldengedicht. — Meister Josef, Schauspiel. Egon Fleischel & Co., Berlin.**

Ein wunderliches Zwillingpaar. Beide sind im Sommer 1905 geboren. Wielant, der göttliche Held und Dulder, und der bei aller „Taprigkeit" zum Totschläger gewordene Bäckermeister Josef, der aus dem Schmutz und der Dumpfheit

seines Lebens sein Gewissen, sein sittliches Selbst herausfischt. Und doch, obwohl dort Wotan und Walküren spuken, es jambisch-fünffüßig, bei feierlicher Gelegenheit gar nibelungenstrophisch hergeht, hier aber von Kommißbrot, Warmbier, Einbruch und einmal sogar vom Abtritt die Rede ist (O Gott: zweimal sogar!): wer Augen hat, zu sehen, Der erkennt doch, daß Beide, des weisen Riesen Kind und der arme Joseph, rechte, echte Brüder sind. Der Autor ist ein Pechvogel. Als es auf den Bühnen nach kleinen Leuten roch, drehte er die Jambenwalze und heischte Gehör für Personnagen wie König Saul. „Der olle Saul", meinte ein hochmögender Intendant, — „wissen Sie, man ist froh, daß man Das aus der Schulzeit vergessen hat!" Und jetzt, endlich des trockenen Tones satt, will er offenbar auch mal „modern" sein, wo andere Leute schon wieder weiter sind; nun kommt er mit Einbrechern, Totschlägern, Bäckern, Tischlern und denkt, der hagebüchene Ton, in dem das Pack daherredet, die Unanständigkeit, die thätens allein. Nun, ich schwöre, es ist nicht meine Schuld, daß der Bäcker und sein bitterböses Weib so ungewaschene Mäuler haben; sie sind halt solche Schweinigel; kann ich dafür, daß sie mir lebendig wurden? Ich schwöre ferner (denn die erste Frage des Rezensenten ist ja: Wo hat ers gestohlen? Wo lehnt er sich an?): Es ist nicht der Ruhm von Sherlock Holmes, der mich nicht schlafen ließ, also daß ich kriminalistisch kommen mußte; und obwohl mein Stück in Holland spielt und das Wort Mynheer drin vorkommt, kenne ich von Heijermanns bis heute kein Wort. Den Wielantstoff liebe ich schon lange. Ich hoffe, trotz den „nackten Beinen" lebendige Menschen geschaffen zu haben, unbekümmert um den symbolischen Gehalt der unvergleichlich schönen Sage. Ist mir gelungen, das alte Stück kostbaren Mythengutes wieder ans Licht zu heben und das ewige Lied von der heiligen Noth, das ich daraus erlauschte, auf meine persönliche Weise tönen zu lassen, so bin ich zufrieden.

Waidmannslust. Eberhard König.

**Großstadtgedanken. Studien und Rathschläge aus der ästhetischen Praxis. Georg D. W. Callwey, München. 3 Mark.**

Großstadtgedanken: damit meine ich Gedanken, die sowohl der Entwickelung der Großstadt gelten als auch ihrem unendlich gesteigerten Gemeinschaftleben zu verdanken sind. Sehr zeitgemäße Gedanken also, scheint mir, geerntet im besinnlichen Schlendern über die buntesten Felder unserer neu aufgrünenden ästhetischen Kultur. Laiengedanken sind es, weil ihnen jede gestreng aufbohrende Wissenschaftlichkeit eben so fehlt wie letzten Endes der Ehrgeiz dazu. Studien versuchte ich aus Vergangenheit und Gegenwart, an die sich Rathschläge für die Zukunft als natürliche Glieder der Ideenentwickelung fügen. Ich nenne ein paar Titel: „Die Großstadt als Moloch", „Die Großstadt, das Naturgefühl und die Landschaftkunst", „Der Weg am Wasser", „Das Museum der Zukunft". Eine scheinbar ganz zufällige Versammlung, in der bei näherem Zusehen aber doch ein geheimes Einverständniß zu bemerken sein dürfte. Denn all diese Arbeiten sind auf das gemeinsame Endziel eingestellt: uns von gewandelten äußeren Verhältnissen nicht aus dem inneren Gleichgewicht bringen zu lassen, sondern im Gegentheil diese zudringlichen Anfechtungen von außen her zu einem fröhlichen Aufschwung in eine höhere und reichere innere Harmonie zu nutzen. Man wird der gefürchteten Großstadt kaum Herr, wenn man vor ihr davonläuft und von Weitem gewaltig schimpft.

Dresden-Loschwitz. Eugen Kalkschmidt.

# Tschechow.*)

Wenn in dieser Zeit, da für Rußland das Jüngste Gericht der Geschichte anbricht, die russische Intelligenz zu wissen wünschte, als was sie diesem Gericht entgegengeht, so erhielte sie aus den Werken Tschechows und Gorkijs die zuverlässigste Antwort. Wie wir auch über die relative Größe dieser beiden Autoren urtheilen mögen, Eins ist gewiß: sie verdecken uns die beiden letzten Riesen der russischen Literatur, Tolstoi und Dostojewskij. Denn unsere Schande läßt sich nicht verbergen; es hat sich deutlich gezeigt, daß diese Riesen uns „nicht liegen". Tschechow und Gorkij aber passen vorzüglich zum Wesen der russischen Intelligenz. Sie sind ihre geistigen Führer und Lehrer, die „Machthaber der Gedanken" unserer Generation.

Nach Tolstoi und Dostojewskij läßt sich nicht so sehr über die zeitgenössische Wirklichkeit urtheilen wie über mehr oder weniger ferne Möglichkeiten des russischen Nationalgeistes; nicht sowohl darüber, was ist, als darüber, was sein wird (und vielleicht nicht so bald sein wird). Tolstoi und Dostojewskij sind Verkünder des tiefsten nationalen Urelementes und des höchsten kulturellen Bewußtseins Rußlands. Tschechow und Gorkij sind Ausleger nicht so sehr des volksthümlichen wie des ständischen, nicht so sehr des kulturellen wie des intellektuellen Milieus des russischen Mittelstandes, der zahlreichsten und thätigsten Kaste, der in dieser Zeit die Aufgabe zufällt, „die Geschichte zu machen" und Das, was gethan sein wird, beim Jüngsten Gericht der Geschichte zu verantworten.

Wenn man einen durchschnittlichen russischen Intellektuellen fragte, weshalb er Tschechow und Gorkij liebe und ob es nicht geschehe, weil sie den Glauben an den Triumph des Fortschritts, der Wissenschaft und der menschlichen Vernunft lehren (Dessen, was man „humane Ideen" nennt), so würde der Intellektuelle antworten, daß es so sei; und wenn man ihm dann entgegnete, daß Tschechow und Gorkij, obwohl sie in der That diesen Glauben lehren und selbst an all Dieses zu glauben sich bemühen, dennoch selbst kaum daran glauben und daß ihr wahres Schaffen darauf gerichtet ist, die Unmöglichkeit solchen Glaubens darzuthun und den Seelenzustand von Leuten zu schildern, die die Fähigkeit jeglichen Glaubens verloren, völlig eingebüßt haben, so würde der Intellektuelle solche Versicherung nicht nur für groben Unsinn halten, sondern auch für die größte Beleidigung des Ruhmes des lebenden und des Andenkens des verstorbenen Autors, — und endlich für eine Beleidigung seiner selbst, des „Intellektuellen", in seinem höchsten Heiligthum; denn der Glaube, eben dieser Glaube an die „humanen Ideen", ist bis heute sein größtes

*) Dmitrij Mereschkowskij braucht man heute nicht mehr zu rühmen. Sein „Lionardo" und seine meisterliche Analyse der von Tolstoi und Dostojewskij der Menschheit geschenkten Werke haben ihm auch in Deutschland die feinsten Geister gewonnen. Ende April wird (bei R. Piper & Co. in München) ein neues Buch von ihm veröffentlicht, dem er den Titel „Der Anmarsch des Pöbels" gegeben hat. Ein merkwürdiges Buch, das über die Krisis des russischen Geistes mehr und Ueberzeugenderes zu sagen weiß als ganze Leitartikelhaufen. Ein Buch, von dem man auch in Europa viel sprechen wird. Aus dem Kapitel, das die Weltanschauung der jüngeren russischen Dichter, insbesondere Tschechows und Gorkijs, darstellt, habe ich ein paar Bruchstücke gewählt, die zeigen, wie Mereschkowskij den Dichter der „Möwe" und den Seelenstand der tschechowischen Menschheit sieht.

und einziges Heiligthum. Aber für Den, der nicht bei den allgemein zugänglichen Aeußerlichkeiten der Literaturerscheinungen stehen bleibt, der nicht nur Das zu hören vermag, was die Dichter sagen, sondern auch Das, worüber sie schweigen, für Den ist zweifellos, daß es mit diesem Glauben bei Tschechow und Gorkij nicht so wohlbestellt ist, wie es den Anschein hat, und daß diese beiden Autoren, ohne es zu wollen, ja, vielleicht sogar, ohne sich Dessen bewußt zu sein, sich im Grunde nur bemühen, allen Glauben, alle Ideale und Götzen der russischen Intelligenz zu zertrümmern.

„Ich will ein kleines Buch schreiben. Ich will es ‚Das Sterbegebet‘ nennen. Es giebt solche Gebete; man spricht sie über Sterbende. Und diese Gesellschaft, auf der der Fluch der inneren Schwäche lastet, wird, bevor sie verreckt, nach meinem Buch greifen, wie nach Moschus.“ Manchmal will es Einem scheinen, als hätte Gorkij diese furchtbaren Worte eines seiner Helden von sich selbst sagen können, und mit Gorkij auch Tschechow; als hätten Beide einstimmig ein Sterbegebet gesprochen, nicht über die tiefsten nationalen Urelemente und das höchste kulturelle Bewußtsein Rußlands, sondern über die Mittelmäßigkeit, die in ihnen ihre Propheten und Lehrer sah, als hätten sie „dem Sterbenden“ Moschus gereicht und als wäre Das, was der Sterbende in ihnen für neues Leben, für Auferstehung ansah, nichts gewesen, als ein momentanes Erwachen vor dem Tode unter der Wirkung des Moschus.

Tschechow ist legitimer Erbe der großen russischen Literatur. Wenn er auch nicht die ganze Erbschaft, sondern nur einen Theil antrat, so verstand er doch, innerhalb dieses Theiles das Gold von den Zusätzen zu scheiden; und sei nun der zurückbleibende Barren groß oder klein, so ist doch das Gold in ihm von solcher Reinheit wie bei keinem der früheren, vielleicht größeren Autoren, mit Ausnahme von Puschkin. Die auszeichnenden Eigenthümlichkeiten der russischen Poesie, Einfachheit, Natürlichkeit, Abwesenheit jeglichen konventionellen Pathos und jeglicher Anstrengung, Das, was Gogol die „Stetigkeit der russischen Natur“ nannte, sie erweiterte Tschechow bis zu den letzten möglichen Grenzen, so daß weiter nicht gegangen werden kann. Hier vereinigt sich der letzte große Künstler russischen Wortes mit dem ersten, das Ende einer Literatur mit dem Anfang, Tschechow mit Puschkin.

Tschechow ist einfacher als Turgenjew, der manchmal die Einfachheit der Schönheit oder Gefälligkeit opfert; einfacher als Dostojewskij, der durch die äußerste Komplizirtheit hindurch muß, um äußerste Einfachheit zu erreichen; einfacher als Tolstoi, der sich mitunter allzu viele Mühe geben muß, einfach zu sein. Tschechows Einfachheit ist von einer Art, daß sie hier und da Beklemmmungen verursacht; man denkt: Noch einen Schritt vorwärts auf diesem Wege und die Kunst ist zu Ende, ja, das Leben selbst ist zu Ende; die Einfachheit wird zur Leere, zum Nichtsein; Alles ist so einfach, daß es scheint, als wäre gar nichts da, und man muß genau zusehen, um in diesem Fast-Nichts Alles zu erkennen.

Tschechow erhebt nie die Stimme. Nicht ein unnützes lautes Wort. Vom Heiligsten und Furchtbarsten spricht er eben so einfach wie vom Allergewöhnlichsten und Alltäglichsten; von der Liebe und vom Tode eben so ruhig wie von der besten Art, „als Imbiß zum Glase Schnaps einen gesalzenen Pilz zu nehmen“. Er ist immer ruhig; oder scheint immer ruhig. Je aufgewühlter innerlich, um so ruhiger ist er äußerlich; je stärker das Gefühl, um so leiser die Worte. Unendliche Zurückhaltung, unendliche Schamhaftigkeit; jene „erhabene Schamhaftigkeit des Leidens“, die Tjuttschew in der russischen Natur entdeckte.

Tschechow sprach einmal davon, wie man die Natur beschreiben solle, und bemerkte dabei: „Kürzlich las ich mal einen Gymnasialaufsatz über das Thema ‚Beschreibung des Meeres‘. Der Aufsatz bestand aus vier Worten: ‚Das Meer war groß‘. Ich halte Das für ganz vorzüglich!“ Alle Naturbeschreibungen bei Tschechow erinnern an diesen Aufsatz aus vier Worten. Um sich nach Alledem, was über das Meer gesagt worden ist, des ersten und wichtigsten Eindruckes, des der einfachen Größe, zu erinnern, muß man Wilder, Kind oder genialer Künstler sein. Wenn er die Natur beobachtet, vergißt Tschechow nie, daß „das Meer groß war“.

Die Leute sehen das Wichtigste in sich und in den Anderen deshalb nicht, weil es ihnen durch vieles Sehen gleichgiltig geworden ist, weil es dem Auge allzu gewöhnlich erscheint. Das Auge Tschechows ist so gebaut, daß er immer und in Allem dieses unsichtbare Gewöhnliche sieht und zugleich damit doch das Außerordentliche im Gewöhnlichen erkennt. Das Vermögen, von der äußersten Komplizirtheit zur ursprünglichen Einfachheit der Empfindung zurückzukehren, zu ihrem Ausgangspunkt, zu ihrem einfachsten, wahrsten und hauptsächlichsten Inhalt: dieses Vermögen ist die Eigenthümlichkeit der Aesthetik Tschechows, Puschkins und überhaupt der russischen, Alles vereinfachenden Aesthetik.

Wie unendlich viele prächtige Vergleiche sind, von Homer bis zu den Dekadenten, zur Beschreibung des Gewitters aufgewandt worden! Tschechow schildert es so: „Links blitzte ein bleicher, phosphoreszirender Streifen auf und erlosch wieder; es war, als hätte Jemand mit einem Streichholz über den Himmel gestrichen. Es hörte sich an, als schreite irgend Jemand über ein eisernes Dach. Wahrscheinlich ging er barfuß über das Dach; deshalb dröhnte das Eisen so dumpf.“ Was kann (so scheint es) kränkender für den Blitz sein als der Vergleich mit einem angestrichenen Zündholz, was für den Donner verletzender als der Vergleich mit dem Barfußgehen auf einem eisernen Dach? Und doch wird hier das Erhabene durch das Niedrige nicht nur nicht erniedrigt, sondern noch mehr erhöht; das Große wird nicht verkleinert durch das Kleine, sondern noch vergrößert. Und so ist es immer; je poetischer die Natur, um so prosaischer die Vergleiche, mit deren Hilfe er sie beschreibt. Aber in der Tiefe der Prosa zeigt sich die ganze Tiefe der Poesie.

„Die abendliche Steppe versteckt sich wie Judenkinder unter der Decke.“ Der Mond erscheint „provinzlerisch“; die Sterne gleichen „neuen Fünfzehnkopekenstücken“; die Birke gleicht einer „jungen, wohlgebauten Dame“; die Wolke einer „Scheere“. In der Stille der Julinacht singt ein einsamer Vogel, immer die selben zwei, drei Töne wiederholend, als frage er: „Sahst Du Nikitka?“ Und antwortet sich sogleich selbst: „Ich sah ihn, sah ihn, sah ihn!“ Diese einfache Lautimitation versetzt Einen mit einem Mal in die heimathliche, wie die Kinderstube so liebe, warme Zimmerbehaglichkeit eines Sommerabends im russischen Dorf.

Die Natur nähert sich dem Menschen, wird gleichsam in seine Lebensführung hieingezogen, wird einfach und alltäglich; aber, wie immer bei Tschechow, je einfacher, um so geheimnißvoller, je alltäglicher, um so außerordentlicher. Er ist ein großer, vielleicht sogar der größte Sittenschilderer der russischen Literatur. Wenn das heutige Rußland vom Antlitz der Erde verschwände, so könnte man nach den Werken Tschechows das Bild des russischen Sittenlebens am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit den kleinsten Details wiederherstellen.

Hier liegt übrigens nicht nur seine Stärke, sondern auch seine Schwäche. Er

kennt die heutige russische Lebensart wie kein Zweiter. Aber außer dieser Lebensart kennt er nichts und will er nichts kennen. Er ist im höchsten Grade national, aber nicht universell; im höchsten Grade zeitgenössisch, aber nicht historisch. Das von Tschechow geschilderte Sittenleben ist allein das der Gegenwart, ohne Berücksichtigung von Vergangenheit und Zukunft, ist der eine, zur Unbeweglichkeit erstarrte Moment, der tote Rumpf der russischen Gegenwart, ohne allen Zusammenhang mit der Weltgeschichte und der Weltkultur. Kein Zeitalter, keine Völker; als gebe es inmitten der Ewigkeit nur das Ende des neunzehnten Jahrhunderts und in der Welt nur Rußland. Unendlich scharfäugig und hellhörig für alles Russische und Zeitgenössische, ist er fast blind und taub für das Fremde und Vergangene. Er sah klarer als je Einer; doch er übersah Europa, übersah die Welt.

Langeweile, Verzagtheit: Das ist die hauptsächlichste und im Grunde einzige Leidenschaft aller Helden Tschechows; ja: eine Leidenschaft, denn auch die Verzagtheit ist, nach der tiefen Beobachtung der christlichen Kämpfer, „Leidenschaft", noch dazu eine der allerheftigsten Leidenschaften. Wie man im Zustand chronischer Trunkenheit Wein trinkt, so langweilen sich Tschechows Helden in chronischer Betäubung.

Der Postillon, den es auf seinen Postwagen fröstelt, der Arzt des Bezirkskrankenhauses, der Sohn des Ministers und Revolutionär, der diesen Minister töten will, der bereits erwachsene Gymnasiast, der aus der Schule lief und sich, mir nichts, Dir nichts, eine Kugel in den Schädel jagt, der alte Professor, der deportirte Vagabund in Sibirien, die Artistin aus der Provinz, die Guten und die Bösen, die Gescheiten und die Dummen, die Glücklichen und die Unglücklichen: alle Stände, alle Klassen, alle Lebensalter geben sich dieser Leidenschaft der Verzagtheit hin. In den großen Städten und in den abgelegenen Städtchen, in den Dörfern und in den einsamen Halbstationen, in den verfallenen Adelsnestern und in den Fabriken, in den Hotels der großen Welt und in den Klöstern, in den Bordellen und in den Stuben der Gelehrten: überall Verzagtheit. Eine gewisse metaphysische Langeweile, das Gefühl unendlicher Leere, der Zwecklosigkeit und Nichtigkeit alles Bestehenden. „Der russische Mensch lebt nicht gern": Das ist die erstaunliche Entdeckung Tschechows. Nicht nur der russische Mensch, scheints, sondern auch die russische Natur lebt nicht gern.

Das Vorgefühl des allgemeinen Endes, des Weltunterganges, giebt den Grundgesang, das Leitmotiv der Musik Tschechows. Manchmal, bei toter Stille vor Gewittern, singt ein lustiger Vogel, stöhnt gleichsam, sehnsüchtig, traurig und klagend: so ist das Lied Tschechows. Jetzt sind wir aus dieser Stille vor dem Gewitter bereits heraus, aus der tschechowischen Langeweile; schon sehen wir das Wetter, das er prophezeite: „Es kommt ein Unwetter herauf gegen uns Alle; ein gesunder, starker Sturm bereitet sich vor, der schon im Anzug, schon in der Nähe ist und der bald von unserer Gesellschaft die Trägheit, Gleichgiltigkeit und faule Langeweile hinwegblasen wird" („Drei Schwestern"). Tschechow empfand Langeweile und Furcht; wir empfinden jetzt Furcht und Freude. Endlich einmal das Gewitter! Endlich „steigt es", reißt sich los, stürmt dahin. Alles ringsum fliegt, auch wir fliegen, herauf und herab, zu Gott oder zum Teufel: wir wissen es einstweilen nicht, fürchten uns, es zu wissen, aber wir fliegen jedenfalls, stehen nicht still. Und, Gott sei gelobt: das Leben ist zu Ende, das Erleben beginnt.

Aber wie groß auch die Stärke des Sturmes sein mag, der die Lebensform Tschechows fortfegen wird: wir werden sie nie vergessen, die weiße Möwe auf dem

Dunkel der Gewitterwolke mit ihrem klagend-verheißungvollen Schrei. Wie groß auch der Schrecken am Ende sein möge: die durchdringend-traurige Flöte des armen Anton Tschechow, die dieses Ende prophezeite, vergessen wir nicht.

Wie stand Tschechow zur Religion, insbesondere zum Christenthum? Nach seinen Werken läßt sich als wahrscheinlich nur errathen, daß er, ähnlich seinen Helden, im Christenthum nur „eine der humanitären Wissenschaften" sah, die menschliche Moral in ihm anerkannte, alles Andere aber als Aberglauben verwarf; doch auch in diesem gereinigten Zustande erschien ihm das Christenthum zweifelhaft. Die Thatsache, daß das Christenthum in den Werken Tschechows fast nie zu Worte kommt, ist an und für sich bedeutsam.

Ich müßte mich mit dem Gesagten begnügen, wenn das Geschick mir nicht zwei Dokumente von außergewöhnlichem Werth für die Geschichte der inneren religiösen Erlebnisse Tschechows in die Hände gespielt hätte; zwei Dokumente, die er immer sorgsam verbarg. Es sind zwei unveröffentlichte Privatbriefe an den Redakteur J. P. Djagilew, dessen Liebenswürdigkeit ich die Erlaubniß verdanke, Auszüge aus diesen Briefen hier anzuführen. In dem einen von ihnen, vom zwölften Juli 1903 (ein Jahr vor seinem Tode), schreibt Tschechow: „Ich habe meinen Glauben lange verloren und kann nur zweifelnd auf jeden intelligenten Gläubigen blicken."

In dem zweiten Brief (vom dreißigsten Dezember 1902) heißt es mit Bezug auf die moderne religiöse Bewegung in Rußland, die von Solowjew und Dostojewskij ausging und sich zum Theil, wenn auch lange nicht vollständig, in den religiös-philosophischen Versammlungen und in der Zeitschrift „Der neue Weg" aussprach: „Sie schreiben, wir hätten von einer ernst zu nehmenden religiösen Bewegung in Rußland gesprochen. Wir sprachen aber von einer Bewegung nicht in Rußland, sondern innerhalb der Intelligenz. Ueber Rußland will ich keine Worte verlieren; die Intelligenz aber spielt einstweilen nur mit der Religion, hauptsächlich aus Langeweile. Von dem gebildeten Theil unserer Gesellschaft kann man behaupten, daß sie sich von der Religion entfernt hat und immer weiter entfernt, was man auch sagen mag und was für philosophisch-religiöse Gesellschaften sich auch versammeln mögen. Ob Das gut sei oder nicht, will ich nicht entscheiden; nur behaupte ich, daß die religiöse Bewegung, von der Sie sprechen, ein Ding an sich ist, die ganze moderne Kultur aber wiederum ein Ding an sich; man darf die zweite nicht in ursächliche Abhängigkeit von der ersten bringen. Die heutige Kultur ist der Beginn einer Arbeit im Namen der großen Zukunft, einer Arbeit, die vielleicht noch Zehntausende von Jahren dauern wird, bis einst, sei es auch in ferner Zukunft, die Menschheit die Wahrheit vom echten Gott erkennt; Das heißt, bis sie diese Wahrheit nicht mehr blos erräth, nicht mehr bei Dostojewskij suchen muß, sondern sie klar erkennt, wie sie erkannt hat, daß zweimal Zwei Vier ist. Die heutige Kultur ist der Anfang der Arbeit, während die religiöse Bewegung, von der wir sprachen, ein Ueberbleibsel ist, das Ende Dessen, was ausgedient hat und abstirbt."

Dostojewskij glaubte an die Wahrheit der Lehre Christi; diese Wahrheit war gewiß für ihn von gänzlich anderer Ordnung als der Satz „zweimal Zwei ist Vier", aber nicht von geringerer, sondern von größerer Glaubwürdigkeit. Der Glaube Dostojewskijs erscheint Tschechow als dunkles „Errathen"; etwa deshalb, weil die Welt der inneren mystischen Erfahrung, der Dostojewskij so nah steht, Tschechow fast unbekannt ist? Diese innere religiöse Erfahrung ist vielleicht objektiv trügerisch, aber

nicht im Mindesten weniger genau und klar als die exaktesten und klarsten mathematischen Wahrheiten. Es versteht sich, daß Dem, der mit der Integral- und Differentialrechnung nicht vertraut ist, die Formeln der Höheren Mathematik weniger klar erscheinen als die Angabe, daß zweimal Zwei Vier ist. Daraus folgt aber nicht, daß sie weniger exakt und glaubwürdig sind. In jedem Fall heißt ein Zurückkehren von der Höheren Mathematik zum Einmaleins beim Suchen nach allgemein verständlicher Klarheit nicht: vorwärts schreiten, sondern: zurückgehen, nicht der großen Zukunft, sondern der kleinlichen Vergangenheit entgegen. Wenn Tschechow der angeblich ungenügend klaren religiösen Wahrheit, an die Dostojewskij glaubte, die aber nicht von Dostojewskij, sondern von Christus den Menschen offenbart wurde, die andere, noch unbewußte Wahrheit „vom echten Gott“ gegenüberstellt, die vielleicht nach Zehntausenden von Jahren entdeckt werden wird und die alle göttlichen Geheimnisse, die bisher den Menschen furchtbar und unerforschlich erschienen, so allgemeinverständlich wie das Einmaleins macht, so unterschreibt damit Tschechow das Todesurtheil nicht nur der heutigen religiösen Bewegung in Rußland, sondern auch des ganzen Christenthums, des gesammten religiösen Lebens der Menschheit, als eines absterbenden „Ueberbleibsels“, als der Trümmer alten, Niemandem nützenden Aberglaubens; so zerreißt er damit jedes lebendige Band zwischen Vergangenheit und Zukunft der Weltkultur. Wenn er Recht hat, so ist allerdings nicht nur die heutige religiöse Bewegung in Rußland, sondern auch das ganze Christenthum „ein Ding an sich“ und eben so „die heutige Kultur ein Ding an sich“. Sie sind Feinde auf Leben und Tod. Wenn auch Tschechow diese Folgerung nicht zog, so ist doch klar, daß er sie nicht hätte vermeiden können.

„Ich sterbe“: diese zwei Worte soll Tschechow vor seinem Tode gesagt und nichts weiter hinzugefügt haben; er hatte ja auch nichts hinzuzufügen: Tod ist Tod, wie „zweimal Zwei Vier ist“; der Tod ist das Nichts, das Leben der Tod, Alles Tod, Alles nichts. Und der tote Körper Tschechows wird in den „Waggon zum Transport frischer Austern“ verladen und am Sarge des verstorbenen Lehrers halten lebendige Lehrmeister ihre Reden vom Fortschritt, vom ewigen Leben im Diesseits, vom irdischen Paradies der Zukunft, vom großen Menschengeist, der „einmal die Unsterblichkeit erfinden wird“. Laßt sie reden! . . . Nicht darum wird der Tod zum Tode, weil es keine Unsterblichkeit giebt, sondern darum, „weil man keine Unsterblichkeit wünscht“, weil sie dieser Menschheit nicht nothwendig ist, weil nichts (oder, richtiger: das Nichts) nothwendig ist. Und eben darum glaubt der Ungläubige nicht an die Unsterblichkeit: weil er sie nicht will, nicht wollen würde, auch wenn er wüßte, daß sie existirt, und weil er, wie Iwan Karamasow, in dem Fall „sein Billet dem lieben Gott hochachtungvoll zurückschicken würde“. Dies erst ist wahrer, nicht nur körperlicher, sondern auch geistiger Tod, der ewige Tod, von dem in der Apokalypse geweissagt ist, der andere Tod, von dem kein Auferstehen möglich ist.

In den beiden letzten und vielleicht gewaltigsten Werken Tschechows, den „Drei Schwestern“ und dem „Kirschengarten“, scheinen alle handelnden Personen längst gestorben; der Zustand, in dem sie sich befinden, ist wie „ein Leben, das sich nur noch wie aus Trägheit weiter fortsetzt“, wie eine Frist zwischen zwei Todesstunden, wie „eine letzte Gnade“. Uebrigens ist ihnen selbst zu Sinn, als existirten sie gar nicht mehr, als seien sie schon gestorben: „wir sind gar nicht vorhanden; wir existiren nicht; es scheint nur so, als existirten wir.“ Sie reden, sie treiben Einiges,

wissen aber selbst nicht, was. Sie phantasiren wie im Schlaf oder wie im Sterben. Manchmal versuchen sie, „zu erkennen", sich zu besinnen, flüstern angstvoll: „Wüßt' ich nur, wüßt' ich nur!" Sofort aber schlafen sie wieder ein und phantasiren im Traum, im Tode vom Leben, vom Glück, von der Tugend, von den Kranichen, die am Himmel auf und ab fliegen, Niemand weiß, wohin und warum, vom blühenden Kirschengarten, vom künftigen Paradies auf Erden: „Welch ein Leben wird nach zwei-, dreihundert Jahren sein, — welch ein Leben!"

. . . Und die ganze russische Intelligenz klatschte in die Hände ob dieses Triumphes des neuen Lebens! Und Niemand merkte den Leichengeruch, Niemand begriff, daß Dies kein neues Leben ist. Hat Tschechow selbst es begriffen? Wenn er es begriff, so hat er es doch Keinem gesagt. Er hat geschwiegen.

„Ich sterbe": Das waren die letzten Worte, die Tschechow sprach. „Stille herrscht, nur weit hinten im Kirschengarten läßt sich der Schlag der Axt vernehmen, die auf die Bäume niedersaust:" Das waren die letzten Worte, die Tschechow niederschrieb. Sie erwiesen sich als Prophezeiung. Kaum war er tot: da erdröhnte die Axt. Schon sitzt das Beil an der Wurzel. Jeglicher Baum, der keine Früchte trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Kaum verklang der letzte Ton der Flöte, die vom Ende sang: da begann auch schon das Ende.

Tschechow schwieg; was ihn aber dieses Schweigen kostete, zeigen einige unvorsichtige Bekenntnisse seiner Helden. „Bin ich einmal Schriftsteller", sagt der Schriftsteller Trigorin, „so habe ich die Pflicht, vom Volk zu sprechen, von seinen Leiden und von seiner Zukunft, von der Wissenschaft, von den Menschenrechten und so weiter. Und ich rede über das Alles, ich beeile mich, man hetzt mich von allen Seiten, man ärgert sich; ich renne von einer Seite zur anderen wie der Fuchs, wenn ihn die Hunde jagen". Und als die russische Intelligenz an Tschechow herantrat mit der selben verzweifelten Bitte, mit der „das arme Ding", die Schülerin des alten Professors in der „Langweiligen Geschichte", ihrem Lehrer naht: „Was soll ich thun?", — da hätte ihr Tschechow wohl das Selbe antworten mögen, was der alte Professor „dem armen Ding" antwortet: „Auf Ehre und Gewissen, ich weiß es nicht!" Aber Tschechow war zu „vorsichtig", um diese Antwort zu geben. Er konnte von sich sagen, was ein Freund, der an die Wissenschaft schon nicht mehr glaubt, zu dem alten Professor sagt: „Ich bin vorsichtiger, als Sie glauben, und denke nicht daran, so Etwas öffentlich zu sagen. Gott bewahre!" Und Tschechow antwortete „dem armen Ding": „Nach zwei-, dreihundert Jahren wird das Paradies auf Erden sein".

Moskau. Dmitrij Mereschkowskij.

# Spekulation in Lebensmitteln.

Die Spekulation werden die Börsenfeinde niemals beseitigen. Wers hofft, ist um seine Naivetät zu beneiden. Den Lebensmitteln, den Gegenständen täglichen Bedarfes müßte die Spekulation aber fern bleiben. Dabei ist an Zucker und Kaffee, aber auch an Baumwolle und Petroleum zu denken. Das wichtigste Pro-

dukt, Getreide, nenne ich besonders, weil hier die Bekämpfung spekulativer Ausschweifung zu der nicht zu billigenden Aechtung des unentbehrlichen Terminhandels geführt hat. Die Spekulation in Getreide wirkt, weil neben ihr auch nützliche Einrichtungen bestehen, nicht so schlimm wie die in anderen Waaren. Bei Kaffee und Zucker sieht man eigentlich immer nur das heiße Bemühen, die Preise in die Höhe zu treiben; die natürliche Entwickelung würde für beide Produkte eine ständige Preisminderung bedingen. Die Erde liefert weniger Getreide, als der normale Verbrauch erfordert. Kaffee und Zucker dagegen giebts in überreichlicher Fülle; gäbe es, wenn die Entwickelung nicht gestört würde. Durch allerlei Manipulationen zwingt man aber die Verbraucher, Preise zu zahlen, die einer das Angebot übersteigenden Nachfrage entsprechen. Wir haben gesehen, wie es die großen französischen Zuckerspekulanten machen. Jaluzot und Cronier versuchten, allen Zucker, den sie bekommen konnten, aufzukaufen, um die Preise in die Höhe zu treiben. Da aber selbst der stärkste Spekulant kaum jemals alle sichtbaren Mengen eines bestimmten Naturproduktes in seine Gewalt zu bringen vermag, muß schließlich einmal der Augenblick kommen, wo die Gegenpartei die Bestände, die der Aufmerksamkeit des Haussiers entgangen sind, auf den Markt holt, damit einen Druck auf die Preise übt und den Hochspekulanten zwingt, um jeden Preis die gesperrten Quantitäten freizugeben. Die „schwimmen" nun auf dem Markt; der Konsum ist ja nicht vorbereitet, so große Mengen plötzlich aufzunehmen. Bei normalem Geschäftsverlauf wäre gewiß das gesammte Produkt untergebracht worden. Die Verbraucher waren aber genöthigt, ihre Dispositionen nach denen der Spekulanten zu richten. Sie schränken sich, so lange die Preise unnatürlich hoch sind, möglichst ein; und wenn dann die Krisis eintritt, ist der Konsum, dem die Flinkheit des Va banque spielenden Spekulanten fehlt, nicht zur Aufnahme bereit. So ists gekommen, daß die Regulirung der Verbindlichkeiten Jaluzots und Croniers den Zuckermarkt über ein Jahr in Unruhe hielt und ständigen Preisschwankungen aussetzte. Jetzt drohen neue Wirrnisse. Im Herbst läuft die Brüsseler Konvention ab. Auch sie hat im Grunde nichts Anderes bezweckt als die Beseitigung eines Privilegs, das den inländischen Konsumenten zwang, höhere Preise zu zahlen, als die Lage der Zuckerproduktion bedingt hätte. Die durch die Konvention beseitigten Ausfuhrprämien begünstigten den ausländischen Verbraucher; der Zuckerexport war größer, als er nach dem Stande des inländischen Bedarfes sein durfte. Die Folge war eine künstlich geschaffene Knappheit, der im Inland hohe Preise entsprachen. Die Brüsseler Konvention sollte dieses unnatürliche Verhältniß beseitigen. Die Länder, die für ihren Bedarf nicht genug Zucker produziren, auf den Bezug fremden Zuckers angewiesen sind und deshalb aus dem System der Exportprämien Nutzen zogen, hatten an dem Abkommen wenig Freude. Das gilt zunächst von England, von dem man noch nicht genau weiß, wie es sich zu der Erneuerung der Konvention stellt. Rußland ist gewiß nicht für die Erneuerung, da seine Zuckerindustrie wegen der geringen Kaufkraft des Volkes ja exportiren muß.

Die Kaffeespekulation wirkt noch schlimmer. Die brasilianische Kaffeevalorisation (ein großer Name für einen netten Schwindel) hat einfach den Zweck, den Kaffee künstlich zu vertheuern. Bei dem von Temperenzlern oft vorgebrachtem Argument, der Kaffee sei kein Nahrungmittel, sondern ein Gift, braucht man sich nicht mehr aufzuhalten. Auf die Behauptung, daß Kaffee ein langsam tötendes Gift sei, hat Kant geantwortet: „Ja, Das merke ich auch; ich sterbe daran schon seit siebenzig

Jahren." Heutzutage rechnen wir den Kaffee zu den Volksnahrungmitteln. Da der Preis dieses überseeischen Erzeugnisses für den Ausgabenetat des kleinen Mannes noch immer zu hoch ist, müssen die Leute mit geringem Einkommen sich mit minderwerthigen Surrogaten begnügen. Auch die Aermsten könnten jetzt aber echten Kaffee trinken, wenn die Spekulation nicht immer wieder große Posten dem Markt fern hielte, um den Preis nicht sinken zu lassen. Das Hauptbezugsgebiet ist Brasilien mit den Kaffeestaaten Rio de Janeiro, Minas Geraes und Sao Paulo. Jeder dieser Staaten hat eine eigene Regirung und kann selbständig für sich Geschäfte machen. Außerdem hat auch die brasilianische Centralregirung das Recht, Anleihen aufzunehmen. Die Kaffeevalorisation, die eine Kräftigung des Kaffeemarktes anzustreben behauptet, geht zunächst von dem Staate Sao Paulo und in zweiter Linie von der Centralregirung in Rio de Janeiro aus. Die Kaffee-Ernte, deren reicher Ertrag den Preis drücken müßte, soll künstlich eingeschränkt werden; im Interesse des Pflanzers natürlich. So sagen die Spekulanten, die ihre häßliche Blöße mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe decken möchten. Soll man etliche Millionen Sack Kaffee verbrennen oder ins Meer werfen, pour corriger la fortune? Um zwischen Angebot und Nachfrage ein erträgliches Verhältniß herzustellen? So weit geht die evangelische Selbstlosigkeit der Spekulanten nun doch nicht. Sie begnügen sich, große Waarenmengen einzusperren; sie einem Finanzsyndikat zu überlassen, das sie einstweilen dem Markt vorenthält. Die Regirungen von Rio de Janeiro und Sao Paulo gehen Hand in Hand mit der Spekulation. Beide Staaten haben zur Durchführung der Kaffeevalorisation, also zum Ankauf von 4 bis 5 Millionen Sack Kaffee, drei Anleihen im Betrag von 4, 3 und 5 Millionen Pfund Sterling, zusammen fast einer Viertelmilliarde Mark, aufgenommen. Dieses Vorgehen unterscheidet sich im Prinzip nur wenig von den Manipulationen der großen Zuckerspekulanten und ist den selben Gefahren ausgesetzt. Da durchaus nicht alle Kaffeepflanzer mit dem für ihre Existenz bekundeten Interesse der Spekulation einverstanden sind (eine Abordnung von Pflanzern aus den Staaten Rio de Janeiro und Minas Geraes protestirte sogar beim Präsidenten wegen der ungerechtfertigten Bevorzugung des Staates Sao Paulo), so ist anzunehmen, daß eines schönen Tages durch forcirte Kaffeezufuhr die Haussespekulation der edlen Brasilianer durchkreuzt werden und dann eine Krisis eintreten wird. Solche Katastrophe hätte, da hier auch die Sicherheit von Anleihen in Frage kommt, noch erheblich üblere Folgen als der Zusammenbruch eines Privatspekulanten. Die ganze finanzielle Stellung Brasiliens könnte erschüttert werden; der Wohlstand und die Kreditwürdigkeit des Landes ist ja von dem Aussehen des Kaffeemarktes abhängig. Gehts diesem Markt schlecht, so leidet das ganze Land darunter. Die Valorisationanleihen sind in London untergebracht; deutsches Kapital ist also direkt nicht daran betheiligt. Doch aus einem anderen Grund haben wir ein großes Interesse an der Integrität des brasilianischen Staates Sao Paulo. An der berliner Börse wird eine fünfprozentige Eisenbahnanleihe dieses Staates notirt und gehandelt, die im April 1905 durch die Dresdener Bank (nicht ohne heftigen Widerspruch von mancher Seite) eingeführt worden ist. Die Anleihe gilt zwar als durch eine Hypothek auf eine Eisenbahn, die Sorocabana-Bahn, sichergestellt. Diese Garantie würde aber versagen, wenn der Schuldner in finanzielle Schwierigkeiten geriethe; denn die Zinsen der Anleihe werden aus dem Ertrag der Kaffeetransporte bezahlt, müssen, sobald es da hapert, also verkürzt werden. Außer den Kaffeetrinkern könnten deshalb auch die Leute leiden,

die brasilianische Rente gekauft haben. Daß an der Kaffeevalorisation auch fremdes Kapital sich betheiligt, ist besonders unerfreulich. Die Yankees sind natürlich dabei; sie wollen das Gesetz von Angebot und Nachfrage ja überhaupt nicht anerkennen. Merkwürdiger ist die Mitwirkung der Belgischen Nationalbank. In Belgien hat sich ein Syndikat von angesehenen antwerpener Firmen und Banken gebildet, das sich verpflichtete, dem Staat Sao Paulo nach und nach eine Million Sack Kaffee abzunehmen und dieses Quantum bis mindestens zum Dezember dieses Jahres dem Markt fern zu halten. Man will Antwerpen als Mittelpunkt des Kaffeehandels gegen die Konkurrenz von Liverpool und Lissabon schützen; trotz der Angabe dieses ideellen Zweckes ist die Betheiligung der Belgischen Nationalbank seltsam. Mag die belgische Regirung das Vorgehen billigen (wenn es ungesetzlich wäre, könnte mans ja leicht verhindern): ein Centralnoteninstitut dürfte nicht an der künstlichen Vertheuerung eines Massennahrungmittels mitwirken. Man hat zur Entschuldigung der Belgischen Nationalbank gesagt, daß sie auf die Anfrage der zum Syndikat gehörenden angesehenen Häuser, ob sie geneigt sein würde, Kaffeewarrants bis zum Gesammtbetrag von 50 Millionen Francs zu beleihen, schon mit Rücksicht auf die ersten Geschäftsleute keinen ablehnenden Bescheid geben konnte; auch komme es für sie ja nur darauf an, ob die Warrants den statutarischen Vorschriften entsprechen, und sie habe nach dem Zweck der Lombardirung nicht zu fragen. Das ist der berüchtigte Grundsatz schlechter Bureaukratie: Wir wissen nur, was uns amtlich mitgetheilt wird. Die Bank wußte genau, um was es sich handelte, und durfte deshalb nicht zustimmen. Das londoner Haus Rothschild hat, weil es nicht eine ungesunde Spekulation unterstützen wollte, die Betheiligung an der neuen Valorisationanleihe abgelehnt. Und jetzt wird aus Rio gemeldet, die Kaffeestaaten wollten, da im Ausland kein Geld zu haben sei, durch eine innere Anleihe für die Valorisation Geld schaffen.

Bei der brasilianischen Kaffeevalorisation ist es schließlich so weit gekommen, daß die Kaffeeverbraucher selbst das Geld herbeischaffen, mit dessen Hilfe ihnen ein Nahrungmittel vertheuert wird. Die Valorisationanleihen werden im Publikum untergebracht; die Leute, die sie aufnehmen, schneiden sich ins eigene Fleisch. Und das belgische Finanzsyndikat wird versuchen, möglichst weite Kreise mit seinem Schicksal zu verknüpfen. Viel erfreulicher als das antwerpener Kaffeesyndikat ist die antwerpener Chambre-Arbitrale, ein Schiedsgericht zur Entscheidung von Streitfragen, die zwischen Importeuren und Exporteuren entstanden sind. Diese Chambre-Arbitrale hat besonders gute Dienste gegen schwindelhafte Manöver bei der Einfuhr von Nahrungmitteln geleistet; und so ist denn auf der londoner Konferenz europäischer Getreide-Importfirmen beschlossen worden, eine der antwerpener ähnliche Arbitrage im Getreidehandel mit Amerika einzurichten Zu den beliebtesten Trics amerikanischer Getreidespekulanten gehört ja der, die Einrichtung der amerikanischen Zollzertifikate, die dem Abnehmer die Qualität des exportirten Korns verbürgen, zu benutzen, um minderwerthige Qualitäten von Mais und Weizen, die oft sogar verfault sind, nach Europa zu senden. Die Beamten, die diese Zollscheine ausstellen, bereiten den Verfrachtern niemals Schwierigkeiten; und der europäische Importeur kann gegen den Exporteur nichts machen, weil der sich hinter das amtliche Zertifikat versteckt. So arbeiten die smarten Getreidespekulanten der Neuen Welt Hand in Hand mit ihren Behörden und der europäische Konsument hat die Zeche zu zahlen. Hoffentlich hört der Schwindel jetzt auf. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

# Die Zukunft.

**Berlin, den 27. April 1907.**

## Roulette.

### Pair et impair.

Albert Honorius Karl Fürst von Monaco, Herzog von Valentinois, Marquis des Baux, Graf von Carlades, Baron von Buis, Sire de Saint-Remy et de Matignon, Graf von Thorigny, Baron von Saint-Lô und La Luthumière, Herzog von Estouteville, Mazarin, La Meilleray und Mayenne, Fürst von Château-Porcien, Graf von Ferrette, Belfort, Thann und Rosemont, Baron von Altkirch, Herr von Isenheim, Marquis von Guiscard, Stipendiat der Spielbank und der Lupanarien von Monte Carlo, Durchlaucht, hat noch mehr Glück als Verstand. Wenn er sein Leben im Deutschen Reich gelebt hätte, wäre er längst wegen Gestattung von Glücksspielen (§ 285) und wegen eigennütziger Duldung unzüchtigen Verkehres (§ 180 StGB) vor Gericht gestellt, ohne den Rechtsanspruch bürgerlicher Ehre ins Gefängniß geschickt und zum Verzicht auf den hohen Lasterzins gezwungen worden. Da er Chef des Regierenden Hauses Goyon de Matignon-Grimaldi (das schon von Lessing ein schlechtes Sittenzeugniß bekam) ist, über ein Gebiet von einundzwanzig Quadratkilometern herrscht und einem Kriegsheer von siebenzig Mann befiehlt, durfte er zehn Tage lang im Haus des Deutschen Kaisers wohnen, von früh bis spät mit Wilhelm zusammensein und schließlich den Hohen Orden vom Schwarzen Adler heimtragen. Der ist am am siebenzehnten Januar 1701, in einer dunklen, künstlich nur von Bengalfeuer erhellten Stunde preußischer Geschichte, gestiftet worden; als, nach Dankelmanns, des unbequem Selbständigen, Sturz, der Kuppler Kolb von Wartenberg die Geschäfte führte, das Erbe des Großen Kurfürsten verschleudert wurde und, während im Westen Weltmachtfragen die

Antwort gesucht und für ein Jahrhundert gefunden ward, am berliner Hof der drei großen Wehs fremde Abenteurer den Ton angaben und mit den Günstlingen und seidenen Buben Seiner Majestät bunte Prunkfeste feierten. Das hellblaue, achtspitzige Kreuz mit den vier schwarzen Adlern, das Orangeband, der Silberstern mit der Devise Suum cuique ist das höchste Ehrenzeichen geblieben, das der König von Preußen zu verleihen hat. Nur großes und dauerndes Verdienst soll er belohnen. Als in Nikolsburg die Friedenspräliminarien unterzeichnet waren, bekamen ihn Moltke und Roon; nach zwei siegreichen Kriegen. Jetzt hat ihn Albert Honorius von Monaco bekommen. Der Selbstherrscher und Entremetteur war bisher nur spanischer Kapitän zur See, Ritter des Seraphimenordens (den Oskar, der entthronte Poet, ihm, nach dem Genuß monegassischer Gastfreundschaft, als Xenion zurückgelassen hatte) und natürlich, als Vasall und Agent Frankreichs, der Ehrenlegion. Nun läßt er sich den rothen Sammetmantel anmessen und harrt stolz der Stunde, da der Deutsche Kaiser, als Großmeister, ihm die Accolade giebt. Man hat Witze darüber gemacht. Den neuen Preußenritter Zéronissimus genannt; prophezeit, er werde nächstens, da man ihm ein Regiment nicht verleihen könne, à la suite der Spielleute eines Leibregimentes gestellt werden; gesagt, die Sterndevise solle in diesem Fall offenbar andeuten, daß der Spielhöllenfürst gewohnt sei, Jedem das Seine abzunehmen. Niedlich. Ist die Sache aber nicht verdammt ernst? Prinz Friedrich Heinrich von Preußen mußte, weil er an ererbter Perversion des Geschlechtstriebes leidet, auf die Herrenmeisterschaft im Johanniterorden verzichten. Gilt für das Kapitel des Schwarzen Adlers mildere Satzung? Da sitzt mindestens Einer, dessen vita sexualis nicht gesunder ist als die des verbannten Prinzen. Soll nun Einer sitzen, der den geräumigsten Hazardsaal und den größten Hetärenmarkt Europas duldet und reichen Gewinn daraus zieht. Die Befugniß, Orden zu verleihen, ist ein unantastbares Kronrecht der Majestät; solls auch bleiben. Mußte Dies sein? Im alten Preußen wäre gewiß wenigstens ein Aufrechter gewesen, der sich nicht neben Albert Honorius ins Kapitel gesetzt und, nach dieser Verleihung, das hellblaue Kreuz zurückgeschickt hätte. Heute sucht ihn ringsum das Auge vergebens.

Findet dicht daneben aber andere Weide. Daß die französischen Komponisten und Theaterleute Orden erhalten würden, war zu erwarten. Doch wir erfuhren viel mehr. Zwei pariser Sängerinnen dritten Ranges wurden zur Abschiedsaudienz ins Schloß befohlen. Die übrigen Mitglieder (wenn man die nur für eine kurze Saison Verpflichteten so nennen darf) des Startheaters vom Kaiser, der jeder Vorstellung vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, allabendlich durch Ansprachen ausgezeichnet und enthusiastisch gelobt. (In Han=

nover waren die Durchreisenden, auf Allerhöchsten Befehl, von den Spitzen und Stützen des zweiten preußischen Hoftheaters auf dem Bahnhof begrüßt und mit Sekt gelabt worden.) Herr Raoul Gunsbourg, an der Newa schlichter Reb Günzburg genannt, der früher in russischen und deutschen beuglants Jargoncouplets vortrug und jetzt Manager der montecarlinischen Gastbude ist, wurde vom Kaiser empfangen, während oder nach der Vorstellung oft angesprochen, zum Frühstück geladen und mit dem Kronenorden Zweiter Klasse dekorirt. Der krönt sonst des Lebenswerk erfolgreicher Forscher, Künstler, Geschäftskapitäne. Manchmal. Fontane, nach Kleist der preußischste Dichter, hatte ihn als Siebenziger, Haeckel, Thyssen, die feinsten Bankpioniere haben ihn nicht. Als der alte Rosegger ihn erhielt, wurde die „hochherzige That" Wilhelms gerühmt. Wenn der Meister Max Liebermann ihn zum sechzigsten Geburtstag bekäme, gäbe es eine Sensation und bei den Antisemiten sicher lauten Aerger. Herr Raoul Gunsbourg hat ihn; hat beim Kaiser gefrühstückt und geraucht: und Alldeutschland schweigt. Fragt, in trüber Erinnerung an Stanley, Stoessel, Armour, Vanderbilt und manchen anderen Gunstempfänger, leise nur, ob solche Entwerthung höchster Gnadenbeweise der Monarchie wohl nützen könne. Auch aus den Gesprächen hörten wir Allerlei. Als der greise, längst impotente Deutschenhasser und Wagnerschmäher Saint-Saëns, der süßliche Parfumskomponist Massenet, der Orchesterstümper Leroux und Monsieur Gunsbourg vor ihm standen, sagte Wilhelm, er habe nie zu hoffen gewagt, so hoch ragende Riesen (de tellessommités) in Berlin begrüßen zu können. Das Kompliment wurde geschlürft; und im wirksamsten Hofstil erwidert. „Ragen unsere Häupter auch hoch, so sind wir neben Eurer Majestät doch nur, was ein Alpengipfel neben dem Himalaja ist". Eine andere Antwort war möglich. Wenn der Deutsche Kaiser sich je um Bruckner oder Brahms bemüht, Strauß, Humperdinck, Mahler, Weingartner, Schillings an seinen Tisch geladen hätte, würde er die pariser Mittelmäßigkeiten nicht wie Gebirgsgipfel anstaunen. Ehrt deutsche Meister! Die französische Musik up to date hat uns nichts zu sagen; sie lebt, seit Bizets Tod, von dem aus Deutschland und aus Italien, von Wagner und von Verdi, Empfangenen. Die Große Oper hat Meyerbeer, die Operette Offenbach den Franzosen geschenkt. Die unverwelklichen Gaben des gallischen Kunstgenies reiften in unserem Jahrhundert auf dem Felde der Malerei und Skulptur. Wer die aber bewundert, in Courbet und Corot, Manet und Monet, in dem feinen Degas und dem Allumfasser Rodin Pfadfinder sieht, treibt nach der Meinung des Kaisers ja wohl Rinnsteinkunst. „Was mir gefällt, was ich lobe und in meinem Theater aufführen lasse, wird schon deshalb von den Berlinern heruntergerissen". Das ist, als Ausspruch Wilhelms, in allen Zei-

tungen Europas veröffentlicht worden. Der Kaiser irrt. Ohnet und Ganghofer, der Maler Werner und der Bildhauer Lessing, Charleys Tante und Husarenfieber, der Dom und die Puppenallee, die Dichter Lauff, Blumenthal, Kadelburg, Condottieri und Hund von Baskerville: das Alles hat auch in Berlin ein großes Publikum. Sogar die Garniernachahmung des Herrn Genzmer, der Schinkels Hofschauspielhaus so barbarisch verunstaltet hat, daß es für ernste Kunst nicht mehr brauchbar ist, findet da noch Beifall. Nur giebts freilich Leute, die meinen, der Kaiser, der die moderne Malerei und Plastik, das moderne Drama und die moderne Theaterkunst nicht kenne, dürfe für das Urtheil seines Privatgeschmackes nicht allgemein giltige Rechtskraft heischen. „Die neudeutsche Musik ist unausstehlich; trop compliquée, décadente, perverse". Ich gehöre nicht zu den Adoranten des Herrn Richard Strauß; glaube aber, daß seine „Salome" (die der Kaiser, trotzdem sie im Hofopernhaus aufgeführt wird, noch nie gehört, schon oft aber schroff getadelt hat) im Urtheil Sachverständiger, auch konservativer, thurmhoch über der „Herodias" des Herrn Massenet steht (mit der die Berliner nun beglückt werden sollen). „Sardou ist ein großer Dichter". Und Herr Hauptmann nicht des Schillerpreises, Herr von Liliencron nur als invalider Offizier eines kargen Gnadensoldes würdig. „Gesang, Spiel und Inszenirungen der Monte Carlo-Oper sind über jedes Lob erhaben; unsere Sänger, Schauspieler und Regisseure könnten viel von Ihnen lernen". Wirklich? Die deutsche Operbühne hat Albert Niemann gehabt und hat heute noch Lilli Lehmann (die man mit Pattihonoraren nach Amerika locken möchte, im berliner Opernhaus aber nicht singen läßt); die Dirigenten Richter, Mahler, Weingartner, Strauß, Mottl, Schuch; bewahrt als kostbares Erbe die Regieleistungen der wiener, münchener, dresdener Hoftheater und der berliner Komischen Oper; und könnte, ohne sich schmählich zu erniedern, den Schaubudenwundern der Montecarliner keinen Raum gewähren. Was brachten Albert und Raoul uns denn? Den genialischen Russen Schaliapin; einen begabten pariser Tenoristen; den schon etwas müden Gesangskünstler Renaud, der sich an dem größeren Muster der Faure und Maurel klug und fleißig gebildet hat; und einen beweglichen italienischen Spielbariton. Die Vier konnte auch ein Agent ohne Fürstenhut und Seraphimenorden zu Gastspielen miethen. The rest is silence. Dutzenddirigenten und verblichene Stars. Der Kaiser ist weder im Deutschen noch im Lessing-Theater gewesen, hat weder die Kammerspiele noch die Komische Oper gesehen. Weiß also nicht, was auf deutschen Brettern geleistet wird; wüßte ers, dann wäre ihm nicht der Glaube entstanden, aus Monte sei für unsere Spielkunst Etwas zu holen. Mußte das Alles laut gesagt werden? Fritz von Preußen hatte (Gottsched hörte aus seinem Munde das

Wort) „von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen“; sah in Goethes Goetz une imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, in Gottfrieds Tristan und in dem Nibelungenlied „elendes Zeug, das keinen Schuß Pulver werth ist und das ich in meiner Büchersammlung nicht dulden, sondern herausschmeißen würde.“ Neben ihm lebten Gottsched, Gellert, Gleim, Lessing, Klopstock, Ewald Kleist, Rabener, Geßner, Winckelmann, Kant, Hamann, Wieland, Leibniz, Herder, Mendelssohn, Moeser, Lavater, Lenz, Goethe, Schiller, Johannes Müller und Bürger. Der König aber fand, noch habe der Deutsche keine Literatur, die sich sehen lassen könne, noch nicht einmal eine Sprache, in der eine lesenswerthe Literatur zu schaffen sei. So arg irren durfte nur Fritz. Er hat Schlesien erobert und das neue Preußen geschaffen.

Die Fremden waren natürlich entzückt. Ihre Opernvorstellungen waren leer geblieben und von der Kritik fast ohne Ausnahme getadelt worden; doch den Kaiser dünkten sie über jedes Lob erhaben. Raoul raste. Pries das Oberhaupt deutscher Nation in west-östlichen Lauten. „L'érudition de cet homme! Was soll ich Ihnen sagen? Er weiß und kennt Alles (was Raouls Urtheilssphäre umfängt). Und unseren Berlioz hat er einen Klassiker genannt; ihn einen Romantiker zu nennen, sei, meint er, der reine Unsinn.“ Auch die Komponisten (die schon beim ersten Empfang mit der Anrede Cher Saint-Saëns, Cher Massenet begrüßt worden waren) sparten die Superlative nicht; nuancirten ihr Lob aber feiner als das Balkanmännchen. „Der Kaiser hatte sich vorgenommen, uns zu bezaubern, und hats erreicht.“ (Dem Holzbock haben sie zugeraunt, auch von „Vitruve, dem genialen Architekten der Renaissance“, sei die Rede gewesen. Gemeint ist Vitruvius Pollio, der unter Julius Caesar und Octavian Feldbaumeister war und die zehn Bücher De architectura schrieb. „Vor coram publico“ und „Dantes commedia dell'arte“, „Gayarre und Vitruve“: Qousque tandem, Scherle, abutere patientia nostra? Vor zwei Jahren schon, am zweiten April 1905, habe ich im Berliner Lokalanzeiger die Sätze gelesen: „Zu den Eidechsen-Parasiten aus der Familie der Zecken gehört auch der bekannte Holzbock. Wie Dieser, saugen sie sich an ihrem Opfer fest. Man muß die Zecken, wenn sie dicker werden, mit Oel oder Petroleum betupfen, wodurch sie absterben. Da die Zecken ein sehr zähes Leben haben, muß das ganze Terrarium gründlich gesäubert werden.“ Danach durfte man hoffen. Noch aber saugt der Holzbock sich an seinen Opfern fest. Uns ward er längst allzu dick. Laß endlich tupfen, Augustus, und das Terrarium säubern.) Erfreuen konnte der Anblick den Deutschen nicht. Albert Honorius schenkt zum Bau eines Franzosenhospitals dreihunderttausend Francs: und bekommt den Schwarzen Adler. Raoul Gunsbourg die Preußenkrone Zwei-

ter Klasse: und singt dem Kaiser Loblieder. Fremde Mediokrität heimst Ehre ein, die den stärksten germanischen Künstlern versagt ist. „Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit! Beides gelang Dir; doch nie glückte der gallische Sprung." Schillers Wort ist vergessen. Französisches Prunkopernwesen wieder, wie in alter, unseliger Theilfürstenzeit, von der Hofgunst als Muster empfohlen. Ibsen und Nietzsche, Keller und Böcklin sanken ungeehrt ins Grab. Saint=Saëns und Massenet, Leroux und Gunsbourg speisen am Tisch des Kaisers. Herr Lecomte hat diesen Triumph seiner Regiekunst nicht mehr erlebt; er ist, vor Cambons Einzug, aus der berliner Botschaft abberufen worden und wird („Il a bien mérité de sa patrie") selbständiger Chef einer Mission. Sein Freund Phili aber (dessen Namen der Hofbericht merkwürdig ungern nennt) durfte sich am Neroberg, wo der Kaiser ihm die Franzosenzeit wohl geschildert hat, des leis errungenen Sieges freuen.

Wir halten bei der Theaterpolitik. Gleich nach Monsieur Gunsbourg kam Mr. Beerbohm Tree. Der ist nicht, wie die berlinische Intelligenz wähnt, Englands erster Spieler und Regisseur, sondern ein Nachahmer der szenischen Künste des jüngeren Kean; und galt, so lange Sir Henry lebte, im öffentlichen Urtheil neben Irving nicht mehr als bei uns Herr Barnay neben Herrn Reinhardt. Als Spieler ist er ohne jede schöpferische Begabung, kann sich nicht von fern auch nur der schmächtigen Feinheit des Herrn Forbes Robertson vergleichen, hat sich durch Fleiß und schlaue Beherrschung des Bretterhandwerkes aber einen populären Namen gemacht. Als Regisseur holt er mit unbeirrbarem Blick aus jedem Weltgedicht Shakespeares das Melodrama heraus, das drin steckt (alles Andere interessirt ihn nicht), putzts für den Massengeschmack müder, blasirter Geschäftsleute und umwickelt es mit den beliebtesten Tongespinnsten aus allen Herren Ländern. Horrible! Most horrible! Der Text (so weit er bequem zu brauchen ist) von Shakespeare, die Musik von Wagner oder Weber, Verdi oder Sullivan, Nicolai oder Henschel, die Dekorationen von Alma Tadema oder einem anderen majestätischen Akademiker, Gewand und Geräth aus der besten Werkstatt: Das muß gefallen. Gefiel auch in Berlin der Mehrheit. Für den alten Ruhm britischer Spielkunst wars dennoch eine Niederlage; doch ein Sieg angelsächsischer Physis. Nie sahen wir so viele kräftige, schöne Menschen von nobler Haltung, Männer und Frauen, auf einer Bühne vereint. Daß die besten Mimen nur Halbtalente waren, verdarb uns die Freude nicht ganz. So ist unser Volk: riefs aus den leuchtenden Blicken der Britenkolonie; und ihr Stolz hatte Grund. Orden, Audienzen, Einladungen zu Hof gabs nicht; trotzdem auch Herr Tree bei dem Unternehmen viel Geld zugesetzt hat, schwerer erspieltes als Grimaldis seliger Erbe, und dem Kunstgelände immerhin näher

kam als Raoul, der Balkanbarnum. Doch der Kaiser hatte für Trees ersten Abend die Uniform des britischen Heeres, für den dritten den Rock des britischen Admirals angezogen: und wollte damit wohl zeigen, daß er auch dieses Gastspiel als politischen Vorgang nehme. Leicht hat er sichs in den Tagen der Invasion nicht gemacht. Am zwölften April sah er morgens, mit seinem monegassischen Hausgast, die Generalprobe eines neuen Wildenbruchstückes, hatte mittags die pariser Theaterleute bei sich zu Tisch und hörte abends vier Stunden lang Herrn Tree Richard den Zweiten säuseln und winseln. (Elisabeth liebte dieses Königsdrama nicht. Kein König kanns je oft genug hören. Richard ist, ob er noch so leichtsinnig auch mit seinen Mignons tändelt und praßt, das Reich wie ein feiles Pachtgut verpfändet und durch schimpfliche Verträge der Selbständigkeit beraubt, kein schlechter Kerl. Sobald das Unglück ihn in strenge Sinnendiät zwingt und ihm die gewohnte Schmeichelkost rauh versagt, strahlt der angeborene Adel seines Wesens durch den zerschlissenen Plunder. Nur die Rechte aber, nicht die Pflichten seines hohen Amtes hat der Thronende erkannt. Dem Volk wollte er Führer sein: und nahm sich doch nicht die Zeit, das Volksbedürfniß zu erforschen. Auf jedem Gebiet wollte er das Wohl und Weh, Gewinn und Verlust kündende Machtwort sprechen: und ist auf keinem Gebiete doch heimisch, des rechten Weges bewußt geworden. Er fühlt die Unsicherheit seines Urtheils und flüchtet unter das Hofgesinde, das am Wink seines Auges hängt und ihn hündisch umwedelt. Kein Widerhall der Wirklichkeit dringt in sein Ohr. Und da er durch gemehrten Glanz den Schein der Macht wahren will und dem Gehudel glaubt, daß eine Welt von ihm, als dem Heiland, Erlösung hofft, bricht die dünne Säule, die sein Gottähnlichkeitwahn erklettert hatte, und er stürzt, nur von einem Stallknecht beweint, in die Tiefe. Die Tragoedie der Monarchenverziehung, die nach drei Jahrhunderten noch nicht unmodern geworden ist. Mark, silent king, the moral of this sport.) Theaterpolitik von Gottes Gnaden. Für England ist nicht so viel gethan worden wie für Frankreich. Freilich kommt noch der Lord-Mayor von London; kommen (wenn die berliner Papierkanonade sie nicht abschreckt) nächstens die englischen Journalisten. Also weiter im Flötenspiel. So hell, so süß und dennoch laut wie in den Carlinertagen klingt uns das Lied wohl nie wieder.

## Zéro.

Hat der Lockruf der Schalmei uns Freunde geworben? Alarmschüsse haben ihn übertönt. Und die Schreiber, die, auf Kommando, zur Beschwichtigung der Erschreckten ausrückten, fanden, dem Reich zum Heil, nirgends Gehör.

Auch Herr von Tschirschky und Bögendorff hat die Franzosen bewirthet.

Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär im Auswärtigen Amt: da ist doch wohl über hohe Politik geredet worden? In der französischen Presse wards angedeutet. Frühstück bei Pichon, Frühstück bei Tschirschky: dazwischen théâtre paré (so heißts in Berlin). Was Herr Pichon kann, darf und will, kümmert uns nicht; er ist das Werkzeug Clemenceaus, also Eduards. Unseren Mann aber haben wir an der Arbeit gesehen. Im Juni 1906, nach Algesiras und der Mensurdepesche, antwortete er im Reichstag auf die Frage des Abgeordneten Bassermann, „wie hoch heute die politische Bedeutung des Dreibundes eingeschätzt werden könne“: „Der Kaiserlichen Regirung ist nicht fremd geblieben, daß ausländische Blätter nicht müde geworden sind, davon zu sprechen, daß der Dreibund eine Lockerung erfahren habe. Wie so oft im Leben, ist auch bei dieser Frage gewiß der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen. Es ist selbstverständlich die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik, solche Strömungen, die sich in verschiedenen Staaten geltend machen und durch die Presse vielleicht in etwas verschärfter Form zur Darstellung gelangen, genau im Auge zu behalten, sie auf ihren richtigen Werth hin zu prüfen und sie in den Kalkül der Politik einzustellen. (Wörtlich.) Dieses vorausgeschickt, erkläre ich, daß die Regirungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen. Insbesondere habe ich von dem Italienischen Botschafter, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt ist, die bündigsten Erklärungen im Auftrag seiner Regirung in dieser Richtung empfangen... Man hat der bevorstehenden Kaiserreise nach Schönbrunn einmal eine Spitze gegen Italien geben wollen, dann sie als gegen England gerichtet geschildert. Die Verkennung des Zweckes und des Zieles dieser Reise ist in dem einen Fall so falsch und willkürlich wie in dem anderen. Wir haben gar keine Veranlassung zu irgendeiner Demonstration gegenüber einem dieser Länder. Oesterreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken. Die Kaiserliche Regirung erblickt nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündniß sowie in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten. Sie wird, mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend, ihren Weg weitergehen, ohne sich durch noch so geschickte Preßmanöver oder sonstige ungerechte Anfeindungen aus ihrer Bahn drängen zu lassen.“ (Ich gebe den Wortlaut des amtlichen, stenographirten und korrigirten Berichtes und frage, heute wie im vorigen Brachmond: Kann ein Mann, der in vorbereiteter Rede so schmockisch unklar spricht, klar denken?) Vorangegangen war die Behauptung, durch die britisch-russische Verständigung werde das deutsche Interesse nicht berührt (genau das Selbe hatte der Kanzler 1904 von der franko-

britischen entente cordiale behauptet, die uns dann vor die Gefahr eines ohne Bundesgenossen gegen zwei Fronten zu führenden Krieges stellte); und der Ausdruck der Freude darüber, daß deutsche Bürgermeister und Stadtverordnete in England „so warm aufgenommen worden sind". Das Parlament, das in ernster Stunde solches Gerede so kühl hinnahm, hatte das Lebensrecht und den Anspruch auf Achtung verwirkt. Dann kam die Spektakelreise nach Italien („mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend"). Viel Lärm um nichts. Der Hosterwitzer schnitt seinen Namen in die Weltesche, brachte außer dem Spitznamen Carlino aber nichts heim. Und die Kaiserliche Regirung mußte, trotz allem Selbstvertrauen, endlich nun erkennen, daß „die Basis ihrer Politik, das mitteleuropäische Bündniß", unhaltbar geworden war. Noch immer nicht? Nach dem Staatssekretär ging der Kanzler ins Land der Goldorangen. Wurde wegen mangelnder Sprachkunde („L'italiano di Bülow") von Blasernas Freunden öffentlich bös bespöttelt und konnte nach der Rückkehr aus Rapallo im Secolo ungemein deutliche Sätze lesen. „Die neue politische Gruppirung hat in Europa, am Vorabend der haager Konferenz, eine neue Situation geschaffen. Die erste Wirkung haben wir in Algesiras gesehen; die nächste werden wir im Haag sehen. Die deutsche Presse muß sich mit der Thatsache abfinden, daß heute, trotz dem offiziellen Bündniß mit Oesterreich und Deutschland, die ganze Sympathie der Italiener den Briten und den Franzosen gehört. Der König von England hat Italien das ‚befreundete und verbündete Reich' genannt. Auch wenn dieses Bündniß nicht auf einem geschriebenen und gestempelten Vertrag beruht, hat es für uns viel mehr innere Wahrhaftigkeit und äußeren Werth als das andere, auf papierne Protokole gestützte." (Il Secolo vom sechzehnten April 1907.) Ein ansehnlicher Reiseerfolg. Inzwischen war auch der Staatssekretär zu Haus nicht müßig gewesen. Hatte in der Budgetkommission des Reichstages so staatsmännisch geredet, daß selbst Kurzsichtige nun die Valeur des Helden ermaßen. Und die nachgerade schon berühmt gewordene Depesche an die Tribune geschickt. Ganz Europa wunderte sich nicht wenig, als es las, der Herr, der den deutschen Kanzler im internationalen Geschäft vertreten darf, habe in einem offiziösen londoner gegen ein offiziöses pariser Blatt polemisirt und, just während Onkel Eduard im Mittelmeer kreuzte, all in seiner Harmlosigkeit und seinem Mießnickstil, die Hoffnung ausgesprochen, „daß ein engeres Verhältniß zwischen Deutschland und Großbritanien Fortschritte machen wird." Der Versuch Seiner Excellenz, diese Aktion (deren tieferer Sinn noch zu beleuchten sein wird) als „angemessen" zu rechtfertigen, mußte mißlingen. Schien eine Antwort auf die Frage der Tribune nöthig, dann hatte sie, auf berliner Weisung, der deutsche Geschäfts-

träger in London, je nach der Person und der politischen Haltung des Fragers mündlich oder schriftlich, zu geben. So ists, nicht nur in Deutschland, fast ohne Ausnahme bisher gemacht worden, wenn (was recht oft geschieht) eine ausländische Zeitung an das Staatsoberhaupt oder die Regirung eine Frage gerichtet hatte. Wäre es nach der Norm gegangen, dann hätte der providentielle Name Tschirschky freilich nicht auf dem Draht den Erdball umkreist.

Wie der Mann dieser Leistungen sich im Verkehr mit Lecomte und Cambon gehalten, was Carlino den Männern von Monte servirt hat, ist leicht zu errathen. Bevor er zum zweiten Mal vor den Reichstag treten muß (der sich diesmal vielleicht nicht mit einem Ermittelungverfahren von courtelinischer Komik begnügt), hat er einen Vertheidiger gefunden. Herr Theodor Wolff, der stilistisch ungewöhnlich begabte Leiter des Berliner Tageblattes, fürchtet, der „geduldige, blasse Schweiger Tschirschky" solle im Parlament für die Fehler unserer internationalen Politik verantwortlich gemacht werden. Ich kenne den Staatssekretär nicht; weder die Widerstandsfähigkeit seiner Nerven noch die Farbe seines Gesichtes. Weiß nur, daß er leider nicht immer schweigt. Auch, daß er, nach der Reichsverfassung, durch die Verantwortlichkeit des Kanzlers gedeckt ist und nicht vor dem Schicksal des Bußbockes, sondern höchstens vor der ernsten Prüfung seiner Zulänglichkeit zu zittern hat. Herr Wolff zählt die Fehler auf, die in der Zeit des Marokkohaders gemacht worden sind (nicht alle; gerade die gefährlichsten, die Deutschlands Rückzug in unbequeme Lage bewirkt haben, erwähnt er nicht; gewiß nur, weil er sie entweder nicht kennt oder nicht für Fehler hält), und spricht Herrn von Tschirschky von aller Mitschuld frei. Von Rechtes wegen. Nur hat kein Mensch den bleichen Schützling je dieser Schuld geziehen. Dessen Sündenliste steht auf einem anderen Blatt. Wir können nicht heute noch, als sei seitdem nichts geschehen, nur von Etienne und Rouvier reden. Daß wir uns damals nicht klüger vor Händeln zu hüten wußten, war schlimm; viel schlimmer, daß wir sie nicht tapfer, wenns sein mußte, bis ans bittere Ende, durchfochten. Davon will Herr Wolff nichts hören. Nur Sanftmuth, meint er, könne uns Frankreichs Freundschaft erwerben, nicht der helle Klang kräftiger Mannesrede; und hat sich allmählich in den seltsamen Glauben geträumt, ohne Marokko wäre die franko-deutsche Verständigung schon Ereigniß. Das glaubt auch der Kaiser (sprichts manchmal sogar aus). Glaubt vielleicht der auf Nordlandfahrten für die Diplomatie geschulte Chef des Auswärtigen Amtes. Der ist ein sanfter Heinrich. Spendirt den Italienern, den Briten, namentlich aber den Franzosen zuckersüße Artigkeiten, steigert dadurch ihren Stolz, schmälert unser Ansehen und läßt, wenn er kein anderes Heilmittel mehr

ertrachten kann, zur Schwichtigung der Besorgniß Artikel schreiben, die Schüler belächeln. Drum greifen wir ihn an. Haben die Pflicht, ihn anzugreifen.

## Rien ne va plus?

Die offiziösen Quartanerartikel haben wir satt. Sie schaden nur; drin und draußen. Sie lullen Schläferige ein und machen uns vor der Welt lächerlich; übermorgen wohl schon verächtlich. Hofft Ihr wirklich noch immer, daß Eure Theatermätzchen einen Erwachsenen blenden? „Inniges Einvernehmen mit Italien. Der Dreibund fester als je. Daß die kontinentalen Westmächte mit England so gut stehen, freut uns von Herzen. Hispano-britische Intimität? Wundervoll: die schreckt die Franzosen bald aus der Ententestimmung. Nur vergnügt, Kinder; seht den Himmel: wie heiter! Im Haag wirds ganz gemüthlich und urfidel. Wir haben die zuverlässigsten Wächter. Was in der Kölnischen Zeitung vornan gegen Onkel Eduard steht, kam nicht aus der berliner Wilhelmstraße. Wenn wir selbst stets behaupten, schlechte Geschäfte zu machen, glaubt mans schließlich; und es ist doch gar nicht wahr." Und so weiter. Früh und spät. Wie lange wird man sich nocherdreisten, einem mündigen Volk solches Kindergequarr zu bieten? Pensionirt Euren Hammann, wenn er nichts Besseres kann; oder macht ihn zum Wirklichen Geheimen Vigilanten in partibus infidelium. Bittet Carlino, ja nichts zu diktiren. Sperrt die Krippe, bis freßbares Futter aufzuschütten ist, und bildet Euch nicht ein, Eure Pflicht erfüllt zu haben, wenn die Papierchen nach Köln, Karlsruhe oder auch Wien verschickt sind. Ists denn so schwer, still auf seinem Hosenboden zu sitzen?

Fast scheints so. Victor Emanuel geht mit drei Ministern und großem Gefolge, mit sechs modernen Kriegsschiffen und viertausend Mann nach Athen. Warum? Wir erfahren es nicht. „Politisch belangloser Austausch von Höflichkeiten." Natürlich handelt sichs um die Liquidation der Dreibundsmasse; um eine Machtentfaltung vor dem Auge des Orientalen; um Makedonien und Albanien; um den Doppelversuch, in Oesterreich den Anspruch auf die Balkanküste der Adria wirksam anzumelden und in Griechenland sich die Sympathien auch offiziell nun zu sichern, für deren Erwerb die Legion der italischen Philhellenen im Krieg wider Abd ul Hamid geblutet hat. Aeußere Ursachen: allzu laute Betonung der Dreibundsfestigkeit; allzu hitzige Umschmeichelung des Sultans. Der weiß jetzt: „Italien haben die Deutschen auch nicht mehr im Schleppseil." Und so bringt die Fahrt nach Athen auch dem Britenkönig wieder netten Gewinn.

Am vierzehnten Juni 1906 hat der Minister Tittoni in der italienischen Kammer erklärt: „Wer sich nicht aufrichtig bemüht, die Rüstungen der großen Völker zu mindern, begeht ein Verbrechen gegen die Menschheit. Unsere Vertreter wer-

den den Auftrag erhalten, im Haag den englischen Antrag zu unterstützen." Deutlich? Manchem nicht deutlich genug. Herr Tittoni ist Alkoholiker und wechselt, wenn man ihm nur gut zuredet, wohl bald die Meinung. Herr von Tschirschky reist hin und macht sich niedlich. Erfolg? Den zur Friedenskonferenz Abgeordneten wird von Tittoni noch einmal eingeschärft, mit aller Energie für die Annahme des englischen Vorschlages zu wirken. Pause. Eduard hat in London zwar den Herzog der Abruzzen den Repräsentanten „der uns befreundeten und verbündeten Nation" genannt. Doch die Fiktion vom Dreibund muß um jeden Preis gerettet werden. Fürst Bülow quartirt sich an der Riviera di Levante ein und ladet Herrn Tittoni zu Gast. Der sagt zweimal ab, kommt dann huldvoll; und bewirthet nach seiner Rückkehr schnell die Herren Barrère und Cambon, Botschafter der Republik, und die Häupter der Franzosenkolonie Roms im Auswärtigen Amt. Offiziöser Jubel in Berlin. „Nun hälts wieder ein Weilchen." Als der Kanzler des Deutschen Reiches aus Rapallo heimfuhr, telepraphirte er an den Ministerpräsidenten Giolitti: „In der Stunde, wo ich Italien verlasse, lege ich besonderen Werth darauf, Eurer Excellenz mit meinen herzlichen Grüßen und Wünschen die Versicherung freundschaftlicher Ergebenheit zu übermitteln." Sind wir befreundet? Machts uns nach! Aus Rom kommen Vermittlungvorschläge für die haager Konferenz (Begrenzung der Wehrmacht); die Cirkularnote wird aber, trotzdem sie von dem anglophilen Tittoni stammt, „mit äußerster Reserve" aufgenommen. Die Abschiedsdepesche des Fürsten Bülow ist vom neunten April datirt. Am achtzehnten April besuchte Eduard den König Victor Emanuel in Gaeta. „Das ist die Antwort auf Rapallo", heißts im Secolo. Und alle Feinde Deutschlands und Wilhelms reiben die Hände. War Rapallo nöthig? Ists klug, eine Freundschaft zu affichiren, die der Umworbene unbequem findet? Eduard, der vorher in Kartagena den König von Spanien besucht und ihm Geld zum Flottenbau angeboten hatte, schickt sich nun einmal nicht leicht in die Rolle des Ueberlisteten; will man sie ihm aufzwingen, so setzt er den Punkt erst recht dick aufs i. „Eure Durchlaucht haben mit Tittoni geplaudert? Ich bringe Charles Hardinge, Greys besten Mann, und zwei Panzerkreuzer mit und unterhalte mich mit Victor Emanuel. Wollen abwarten, wer den tieferen Eindruck hinterläßt." Der gewiß nicht, der heute noch erzählt, Italien könne bereit sein, gegen das franko-russische Syndikat für Deutschland zu optiren.

Die Reisen nach Athen, Kartagena, Gaeta gehören zu einem politischen Plan (der wohl über Europa hinausblickt). Haben nebenbei aber einen psychologischen Zweck, über den man endlich einmal offen reden muß. Eduard ist kein Feind Deutschlands; bildet sich auch nicht ein, er könne die Kraft eines Volkes von sechzig Millionen tüchtiger Menschen für die Dauer brechen. Nicht an der

Spitze des stärksten Concerns könnte ers. Daß die deutsche Expansion einstweilen überall gehemmt, ihr Tempo mindestens für ein Menschenalter verlangsamt ist, genügt ihm. Er hat, ohne Krieg zu führen, viel erreicht; vermöchte ohne das Risiko der Waffenprobe viel mehr nicht zu erreichen. Einiges immerhin noch. Gegen seinen Neffen, den er genau zu kennen glaubt, hegt er heftigen Groll. Den will er ärgern. Ihn (schon weils billiger und bequemer ist) lieber noch als Deutschland einkreisen; ganz isoliren. Deshalb macht er in allen Hauptstädten, an allen Küsten acte de présence. „Wird Willy noch nicht nervös? Ihn bittet man, die Entbindung der spanischen Königin abzuwarten: mich empfängt man in Kartagena mit offenen Armen. Er wäre in Italien jetzt nicht willkommen: ich bins. In Paris, Wien, Lissabon; morgen, wenn mirs einfällt, in Petersburg und Konstantinopel. Er hat auf die Fahrt ins Mittelmeer verzichtet, weil die Landung rechts und links schwierig wäre, und begnügt sich in diesem Frühjahr mit Bückeburg und Dresden. Wie lange wird ers aushalten? Die Trumpfkarte spare ich auf. Scheint die richtige Stunde mir gekommen, dann mache ich meinen Stich. Bitte, vielleicht im wunderschönen Monat Mai, wenn in der scheveninger Allee die Knospen springen, den lieben Neffen, nach Cowes oder London zu kommen, lade ihm Victor Emanuel oder gar Fallières ein und bin wieder der gute, friedliche Onkel." Widersprecht, Offiziöse; dennoch bleibts wahr: und ist in den meisten Schlössern und Staatskanzleien Europas längst als Wahrheit bekannt. Der Kaiser, nicht das Reich, soll isolirt, soll eingekreist werden. Dessen Temperament, rechnet man, kanns nicht ertragen.

Plumpe Finger könnten das Gespinnst zerreißen. Feine Arbeit will fein behandelt sein. Rechts girren die Schmeichler; links schmollen die Spröden. Der Botschafter des Deutschen Kaisers hat, wie offiziös gemeldet ward, in Petersburg erklärt, die deutschen Delegirten würden sich an der Diskussion der Rüstungfrage im Haag nicht betheiligen. Noch aber giebt man draußen die Hoffnung nicht auf; erinnert sich der Wirkung, die in Algesiras der von zwei Seiten ausgehende Druck erzeugt hat, und denkt: Kommt nur erst hin! Der Schotte Carnegie, der, als treuer Bürger des Greater Britain, den Vereinigten Staaten einst den Eintritt in den Bund der Westmächte empfahl (und dem man trotzdem leider einen preußischen Staatsminister und einen preußischen General auf seinen unernsten „Friedenskongreß" geschickt hat), feiert Wilhelm als den größten Mann der Erde, den von der Vorsehung Auserwählten, der den Menschen das Evangelium des Friedens bringen werde. Aehnliche Töne vernahmen wir aus dem Munde des Herrn Charlemagne Tower, des Botschafters und des Agenten der Französischen Republik. Auch Herr Saint-Saëns sprach die Hoffnung aus, in dem Künstlerkopf des Kaisers die harten Züge des Soldaten bald zu schö-

ner Kulturmenschenmilde gesänftigt zu sehen. Die Absicht ist deutlich erkennbar. Und kann, ist sie erst erkannt, keinen Deutschen mehr schrecken. Schmeichelei und Einschüchterung soll den Guillaume pacifiste der Legende ins Licht locken.

Das kann nicht, wird nicht gelingen. Trotzdem Albert Honorius in Nizza von der main puissante et loyale geschwatzt hat, die der Kaiser Frankreich entgegenstrecke. Trotzdem laut schon von einem deutsch-französischen Schiedsgericht und von dem (hier längst prophezeiten) Versuch geredet wird, die frankfurter Friedensurkunde von der Meistbegünstigungsklausel aus zu durchlöchern. Trotzdem. Der Deutsche Kaiser streckt dem Lande der Clemenceau, Picquart, Bailloud nicht die Hand entgegen. Thut es nicht (und dürfte es, als Deutscher und als Hohenzollern, nicht thun), selbst wenn ihm zum Lohn ein Triumphzug über die Großen Boulevards versprochen würde. Zwischen Deutschland und Frankreich ist nichts durch Schiedsgericht zu regeln. Und wer den frankfurter Vertrag zerfetzen will, muß es mit des Schwertes Spitze versuchen. Eine blasse Schreiberseele, das Theatertemperament eines kränkelnden Spätromantikers mag andere Antwort geben. Niemals ein Kaiser. Der müßte, thäte ers, aufhören, Kaiser der Deutschen zu sein. Wir haben viele Fehler gemacht. Gefährlicher als jeder, als alle wäre das Bemühen um eine entente mit Frankreich. Die wird kein heute dem Kinderkleid Entwachsener erleben. Der Franzose ist artig, knausert mit den Spielmarken nicht, die im Verkehr höflicher, kultivirter Menschen meist ohne Disagio statt vollwichtiger Goldmünzen hingenommen werden, und freut sich, wenn er dem Fremden ein Kränzlein winden kann. An eine Aussöhnung mit Deuschland denkt er im Innersten nicht. Darf, als in seinem alten Nationalstolz schwerverwundeter Franzos, nicht dran denken. Er wird Alles aufbieten, um den Fleck von seiner Ehre zu tilgen, und den nach Vergeltung drängenden Trieb erst ausroden, wenn das letzte Mittel als unwirksam erwiesen ist. Er hat auf Rußland gehofft, hofft jetzt auf Britanien und wird morgen vielleicht von einem anglo-slavisch-romanischen Bunde das Heil erwarten. Laßt ihm Zeit. Launische Sprünge und jähen Stimmungwechsel verträgt er nicht; fordert würdiges Gleichmaß des Betragens. Die berliner Komplimente haben schon allzu viel verdorben. Der Deutsche Kaiser, der den Franzosen heute die Hand hinstreckte, käme im Panzer noch in den Verdacht muthloser Schwäche und brächte das Reich der Kriegsgefährnäher, als ein Bramarbas und Eisenfresser vermöchte. Wir Alle ehren die Geschichte und lieben den Genius des französischen Volkes. Doch für seine Wunde haben wir keinen Balsam. Ein Jahrhundert mag sie heilen. 1905 Kriegsdrohung, 1907 stürmische Werbung? Gewalt gegen das vereinsamte, Locklieder für das umfreundete Frankreich? Der Plan könnte einem Erdtheil zum Verhängniß werden. Rien ne va plus. Nur ein Wahnwitziger setzt die ganze, mühsam erarbeitete Habe auf Null.

# Die haager Mausfalle.

Am fünfzehnten Juni soll die Zweite Friedenskonferenz im Haag zusammentreten. Der russische Minister des Auswärtigen hat die holländische Regierung ersucht, die Konferenz für diesen Tag einzuberufen. Die Verhandlungen über die Angelegenheiten, die auf die Tagesordnung gesetzt werden sollen, sind noch nicht ganz abgeschlossen. Die Diplomatie muß sich erst darüber verständigen, welche Fragen in Berathung zu ziehen seien, welche nicht. Ueber die Hauptfrage herrscht durchaus keine Einigkeit. Der unbefangene Beobachter hat den Eindruck, einem Versteckenspiel beizuwohnen. Zur Erheiterung giebt es einigen Anlaß, zur Zufriedenheit keinen.

An die Erste Friedenskonferenz wurden manche Hoffnungen geknüpft. Kluge zwar haben Das nicht gethan, aber Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen. Das Wort Sapiehas gilt auch für Diplomaten und Leitartikler. Als Zar Nikolaus seine Einladung zu der ersten Konferenz erließ, sprachen fast alle europäischen Staatsmänner und die meisten Zeitungen fröhliche Zustimmung aus; auch im liberalen Blätterwald rauschte es freudig. Wer das Wort wagte, die Konferenz sei ein Schlag ins Wasser, ward als Rückschrittsmann verhöhnt. Die gesammte Diplomatie machte dem russischen Selbstherrscher die höflichsten Verbeugungen für den großartigen Gedanken, dem Kriege den Krieg zu erklären. Täuschte sie sich selbst oder wollte sie nur den „beschränkten Unterthanenverstand" täuschen, was ja ihr liebster politischer Sport ist? Jedenfalls entwickelte auch sie, die doch heller sehen könnte, einen reizenden Optimismus, der sich nachträglich als überflüssiger Gefühlsluxus erwies.

Der Zweiten Friedenskonferenz sieht man ohne rosige Erwartungen entgegen. Diesmal belügt man sich nicht mit falschen Voraussetzungen. Das Werk ist verpfuscht, ehe es begonnen wird. Sogar die Diplomatie zeigt sich vorsichtig, zurückhaltend, mißtrauisch. Mit gutem Grund, denn das von England ergänzte und vervollständigte Programm der Konferenz enthielt eine Spitze, die sich gegen den Dreibund, gegen Deutschland richtet. Es klingt wie bitterer Hohn, aber es ist Wahrheit: den Kernpunkt des Programms dieser Friedenskonferenz bildete ein Anschlag wider Deutschland.

Wie lautet der Kernpunkt? Einschränkung der Rüstungen! In der That ein trefflicher Köder, ganz geeignet, für schwache Augen den Angelhaken zu verbergen. Ein feiner Speck, um die Mäuse in die Falle zu locken. Nichts scheint dem oberflächlichen Blick lieblicher als die Aussicht auf Erleichterung der Militärlasten. Die Völker seufzen unter ihnen und sie wachsen trotzdem von Jahr zu Jahr. Alle Thronreden, alle oratorischen Ergüsse der leitenden Staatsmänner überströmen von Friedensliebe und den feierlichsten Versicherungen, daß zwischen allen Staaten die besten und freundschaftlichsten Beziehungen herrschten, daß

sich keine dunkle Wolken am politischen Horizont zeigen. Trotz dieser schönen Redensarten wachsen überall die Forderungen für Heer und Flotte. Jeder verständige Politiker, ja, jeder vernünftige Mensch sieht darin ein Unglück. Wenn man nun hört, daß von Regenten und Regirungen der Vorschlag ausgeht, dem Anschwellen der Armeen eine Grenze zu setzen, so tönt Das wie eine frohe Botschaft in die Ohren aller Steuerzahler Europas und sie sind geneigt, die Verkünder des neusten Friedensevangeliums für ehrliche Apostel zu halten.

Namentlich, wenn die Idee der Abrüstung oder mindestens des Verzichtes auf weitere Steigerung der Wehrkraft mit so schönen, salbungvollen Worten vertreten wird wie von dem englischen Premier Campbell-Bannerman. Es war ja ganz rührend anzuhören, wie beweglich er die Nothwendigkeit, das internationale Weltrennen um den Preis der größten Schlagkraft einzustellen, dem Parlament auseinandersetzte. Er konnte sich darauf berufen (hat ers unterlassen?), daß England bereits mit gutem Beispiel vorangegangen sei. Das englische Landheer ist wirklich um ein Dutzend Bataillone verringert worden. Das will wenig heißen. Das englische Landheer kann, ob es um eine Anzahl taktischer Einheiten vermindert oder vermehrt wird, in einem Festlandskrieg keine besondere Rolle spielen. Zur Vertheidigung des eigenen Landes genügt es; würde es auch mit der halben Stärke genügen. An einen Angriff auf England denkt keine fremde Macht. Die englischen Besorgnisse, die sich im Widerstand gegen den Bau des Tunnels unter dem Kanal La Manche äußern, sind einfach drollig. Mit einem Centner Dynamit könnte man im Nothfall den Tunnel ersäufen. Auch dürfte der Zug eines Heeres durch einen fünf- oder sechsunddreißig Kilometer langen unterirdischen Gang auf einige Schwierigkeit stoßen. England mag seine Armee weiter vermindern: seine geographische Lage erlaubt es ihm. Seine Stärke, seine Weltstellung beruht auf seiner Flotte. Von deren ernstlicher Verminderung hat Campbell-Bannerman nicht gesprochen; daran denkt überhaupt kein Mensch in England. Im Gegentheil: es werden neue Schlachtschiffe und Kreuzer gebaut, die älteren zurückgestellt. Stets getreu dem alten Wahlspruch: Britania rule the waves! Andere Staaten sollen sich bescheiden, sollen bedenken, wie sehr die allgemeine Wohlfahrt unter den beständigen Kriegsvorbereitungen leidet, sollen an ihren militärischen Ausgaben sparen. England verläßt sich auf seine Flotte, die es schon wegen der Kolonien nicht schwächen kann. Wem fällt da nicht das echt englische Bild des Temperenzapostels ein, der öffentlich gegen das Laster des Alkoholismus predigt und sich heimlich an Brandy und Whisky ergötzt?

Die englische Politik spielt diese Rolle aus einem ganz bestimmten Grunde. Nicht etwa eine platonische Neigung, anderen Staaten einen Weg zu empfehlen, den man selbst nicht einzuschlagen braucht, nicht ernstlich einzuschlagen denkt, ist die Ursache, warum man in London den petersburger Vorschlägen für die Zweite

Friedenskonferenz eine so eigenthümliche Färbung gab und den schwersten Nachdruck auf die Verminderung der Rüstungen legte. Dahinter steckt eine böse Absicht und sie richtet sich wider das Deutsche Reich. Sie stammt vielleicht weniger aus den Erwägungen der gegenwärtigen liberalen englischer Regirung als mehr aus den persönlichen Gefühlen König Eduards, der in eben dem Maße die Leitung der auswärtigen Politik in die eigene Hand nimmt, in welcher das Parlament den einst entscheidenden Einfluß auf sie verliert.

König Eduard ist kein Freund des Deutschen Reiches. Daran haben seine Begegnungen mit Kaiser Wilhelm, haben alle die Höflichkeiten, die zwischen den Höfen von Berlin und London ausgetauscht werden, nichts geändert. König Eduard, dessen geistige Befähigung sehr unterschätzt ward, als er noch Prinz von Wales war und sich in Paris amusirte, ist heute ein gefährlicher Gegner Deutschlands. Seit er die Krone trägt, ist die englische Politik bestrebt, Deutschland zu isoliren. Dieses Ziel wird langsam, aber beharrlich verfolgt. Die Freundschaftbezeugungen, die an Italien verschwendet werden, die Zettelungen mit Delcassé sowie die ganze plötzlich erwachte Liebe für Frankreich und die bei jeder Gelegenheit wiederkehrenden Versuche, durch die englische Presse Frankreich gegen Deutschland aufzuhetzen und die Revanchelust wachzuhalten, die Anbahnung eines Einvernehmens mit Rußland, Italien, Spanien: all Das dient dem selben Zweck. Ob man in den offiziellen Kreisen Berlins dafür volles Verständniß hat? Manchmal will uns scheinen: Nein.

Die unfreundliche Gesinnung des Königs Eduard gegen Deutschland und die mit ihr übereinstimmende Haltung der englischen Politik wird von der Mehrheit des englischen Volkes getheilt. Die Abneigung gegen Deutschland ist neueren Ursprungs. Früher, zur Zeit der sechsunddreißig deutschen Vaterländer und des seligen Bundestages, ließ sich das Gefühl des Engländers für den Deutschen als Mitleid bezeichnen, Mitleid für einen armen Verwandten, gemischt mit etwas Spott. Die jammervollen politischen Zustände unseres Volkes brachten Das mit sich. Für das heiße, sehnsuchtvolle Ringen nach nationaler Einheit, in dem alle edlen Geister Deutschlands vorankämpften, fehlte den Briten volles Verständniß. Sie sahen in der Bewegung von 1848 nur krampfhafte Zuckungen und machten bissige Witze über „the fatherland". Wenn sie die Flüchtlinge, die aus Deutschland herüberkamen, freundlich aufnahmen, geschah Das mehr aus Stolz auf das alte Asylrecht als aus Sympathie. Wie sich die Engländer während des deutsch-französischen Krieges benahmen, ist noch in frischer Erinnerung. Zu Beginn des Krieges nahm die londoner Presse entschieden Partei für Frankreich; und wie schlecht englische Geschäftsleute die Neutralitätpflicht respektirten, darüber ist kein Wort zu verlieren. Zur Entschuldigung ihrer Lieferungen an Frankreich konnte man höchstens anführen, daß englische Händler in der Regel kein Bedenken tragen, auch die Feinde

Englands mit Waffen zu versehen. Les affaires sont les affaires. Im Unterhause fiel einmal das klassische Wort: Wann ist in unseren Kolonialkriegen je ein englischer Soldat aus einem anderen Gewehr als aus einem englischen erschossen worden? Gewiß ein mildernder Umstand für das Vorgehen dieser Herren im deutsch-französischen Kriege.

Als die deutschen Siege die Welt in Staunen setzten, verschwanden in England Mitleid und Spott, die John Bull bis dahin dem deutschen Vetter gewidmet hatte. Er achtet mehr als andere civilisirte Völker körperliche Kraft, und da der Deutsche so gewaltig zugeschlagen, stieg er in der Oeffentlichen Meinung des Inselreiches. Man begann, ihn zu achten, aber nicht, ihn zu lieben. Seine Erfolge auf den Schlachtfeldern hätte England allenfalls verziehen; die überraschende Entwickelung des deutschen Handels weckte Neid und Mißgunst. Ueberall, in fremden Meeren, an entlegenen Küsten, wo der Engländer früher beinahe allein arbeitete, stößt er jetzt auf den deutschen Kaufmann. Das verträgt der Engländer nicht; er grollt wegen der deutschen Konkurrenz, die ihm allmählich unbequem wird. Das Streben Deutschlands nach einer Kriegsflotte, die stark genug wäre, den deutschen Handel, die deutschen Bürger in fernen Welttheilen zu schützen, die Erwerbung von Kolonien, selbst wenn sie nicht viel werth sind, scheinen dem Engländer unberechtigte Anmaßungen. Daher seine Mißstimmung gegen das Deutsche Reich.

Sie wird dadurch nicht beseitigt, daß hüben und drüben lobenswerthe Anstrengungen gemacht werden, sie in freundliche Gesinnung zu verwandeln. Die gegenseitigen Besuche von Parlamentariern, Schriftstellern, Bürgermeistern, der Austausch artiger Depeschen zwischen den leitenden Staatsmännern: Das sind lauter Dinge, über die man ganz hübsche Berichte schreiben und lesen kann, aber sie haben bis jetzt keine merkliche Aenderung der englischen Politik herbeigeführt. Auch der Uebergang der Macht von der konservativen an die liberale Partei hat keinen Wechsel bewirkt. Die Politik König Eduards bleibt die alte. Ihre neuste Leistung ist das Taschenspielerstückchen, durch welches das russische Programm für die Friedenskonferenz seine bedenkliche Gestalt erhielt.

Als man in London den Antrag auf Abrüstung formulirte, wußte man genau, daß Deutschland ihn nicht annehmen könne. Die Lage des Deutschen Reiches ist nicht danach beschaffen, sich seiner Heereslast zu entledigen. Trotz dem Dreibund hat Bismarcks Wort: „Die Bayonnette konvergiren von allen Seiten auf unser Herz" nur wenig von seiner Wahrheit verloren. Eine allgemeine Abrüstung, selbst eine Verpflichtung, sein Heer nicht mehr zu vergrößern, wäre für Deutschland nur annehmbar, wenn Frankreich sich damit einverstanden erklärte und mit gutem Beispiel voranginge. Aber Frankreich wird Das nicht thun. Es muß noch mehr als ein Menschenalter vergehen, bis die Franzosen einsehen lernen, daß Deutschland durch die Einverleibung Elsaß-

Lothringens nur altes, geraubtes Eigenthum zurücknahm. Bis diese Erkenntniß im französischen Volksgeist durchdringt, muß Deutschland die schwere Bürde weiter tragen. Das wird der aufrichtigste Gegner des Militarismus kaum bestreiten, wenn ihm die Erhaltung des Reiches am Herzen liegt und sein Nationalgefühl nicht in kosmopolitischen Dusel oder sozialdemokratischen Nebel untertaucht.

Darüber, wie man in Berlin den Abrüstungvorschlag aufnehmen würde, waren die englischen Minister sicher keinen Augenblick im Zweifel. Aber sie gaben sich der Hoffnung hin, bei den anderen Mächten bereitwilliges Entgegenkommen zu finden. Die englische Regirung erwartete, Deutschland werde mit seiner voraussichtlichen Ablehnung allein bleiben und damit vor aller Welt als das einzige Hinderniß einer den Völkern zugedachten Wohlthat, als der wahre Störer des schönen Friedenstraumes erscheinen. Recht fein ausgedacht; aber die Rechnung stimmt nicht.

Wie mag man in Rom über die Abrüstung denken? In Rapallo haben Fürst Bülow und Tittoni angeblich im schönsten Einvernehmen weltgeschichtliche Fragen zwischen Frühstücken und Diners erörtert und erledigt. Bei den Berichten der italienischen Zeitungen über die Begegnung der beiden Staatsmänner denkt man unwillkürlich an die „Bürgschaft": „In den Armen lagen sich Beide und weinten vor Schmerzen und Freude". Außer Betheuerungen der Eintracht hörte man nichts. Italien ist wieder, wie in Algesiras, in einer Zwickmühle. Es möchte England gern gefällig sein; im Lande wird die Freundschaft mit England vielfach befürwortet. Auf der anderen Seite mahnt die Bundespflicht und vielleicht noch kräftiger — sagen wir es offen! — das Mißtrauen gegen Oesterreich, das von Wien, so weit Hof, Adel und Klerisei in Frage kommen, brüderlich erwidert wird. Da könnte Italien dem Beispiel Deutschlands folgen und an der Bestattung des englischen Vorschlages in einem Protokol theilnehmen.

Wir wollen daher der Konferenz ohne Hoffnung, aber auch ohne Befürchtungen entgegensehen. Sie wird nichts schaffen, aber auch nichts zerstören. Die Diplomaten und die Fachmänner, die sie begleiten, werden viel reden, viel tafeln und vielleicht wieder, wie vor acht Jahren, in einem Nachtragsprotokol die Ansicht aussprechen, „daß eine Beschränkung der militärischen Lasten, die jetzt die Welt bedrücken, für die Förderung des materiellen und moralischen Wohlbefindens der Menschheit wünschenswerth ist." Ein anderes Ergebniß wird die Konferenz schwerlich haben, gewiß nicht jenes, das die englische Politik herbeiführen wollte. Die Mausfalle ist ganz geschickt aufgestellt worden, aber die Mäuse zeigen keine Lust, hineinzugehen. Sie bleiben draußen.

Wien. Karl von Thaler.

# Schulreform im Elternhaus.

Bei allen Anklagen, die immer wieder und sicher zum großen Theil mit Recht gegen unsere Schulen erhoben werden, kommt, wie mir scheint, meistens der Gedanke nicht zu genügendem Ausdruck, daß unser Schulwesen doch nur in Uebereinstimmung mit den Eltern entstanden sein kann und sich auf die Dauer auch nur durch diese Uebereinstimmung erhalten läßt. Wenn also unsere Schulen nichts taugen sollten, so wären in erster Linie wir Eltern daran schuld.

Der schwerste Vorwurf, der gegen die Schule erhoben wird, ist doch wohl der, daß sie eine Zwangsanstalt ist; daß der Ausdruck Zwangsarbeit, mit dem man in einem befreundeten Staat eine harte Verbrecherstrafe bezeichnet, verzweifelt gut auf die Art paßt, wie wir das Geistesleben unserer Kinder zu fördern glauben. Und gerade darin erscheinen alle Schulen lediglich als Organe unseres Willens; wir Alle sind überzeugt, zum Lernen, also zur Bildung, zur Erkenntniß, zur Kultur müsse man die Kinder zwingen. Darum ist Alles, was sich die Kinder freudig von selbst aneignen, von vorn herein verdächtig als Etwas, das nicht zur richtigen Erkenntniß oder Bildung gehört. Kinder denken, treiben, lernen und lesen zu lassen, was sie wollen, erscheint den meisten Eltern als der schlimmste Fehler, den die Erziehung machen kann. Wir selbst haben also die Ueberzeugung, daß Bildung und Erkenntniß für uns und unsere Kinder Fremdthum sei; und diese Ueberzeugung hat allem Fremdthümlichen, das wir an unserem Schulwesen tadeln, die Pforten geöffnet. Diese Ueberzeugung ist der Krebsschaden unseres ganzen Erziehung- und Unterrichtswesens; sie muß beseitigt werden, ehe eine gedeihliche Schulreform möglich ist.

Damit ist also die Ansatzstelle der Schulreform ins Elternhaus verlegt. Wir selbst müssen unser gesammtes tägliches Leben durchdringen lassen von der Ueberzeugung, daß Bildung und Erkenntniß für unsere Kinder nicht Fremdthum, sondern die Erfüllung ihres innersten Sehnens sei.

Freilich: wenn es sich nur darum handelte, nach solchem Satz Beifall zu rufen, wären wir Alle dabei. Ein halbwegs gut formulirter, freiheitlich klingender Satz ist unseres Beifalls stets sicher; danach denken, danach handeln, danach leben: Das ist eine andere Sache. Eine andere. Aber keine unmögliche.

Es giebt schon Eltern und Familien, die über den toten Punkt unseres Unterrichtswesens hinaus sind. Es giebt schon Familien, in denen das tägliche Leben danach geregelt ist, daß der Erkenntnißhunger der Kinder nach Möglichkeit gefördert, die Erkenntnißfreudigkeit der Kinder möglichst wenig gestört werde. Es giebt schon Eltern, die davon überzeugt sind, daß die Kinder von Natur keinen sehnlicheren Wunsch haben als den, geistig und sitlich zu der ihnen erreichbaren Höhe zu gelangen, daß es nicht nöthig sei, den Kindern irgendwelche Erkenntniß aufzuzwingen, daß vielmehr das einzige Bestreben vernünftiger Eltern darauf gerichtet sein müsse, sich von dem eigenen Bildungstreben ihrer Kinder leiten zu lassen. Die Kinder sind ihrer ganzen Anlage nach geistig höher stehende Wesen als die Erwachsenen; und man kann mit gutem Recht sagen: Wir Erwachsenen sind eigentlich nur da, um mit vielfach widerwärtiger, jedenfalls durchweg schwerer Arbeit den Boden zu schaffen, auf dem eine neue, erkenntnißfreudige Jugend froh emporwachsen kann. Von Schopenhauer stammt, glaube ich, der Ausspruch, daß alle Kinder in den ersten Lebensjahren Genies seien. Selten ist ein Paradoxon durch Alltags-

beobachtungen so bestätigt worden wie dieses. Auf die Zeit der Genialität folgt dann während des schulpflichtigen Alters eine Zeit des unstet umherflackernden, aber doch erst ganz allmählich erlöschenden Erkenntnißtriebes, eines Triebes, der sich fast immer auf reine Erkenntniß, ohne bestimmte praktische Zwecke, richtet. Nach der Geschlechtsreife erlebt eine immerhin beträchtliche Zahl von Menschen eine Nachblüthe des Erkenntnißtriebes. Wer auch in dieser Zeit noch nicht ruinirt wird, bleibt ein Genie bis ans Lebensende. Wahr ist also, daß eine Ueberfülle von Genie erst im Lauf des Lebens abstirbt. Und wodurch wird dieses Absterben bewirkt?

Wodurch unterscheiden sich denn die Leute, die Genies bleiben, von den anderen? Doch wohl zunächst dadurch, daß sie „herzlich unpraktisch", schlechte Geschäftsleute, wohl gar unpünktliche und unzuverlässige Arbeiter sind. Das Leben aber braucht pünktliche und zuverlässige Arbeiter, tüchtige, von Erkenntniß- und sonstigen Skrupeln möglichst wenig beirrte Geschäftsleute. Je emsiger die Genialität der Jugend sich diesen Anforderungen des Arbeitlebens anpaßt, desto sicherer wird das Genie getötet; es überlebt nur, wenn die Anpassung einigermaßen mißlingt.

Schon diese Erwägungen zeigen, daß unser Streben, die Kinder auf das Leben vorzubereiten, ganz naturgemäß darauf gerichtet ist, die Erkenntnißfreude im Kind zu zerstören. Der Funke des Genies muß erstickt werden, wenn der Mensch einst fürs Leben brauchbar sein soll. Bedarf es da aber noch der Nachhilfe? Weiß das Leben selbst nicht schon früh genug mit rauher Hand den Funken zu ersticken? Hier wurzelt alles Elend unseres Schulwesens. Man glaubt, im Seelenzustand des Erwachsenen die Erfüllung Dessen zu sehen, was in der Seele des Kindes angelegt ist; und diese Meinung ist falsch. Der Seelenzustand des normalen erwachsenen Menschen ist eine Rückbildung der Anlagen, die im Kinde vorhanden und zum großen Theil sicher auch wenigstens in den Anfängen entwickelt sind.

Was nützen mir, denkt nun wohl Mancher, solche allgemeine Redensarten? Wozu helfen sie in der Praxis täglichen Lebens? Sage uns lieber, wie erzogen, wie unterrichtet werden soll.

Nun: ich habe die Brauchbarkeit meiner Lehrsätze, positiven und negativen, Jahre lang ausprobirt. Meine fünf Kinder sind so unterrichtet und erzogen worden, wie ichs, auf Grund dieser Erfahrungen, hier Anderen empfehle, und ich habe mich zu meiner Freude überzeugt, daß ich damit nicht mehr allein stehe, sondern daß es in sehr vielen anderen Familien schon eben so gemacht wird.

Ich kenne eigentlich nur zwei Erziehungsgrundsätze, die sich überall bewähren; sie lauten: Haltet gutes Regiment; und: Gebt gutes Beispiel. Was darüber ist, Das ist vom Uebel. Machts den Kindern vor, wie sich anständige Menschen benehmen; aber nicht in schauspielerischer Nebenabsicht, sondern lebt, auch wenn die Kinder Euch nicht sehen, so, wie Ihr das künftige Leben Eurer Kinder haben möchtet. Und haltet in Eurem Haus gute und gerechte Ordnung, so gerechte, wie es Polizei und Justiz im großen Gemeinwesen thun sollen. Sucht nicht den Kindern irgendwelche Eigenschaften „einzupflanzen". Wenn sie die nicht von Euch ererbt und nach Eurem Vorbild entwickelt haben, ist alles Einpflanzen vergebliche Arbeit. Doch ich wollte hier nur über die Erziehung des Geistes reden und auch darüber nur in aller Kürze sagen, was Erfahrung mich gelehrt hat. Das Kind ist durch seine ganze geistige Anlage darauf hingedrängt, sich die Kultur anzueignen, in der es aufwächst. Wenn man (wie ich thue) dem Kinde das unbeschränkte Fragerecht einräumt und mit aller Kraft,

die man hat, und mit allen Mitteln, die man herbeischaffen kann, bemüht ist, auf die Fragen der Kinder so zu antworten, daß sie von der Antwort befriedigt sind, dann nimmt der kindliche Geist die Entwickelung, in die ihn der Zwangsunterricht immer wieder gewaltsam (oft genug vergebens) hineinzustoßen trachtet.

Ich verwerfe also beim Unterricht grundsätzlich jedes System, das, von Erwachsenen in allen Einzelheiten fertig ausgedacht, nie etwas Anderes werden kann als ein Prokrustesbett für den kindlichen Geist. Als einzige methodische Norm lasse ich gelten das unbeschränkte Fragerecht der Kinder; und ich weiß aus Erfahrung, daß es sich auf alle Gebiete unserer geistigen Kultur richtet. Darauf läßt sich also ein Unterrichtssystem bauen; eins, das nicht von Erwachsenen vorher fertig gemacht, sondern das von jeder neu heranwachsenden Kindergeneration neu aufgebaut wird.

Ich höre den Einwand: Nicht jeder Vater hat die zu solcher Erziehung nöthige Zeit. Auch ich kann erst seit wenigen Jahren einen großen Theil des Tages dieser Aufgabe widmen; vorher habe ich fast allen „Unterricht“ nur bei den Mahlzeiten ertheilt. Das ging natürlich nur, weil es gar kein Unterricht im herkömmlichen Sinn war, sondern ein Gespräch, das von den fragenden Kindern geleitet und von mir durch Anworten eben nur aufrecht erhalten wurde. Darum spreche ich auch gewöhnlich nicht von einem „Unterricht“, sondern nenne das Verfahren, mit dem, wie mir scheint, zutreffenderen Namen, einen geistigen Verkehr mit Kindern; und ich habe die Erfahrung gemacht, daß man selbst dabei keineswegs nur der gebende, sondern mindestens eben so sehr der empfangende Theil ist, daß man für viele Dinge Interesse bekommt, für die man es nie gehabt hat, oder daß längst eingeschlummerte Interessen wieder erwachen. Aus solchem geistigen Verkehr mit ihren Kindern erblüht den Eltern eine zweite Jugend. Als Ersatz der Schule empfehle ich ihn nicht etwa allen Eltern; allen aber als Ergänzung des in der Schule Angeeigneten. Der geistige Verkehr mit den Eltern kann die Schäden heilen, denen manche Kinder in der Schule ausgesetzt sind. Die Nothwendigkeit solcher Ergänzung wird auch von den Lehrern schon erkannt. Und diese Erkenntniß ist die Vorbedingung jeder vernünftigen Schulreform. Die kann nicht von oben herab befohlen werden. Von den Eltern und von den Lehrern muß sie kommen. Hier habe ich zu den Eltern gesprochen und sie wenigstens auf den Theil der Reformarbeit hinzuweisen versucht, den jeder Vater und jede Mutter sofort auf sich nehmen kann. Schon arbeiten Hunderte so. Wenn es Zehntausende geworden sind, dann wollen wir anders in den Schuldebatten mitreden; und dann wird sich zeigen, daß Manches möglich (und leicht möglich) ist, was jetzt als widersinnig und unmöglich verschrien wird.

Großlichterfelde. Berthold Otto.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; nur geschwinder und leichter. Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser: daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt. (Lessing.)

Das Unternehmen, die Charakterfehler eines Menschen durch Reden und Moralisiren aufheben und so seinen Charakter selbst umschaffen zu wollen, ist ganz gleich dem Vorhaben, Blei durch äußere Einwirkung in Gold zu verwandeln oder eine Eiche durch sorgfältige Pflege dahin zu bringen, daß sie Aprikosen trüge. (Schopenhauer.)

Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Weg irregehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. (Goethe.)

# Repliken.

I. Im Anschluß an den vom Amtsgerichtsrath L. Fischer verfaßten, in der Deutschen Juristenzeitung veröffentlichten Artikel „Zur sozialen Lage der Richter", der allen preußischen Richtern aus dem Herzen geschrieben ist und für den dem Herrn Verfasser allgemeine Anerkennung und wärmster Dank gebührt, möchte ich mir erlauben, auf einige Punkte des auch in der Deutschen Juristenzeitung abgedruckten Artikels „Zur Reform unserer Gerichtsorganisation" zurückzukommen. Der Verfasser dieses Artikels ist Vortragender Rath im preußischen Justizministerium; dieser Umstand berechtigt zu der Annahme, daß die in ihm ausgesprochenen Ansichten nicht den subjektiven und privaten Standpunkt des Verfassers bezeichnen, sondern im Einvernehmen mit anderen der Justizverwaltung nahe stehenden Kreisen veröffentlicht worden sind. Um so weniger dürfen sie unwidersprochen bleiben, wo sie nicht als richtig angesehen werden können.

Bei der Prüfung der Frage nach der Erhöhung der Richtergehälter wird hervorgehoben, daß unsere Justiz mit einer großen Unterbilanz arbeite und daß in Preußen im Jahr 1897/98 ein Zuschuß von fast 70 Millionen Mark aus allgemeinen Staatsmitteln geleistet werden mußte.*)

Dann heißt es wörtlich:

„So lange dies Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben der Justizverwaltung besteht, wird sich eine wesentliche Erhöhung der Richtergehälter schwerlich erreichen lassen." Diese Auffassung verstößt gegen den bekannten nationalökonomischen Grundsatz, daß die Ausgaben des Staates nicht, wie die eines Familienhaushaltes, von den Einnahmen abhängig gemacht werden dürfen, sondern daß für die Ausgaben des Staates lediglich die Nothwendigkeit entscheidend ist und daß die Deckung dieser Ausgaben aus den bereitesten Mitteln und, wenn nöthig, aus neu zu erschließenden Einnahmequellen zu erfolgen hat. Diese Auffassung gilt auch in allen Zweigen der Staatsverwaltung, wie ein Blick in den Etat und namentlich in den des preußischen Kriegsministeriums und der Reichsmilitärverwaltung lehrt. Um bei dem selben Jahr 1897/98 zu bleiben: wir finden als Einnahme des Kriegsministeriums die Summe von 300 und als Ausgabe die Summe von 135312 Mark; im Etat der Reichsmilitärverwaltung steht Preußens Einnahme von

*) Wie diese Summe angegeben werden konnte, ist nicht erfindlich. Nach dem Staatshaushaltsetat pro 1897/98 betragen die Verwaltungausgaben des Justizministeriums

| | | |
|---|---|---|
| ministeriums . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 97 146 000 | Mk. |
| Dazu kamen die einmaligen außerordentlichen Ausgaben von . | 4 807 300 | „ |
| | 101 953 300 | Mk. |
| und die Einnahme . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 66 107 200 | „ |
| Was einen Fehlbetrag von . . . . . . . . . . . . | 35 846 100 | Mk. |
| ergiebt. Wollte man auch die zum Ressort des Ministeriums des Innern gehörige Ausgabe für die Strafvollstreckungverwaltung von . . . . . . . . . . . . . . . . | 9 334 731 | „ |
| und die Ausgabe der Reichsjustizverwaltung von 1 980 960 Mark minus 528 298 Mark Einnahme = . . . . . . | 1 452 662 | „ |
| hinzurechnen, so erhielte man doch erst ein Defizit von . . | 46 633 493 | Mk. |

1 144 407 Mark dem Ausgabenantheil, mit Einschluß der einmaligen Ausgabe von 26 233 648 Mark, von 404 313 369 Mark gegenüber. Trotz diesem gewaltigen Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben hat man noch nie die Behauptung gehört, die Ausgaben der Militärverwaltung müßten mit Rücksicht auf die unzureichenden Einnahmen eingeschränkt werden. Sollten die Grundsätze, die man bei der Militärverwaltung als richtig erkannt hat und anwendet, nicht auch für die Justizverwaltung gelten? Sind die Beamten, deren Händen der Schutz des Rechtes und die Uebung der Gerechtigkeit anvertraut ist, etwa weniger werth als die zur bewaffneten Macht gehörigen und andere sowohl in materieller wie ideeller Richtung besser gestellte Diener des Staates von gleicher Vorbildung und nicht größeren und wichtigeren Leistungen? Der Satz: „Justitia est fundamentum regnorum“ gilt doch noch immer; manchmal scheint es freilich, als sei er obsolet geworden.

Eine Besserung der Lage der Richter verspricht sich der Herr Verfasser von der Beschränkung der Anzahl der Richter; er geht von der mir wiederum unrichtig scheinenden finanzpolitischen Erwägung aus, daß bei einer Verringerung der Richterzahl eine Minderung des Zuschusses zur Justizverwaltung trotz Besserstellung der Richter möglich sei. Zunächst erhalten wir das sehr dankenswerte Zugeständniß, daß die in den Jahren von 1880 bis 1904 erfolgte Vermehrung der preußischen Richter um die Zahl von 967 mit der Zunahme der Geschäfte in dem selben Zeitabschnitt nicht gleichen Schritt gehalten habe und daß das Maß der Arbeit, über das hinaus sie ohne Beeinträchtigung ihrer Qualität nicht gesteigert werden könne, vielfach überschritten zu sein scheine. Die Richtigkeit dieser Worte wird sicherlich der weitaus größte Teil der preußischen Richter aus eigener Erfahrung bestätigen. Die Abhilfe in einer weiteren Vermehrung der Richter zu suchen, erscheine aber verfehlt, weil erstens durch die größere Zahl der Kammern und Senate die Störungen des Geschäftsganges, die sich aus deren Nebeneinandertagen ergeben, größer würden; weil zweitens die stete Vermehrung der Richter mit sich bringe, daß die Zahl der Mittelmäßigkeiten zunehme, zumal gerade für die besseren Kräfte sich reichliche Gelegenheit zu anderer Beschäftigung biete, die angesehener und lohnender sei; weil drittens durch die Vermehrung der Richter und „damit“ auch der Rechtsbeflissenen die Möglichkeit zu deren angemessener Ausbildung geringer werde.

Die erste Erwägung wäre nur berechtigt, wenn Personal und Lokal nicht zureichten. Zugegeben kann nur werden, daß eine größere Anzahl von neben einander tagenden Kammern und Senaten für die Parteivertreter unbequem ist. Dieses Moment kann aber nicht als entscheidend betrachtet werden. Die schon von Adickes aufgestellte Behauptung, daß eine große Zahl von Richtern viele Mittelmäßigkeiten in sich schließen müsse, kann in dieser Allgemeinheit nicht als richtig anerkannt oder wenigstens nicht zur Begründung des Entschlusses, eine geringere Anzahl von Richtern anzustellen, herangezogen werden, weil naturgemäß unter einer größeren Anzahl von Richtern auch eine verhältnißmäßig größere Anzahl hervorragender Köpfe sein wird und in den eventuell höher zu spannenden Ansprüchen an die Fähigkeiten und das Wissen der sich der Justiz zuwendenden Prüflinge und im Staatsexamen ausreichende Kautelen gegen unzureichende Leistungen gegeben sind. Daß sich für die besseren Kräfte reichliche Gelegenheit zu anderer Beschäftigung bietet, die angesehener und lohnender ist, und daß von dieser Gelegenheit auch vielfach Gebrauch gemacht wird, ist ein bedauerlicher Uebelstand, gegen den es nur

das eine, aber zuverlässige Remedium giebt, die Stellung der Richter so angesehen und lohnend zu gestalten, daß Niemand danach Verlangen trägt, eine andere Beschäftigung zu suchen. Das dritte Argument erscheint in zweifacher Beziehung nicht stichhaltig. Daß die Vermehrung der Richter nicht eine Vermehrung der Rechtsbeflissenen zur Folge haben muß, lehrt eine Vergleichung des Bestandes der Richter und Referendarien aus den Jahren 1883 bis 1893. Die Zahl der Richter betrug (mit Einschluß der Präsidenten und Direktoren)

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| im August | 1883: | 3928 | und | die | der | Referendare | 3937 |
| „ | „ | 1885: | 3942 | „ | „ | „ | „ | 3839 |
| „ | „ | 1886: | 3942 | „ | „ | „ | „ | 3724 |
| „ | „ | 1887: | 3944 | „ | „ | „ | „ | 3385 |
| „ | „ | 1888: | 3957 | „ | „ | „ | „ | 3216 |
| „ | „ | 1889: | 4018 | „ | „ | „ | „ | 2981 |
| „ | „ | 1890: | 4032 | „ | „ | „ | „ | 2975 |
| „ | „ | 1892: | 4112 | „ | „ | „ | „ | 2953 |

Erst von diesem Jahr ab beginnt wieder das allmähliche Steigen der Anzahl der Referendarien. Der Verfasser hat, um das Anwachsen des Referendariates zu zeigen, die Bestände von 1875 mit 1983 und von 1905 mit 6523 einander gegenübergestellt. Dabei darf aber ein Umstand nicht unerwähnt bleiben: Ende der sechziger und Anfang der siebenziger Jahre war ein solcher Mangel an Richtern und Assessoren eingetreten, daß etatmäßige Richterstellen längere Zeit hindurch von Referendarien mit vollem Votum verwaltet, Richter von den Kommissionen zu den Hauptgerichten und Richter von anderen Gerichten zur Hilfeleistung herangezogen wurden. So hat, zum Beispiel, der Unterzeichnete, der im Juli 1868 die damals noch nicht weggefallene Zweite Juristische Prüfung, das damalige Referendarexamen, gemacht hat, während der größten Zeit seines Referendariates Richterstellen mit vollem Votum verwaltet. Die Justizverwaltung war damals, nicht ohne eigenes Verschulden, in einen Nothstand gerathen. Denn Ende der fünfziger Jahre hatte der Justizminister durch eine öffentliche Bekanntmachung unter Hervorhebung der schlechten Anstellungaussichten vor dem Rechtsstudium gewarnt. Aus der durch diese Warnung bewirkten Abnahme der Referendare mit ihren unangenehmen Folgen hat die Justizverwaltung damals die wohl auch heute noch richtige Lehre gezogen, daß eine große Referendarienzahl für die Verwaltung ersprießlicher und daher erstrebenswerther sei als eine kleine. Dabei ist auch zu beachten, daß die Möglichkeit der Auswahl unter einer größeren Anzahl von Bewerbern ein besseres Ergebniß verbürgt als die Auswahl aus einer beschränkten Zahl.

Wie durch die Vermehrung der Richter die Möglichkeit zu angemessener Ausbildung einer größeren Anzahl von Referendarien geringer werden soll, ist nicht erfindlich. Eine geringere Anzahl von Richtern könnte nur eine entsprechend geringere Zahl von Referendarien ausbilden; und da es, abgesehen von dem bedenklichen Mittel der Abmahnung, nicht in der Hand der Justizverwaltung liegt und wohl auch nie liegen wird, den Andrang zum juristischen Studium und zum Referendariat einzuschränken, so wäre, wenn wir auf dem Standpunkt bleiben, daß die jungen Rechtsbeflissenen ihre Ausbildung durch Richter erhalten müssen, die Verminderung der Richterzahl ein Fehler

Dem von dem Herrn Verfasser aus seinen Betrachtungen gezogenen Fazit, daß die stete Zunahme der Richterzahl die Güte der Rechtspflege gefährde, vermag ich also nicht zuzustimmen.

Als ganz verfehlt muß der Vorschlag bezeichnet werden, für die Amtsrichter einen anderen Bildungsgang und eine andere Prüfung einzuführen als für die Landrichter. Abgesehen von der großen Schwierigkeit der Vorbildung und der Staatsprüfung, die für die Amtsrichter-Kandidaten doch auch eine wissenschaftliche sein müßte (sonst könnte sie ganz wegfallen), entsteht die Frage, ob sich wohl Jemand, der die Universität mit Erfolg absolvirt hat, dazu hergeben würde, sich freiwillig für den Amtsrichterposten prädestiniren zu lassen, um sein Leben lang, ohne Aussicht auf Beförderung, in meistens kleinlichen Verhältnissen unter den mannichfachsten Entbehrungen fortzuleben und, wenn er Familie hat, aus dem kärglichen Gehalt noch die Erziehung der Kinder außerhalb des Hauses bewirken zu müssen. Bei solcher völligen Trennung beider Richterarten würde auch die Möglichkeit entfallen, Amtsrichter an die Landgerichte zu zeitweiliger Hilfeleistung heranzuziehen, ohne die heute die schwächer besetzten Landgerichte gar nicht bestehen könnten.

Allerdings muß es als erstrebenswerthes Ziel bezeichnet werden, die Amtsrichter so lange wie möglich an einer Stelle zu halten, aber nicht auf dem vorgeschlagenen Wege, der ihnen von vorn herein den Stempel der Minderwerthigkeit aufdrücken würde. Dieses Ziel könnte nur dadurch erreicht werden, daß den Expektanten durch Remuneration und Funktionzulagen, die nach den örtlichen und persönlichen Verhältnissen abzumessen wären, ein reichlich zu bemessendes Aequivalent für ihre vielfachen Entbehrungen und pekuniären Opfer geboten würde.

Wenn der Herr Verfasser übrigens einen Unterschied zwischen den Amtsrichtern und den Landrichtern in der Richtung aufstellt, daß der Beruf des Landrichters darin bestehe, schwierige Rechtshändel mit „juristischer Feinheit" zu entscheiden, während er dem Amtsrichter die Rolle eines wohlwollenden Berathers seiner Gerichtseingesessenen in ihren Rechtsangelegenheiten und eines unparteiischen Schlichters ihrer Rechtsstreitigkeiten „mehr durch Vergleich denn durch Urtheil" zuweist, so muß hierin eine Verkennung der Stellung des Amtsrichters gefunden werden. Dieser hat zwar als Civilprozeßrichter mitunter Gelegenheit, die streitenden Theile durch einen Vergleich zu vereinigen, während er in den weitaus meisten Fällen durch Urtheil den Rechtsstreit zu entscheiden hat, dem vielfach eben so schwierige Rechtsfragen zu Grunde liegen wie den landgerichtlichen Prozessen. In den sehr wichtigen Funktionen als Grundbuch-, Schöffen-, Konkurs- oder Zwangsvollstreckungrichter hat er aber keine Gelegenheit, die ihm zugewiesene Vermittlerrolle zu spielen.

Und was das für Landrichter beanspruchte Erforderniß, schwierige Rechtshändel mit „juristischer Feinheit" zu entscheiden, anbetrifft, so erscheint es doch sehr fraglich, ob „Mittelmäßigkeiten", die ja nach der Ansicht des Herrn Verfassers unvermeidlich unterlaufen, nicht besser als Landrichter untergebracht sind als in Amtsrichterstellen. Denn beim Landgericht ist ihnen die Möglichkeit der Anlehnung an andere Mitglieder des Kollegiums gegeben, während sie als Amtsrichter auf eigenen Füßen stehen müssen. Uebrigens legt das Recht suchende Publikum, für das die Gerichte da sind, auf juristische Feinheiten, für die es kein Verständniß hat, weniger Werth als auf die Bethätigung eines praktischen Blickes und gesunden Urtheiles.

Elbing. Landgerichtsdirektor **Rauscher**, Geheimer Justizrath.

II. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat über das Verhältniß des Professors Overbeck zu ihrem Bruder und zu dessen Nachlaß in der „Zukunft" Einiges veröffentlicht. Dagegen wendet sich die folgende Erklärung:

Professor Overbeck hat in Turin nicht Manuskripte gesichtet, um dort welche zurückzulassen oder zu verbrennen. In Turin ist weder Etwas zurückgeblieben noch verbrannt worden. Sämmtliche dort vorhandene Niederschriften, leserliche und unleserliche, die gleich mitzunehmen unmöglich war, da es an dem nöthigen Verpackungmaterial fehlte, sind zuerst nach Basel und später der Mutter Nietzsches gesandt worden. Für die Thatsache, daß nie Etwas verbrannt noch zurückgeblieben ist, liegen vollgiltige Beweise vor, die Frau Förster zu entkräften nicht einmal unternimmt, sondern denen sie stets nur ihre falsche Auffassung entgegenstellt. Was der italienische Bekannte aus Turin schrieb, beruht auf Irrthum. Dieser Herr hat selbst nichts mehr finden können, da Alles längst nach Basel abgeschickt worden war.

Frau Förster weiß nur von ihr angebotenen Handschriften, die aus Turin stammen können. Darauf baut sie gleich wieder die Gewißheit, daß diese die „unleserlichen Handschriften“ seien, von denen Overbeck spricht. Zuerst müßte Frau Förster einmal einen Beweis dafür zu erbringen versuchen, daß in Turin überhaupt Etwas liegen geblieben ist: diesen Versuch hat sie noch niemals gemacht, woraus man wohl schließen darf, daß er eben nicht möglich ist. Noch einmal sei hier betont, daß Overbeck nichts verbrannt und nichts vernichtet hat, was Nietzsches Handschrift trug, und daß Alles der Mutter eingeliefert wurde, als sie es wünschte.

Es ist nicht wahr, daß Frau Pastor Nietzsche dem Professor Overbeck die Sorge für die literarischen Angelegenheiten ihres Sohnes übertragen hat. Sie sprach ausdrücklich den Wunsch aus, daß nach Sils-Maria nicht geschrieben, sondern dort Alles einstweilen so gelassen werde, wie es Nietzsche bei seiner Abreise im Herbst eingerichtet hatte. Frau Pastor hoffte damals zuversichtlich auf die Wiederherstellung ihres Sohnes. Es existirt kein Brief, der eine Abmachung dieser Art enthielte. Das einzige Abkommen, das es gab, bestand in der Vereinbarung, daß Overbeck Nietzsches Angelegenheiten in Basel weiter besorge und mit Herrn Peter Gast gemeinsam sich berathe. Das ist auch geschehen. Frau Pastor Nietzsche hat Overbeck nie die Fürsorge für die Manuskripte übertragen; sie bat nur, die von Turin erwarteten Kisten einstweilen bei ihm stehen lassen zu dürfen, da sie dafür keinen Platz hatte. Die Manuskripte waren ja verstreut, einige in der Druckerei, andere bei Herrn Peter Gast, der das „Ecce homo“ nach Venedig mitnahm. Wären Manuskripte verloren gegangen, so könnten sie ja in den Druckereien und bei Herrn Peter Gast verloren gegangen sein. Overbeck schrieb den „Antichrist“ nicht zum Hausgebrauch ab, sondern, um dessen Existenz besser zu sichern; so, wünschte er, solle es Herr Peter Gast mit „Ecce homo“ thun, was denn auch später geschah. Overbeck hat den Nachlaß Nietzsches nie gering geschätzt (Das ist eine leere Behauptung) und hat selbst kleine Zettelchen, nicht nur die fertigen Abschriften, der Mutter übergeben. Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß Peter Gast ihn mehrmals an in Sils liegende Manuskripte erinnert habe. Peter Gast hat ein einziges Mal an Bücher in Sils erinnert, worauf Overbeck sogleich schrieb. Peter Gast hat, wie seine Korrespondenz mit Overbeck ergiebt, nie an Manuskripte in Sils gedacht.

Ueber die in Sils zurückgebliebenen, von Nietzsche selbst aufgegebenen Konzeptpapiere, von denen der Brief des Herrn Petit berichtet, steht längst fest, daß Herr Durisch sie, statt sie zu verbrennen bis zum Jahr 1893 an interessirte Reisende abgab und nachher, auf die Reklamation Overbecks, die noch vorhandenen Papiere an die Familie zurücksandte. Bis heute ist nur in der Phantasie der Frau

Förster-Nietzsche erwiesen, daß in Sils, wie in Turin, Manuskripte ihres Bruders abhanden gekommen seien; und nun gar wirkliche Abschriften von fertigen Werken. Auch die ganze Darstellung der Frau Förster, ihre Annahme von Blättern, die Durisch neben andere, ihm nicht überlassene Manuskripte in den Schrank gelegt habe, schwebt in der Luft. In einem bestimmten Schrank hatten Bücher gelegen, die Durisch in eine Kiste gepackt hatte. Frau Pastor Nietzsche ließ im Sommer 1890 ihrem Sohn gehörende Gegenstände kommen und bat Herrn Durisch, das Uebrige noch aufzubewahren. Die Angabe, daß Herr Durisch diese Dinge jetzt immer wieder anders erzähle, hat Frau Förster allein zu verantworten. Fest steht zunächst, daß in Sils keine Manuskripte lagen und daß Overbeck mit der Sorge für die silser Hinterlassenschaft nicht betraut war.

Frau Förster behauptet, was jetzt noch an Handschriften cirkulire, könne nur aus Turin oder Sils stammen. Weshalb denn? Frau Förster vergißt die Druckereien und Herrn Peter Gast; auch andere Zufälligkeiten, von denen nicht zu reden ist, weil man nichts davon weiß. Frau Förster weiß ja selbst, daß das Manuskript zum „Fall Wagner“ in der Druckerei verloren gegangen ist, und kommt nicht zu dem einfachen Schluß, daß das der Frau Dr. Dehmel angebotene Manuskript eben dieses gewesen sein könne und immer wieder von Zeit zu Zeit spuke und sie narre. Ein in Deutschland gebliebenes Manuskript, das in Deutschland angeboten wird: was ist denn daran so verwunderlich? Daß in Turin oder Sils ein Manuskript verloren gegangen ist, dafür fehlt bis heute jeder Beweis.

Frau Professor Overbeck

III. Antwort:

1. Nach Overbecks eigenem Zeugniß (Brief an Peter Gast vom zwanzigsten Januar 1889) sind in Turin Manuskripte meines Bruders liegen geblieben und von ihm vernichtet worden. Das ist von dem Rechtsanwalt der Frau Overbeck und von dem von ihr informirten Dr. E. Horneffer bereits zugegeben. Auf die Aufrufe hin hat man mir Manuskripte angeboten, die nur aus Turin stammen können, weil es (übrigens sehr interessante) Vorarbeiten zum „Ecce Homo“ sind. Ich habe diese Manuskripte gekauft. Am zwanzigsten März 1907 erbot sich wiederum ein Vermittler, mir Manuskripte aus Turin zu verschaffen. Er schreibt mir: „Im letzten Sommer wurde mir ein junger Doktor juris vorgestellt, der mir im Lauf des leider nur kurzen Gespräches eröffnete, daß er neuerdings seine schon umfangreiche Autographensammlung durch mehrere werthvolle Nietzsche-Manuskripte erweitert habe. Nach der Herkunft dieser Originale gefragt, erzählte der Herr mir dann, daß sein Oheim ein wohlhabender Rentier, sie ihm zum Geschenk gemacht, nachdem er sie selbst in Turin für wenige Pfennige erworben und Jahre lang achtlos bei Seite gelegt hatte.“ Man sieht, wie sehr sich der treffliche italienische Hauswirth meines Bruders in seinen Angaben geirrt hat.

2. Unsere Mutter hat dem Professor Overbeck im Januar 1889 in aller Form die Fürsorge für den handschriftlichen Nachlaß meines Bruders übergeben. Damit kein Mißverständniß entstehen könne, hat sie an Overbeck Anfang April 1889 noch einmal geschrieben. Overbeck antwortete am vierzehnten April 1889, um „sofort ein Mißverständniß zu beseitigen“: „Ich bitte Sie, ja mir zu glauben, daß es mir durchaus nicht darum zu thun ist, mich der Führung der Angelegenheiten Ihres Sohnes, so weit sie mir jetzt obliegt, zu entledigen. Sind Sie damit einverstanden oder geschieht Ihnen gar ein Dienst damit, daß ich sie weiter behalte,

so versteht es sich von selbst, daß es damit so bleibt, wie es ist. Meinerseits ist von irgend einem Opfer dabei nicht die Rede. Gingen die Dinge so fort wie in den ersten Wochen vor einem Vierteljahr und so lange insbesondere die Verhandlungen mit Naumann gingen, so würde ich freilich beim besten Willen nicht anders können, als an meine Erleichterung zu denken. Allein so, wie nun Alles geregelt und in Gang gebracht ist, reduzirt sich Das, was ich zu thun habe, auf so geringfügige und so wenig Zeit erfordernde Dinge, daß ernstlich nicht davon zu reden ist." Auch in einen Brief an Peter Gast vom dreiundzwanzigsten Februar 1889 schreibt Overbeck: „Unter Anderem bin ich gar nicht beruhigt über das Schicksal von Nietzsches literarischem Nachlaß, wenn uns, ich meine Ihnen und mir, die Entscheidung darüber entzogen ist." Dabei muß ich ausdrücklich bemerken, daß Herr Peter Gast in keiner Weise von meiner Mutter direkt beauftragt gewesen ist, sondern daß ihn nur Overbeck zu seiner Erleichterung herangezogen hat. Overbeck selbst behält sich die Verantwortung vor und schreibt in dem selben Brief, in dem die Frage der Veröffentlichung des „Ecce Homo" verhandelt wird (Peter Gast wünschte sie, Overbeck wollte sie nicht): „Auf jeden Fall wiederhole ich meine Bitte um Mittheilung des Manuskriptes, wenn Sie es entbehren können, damit ich mich in vollkommener Kenntniß der Sache entscheide, ob ich Ihnen die Verantwortlichkeit allein dabei überlasse, worin ich auch um meiner darin Naumann abzugebenden Erklärung willen vollkommen im Klaren sein muß." Overbeck zieht nachher das „Ecce Homo" aus dem Druck und von der Veröffentlichung zurück, im Gegensatz zu der Ansicht Peter Gasts, und würde damit eine vollkommen ungesetzliche Handlung begangen haben, wenn er nicht in jeder Hinsicht von unserer Mutter autorisirt gewesen wäre, über den handschriftlichen Nachlaß meines Bruders frei zu verfügen. Die Firma C. G. Naumann hätte dann allen Grund, gegen Overbecks Erbin gerichtlich vorzugehen und auf Schadensersatz zu klagen.

Overbeck hat übrigens nie bestritten, daß er die Verantwortung für den handschriftlichen Nachlaß meines Bruders nach dessen Erkrankung übernommen habe. Gerade deshalb war er so gekränkt, daß ich nach fünf Jahren noch Manuskripte aus Sils-Maria erhielt; ich habe übrigens im Winter 1893/94 an Durisch geschrieben, nicht Overbeck, und Durisch behauptete, daß er erst durch meinen Brief erfahren habe, wie werthvoll jede Handschrift meines Bruders sei. Overbeck fühlte sich auch dadurch beleidigt, daß im Frühjahr 1894 Herr Gustav Naumann, der in meinem Auftrag in Genua nach den Manuskripten suchte, eine reiche Fülle der wichtigsten Handschriften dort auffand. Das ist ja die einzige Ursache der Differenz zwischen Overbeck und mir. Als er im Sommer 1892 die zu den Werken meines Bruders gehörigen Handschriften meiner Mutter gab, behielt Overbeck seine Abschrift des „Antichrist" zurück. Als der „Antichrist" zwei Jahre danach gedruckt werden sollte, bat Dr. Kögel, der das Manuskript nicht noch einmal für den Druck abschreiben wollte, den Professor um seine Abschrift. Er gab sie für diesen Zweck her, erklärte aber, sie für sich gemacht zu haben. An die in Sils-Maria liegen gebliebenen Manuskripte hatte Peter Gast den Professor schon 1890, bei dessen Besuch in Jena, mehrfach erinnert.

3. Alles, was Frau Overbeck über Sils-Maria behauptet, ist apokryph und mißverstanden. Ich gebe mir gar nicht die Mühe, es zu widerlegen, da der (in der „Zukunft" abgedruckte) eidlich beglaubigte Brief des Herrn Henri Petit den genausten Aufschluß giebt. Frau Overbeck verwechselt immer wieder die Kleidung-

stücke meines Bruders, die sich meine Mutter nach Naumburg kommen ließ, mit den Handschriften zu seinen Werken.

4. Weder in der Druckerei noch bei Herrn Gast kann der „Fall Wagner“ verloren gegangen sein. Es handelt sich aber bei der schon 1894 so hoch bewertheten Handschrift meines Bruders gar nicht um den „Fall Wagner“ oder ein anderes Druckmanuskript, sondern um eine ganz unbekannte Handschrift meines Bruders. Frau Dr. Dehmel hat ausdrücklich erklärt, daß die ihr angebotene Handschrift nicht der „Fall Wagner“ gewesen sei, was ja bereits der für 1894 außerordentlich hohe Preis beweist. Auch mir ist von dem Vermittler, der mir das Manuskript doch noch zu verschaffen hofft, bestimmt gesagt worden, daß es sich nicht um den „Fall Wagner“ oder ein anderes Druckmanuskript handelt; daran würde ich ja nicht solche Mühe und so außerordentlich hohe Kosten wenden.

Ich glaube, daß diese Thatsachen deutlich beweisen, wie gut begründet jede meiner Aeußerungen in dem Artikel „Verlorene Handschriften“ ist.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

IV. Ueber das Thema „Nietzsche und Stirner“ hat Professor Franz Overbeck im Frühjahr 1899 auch mit mir des Längeren korrespondirt. Damals stimmten Overbeck und ich darin ungefähr überein, daß Nietzsches Bekanntschaft mit Stirner nicht nur nicht zu erweisen, sondern auch unwahrscheinlich sei. Um so mehr war ich überrascht, in Overbecks „Erinnerungen“ plötzlich die Bekanntschaft Nietzsches mit Stirner dennoch behauptet zu sehen, und zwar unter Berufung auf Professor Baumgartner. Baumgartner giebt aber in seinem Brief vom April 1899 an Professor Joel zu verstehen, daß Nietzsche seine Stirner-Kenntniß vielleicht nur aus der kurzen Charakteristik habe, die Friedrich Albert Lange von Stirners Buch giebt. Das war stets auch meine Ansicht. Mit Lange hat sich Nietzsche eingehend beschäftigt, durch ihn ist er auf manches ihm ferner Liegende geführt worden, was in seine Studien (zumal über die demokritische und epikureische Atomistik) gehörte; zum Beispiel: auf Gassendi und Boscovich. Stirners Buch selbst aber ist Nietzsche, nach Allem, was ich aus unserem dreizehnjährigen Verkehr weiß, unbekannt geblieben. Langes Worte über Stirner mögen auf Nietzsche starken Eindruck gemacht haben, Nietzsche mag sich vorgenommen haben, Stirner daraufhin zu lesen: zur Ausführung seines Vorsatzes ist es aber nicht gekommen. An dieser auf äußeren und inneren Gründen beruhenden Ueberzeugung muß ich festhalten, so lange mir nicht andere Zeugnisse entgegentreten, als es Overbecks „Erinnerungen an Nietzsche“ sind. Denn diese halte ich, offen gestanden, für zweifelhaften Werthes. Ihr Erscheinen hat mir um Overbecks willen wehgethan: sie sind aus der Verstimmung des Alters geschrieben, dem fast nichts mehr recht ist und unter dessen Einfluß sich selbst das Bild der eigenen Vergangenheit trübt. Ein solcher Zustand der Lieblosigkeit und Gedächtnißschwäche ist aber nicht mehr einer, der zur gerechten Beurtheilung eines so wunderbaren Mannes wie Nietzsche befähigt. Hier mußte das Erste sein, Nietzsches Größe zu sehen, sein Verdienst, seine befreiende, befruchtende Wirkung; im Sonnenlicht dieser Eigenschaften hätte dann auch für Overbeck so Vieles, das er verkennt, an Bedeutung gewonnen oder verloren, je nach der Größe der Auffassung. Um diese aber hat sich Overbeck in seinen „Erinnerungen“ so wenig bemüht, daß ihnen im Verhältniß zu Nietzsche, selbst wo sie rein Thatsächliches berichten, nur sehr relative Giltigkeit zuzusprechen ist.

Weimar. Peter Gast.

# Gedichte.*)

## Meiner Mutter.

Für jede Güte hab' ich Blicke,
für jede Liebe trag' ich Dank:
bei Einer nur kann mirs nicht glücken,
von der ich Blut und Leben trank.

Noch immer fühle ich es rinnen
geheimnißvoll in mich hinein
und ich empfinde Sein und Sinnen,
wie einst, noch immer nicht als mein.

Für dieses Schenken ohne Schranken,
für dieses Strömen ohne Ruh',
ach, wo und wem nur sollt' ich danken —
denn Du bist ich und ich bin Du.

## Meiner Schwester.

Auf dem Platz seh' ich Dich stehn vorm Hause.
In das graue Wintermäntelchen
Dich verkriechend, suchst Du nach der bleichen
Mittagsonne, die nur hin und wieder
mühsam durch die müden Wolken blickt.
Nun bemerkst Du mich und kommst entgegen
mir gelächelt; und das eine Lid
schließend, äugst Du nun possierlich mich
seitwärts an wie Dein geliebter Lori.
Lachend gehn wir weiter und Du plauderst.
Deiner Laune froh, bemerk' ich kaum,
wie die Stimme schon so heiser klingt
und wie Du Dich mühst, den Mund zu schützen,
wenn ein kalter Windstoß durch die kahlen
Baumalleen läuft, um immer wieder
bleiche Sonneninseln wegzuscheuchen.

*) Ein neuer Lyriker. Nicht ein behender Epigone, der mit Ererbtem klug Haus hält. Nicht Einer, den man in eine bestimmte „Richtung“ weisen und dessen kunstvolle Wortfügungen man, wie im Schaufenster funkelnde Juwelen, anstaunen kann. Der junge Herr Hans Böhm giebt nur selbst Empfundenes. Giebt es so schlicht, wie es ihm ins Bewußtsein trat. Sucht sein Gefühl nicht, ehe ers über die Lippe läßt, mit künstlich beschleunigtem Athem blank zu putzen. Den Schein der Armuth scheut er nicht; nur den protziger Effektsucht. Doch hat er viele Töne; für mein Ohr schon den Ton einer Persönlichkeit. Herr Ferdinand Avenarius, ein hellhöriger Erkenner werdender Dichter und selbst ein Poet, hat ihn gefunden. Ich will heute nur auf diese Hoffnung hinweisen und dem Dichter, den man hier zum ersten Mal hört, nicht kommentirend noch gar kritisirend dreinreden. Seine „Gedichte“ sind bei Georg D. W. Callwey in München erschienen.

### Letzte Tage.

Die Augen übergroß und dunkelleuchtend
ließ unaufhörlich sie durchs Zimmer wandern,
in schwerem Sinnen, steinern ernst.
Was träumst Du nur, schweigend verglimmendes Leben?
Fühlst Du Dich schwinden? Ist es Lust? Sinds Qualen?
Fast hätt' ichs laut hinausgeschluchzt.

Ob unsern thränenheißen Blick sie spürte?
Die Augensterne auf uns kehrend, sah sie
uns lange an, durchdringend, streng.
Nun kannte sie uns; und das Todesantlitz
bewegte mühsam sich zu einem Lächeln,
daß Aug' und Herz uns überquoll.

### Tot.

So jenseits der Klage,
so jenseits der Lust, —
Vom Menschenwesen
hat je sie gewußt?

Geheimnißvoll stille
in Stunden nur
wandelt sich leise
der Züge Spur.

Und immer wieder
herzu wir gehn,
als müßt' in den Mienen
das Schlußwort stehn,

das über sich selber
dies Leben sagt, —
obs dankbar sich segnet,
verzweifelt klagt.

### Der alternde Mörike.

Ach, der Greis, er sucht nach der goldenen Schaukel,
die ihm einst die Himmlischen täglich reichten,
daß er, drin sich wiegend, der ewgen Dinge
Rhythmus in sich wieder erklingen höre.
Oft fand im Traum er, im halben Wachen
in die Götterschaukel gehoben sich; und
tief durchpulst von Himmelsgeräuschen, schrieb er
gottgeheißne Worte unwachend nieder.

Blies ihn an der duftige Mund des Frühlings,
schwirrte um ihn mystisches Nachtgetöne,
lachte morgenselig der Blick der Liebsten

ihm entgegen, daß er in heißem Schauer
aufwärts hob die Hände, des Worts unmächtig:
sieh, schon trugs hinauf ihn zu heller Höhe
und des Herzens glückliche Unrast fügte
tiefberuhigt sich zu dem Schaukeltakte
lüfteleichter, nie noch gehörter Rhythmen.

Ach, der Greis! Er sucht nach der goldnen Schaukel!
Zu der Heimath eilt er, den Jugendstätten.
Dort im Garten unter dem Birnbaum klang dem
Knaben einst das Göttergeräth zuerst aus
blütheweißen Zweigen lustbebend nieder.
Ach, nicht tönts ihm heute; es stehn entgöttert
Baum und Garten, ob er mit heißer Hast auch
sucht und sucht —

Armer Greis, nie klingt sie Dir mehr, die Goldne!
Keinem müd gebrechlichen Leibe will der
Götter grausam heitere Jugend ihrer
Dichterwiege zierlich Geräth vertrauen.
Laß, laß ab denn, ruhelos zuckend Herze, —
bald zu Dir kommt, der Dich auf ewig stillet.

Aber vorher segne Du uns und bete,
daß auch wir, dieweil wir in Jugend blühen,
Deines goldnen Sitzes theilhaftig werden.
Leichter mags dann fallen, den letzten Gang zu
wandern, der jetzt schweigend vor Dir aufdunkelt.

## Die Mumie.

Schwarze Mandelaugen vor mir,
ein Gesicht von dunkler Bronze.
Schmale Lippen gleich rothbraunen
Schnecken gleiten über spitzen
gelben Zähnen auseinander.
Von den eingesunknen Wangen
zieht die dünne Haut ein lautlos
Grinsen zu den Backenknochen.
In dem Glasgehäuse neulich
sah ich ihn. Was will er doch?

Und nun sind wir auf der Straße
und ich muß ihm Alles zeigen,
dem fünftausend Jahre Alten.
O daß wir vor ihm bestünden!
Alle kann er uns verderben.
Er ist mächtig, er ist böse:
Finster glupt er auf die Häuser,

Plätze, Brunnen, — auf die Kirchen.
Kalt ein Hauch, urfremder Dunst
bläst herüber und ich habe,
hab' kein Wort für ihn.
O was soll das Alles werden!

Plötzlich steht ein Mädchen drüben;
blühend lächeln seine Lippen.
Froh vertraut wink ich ihr zu,
zeige stolz dem Andern sie.
Aber Der — ein wildes Lachen
wiehert er und schon voll arger
Heidengier stürzt er sich auf mein
liebes Mädchen. Ich dazwischen,
Wuth in mir und Grauen.

Da erstarrt er jäh. Das Haupt
biegt sich rückwärts. Ueber Stirn und
Schlaf erschwillt ihm eine breite
Narbe, röthet, feuchtet sich.
Ein Axt halt' ich und senke
in die weich aufbrechende Wunde.
Und ich drück' und stoß' und stemme:
„Tief, tief, tief hinab mit Dir,
Heidenhund!"

## Jesu Mutter
Ev. Marc. III.

Jesus, von jungen Thaten stark,
fuhr wieder in seine Heimathmark,
in fremder Männer froher Schaar
kam er, da seine Mutter war.
Geschrei und Hohn; und zu ihr treten
Jesu Geschwister: „Siehst Du den Propheten?"

Maria hörts mit dunkelm Gesicht:
„Einen Propheten, den kenn' ich nicht.
Ist nur ein Sohn, der mir bewußt;
hier trug ich ihn an dieser Brust
und zog ihn auf mit Lust und Scherz
und zog ihn auf in Angst und Schmerz.
Und ob noch Andre gekommen sind,
er war mir doch das liebste Kind
und hab' ihm Alles anvertraut,
ihn wie den Vater angeschaut.
Doch Du! Was war Dir meine Liebe und Leid!
Schlichst lieber in Deine Einsamkeit,

mochtst lieber so hoch in Gedanken schweifen,
die wir Dummen ja nie begreifen,
mochtst lieber Dich zu Fremden setzen,
konnten Dir besser zum Munde schwätzen,
wußten ja mehr und früher von Dir
als Deine Mutter und Brüder hier."
Und Die: „Ja, uns hat er vergessen.
Laß ihn gehn. Er ist ja besessen!"

Jesus ein Trauern überkam,
da er sah den Haß und Gram.
Wußte, es drängen nicht Blick noch Worte
jetzt durch ihrer Herzen Pforte.
Schaute drum nur groß und klar
auf die geliebte Jüngerschaar:
„Wahrlich, Der ist mir verwandt,
der mich gehört und mich erkannt.
Wer ist gleich wie ich gesinnt,
ist mir Mutter und Mutterkind."

Schied sich so von seinem Haus,
fuhr zu neuen Werken aus.
Aber der Frau am verlassenen Ort
klang ein heimlich-hohes Wort:
„Wann sie Alle von ihm gehn,
Maria soll unter dem Kreuze stehn."

Köln. Hans Böhm.

# Bodenkreditanstalten.

Seit einigen Wochen ist an der frankfurter und an der münchener Börse der Kurs der Pfandbriefe der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg gestrichen. Von dieser Bank sprach ich hier schon. Die Generalversammlung vom zwanzigsten Februar war zum Tribunal für den jetzt beseitigten Staatskommissar Trümmer geworden; und die Vertreter der Bankiers Ansbacher benutzten die Gelegenheit, um die Verwaltung öffentlich der Bilanzverschleierung, tadelswerther Beleihungen und der Jagd nach Tantiemen anzuklagen. Schließlich gelang es, nach stürmischer Debatte, dem Vorstand, die bayerische Regirung zur Berufung einer Kommission zu bestimmen, die alle gegen die Bank erhobenen Vorwürfe prüfen soll. Die Minorität, die aus der Ansbachergruppe besteht, hat alle Beschlüsse der Generalversammlung angefochten; dieser Prozeß, in dem alle Vorgänge noch einmal erörtert werden müssen, kann aber, wie der Vorsitzende im ersten Termin erklärte, unter Umständen zwei bis drei Jahre dauern. So lange durfte man mit der Revision nicht warten. Schon um zu vermeiden, daß die Revisoren durch einen Gerichtsspruch beeinflußt werden, mußte man beide Instanzen ihre Arbeit zur selben Zeit beginnen lassen. Der neue Staatskommissar der Bayerischen Bodenkreditanstalt, der in Gemeinschaft mit einem Bank-

direktor und einem Architekten die Revision vornehmen soll, kann dabei gleich seine Sachkenntniß erweisen. Nachdem die bayerische Regirung sich zu einer Untersuchung bereit erklärt hatte, lag zunächst kein Grund vor, sich weiter mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Die Ansbächer und Genossen griffen die Bank aber von Neuem an und diese Hetzereien bewirkten ein so starkes Angebot von Pfandbriefen, daß, weil die Bankleitung nicht noch höhere Beträge zurücknehmen wollte, der Kurs des Papieres gestrichen werden mußte. Der Direktion ist vorgeworfen worden, daß sie nicht mehr Pfandbriefe aufgenommen habe, um das Ansehen der Bodenkreditbank zu retten. Nun seien die Pfandbriefbesitzer geschädigt: ihr Papier sei unverkäuflich. Die allzu ängstliche Vorsicht werde aber auch der Bank schaden; denn sobald ihr Pfandbrief wieder einen Kurs habe, werde das Publikum neue Massen auf den Markt bringen.

Die Bayerische Bodenkreditanstalt hat bei dem Run von den umlaufenden 141 Millionen Mark Pfandbriefen rund 6 Millionen aufgenommen und dann durch Rundschreiben bekannt gemacht, daß sie fürs Erste nicht mehr kaufe. Das war ihr Recht; Brauch, aber nicht Pflicht der Hypothekenbanken ists, den Markt ihrer Pfandbriefe durch Aufnahme unverkäuflicher Beträge zu stützen. Weil die Banken nach lobenswerther Sitte den Kurs ihrer Obligationen stets kontroliren, glaubt Mancher, der Hypothekenbrief sei, wie die deutschen Anleihen, unter allen Umständen verkäuflich. Deutsche Reichsanleihe kann man, wenn man den Kursverlust nicht scheut, stets absetzen; Hypothekenobligationen finden nicht immer Käufer. Vor der würzburger haben es die norddeutschen Pfandbriefkrisen gelehrt. Trotz ihrem schlechten Kursstand sind die deutschen Staatsanleihen in gewissem Sinn eben doch allen anderen Papieren überlegen. Die Hypothekenpfandbriefe kommen gleich hinter ihnen; vor vielen Stadtanleihen, die keinen Markt haben. Nach ihrem inneren Werth sind Stadtanleihen nicht schlechter als Hypothekenpfandbriefe; die äußere Bewerthung gleich hoch verzinster Papiere hängt aber davon ab, ob sie leicht oder schwer verkäuflich sind. Das Publikum sieht in den fast immer gleichmäßigen Kursen der Pfandbriefe eine Bestätigung der Thatsache, daß stets reguläres Angebot und reguläre Nachfrage vorhanden ist; oft aber sind die Hypothekenbanken selbst die Käufer oder, wenn die Situation es erfordert, die Verkäufer. Weil die Meisten glauben, solche Eingriffe gebiete die Pflicht, ist die Zurückhaltung der Bayerischen Bodenkreditanstalt härter beurtheilt worden, als der Gerechtigkeit entspricht. Vielleicht hätte das Angebot nachgelassen, wenn die Bank noch 10 oder 15 Millionen zurückgenommen hätte; vielleicht wäre der Andrang dann aber noch stärker geworden und Jeder hätte versucht, seine Pfandbriefe loszuwerden. Die Bayerische Bodenkreditanstalt leidet ja nicht unter den Folgen eines vorübergehenden Mißtrauens; sie ist immer mit einiger Skepsis beobachtet, ihr Handel und Wandel ist stets scharf kritisirt worden. Die Aera Ansbacher ließ es ja auch allzu oft an der erforderlichen Vorsicht fehlen. Wer weiß, wie viele Pfandbriefinhaber die Gelegenheit benutzt hätten, sich eines längst lästigen Besitzes zu entäußern? Mit dieser Möglichkeit mußte die würzburger Direktion jedenfalls rechnen, der ich, im Uebrigen, zutraue, daß auch eigenes Interesse sie bewogen haben, mag, ihre Pforten den zurückströmenden Obligationen nicht allzu lange offen zu lassen. Denn Dividende und Tantiemen sind, selbst bei längere Zeit andauernder Stagnation des Pfandbriefverkaufes, noch nicht verloren. Ihre Haupteinnahme, den Ueberschuß der Hypotheken- über die Pfandbriefzinsen, hatte die Bank schon am zweiten Januar verdient. Bis zum Tage der Generalversammlung wird vielleicht auch noch an Pro-

visionen Einiges eingegangen sein und die Kreditseite der Gewinn- und Verlustrechnung beim nächsten Abschluß kaum erkennen lassen, wie gefährdet die Bank am Anfang des Jahres 1907 war. Da für die Pfandbriefe, denen die Bank Obdach gewährt hat, keine Zinsen zu zahlen sind, winkt auch hier ein indirekter Gewinn, dessen die Aktionäre sich freuen dürfen. Deren Aussichten sind heute also günstiger als die der Pfandbriefbesitzer. Das ist im Prinzip nicht gerechtfertigt; denn die Interessen der Obligationäre sollen allen anderen vorangehen. Hätte die Bodenkreditanstalt sich, durch Verpfändung von Hypotheken, 15 oder 20 Millionen Mark verschafft, um noch mehr Pfandbriefe aufnehmen zu können, so wäre sie mit einer (bei 7 Prozent Lombardzinsfuß nicht gerade kleinen) Zinsenlast bebürdet, die zwar um die Summe der gesparten Pfandbriefzinsen niedriger geworden wäre, aber immer noch etliche Hunderttausende betrüge. Und wenn diese Extraausgabe so groß geworden wäre, daß sie den Zinsüberschuß aufzehrte, dann gäbe es keine Dividende mehr, bis die Bank ihre Pfandbriefe wieder verkaufen könnte. Wann diese Möglichkeit sich bieten wird, ist noch nicht abzusehen. Ergiebt die Revision nichts Belastendes, stellt sich heraus, daß die als Unterlage für die Pfandbriefe dienenden Hypotheken einwandfrei sind, so ist kein Grund mehr, den inneren Werth der Obligationen in Frage zu stellen. Die Pfandbriefbesitzer werden von der Bodenkreditanstalt ihre Zinsen pünktlich und ungekürzt erhalten, den einzigen Anspruch, den sie an die Bank haben, also befriedigt sehen. Wer die Schuldverschreibung einer Hypothekenbank kauft, erwirbt damit das Recht auf einen bestimmten Zinsbetrag, nicht aber auch darauf, daß die Bank die Schuldverschreibung zu jeder Zeit einlösen muß. Dazu verpflichtet sie sich meist erst nach Ablauf einer Reihe von Jahren. Bis dahin sind die Pfandbriefe unkündbar und unverlosbar; was inzwischen mit ihnen geschieht: danach braucht die Bank nicht zu fragen.

Der Kurs wurde gestrichen, weil das Angebot groß, die Nachfrage minimal war. Die Börsenordnungen geben, nach dem Paragraphen 29 des Börsengesetzes, dem Börsenvorstande das Recht, die Festsetzung eines Börsenpreises zu verweigern, wenn die vorliegenden Aufträge die Normirung eines Kurses, der ein Urtheil über die wirkliche Lage des Geschäftes ermöglicht, nicht zulassen. Als Börsenpreis ist, nach dem Gesetz, der Kurs festzusetzen, der nach dem Verlauf des Börsentages der wirklichen Geschäftslage entspricht. Dem Ermessen der Börsenorgane ist überlassen, wann sie den Kurs streichen wollen. Im Allgemeinen geschiehts, wenn nach relativ geringem Geschäft eine unverhältnißmäßig große Kursänderung nothwendig gewesen wäre; mag es auf dem Markt nun an Verkäufern oder an Käufern gefehlt haben. Bei einem Angebot von 20000 Mark müßte, ohne entsprechende Nachfrage, der Kurs um mehrere Prozent herabgesetzt werden. Um einen so abnormen Preisunterschied zu vermeiden, streicht man die Notiz und läßt dadurch erkennen, daß es an diesem Tag keinen Markt für das Papier gab. Der Ausweg, zwei Kurse zu notiren, einen Brief- und einen Geldkurs, würde an das selbe Ziel führen wie eine niedrige Geldnotiz. Absolut unverkäuflich sind die Pfandbriefe ja nicht; es kommt nur darauf an, wie man sie hergeben will. Die vierprozentigen Obligationen der Bayerischen Bodenkreditanstalt sind unter der Hand zu 94 verkauft worden, also zu einem Kurs, der tief unter dem normalen blieb. In der Presse stand, die Börsenorgane hätten beschlossen, den Kurs der würzburger Pfandbriefe während der ganzen Dauer der Revision nicht zu notiren. Das ist nicht richtig. Solcher Beschluß hätte die Verkaufsfreiheit in unzulässiger Weise beschränkt. Wenn die Gemüther sich wieder beruhigt haben, giebts vielleicht

auch wieder einen regulären Umsatz der Pfandbriefe. Diese Möglichkeit darf nicht durch eine auf unbestimmte Zeit erlassene Verfügung ausgeschlossen werden.

Für die übrigen bayerischen Hypothekenbanken ists ein Glück, daß die Pfandbriefe der Bayerischen Bodenkreditanstalt nicht mündelsicher sind; sonst hätte man wieder gesagt, es sei bitteres Unrecht, den bayerischen Pfandbriefen die Mündelsicherheit zuzuerkennen, während den preußischen dieses Privilegium fehlt. Miquel hat sich, in Uebereinstimmung mit Voigts bekannter Brochure, gegen die Gewährung der Mündelsicherheit erklärt; aber nicht etwa, weil er diese Papiere nicht für sicher genug hielt, sondern, um den Staatsanleihen eine unerwünschte Konkurrenz fern zu halten. Bayern hats auf diesem Gebiet freilich besser als Preußen. Die würzburger Pfandbriefe sind von dem Privileg ausgeschlossen, weil die Bank vor dem Beginn der Wirksamkeit des Bürgerlichen Gesetzbuches, dem letzten Termin, der die Verleihung der Mündelsicherheit ohne Bundesrathsbeschluß ermöglichte, noch zu jung war, um genügende Garantien zu bieten. Daß die bayerische Regirung seit 1900 im Bundesrath nicht die Mündelsicherheit für die Würzburger beantragt hat, ist um so erklärlicher, als auch für die preußischen Hypothekenbanken kein solcher Antrag gestellt worden ist. Eine andere Frage ist, ob die übrigen bayerischen Pfandbriefbanken nicht gut daran gethan hätten, die Pfandbriefe der Würzburgerin für eine Weile aufzunehmen, statt in mehr oder minder verblümter Weise den Umtausch der würzburger gegen ihre eigenen Obligationen zu empfehlen. Jeder Geschäftsmann freut sich über die Schlappen der Konkurrenz. Das ist nur menschlich. Hier aber handelt sichs nicht nur um das Wohl und Weh der einen Bank, sondern um ein Interesse des ganzen Pfandbriefmarktes. Der würzburger Skandal kann das Pfandbriefgeschäft arg schädigen. Deshalb durften die Konkurrenten nicht schadenfroh im Hintergrund bleiben. Bei den Bankiers, die den Verkauf der Pfandbriefe besorgen, gab der Wegfall der Bonifikationen zu Ungunsten der würzburger Schuldverschreibungen den Ausschlag. In den Rundschreiben an ihre Kundschaft haben sie zwar nicht direkt zum Verkauf der würzburger Pfandbriefe gerathen (so dumm sind sie nicht; man will sich doch nicht die Möglichkeit abschneiden, später wieder anständige Vermittlergebühren zu bekommen), aber gesagt, unter den obwaltenden Umständen sei immerhin zu empfehlen, sich lieber etwas Anderes zu kaufen. Und das Publikum verschleuderte seine Pfandbriefe und kaufte dafür „totsichere" amerikanische Eisenbahnpapiere. Ueber den Mißbrauch, der mit den Verkaufsbonifikationen beim Pfandbriefgeschäft getrieben wird, könnte nach der würzburger Affaire wieder Einiges gesagt werden. Wenn die Banken einander nicht in der Gewährung hoher Vergütungen überböten, wären sie in der Noth nicht so rasch von ihren „Freunden" verlassen.

Was aus der Bayerischen Bodenkreditanstalt werden wird? Man muß es abwarten. Die Revisoren sollten sich mit ihrer Arbeit beeilen und die Theilergebnisse der Untersuchung sofort veröffentlichen. Sensationen werden nicht erwartet. Die Pfandbriefe gelten für gesund. Kommt nicht noch sehr Schlimmes heraus, dann war die Hetze leichtfertig unternommen. Noch sehe ich keine Möglichkeit einer Wiederaufnahme des Pfandbriefverkaufes. Die Erbitterung über die geringe Rückkauflust der Bank erschwert einstweilen den Absatz. Vielleicht wäre der Anschluß an eine andere Hypothekenbank zu erwägen. Ist ein bayerisches Unternehmen für solchen Plan nicht zu haben, so wird vielleicht ein nord- oder mitteldeutsches Institut die Gelegenheit wahrnehmen, sich in Süddeutschland einen Markt für seine Pfandbriefe zu schaffen. Denn daß eine Hypothekenbank, die in Schwierigkeiten gerieth, wieder lebensfähig gemacht werden kann, hat die Metamorphose der einst viel schwerer belasteten Pommernbank gezeigt. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

# Die Zukunft.

**Berlin, den 4. Mai 1907.**


## Durch die Blume.

### Ein Beitrag zur Geschichte des guten Geschmackes in Berlin.

Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit mein Freund Lichtwark seine Philippika gegen den schlechten Geschmack der Blumenhändler in Berlin ausgehen ließ.*) Es war die Zeit der fürchterlichen Tellerbouquets, die eine rothe Kamelie, umgeben von ausgerupften weißen und blauen Hyazinthen und Primeln, enthielten, in konzentrischen Ringen, wie man es mit harten Eiern, rothen Rüben, Sardellen und Pfeffergurken beim Arrangement des Heringsalates zu sehen gewohnt war. Diese Bouquets, mit Vermeidung jedes grünen Blattes, aber mit reichlicher Verwendung von Draht hergestellt, umgab die traditionelle Spitzenpapiermanchette, die sich seitdem auf das verwandte Gebiet der Torten und Baumkuchen zurückgezogen hat und deshalb nicht mehr in den Blumenläden, sondern in den Konditoreien angetroffen wird. Ich weiß nicht, ob die Tellerbouquets hier und da noch in entlegenen Provinzialstädten zu finden sind; in Berlin wird man ihnen schwerlich mehr begegnen. 1890 wurden nach Lichtwark die ersten wilden Blumen: Schneeglöckchen, Primeln, Anemonen, Vergißmeinnicht, auf dem Potsdamer Platz feilgeboten und von da drangen sie langsam, aber sicher in die Blumenläden, wo man anfing, die Zugehörigkeit der grünen Blätter zu den Blumen, mit denen sie gewachsen waren, als eine in der Natur der Pflanze begründete Thatsache anzuerkennen.

Aber jede neuentdeckte Wahrheit braucht ihre Zeit, bis sie ins Volk dringt, und so konnte man noch lange nachher zur Sommerszeit jene Sträuße eng aneinandergepreßter Kornblumen auf den Straßen sehen, die erfolgreich mit

*) „Makartbouquet und Blumenstrauß“. 1892.

dem Effekt blauer Wollenknäuel wetteiferten, bis es einem geschmackvollen Blumenhändler — seinen Namen hat Klio leider nicht der Nachwelt überliefert — einfiel, die blauen Cyanen an langen Stielen, wie sie im Korn gewachsen waren, mit dem zarten Graugrün ihrer schmalen Blätter zu einem graziösen Strauß zu vereinen. Anfangs staunten die Berliner über die Kühnheit eines Mannes, der die Natur zur Lehrmeisterin der Kunst des Blumenbindens zu machen wagte; aber schließlich fanden sich doch einzelne Gutgesinnte, die einsahen, daß der Neuerer Recht hatte; und sie kauften seine Waare. „Ein großes Muster weckt Nacheiferung": bald sah man überall in den Schaufenstern der „Fleuristen" leicht gebundene Blumensträuße ohne Draht und Spitzenpapiermanchette. Selbst die langen Zweige des Haselnußstrauches mit ihren grünen Lämmerschwänzchen, die rosenfarbige Mandelblüthe, die blaßgelbe Forsythia kamen zu Ehren; und sogar die wegen ihrer Geruchlosigkeit und angeblichen Steifheit verschrieenen Tulpen wurden salonfähig. Man kaufte sie in Bündeln und stellte sie lose in hohe Gläser, um sich an der Schönheit ihrer Farben und der Grazie ihrer feingebogenen Stengel zu erfreuen. Zur selben Zeit entdeckte man, daß man — wie es in England von Alters her Sitte gewesen — Blumen auch zum eigenen Gebrauch oder zum Tafelschmuck kaufen könne und nicht nur, wie die Tellerbouquets, zu Geschenken an Geburtstagen von Tanten oder zu anderen Familienfesten.

Einer der ersten Blumenhändler, bei denen geschmackvolle Sträuße in Berlin zu haben waren, hieß Manso und hatte einen winzigen Laden in der Leipzigerstraße, später in der Friedrichstraße. Seine Spezialität waren russische Veilchen. Ich glaube, er gab schon in den achtziger Jahren den vergeblichen Kampf gegen den ortsüblichen Geschmack und sein Geschäft auf. Vielleicht waren auch andere Gründe dafür bestimmend; ich habe es leider versäumt, mich rechtzeitig danach zu erkundigen, und bin auf die trügerische Quelle der persönlichen Erinnerung angewiesen. Jedenfalls war er, wie ein Dezennium später Giebe in der Potsdamerstraße, ein Vorläufer des guten Geschmacks in Berlin und sein Gedächtniß soll — ob er noch unter den Lebenden weilt oder nicht — in Ehren bleiben.

Dann vergingen viele Jahre. Mein Lebensweg entführte mich dem Weichbild Berlins; und in Dresden lernte ich einen hochentwickelten Blumenkultus kennen, der auf offenem Markt von den zahlreichen Engländerinnen und Amerikanerinnen genährt und gefördert wurde, denen Blumen zum Lebensbedürfniß gehörten. Jede Marktfrau verkaufte die zarten Kinder Floras in Bündeln mit unverkürzten Stielen und Blättern, wie sie von den Fremden verlangt und gut bezahlt wurden. Für den verwöhnteren Geschmack sorgte Emma Hölzner in der Seestraße, deren Rosen und Nelken an Schönheit unter den zahlreichen Blumenläden von Elb-Florenz unerreicht dastanden und die auch

im Arrangement loser Blumen mit langen Stielen einen ungewöhnlichen Geschmack bekundete.

Als ich nach einem Vierteljahrhundert in die Vaterstadt zurückkehrte, fand ich Vieles anders, als ich es verlassen. Auch der Geschmack an Blumen hatte sich verändert; aber zum Guten, was man von anderen Dingen nicht so ohne alle Einschränkung behaupten konnte. Der Blumenhandel hatte „kunstgewerbliche" Wege eingeschlagen und es gab Läden, wie, zum Beispiel, den von Otto Möhrke in der Schillstraße, der bezeichnender Weise die Aufschrift: „Frische Blumen, Kunsthandlung" trug. In der That war hier der „Kunst im Leben der Blume" ein besonderes Recht eingeräumt. In schweren Thongefäßen, glasirten und unglasirten, prangten Sträuße von ungewöhnlichen Dimensionen. Man erkannte schnell den Geschmack eines wirklichen Künstlers, der nur mitunter dem Gefäß einen zu starken Accent gegenüber dem Inhalt geliehen hatte. In den bronzirten Wurstkränzen (man verzeihe mir diese etwas gewagte, aber die Eigenart charakterisirende Bezeichnung), den lang herabhängenden vergoldeten Bändern, in den orangegelb, mennigroth, blau oder violett gefärbten Immortellenbäumchen machten sich deutlich münchener Einflüsse geltend, Anklänge an Festdekorationen, wie sie Lenbach und Stuck im großen Prunksaal des Künstlerhauses ausgebildet hatten.

Der „Stil Möhrke" machte Schule und man traf alsbald in anderen Blumenläden des Westens Nacheiferer, die es ihrem Vorbild gleichthun wollten, ohne es jedoch anders als in Aeußerlichkeiten zu erreichen. So war es ja auch — mutatis mutandis — in der Architektur Alfred Messel ergangen, als er im Wertheim-Palast Normen geschaffen, die bestimmend für ungezählte Waarenhäuser in ganz Deutschland wurden.

Köstliches Material an frischen Blumen fand ich in den verschiedensten Geschäften: Orchideen in reicher Auswahl bei J. C. Schmidt Unter den Linden, Rosen bei Adolf Koschel, Nelken von ungewöhnlicher Größe und Schönheit bei Paul Hanuschky, Potsdamerstraße, und bei H. Reiche am Kurfürstendamm. Die farbenprächtigsten Anemonen hatte Louis Meinel in der Joachimsthalerstraße ausgestellt. Aber es fehlte fast überall an dem sicheren Blick und der ordnenden Hand, die das bunte Vielerlei des Materials zur künstlerischen Einheit gebunden hätte. In manchen Schaufenstern begegnete man sogar horriblen Scheußlichkeiten. Die Spitzenpapiermanchette war zwar verschwunden, aber an ihrer Stelle machte sich eine Vorliebe für gekrepptes, farbiges Papier breit, das zuerst schüchtern die feine Ockerfarbe der thönernen Blumentöpfe verdeckte, später in abenteuerlichen Spiralen die eingepflanzten Rosen und Azaleen umwucherte und den Gipfel der Geschmacklosigkeit in jenen hohen, getriebenen Fliederbüschen erreichte, bei denen die zarten, blassen Blüthendolden im Gewirr gleichfarbigen Papiers und breiter, protziger Atlasschleifen erstickten. Selt-

samer Weise suchte man die Farbe der Umhüllung meist jener der Blumen anzupassen, statt sie durch eine abweichende Farbe in ihrer Wirkung zu heben. S ... „Arrangements" konnte man natürlich nicht zu eigener Freude kaufen, so... n nur zu Geschenken, die möglichst kostbar aussehen sollten. Selbst den inzwischen modern gewordenen Tulpen that man Gewalt an, indem man ihre Blüthenblätter nach außen bog und sie so, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als falsche Kamelien in Kränzen verwendete. Hierher gehörten auch dunkelrothe Rosen mit sinnigen Aufschriften in weißer Farbe: „Ich liebe Dich!" oder so ähnlich, die in einem Schaufenster der Friedrichstraße prangten. — Aber genug von diesen Absurditäten!

Eines Tages führte mich der Weg durch die Lützowstraße; und ich blieb erstaunt vor einem kleinen Blumenladen, zwischen dem Elisabethkrankenhaus und Blumeshof, stehen, der die Aufschrift: „Franziska Bruck, Frische Blumen" trug. Was in den zwei nicht eben großen Schaufenstern ausgestellt war, erregte zuerst meine Bewunderung und dann meine Neugier. In schöner Harmonie standen da japanische Körbe, Bronzeschalen und krakelirte Fayencegefäße, gefüllt mit den köstlichsten Blumen und Blüthenzweigen. In einem flachen Korb wuchsen aus dunkelgrünem Moose blauviolette Iris mit gelben Kelchen neben zierlichen Schilfkolben, aus einer gehenkelten Bronzevase hoben sich riesige Zweige mit Apfelblüthen, graziöse Orchideen überflutheten mit dem zarten Gelb und Braun ihrer hundert Blüthen ein auf hohem Ständer emporragendes Bambusgefäß. Und all diese knospende, grünende und blühende Märchenpracht war mit einem treffsicheren Gefühl für die farbige Gesammtwirkung, mit einem Respekt vor der natürlichen Eigenart jeder Pflanze zusammengestellt, daß man den Eindruck hatte, im Boudoir einer mit seltenem Geschmack begabten Weltdame zu sein, deren Hände feinsinnig zur eigenen Freude ein Paradies im Kleinen geschaffen hätten. Auf die Idee, daß hier an einer verkehrsreichen Straße Blumen zum Verkauf ausgestellt seien, kam man gar nicht. Ich widerstand nicht der Versuchung, einzutreten, um die Schöpferin dieses Zaubergärtleins kennen zu lernen, und befand mich alsbald einer Dame gegenüber, die sich sofort als warme Freundin aller Blumen, als gewiegte Kennerin ihrer Namen und Arten entpuppte. Sie hatte Lichtwark gelesen und mit Nutzen gelesen, was sie für ihre Zwecke brauchen konnte. Die japanischen Körbe, Vasen und Bronzeschalen hatte sie sich an der ersten Quelle für solche Dinge, in der Kunsthandlung von Wagner & Co., verschafft. Die strengen Regeln des Blumenarrangements der Japaner, die für diese Blüthe nur diese Schale, für jenen Zweig nur jene Vase erlauben, schien sie sich zu eigen gemacht zu haben. Mit der Bescheidenheit, die eine Schwester der Sachkenntniß ist, sprach sie über Wege und Ziele des guten Geschmackes in der Kunst des Blumenkultus; und ich verließ ihren Laden mit dem befriedigenden Bewußtsein, daß man ein Ge-

schäft praktisch und kaufmännisch führen und sich doch dabei ein Wenig Idealismus bewahren könne.

Da mir meine persönliche Lebensführung nur eine Art von platonischer Liebe für schöne Blumen gestattete, beschränkte ich den Genuß an Franziska Brucks „gesammelten Werken" auf einen häufigen Besuch ihrer Schaufenster; aber ich empfahl sie als weißen Raben (wenn dieser Vergleich bei einer Dame erlaubt ist) meinen Blumen kaufenden Vettern und Freunden und hatte die Genugthuung, sie hin und wieder auch von einer neuen Seite, nämlich als Meisterin im Arrangement des Tafelschmuckes, kennen zu lernen und zu bewundern. Auf der Bindekunst-Ausstellung, die freilich viel Oedes und Abgeschmacktes bot, erhielt sie denn auch die wohlverdiente Medaille. Ein Konkurrent, mit dem ich darüber in der Ausstellung sprach, lobte etwas lauwarm ihren guten Geschmack. „Aber", setzte er gönnerhaft hinzu, „ein Geschäft ist damit nicht zu machen." — Nein: mit bloßem Geschmack und Idealismus freilich nicht. Darin hatte der Mann vollkommen Recht. — Aber wir Idealisten lassen uns nun einmal das Hoffen und Harren nicht verbieten.

Professor Dr. Max Lehrs.

# Berliner Sezession.

## Ein Brief an Max Liebermann.

Verehrter Herr Professor, ich habe die Ausstellung der Berliner Sezession und Ihre große Portraitgruppe der hamburger Professoren gesehen. Man wird viele Epigramme daran heften; empfangen Sie freundlich das meine.

Aus diesem Bild spricht Einer, dem die Geduld gerissen ist. Bald wurde geflüstert, man müsse so, bald, man müsse anders malen. Hier ruft eine Stimme: „Ich male, wie ichs kann." Aus dem Bilde spricht lutherische (darf ichs sagen?) Grobheit: „Ihr Hunde, mir ist der Tag gekommen, deutlich zu werden!" Hier hat ein Schmied den Amboß in die Erde getrieben; mit einer in sechzig Jahren gesammelten Kraft, die ihn stärker macht als alle anderen. Ich fühle das Genie, den rechten Augenblick für solche Kraftleistung gefunden zu haben. Ich bewundere nicht nur den Schlag und die Ungeduld (sie hätte Jeden umgebracht, der den Künstler bei seiner Arbeit gestört hätte): ich bewundere auch die Geduld, die Fähigkeit, Jahrzehnte lang sich zurückzuhalten und sich zu steigern, abzuwar-

ten, bis der Tag zur höchsten Kraftenfaltung gekommen ist. Wie viele Junge werden beginnen, wie Sie enden, und ihr Leben, mit erschöpfter Kraft, als Miniaturmaler beschließen, wie viele die Ungeduld, nicht die Geduld nachahmen!

Sie, verehrter Herr, haben instinktiv den Tag eines Sieges der Berliner Sezession gewählt; eines Sieges, der durch Ihr Werk nun entscheidend wird.

Höchste, mitunter fast gefährliche Anspannung aller Kräfte macht diese Ausstellung so ungewöhnlich. Sie ist an starken Persönlichkeiten so reich wie selten eine deutsche Ausstellung von so begrenzter Bilderzahl. Sie giebt Proben aller heute möglichen Malarten; jede Art des Schauens, des Ausdrückens, der Pinselsprache ist hier vertreten. Sie gewährt der Jugend und dem Kenner einen vom schmalen Pinselstrich des Van Gogh bis zum breitesten Fleck, von zartester Glätte bis zu robustester Wucht reichenden Ueberblick. Man sieht sehr helle und sehr dunkle, durchleuchtende und deckende Farben. Von allen Seiten birschen diese Künstler sich an die Wirklichkeit heran; mit den verschiedenartigsten Mitteln gehen sie ans Werk. Hier ist eine neue Schule der Malerei, sind sichtbare Keime, die deutlich zeigen, wie die Kunst des Malens künftig für neu entstehende Zwecke verwendet werden wird. Studien, Skizzen und ausgeführte Bilder, gelungene Anläufe und Meisterleistungen, jugendlichste und reifste Arbeit, freie und nach Auftrag schaffende Kunst: Alles ist in bewundernswerther Knappheit vorgeführt. Nirgends wiederholt der Eine den Anderen. Ueberall hat ein reiner, ernster, unerbittlich wählender und ausscheidender Geist gewaltet, der lange Urtheilsübung voraussetzt. Ein gemeinsames Wollen ist zu spüren und doch ist keine Individualität angetastet. Welche greifbaren Unterschiede zwischen Trübner, Corinth, Slevogt, Leistikow, Klinger, Weiß, Van Gogh, Oberländer, Strathmann (man müßte Jeden nennen)! Wie stark mußte der organisirende Geist sein, der das Alles zu gemeinsamer Wirkung so zu sammeln vermochte, daß ein Bild das andere nicht herabdrückt, sondern hebt und ergänzt! Fehlen auf diesem Bild Menschen: auf jenem habt Ihr sie. Sucht das Auge hier Blumen: dort sind sie zu finden. Die Anordnung ist genial auf den ablesenden Blick berechnet. Daß solche Wirkung erreicht ist, macht mir diese Ausstellung zum Ereigniß.

Dieser Brief ist ein Ausbruch. Der scheint mir am Platz. Freilich habe ich mich durch solche Ausbrüche schon recht unbeliebt gemacht; der Ausbruch der Freude an guter Kunst gilt ja nicht als Kritik, sondern als Schwärmerei. Was aber lesen wir heute über Kunst und Künstler der Vergangenheit? Gelungene Epigramme der Zeitgenossen. Froh, einen werthvollen Augenblick der Kunst mitzuerleben, und in dem Gefühl, daß er so, wie er ist, nicht leicht wiederkehrt, grüßt Sie in Hochachtung und Ergebenheit

Lothar von Kunowski.

# Ein Gespräch über Schwind.

Friedrich: Nein, nein, mein Lieber, ich will Dir Deinen Schwind gewiß nicht rauben. Du sollst ihn lieben wie je zuvor. Aber zugeben mußt Du mir, daß er nicht der Heros ist, als den man ihn immer ausruft, und nicht selten ein ziemlich mittelmäßiger Zeichner und Maler.

Leopold: Gebe ich Dir gar nicht zu, durchaus nicht! Das ist ja die reine Sophisterei, was Du da sagst. Lieben soll ich ihn dürfen und doch einräumen, daß er nichts taugt! Geh, frozzle Du einen Anderen; ich sitz' Dir nicht auf!

Friedrich: Soll wohl heißen, daß ich Dich zum Besten halte? Nein, mein Junge, ich meine es verteufelt ernst. Und wenn Du gestattest, wollen wir die Sache ein Bischen näher untersuchen.

Leopold: Wenn Ihr nur „untersuchen" könnt! Aber in solchem Fall hilft keine Untersuchung. Da muß man ein sicheres Gefühl und ein natürliches Organ haben. Und man muß den Wiener im Schwind verstehen: Das ist es. Wer nicht mit seinem Herzen hier in unserer Donaustadt daheim ist, ja, wer nicht von Kind auf die weichen Linien unserer Berge und die wohlige Luft unserer Gärten und Auen geliebt hat, wer nicht wiener Frauen, wiener Musik, wiener stille Gäßchen und den lieben alten wiener „Steffel" ins Herz geschlossen hat, Der . . .

Friedrich: Ich weiß schon: Der ist und bleibt in Euren Augen sozusagen nur ein halber Mensch. Aber weißt Du auch, was Du damit eigentlich sagst, mein Lieber? Und ganz speziell im Fall Schwinds? Daß der Mann sozusagen nur eine Lokalgröße gewesen sei. Also verzeih, Poldl: aber jetzt bist Du es, der den Schwind unterschätzt, und nicht ich. In meinen Augen gehört Schwind dem ganzen deutschen Volk an und soll ihm, mit Dem, was gut an ihm ist, auch weiterhin verbleiben.

Leopold: Spreiz' Dich nicht! Daß der Schwind mehr war als ein fescher Fiaker, der beim Heurigen sein Gstanzl singt, weiß ich schon. Natürlich: der Mann, der in München, Karlsruhe, Frankfurt und auf der Wartburg gemalt hat, ist ein Vollblutdeutscher und gehört Allen. Trotzdem bleibt noch ein ganz persönlicher allerfeinster Duft; und den spürt nicht Jeder: ich bleibe dabei, im Grunde nur der geborene Oesterreicher.

Friedrich: Damit würdest Du aber einen berliner Herrn weidlich kränken, der sich erst kürzlich für Schwind gehörig ins Zeug gelegt hat. Er hat sogar einem hier in Wien lebenden Kollegen (der freilich so wenig wie ich ein geborener Wiener ist) ingrimmig den Text gelesen. Der Wiener hatte gewagt, an Schwind zu zweifeln. Da kam ihm der Berliner übers Kamisol, als hätte er den lieben Herrgott gelästert. Und war förmlich vollgetrunken von Liebe zu Schwind —

Leopold: Wie ein Wiener es nie sein wird! Da hast Du den Unterschied schon. Der Wiener ist in seiner Liebe nie rabbiat (Das sind nur theoretische Fanatiker), sondern herzlich und innig. Er braucht sich seine Liebe nicht erst zu beweisen, darum kann er sie mit Gelassenheit aussprechen. Hast Du den Artikel da? Die Sache beginnt, mich zu interessiren.

Friedrich: Ich suche eben danach. Und hier habe ich ihn auch schon! Also hier hast Du eine Probe, wie der Berliner sich ausdrückt: „Wer den Blick auch nur flüchtig über die lange Reihe der köstlichen Schöpfungen Schwinds gleiten läßt und hat noch eine Spur ursprünglichen reinen Gefühls im Leibe, muß sogleich ein instinktives Mißtrauen empfinden gegen Jemanden, der hier von Desillusion sprechen kann. Einem solchen Reichthum von spielender Phantasie, von Innigkeit und Gemüthstiefe, von Anmuth und Gestaltungskraft gegenüberstehen und sich ernüchtert fühlten: worauf deutet Das hin als auf eigene Ohnmacht, auf Mangel an Empfindung für das Wesen einer gottbegnadeten Künstlerseele und echter deutscher Art?“ Du siehst, der Berliner führt eine schneidige Klinge!

Leopold: Vor Allem nimmt er das Maul recht voll. Ich stimme ihm ja sachlich zu, aber die Tonart gefällt mir nicht. Der Mann geberdet sich beinahe wie ein kleiner Papst, der seine Bannstrahlen schleudert. Damit macht er mich eigentlich stutzig; jetzt bin ich dafür, daß wir die Sache „untersuchen“.

Friedrich: Ich bin mit Vergnügen dabei. Und um unserer Untersuchung gewissermaßen eine dokumentarische Grundlage zu geben, lege ich hiermit den dicken Band auf den Tisch, in dem kürzlich die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart Schwinds Werke in nicht weniger als 1265 Abbildungen herausgegeben hat. Ich will Dir aufrichtig gestehen, daß dieser Band eigentlich die Schuld trägt, wenn ich nahezu ein Abtrünniger von Schwind geworden bin. Und warum? Er ist so unkritisch und indiskret. Er giebt gleich Alles, was da ist. Und Das verträgt der gute Schwind nun einmal nicht. Es ist eben doch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihm und Leuten wie Rembrandt oder Dürer, von Michelangelo gar nicht zu reden. Ja, von diesen Kunstschöpfern muß man jedes Blättchen aufheben und darf auch jedes publiziren: sie werden immer größer, immer gewaltiger, je näher man ihnen kommt. Bei Schwind ists anders. So lange ich nur wenig von ihm kannte und nicht mehr von ihm besaß als diese vier köstliche Mappen, in denen der „Kunstwart“ eine weise Auswahl aus seinen Werken getroffen hat und die ich zur Kontrole auch herlege, so lange war ich glücklich und war Schwinds aufrichtiger Freund und Verehrer. Aber nun, wo ich beinahe zehnmal so viel aufgeladen bekam und Alles sah, was der Mann außerdem noch gemacht hat, wurde ich plötzlich kritisch und in gewissem Sinn ernüchtert.

Leopold: Dazu warst Du bereits einigermaßen prädestinirt. Erinnere

Dich nur, wie wir im vorigen Frühling zusammen durch die berliner Jahrhundertausstellung gewandert sind: da geriethen wir im Schwindsaal gehörig aneinander. Denn da fingst Du auf einmal an, die Nase zu rümpfen.

Friedrich: Ja, dieser Racker von berliner Jahrhundertausstellung! Der hat uns über Manches die Augen geöffnet und hat Viele von uns unliebsam sehend gemacht. Der Schwindsaal war eine von meinen Enttäuschungen. Instinktiv wollte ich in raschem Schritt hindurch: da hieltest Du mich zurück.

Leopold: Und Das war gut von mir. Denn da waren entzückende Sachen wie der „Aschenbrödelcyklus“, wie die „Drei Einsiedler in der Felsenhöhle“, der „Abschied im Morgengrauen“ und unser wiener „Gesellschaftspiel“ mit seiner fröhlichen Hetzerei. Auch die Wiederholung der „Morgenstunde“, obschon dem Bild bei Schack nicht gleichwerthig, konnte sich getrost anschauen lassen. Du aber warst einfach unausstehlich. Kaum einen Blick schenktest Du all diesen Herrlichkeiten und wolltest in Deinem Eigensinn nur die kleine Farbenskizze mit der „Tochter Anna im Grünen“ gelten lassen.

Friedrich: Obs ganz so toll damals mit mir war, wie Du sagst, mag dahingestellt bleiben. Richtig aber ist, daß mir die „Tochter Anna im Grünen“ vor Allem in die Augen stach. Und war Das nicht natürlich? Die ganze Jahrhundertausstellung ging doch in erster Linie darauf aus, uns die Leute vorzuführen, die „malen“ konnten, mochten sie zu ihrer Zeit Etwas gegolten haben oder nicht. Und ich halte es für die eigentliche That dieser Ausstellung, uns gezeigt zu haben: Wir haben eine Tradition des Rein-Malerischen in Deutschland! Das hat uns mächtig den Nacken gesteift; denn daran hatten wir bis dahin gezweifelt. Wir schleppten noch immer zu schwer an Cornelius, Kaulbach und der gesammten Nazarenersippe. Nun bemerkten wir plötzlich die Gegenströmung, den unverwüstlichen Instinkt echt malerischen Sehens und Hantirens, der sie zusammenhielt, immer stärker werden ließ und schließlich zum Durchbruch führte. Das war der Generaleindruck, der damals in mir wühlte und der mich gegen Schwind mit einer gewissen Verstimmung erfüllen mußte. Ich will nicht sagen, daß Schwind direkt auf die Gegenseite gehört, auf die, wo die Akademiker, Nazarener und „Literaten“ sitzen, aber auf die Seite der entschieden „Malerischen“ gehört er auch nicht. Gegenüber dem großen Kunstpathos des Jahrhunderts, wo man so gern eine klar ausgesprochene Willensrichtung bei ihm sehen möchte, behält er etwas Unentschiedenes. Gewiß ist er von Cornelius, den er anfangs angeschwärmt hat, immer bewußter und entschiedener abgerückt. Aber ein Vollblutmaler zu werden, konnte er sich doch nicht entschließen, vermochte es wohl auch nicht. Und trotzdem hat Etwas in ihm gekribbelt: immerhin so eine Art Ungenügen an dem von ihm technisch Erreichten. Und dann griff er wohl mal zum Pinsel und hieb Etwas herunter, wobei er sich gar nichts „dachte“, oder „fabulirte“, wobei er sich nur an Dem

künstlerisch ersättigte, was sein Auge „sah". Auf die Weise entstand auch die „Tochter Anna im Grünen". Darum war mir die Skizze so interessant.

Leopold: Dichtest Du da dem guten Schwind nicht einfach Etwas an? Das war doch gewiß nicht der Mann irgend welches „Ungenügens". Der war in seiner ganzen Art so sicher und stand in seiner Natur so heiter fest, daß er sich mit all den Skrupeln, wie sie bei heutigen Künstlern zum guten Ton gehören, nicht abplagte.

Friedrich: Es waren flüchtige, halb unbewußte Momente, in denen die neue Kunsterkenntniß ihn streifte. Warum soll er die nicht gekannt haben? Zur Unehre gereichen sie ihm gewiß nicht. Oder möchtest Du Schwind vielleicht den Ewig-Selbzufriedenen beizählen? Das hieße doch fast, ihn zum Philister machen. So glücklich ponderirt seine Natur auch war: er gehört dennoch zu den innerlich Ringenden, denen die Schmerzen nicht erspart bleiben, die der Einblick in die Grenzen der persönlichen Kraft in uns weckt. Der wahre Künstler strebt stets über sich hinaus. Und so sehen wir auch Schwind Das versuchen, was für sein Schaffen im vollen Maß nutzbar zu machen ihm nicht mehr beschieden war. Hätte er die Resultate Dessen zu erzielen vermocht, was er in dieser kleinen Skizze und anderswo anstrebte, wir würden ihn noch ganz anders zu werthen haben. Da er es aber nicht vermochte, so war es subjektiv jedenfalls bedeutend weiser, sich zu begnügen, um sich wenigstens das Konzept nicht verrücken zu lassen. Und da half ihm dann der großartige und unverwirrbare Naturinstinkt, den Du soeben an ihm rühmtest und der sicher das beste Feengeschenk war, das ihm in die Wiege gelegt wurde. Denn so ist er auf alle Fälle ein Ganzer geblieben — wenigstens in Dem, worin er ungetrübt sich selbst giebt. Und Das hat er immer wieder vermocht, auch wenn er nebenher alle möglichen Konzessionen an den Zeitgeschmack machte und sich dutzendfach „anregen" ließ. Stets fand er sich wieder zurück; und, was das Erstaunlichste ist: mit wunderbarer Leichtigkeit. Der Grund seiner Natur blieb unverwüstlich.

Leopold: Aber so fall' doch nicht aus der Rolle, mein Bester! Sonst entpuppst Du Dich noch unversehens als Lobredner Schwinds.

Friedrich: Laß mich nur ruhig mal aus der Rolle fallen und frei bekennen, was ich an Schwind liebe! Ich kann dann mit um so ruhigerem Gewissen nachher auch das Andere sagen. Ja, ich liebe Schwind, liebe ihn, wie ich meine Kinder und meine Kindheit liebe. Nie werde ich die frommen Stunden vergessen, die ich über der Mappe zubrachte, in der mein Vater die Reproduktionen nach dem Bildercyklus zum Märchen von den sieben Raben aufbewahrte. Was sich damals in meiner Phantasie formte, hat für mich den Charakter eines Unvergänglichen erlangt. Und ich schäme mich auch nicht, zu gestehen, daß ich meinen eigenen Kindern die Liebe zu Schwind ehrlich einpflanze und daß ich erst von anderthalb Jahren einen Stich nach dem Bild

von „Ritter Kurts Brautfahrt", als eine Art von idealem Bilderbogen, mit eigener Hand in ihrem Spielzimmer aufgehängt habe. Und meinst Du, ich hätte der vielen schönen Stunden vergessen, die ich in der Schack-Galerie zugebracht habe? Da sind freilich wohl die erlesensten Perlen, die von Schwinds Hand stammen. Ich bin ein solcher Narr, daß, wenn ich daran denke, ich mich hüten muß, nicht gerührt zu werden, einfach die Fahne, der ich folge, wegzuschmeißen und im alten Kinderzug mitzutrotten. Ja, diese Sachen sind schön; und mag ihnen in den Augen heutiger Ateliersexe auch Dies und Jenes fehlen: sie stehen jenseits von aller Kritik. Kein Eichendorff und kein Schubert hat je Herrlicheres, Innigeres geschaffen als die „Morgenstunde" und die „Hochzeitreise". Oder wenn ich sehe, wie Erwin und der Engel durch den hohen gothischen Pfeilerwald schweben; oder wie die „Jungfrau", roth bestrahlt, aus dem Felsen herauswächst, den ein schwarzer Rabe umkreist; oder wie dem „Ritter auf nächtlicher Fahrt" tief in den Wassern die Rheinnixe erscheint: dann wird der ganze Zauber der deutschen Romantik in mir wach. Immer wieder drängt Schuberts Name sich mir auf die Lippen, wenn ich vor diesen Bildern stehe und danach suche, wo wohl Aehnliches uns erblüht ist. Doch steckt auch Etwas von Mozarts Kinderseele in Schwind, Etwas von dieser süßen Unberührtheit, die uns, je älter wir werden, immer um so wunderbarer, unbegreiflicher anmuthet. Hier wurden Schätze geschaffen, die unvergänglich sind, unvergänglich gerade deshalb, weil sie scheinbar gar nicht „geschaffen" wurden. Sie wurden gleichsam nur so mit leichter Hand geweckt und aus dem sie verwahrenden Volksboden emporgetragen. So: Das mußte ich sagen, um mir das Herz völlig frei zu reden. Und damit Du mich nicht für einen Barbaren hältst.

Leopold: Das wird recht wesentlich von Deinem ferneren Verhalten abhängen. Wenn Du jetzt mit unserem lieben Schwind gar zu wild umspringst, werde ich Dich trotzdem für einen Barbaren erklären: nämlich für einen von der verzückten Sorte, die bekanntlich mit Vorliebe in Selbstkasteiung machen.

Friedrich: Spotte nur! Du hast es ja leicht, weil Du sozusagen im Ruhehafen einer gesicherten Kunstanschauung sitzest, während ich mich in die Stürme hinauswage.

Leopold: Mein Ruhehafen ist noch gar nicht so sehr alt. Wenn ich Dir nämlich mit vollem Herzen darin beipflichte, daß in den von Dir genannten kleinen Bildern und den mancherlei anderen, die in die selbe Serie gehören, Schwinds eigentliche künstlerische und nationale Bedeutung beruht, so möchte ich Dich doch daran erinnern, daß gerade diese Bilder einst ziemlich gering geschätzt wurden, weil sie gar so unscheinbar sind. Ihre hohe Bewerthung ist noch jungen Datums. Ja, ich glaube, wenn Du Schwind selbst gefragt hättest, worin, wie er glaube, an erster Stelle seine Bedeutung beruhe, er hätte geantwortet: „In meinen Fresken!"

Friedrich: Und gerade die bedeuten uns heute zum allergrößten Theil so herzlich wenig. Uebrigens kein so ganz seltener Fall. Auch Petrarca glaubte, er werde mit den mühsam zusammengeschweißten Epen unsterblich werden, in denen er Vergil in die Schranken gefordert hatte, während er doch heute lediglich in seinen armen kleinen Sonetten lebendig geblieben ist. So muß ich gestehen, daß mir vor der so ungemein ausgiebigen Freskenmalerei Schwinds immer ein Wenig graust. Ueber der deutschen Monumentalmalerei schwebt wirklich ein beinahe lächerlich wirkenden Schicksalsfluch. Große, monumental veranlagte Talente, wie Böcklin und Piglhein, wie Feuerbach und Marées, mußten ins Gras beißen, ohne daß ihnen jemals ein deutscher Fürst oder eine deutsche Stadt die Wände anvertraut hätte, auf denen sie sich nach Herzenslust bethätigen, „austoben" konnten. Aber da kam ein liebenswürdiges Talent wie dieser Schwind: flugs standen die Wände parat; und ihm wurde skrupellos erlaubt, sein Leben und Schaffen in eine falsche Bahn zu bringen.

Leopold: Nun, er hat aber doch immerhin auch hier recht annehmbare Sachen geschaffen. Seine Wartburgfresken habe ich sehr gern. Und sein münchener Kinderfries ist doch ganz gewiß ein köstliches Werk. Er ist in Deinem Buch jedenfalls abgebildet. Richtig! Schau nur: welche liebenswürdige Fülle echter Erfindung, welcher Bewegungreichthum, welcher Humor! Das sind doch Sachen, die nicht vergehen, und zählen trotzdem zu den Fresken.

Friedrich: Sicher: Das gehört mit zu Schwinds Bestem. Hier hatte er eine Aufgabe, die seinem Naturell und seiner Eigenart ungemein zusagte. Fast könnte man sagen, daß sich die Geister von Dürer und Rubens hier in einem Nachgeborenen getroffen haben, wenn nicht das Ganze für so hohen Vergleich doch etwas zu glatt ausgefallen wäre. Aber sonst war die Freskenmalerei für die Entwickelung von Schwinds Malertalent einfach ein Unglück. Mehr als Das: sie war ein Unglück für die Entwickelung der gesammten deutschen Monumentalmalerei. Wir dürfen nicht vergessen, daß Schwinds Vorbild, wenn auch gewiß nicht allein, so doch jedenfalls mithelfend, jene Uebung deutscher Wandmalerei inspirirt hat, an der wir bis auf den heutigen Tag so kläglich laboriren. Doch davon will ich lieber nicht reden. Ich könnte sonst bitterer werden, als mir lieb ist.

Leopold: Und der arme Schwind hätte es schließlich zu büßen.

Friedrich: Wir haben hier die „Einweihung des freiburger Münsters" aus dem Treppenhaus der karlsruher Kunsthalle. An sich keine schlechte Leistung und, trotz dem Arrangement zu einer großen Theaterszene, immerhin noch auf die Gewinnseite zu buchen. Aber siehst Du nicht die Fäden, die von hier aus zu den Klaftermalereien der Wislicenus, Knackfuß, Prell, Kampf u. s. w. hinüberführen? Die Freskoleistungen dieser Herren gefallen ja dem Durchschnitt unserer lieber Landsleute außerordentlich und werden von Thronen herab be-

lobt. Doch wir wissen, was wir von dieser Ruhmesgalerie zu halten haben, und lassen unser Urtheil hierdurch so wenig verführen wie durch die berliner Siegesallee.

Leopold: Du amusirst mich! Erst verkündest Du, Du wollest von dieser Sache nicht sprechen: und dann wetterst Du kräftig drauflos. Da aber Schwind hier nur ein sehr entfernter Mitschuldiger ist . . .

Friedrich: So will ich ihn lieber bei seinen eigenen Schwächen packen. Was mir an dieser ganzen Seite seines Schaffens vor Allem so betrübend bleibt, ist, daß so blutwenig von einem individuellen Hauch darin zu spüren ist. Schwind, diese sympathische Persönlichkeit, wird hier schemenhaft unpersönlich. Er borgt sich gleichsam seine Formmotive von allen Seiten zusammen. Sieh nur diese „Philostratischen Gemälde" und „Olympischen Spiele": ist Das nicht ein mit wenig Geist kopirtes und verwässertes Griechenthum, halb den Vasengemälden und halb dem Parthenonfries entnommen, obendrein unter der Gevatterschaft von Thorwaldsen und Genelli? Und dann sieh hier diese Damen Sapientia, Prudentia, Pietas und so weiter, die den Sitzungsaal der Ersten badischen Kammer zieren: welch verdünnter Aufguß auf Raffaels Allegorien in der Stanza della segnatura! Aber hier erst, bei den mir besonders fatalen „Amor und Psyche"-Fresken (in Schloß Rüdersdorf): darf man da den Namen Raffaels überhaupt noch in den Mund nehmen? Das reicht ja noch lange nicht an Guido Reni heran. Eher denkt man an Raffael Mengs und ans Meißener Porzellan. Zur Abwechselung wird dann in dem Bilde „Die Kunst im Dienste der Religion" ein Bischen Giorgione mit Anklängen an Carpaccio vorgetäuscht. Aber hier erst: was sagst Du zu diesen drei nichtssagenden Weibsbildern, benannt „Natur", „Kunst" und „Friede" (Das ist übrigens vielleicht ein Mann; ganz sicher ists freilich nicht), was sagst zu diesen nazarenisch-akademischen Trivialitäten, die hier in Wien, in der ehemals arthaberischen Villa, zu sehen sind?

Leopold: Gott, mein Lieber, ich rege mich darüber nicht auf. Damals haben all unsere Maler nichts Besseres gemacht.

Friedrich: Du irrst! Schwinds Bilder sind, wie Du siehst, aus den Jahren 1838 und 1839. Du meinst nun, damals habe man etwas Besseres noch nicht gekonnt. Doch ich habe hier die Reproduktionen von vier anderen klassischen Idealfiguren, Galen und Hippokrates, Flora und Hygieia; sie stammen auch aus Wien und sind um ein Dutzend Jahre älter, nämlich aus dem Jahr 1826. Sieh nur, wie da jede Gestalt von persönlichem Leben durchdrungen ist! Wie stark und ernst sind die beiden Männer und mit was für durchgearbeiteten, charaktervollen Gesichtern! Und die beiden Göttinnen: sind sie nicht bei aller Idealisirung organisch bewegte, vollathmende Menschen, sind sie nicht ein paar entzückende Wienerinnen? Die Bilder tauchten kürzlich hier in einer Auktion auf und stammen von Waldmüller. Du wirst einräumen: Schwinds

Schwindsüchtigkeiten kann man daneben überhaupt nicht anschauen. Und nun halte einmal erst den Zeitgenossen Menzel gegen Schwind . . .

Leopold: Pardon, mein Lieber! Das geht denn doch zu weit. Und ist jedenfalls ungerecht. Schwind und Menzel: Das sind zwei verschiedene Welten. Die darf man nicht mit einander vergleichen.

Friedrich: Es liegt mir auch völlig fern, sie als Persönlichkeiten mit einander zu vergleichen; dabei müßte der Eine wie der Andere verlieren. Wohl aber darf ich sie nach dem Grade der Lebendigkeit ihres malerischen Kunstgefühls gegen einander abwägen. Was ich jetzt sagen will, spreche ich nur zögernd aus. Aber warum soll ich damit zurückhalten? Ich habe hier den Band der Studien und Gemälde Menzels, die Tschudi bei Bruckmann herausgegeben hat. Es ist wahrhaft unheimlich, was für ein Leben Einem gleich entgegensprüht, wenn man diesen Band nur öffnet. Da giebts keinerlei Schablonen mehr, die von einer vergangenen Kunst stammen. Und auch das kleinste Bildchen erzählt uns von dem ganz persönlichen Erlebniß eines stets wachen, echten Malers. Er braucht nur eine Hand oder einen Fuß zu machen, ein paar Dächer oder ein Stück Mauer: Alles steht sofort unverwechselbar da, ist Menzel und sonst nichts auf der Welt. Und was bringt Dieses hervor? Nicht der Fleiß und nicht das Können, sondern einzig und allein die lebendige Empfindung. Sie ists, die selbst Steine beseelt. Aber nun erst, wo es sich um menschliche Körper und Gesichter handelt. Und hier werde ich einem Vergleich mit Schwind, auch wenn Du noch so sehr die Stirn dazu runzelst, nicht ausweichen.

Leopold: Bitte, genire Dich nicht!

Friedrich: Danke für die Erlaubniß. Also ich will mit einem Gebiet beginnen, wo Schwind seinen Mann steht: mit der Darstellung von Kindern. Du magst bei ihm etwa die „Kalenderbilder" nehmen oder „Die Kinder im Erdbeerschlag", oder auch „Licht und Schatten im Leben des Kindes". Recht reizvolle Sächelchen, obwohl von Ludwig Richter fast nicht zu unterscheiden. Und hier habe ich von Menzel einige ganz nebensächliche Studien aus dem Jahr 1848, die Kinder des Justizministers Maercker. Laß die Augen vom Einen auf den Anderen hinübergehen. Kannst Du leugnen, daß Schwinds Kindergestalten immer schattenhafter werden, daß sie förmlich in ein luftiges Nichts zusammenschrumpfen vor dieser strotzenden Blutfülle und feinen psychischen Lebendigkeit der von Menzel gemalten Kinder?

Leopold: Ich hätte mir den Unterschied wirklich nicht so groß gedacht . . .

Friedrich: Und nun nimm zwei Frauenportraits: Schwinds Sängerin Hetzenecker aus dem Jahr 1849 und Menzels Fräulein Arnold aus dem Jahr 1845. Von der steifen und unfreien Haltung, die die Sängerin einnimmt, will ich nicht reden. Vielleicht hielt sie ihre Ellbogen wirklich so hölzern. Aber sieh nur, wie wenig in der ganzen Person lebt. Wie abstrakt das Alles geworden ist,

dieser Hals und dieser seelenlose Kopf darauf. Und wie unglücklich die ganze Person in den Raum gestellt ist, mit der spitz aufragenden Lampe neben sich, die sie gleichsam persifflirt. Bei Menzel dagegen eine solche Natürlichkeit, daß wir zunächst an die Kunst des Malers gar nicht denken. Wir glauben, das stille Athmen dieses Frauenleibes zu spüren, und dabei blicken uns, wenn auch ruhig und kühl, ein paar beseelte Augen an, die einem lebendigen Eigenwesen gehören. Und nun, meine ich, haben wir den prinzipiellen Unterschied der beiden Kunstweisen voll erfaßt: auf der einen Seite das feine Ausnutzen des überkommenen künstlerischen Kapitals ohne ein bedeutenderes Hinzuthun aus eigenen Formerlebnissen; auf der anderen Seite die ganz persönliche Formerfassung, vom Auge geleitet, mit Leben durchtränkt und zur individuellen Empfindung emporgehoben. Nur ganz selten wirst Du bei Schwind Das finden, was wir charakteristische Erfassung der Persönlichkeit nennen; am Meisten noch in ein paar Bleistiftzeichnungen, die er nach seiner Frau und seinen Kindern gemacht hatte (obwohl er auch hier an Menzel nicht heranreicht). Seine ausgeführten Portraits sind aber fast sämmtlich weniger als Mittelgut. Das beste scheint mir das repräsentativ erfaßte Bildniß des badischen Staatsministers von Blittersdorff zu sein, das wir in unserer „Modernen Galerie“ haben. Diese Bilanz ist, wie mir scheint, für Schwind besonders ungünstig. Denn im Portrait haben eigentlich alle großen Maler Etwas geleistet, selbst solche, die uns, wie etwa Jacques-Louis David, in ihrem sonstigen Kunstschaffen recht unlebendig erscheinen.

Leopold: Und willst Du nun hieraus folgern, daß Schwind kein „großer Maler“ war?

Friedrich: Warum soll ich durchaus Etwas folgern? Vor summarischen Urtheilen schreckte ich von je her zurück. Auch ist mir Schwind, wo er sein Eigenstes giebt, viel zu lieb, als daß ich mich ihm gegenüber in die feierliche Gala eines Totenrichters werfen möchte. Freilich: kritischer ist man schon geworden, nachdem Einem gelehrter Uebereifer das ganze Kunstschaffen Schwinds mitleidlos erschlossen hat. Nun sieht man die Schönheitfehler selbst dort, wo man ehedem blind bewundert hat. Es bleibt eben stets bedenklich, wenn ein Maler seine Formenanschauung weniger aus dem Leben als aus der vorhandenen Kunst herausnimmt. Damit drängen sich leere, gedankenlose Motive und Wendungen in sein Werk, es sammelt sich ein gewisser Schatz schöner Posen und landläufiger Mimiken bei ihm an und aus denen bedient er sich, wann er die Unkosten neuer Kompositionen zu bestreiten hat. So ists bei Schwind mitunter selbst in seinen besseren Arbeiten. Ich nehme sogar eine der allerbesten heraus, das Märchen von den sieben Raben, und zeige Dir darin Elemente dieser Art, zu arbeiten. Kompositionen freilich wie die, wo der Prinz die „nackte Maid im Goldhaar“ findet, wo er sie auf seinen Armen aus dem Baum hebt, wo

er sie auf seinem Roß zur fern schimmernden Burg hinführt, sind und bleiben einzig und unvergleichlich. Aber nun nimm etwa das Bild, auf dem die beiden neugeborenen Kinder gebadet werden sollen und dabei als junge Raben davonfliegen. Manch Köstliches auch hier, wie die dicke alte Amme und die stumm im Bett liegende Wöchnerin. Aber wie ist das Ganze auf ein schön gestelltes Lebendes Bild hin komponirt! Und dann sieh Dir die Bewegungmotive an. Die Mägde und der junge Fürst ergehen sich in Posen und Geberden, die aus der „Stanza d'Eliodoro" und aus der „Transfiguration" zu kommen scheinen. Wann sahst Du im Leben deutsche Menschen eine Szene so schwungvoll tragiren? So verleugnet also hier Schwind, um einem äußeren Phantom nachzujagen, sein so stark entwickeltes natürliches Rassegefühl. Er wird gespreizt und unecht, weil er seine Phantasie nicht in die lebendige Vorstellungskraft hineinzwingen konnte, die den Hergang so sieht, wie er der Wahrheit nahkommen würde, und weil er statt Dessen fertige Schablonen aus der Kunst eines anderen Volkes und anderen Zeitalters nimmt.

Leopold: Nun aber übe endlich Gnade! Was er auch gefehlt haben mag: jetzt mußt Du ihm verzeihen. Bitt' schön, gnä' Herr, seien S' gut mit dem Schwind!

Friedrich: Schließlich handelt es sich hier im letzten Grund weder um Schwind noch gar um mich. Hier handelt es sich um ein Problem deutscher Kultur und um eine starke und aufrichtige Kunsterkenntniß. Man soll endlich aufhören, uns mit der „deutschen Empfindung" und mit dem „Reichthum an Poesie" zu kommen, wo es sich zunächst um eine Frage der rein künstlerischen Bewerthung handelt. Wir können nicht mehr auf dem Standpunkt Ludwig Richters stehen, der nach Schwinds Tode schrieb, es sei „das wehmüthige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht Alles auf äußeren Glanz und Schein mit wenig oder gar keinem idealen Gehalt." Nun, die Leute „ohne idealen Gehalt", die Leibl, Trübner und Liebermann, haben unsere Kunst mächtig vorwärtsgebracht und wir glauben heute mit voller Inbrunst vor den Werken der Kunst an die Welt des „Scheines" (wenn auch nicht des „äußeren Glanzes"). Hier liegt unser Weg; und den müssen wir sehen. Schwind hat höheren Werth für unser Deutschthum als für unsere Kunst und er ist viel größer als Malerpoet denn als Maler. Dennoch bleibt seine Bedeutung für uns nicht gering. Wir sollen ihn lieben, aber ihm nicht blind folgen. Den Weg, der uns vorwärts führt, vermögen wir nur mit eigenen Augen und mit eigenem Gewissen zu finden. Und Das ists, was ich dem deutschen Volk wünsche: daß es, ohne je sich selber aufzugeben, dennoch zum Besten, das es in der Welt erkannt hat, vorwärtsstrebe.

Wien. Franz Servaes.

# Wanderung ins Mittelalter.

In Italien haben sich, im Unterschied zu Deutschland, die Burgen der mittelalterlichen feudalen Zwingherren fast überall zur Civitas, zur Città ausgewachsen, die den uralten etruskischen Bergstädten an Bedeutung oft ziemlich gleich kamen. Sie stehen noch heute neben ihnen auf der Halbinsel, finster und schmollend, auch ein Wenig angeschimmelt, aber doch als Das, was sie immer waren, auf ihren stolzen, unzugänglichen Höhen hinter ihren geschwärzten Mauern und Thürmen. Die neue Zeit mit ihren Eisenbahnen ist bis jetzt nicht zu ihnen hinaufgestiegen; sie aber sind auch, als echte Aristokraten, nicht heruntergeklettert. Ihre stolzen Namen liest man an den Haltestellen der Eisenbahnen und denkt dann: Das also ists. Doch hier ist nur der Name. Die Burgen selbst liegen weitab, auf Höhen, die kein „Durchreisender" je erreicht. Sie liegen nicht im Raum und in der Zeit unseres Tages; um sie her ist hohes Mittelalter.

Das merkte ich, als ich eines Tages an der Station Monte Pulciano ausgestiegen war und mir in den Kopf gesetzt hatte, zu Fuß nach dem berühmten Nest hinaufzuwandern. Wenn man einmal an der Bahnstation eines Ortes ist, glaubt man, der Ort könne nicht mehr allzu fern sein. Das wäre aber bei Monte Pulciano eine empfindlichere Täuschung als irgendwo sonst. Und dann ists mit Fußwanderungen in Italien eine eigene Sache. Einiger Muth gehört schon dazu. Man stellt es sich herrlich vor, durch wunderbare Gegenden Tage lang fortzuwandern. Aber der beste und begeistertste Fußgänger aus Deutschland kann in Italien die Lust verlieren. Ihm ist bald, als ob hier die Straßen härter seien. Und sie sind es wohl auch. Vielleicht entsteht das Gefühl aber auch nur, weil man der Straße ganz und gar ausgeliefert ist, weil man ihr nicht entrinnen kann. Es giebt in Italien keine Nebenwege und erst recht keine Feldwege. Zwischen Frankfurt und Basel kann Einer hin und her wandern, ohne die große Straße, die beide Städte verbindet, auch nur zu berühren. Er hat dazu mehr als eine, er hat gleich hundert Möglichkeiten. In Italien hält Einen die Straße unbarmherzig fest.

Und dann: in Deutschland mag eine Fußwanderung noch so lang sein, sie besteht immer aus größeren oder kleineren Spazirgängen von Dorf zu Dorf. Jedes Dorf aber giebt Dir das freundliche und wohlthuende Gefühl der Gastlichkeit. Du kannst einkehren und Dich erquicken. Der rechte Fußwanderer thut es nicht oder thut es nur äußerst selten; aber schon die Möglichkeit wirkt wie die Sache, wirkt in gewissem Sinn sogar günstiger. In Italien findet man nicht viele Dörfer. Die Städte, auch die kleinsten Nester, sind geschlossener, sind noch Burgen im alten Sinn des Wortes; und das Land ist offener. Weithin über die Campagna zerstreut liegen einzeln die Gehöfte. Man nennt sie Villen. Das Wort hat also im Italienischen eine andere Bedeutung als bei uns. Die Vereinigung mehrerer Gehöfte zu einer geschlossenen Gruppe nennt man in Süddeutschland einen Weiler, allemanisch Willer, französisch village. Aber das Wort Villaggio ist in Italien kaum gebräuchlich; man sagt ausnahmelos (und Das ist bezeichnend) Il Paese. Und von den tausend Villen ist, für den Deutschen unbegreiflich und für den Fußwanderer mindestens unbequem, keine ein Wirthshaus.

Und so, ich gestehe es, kam mir der Weg nach Monte Pulciano vor wie die Unendlichkeit. Es war im April, die Straße heiß und staubig; die Füße brannten.

Auf halbem Weg kam mir ein leichtes, lustiges Gefährt entgegen. Ein berühmter Professor aus Berlin saß darin, den ich in Rom kennen gelernt hatte. Wie ich den Mann beneidete! Und nicht nur, weil eine hübsche junge Dame bei ihm saß, die ich auch kannte. Er erwiderte meinen Gruß fast in peinlicher Verlegenheit. Als ob ein Professor ein so großes Thier wäre, daß er nicht auch ein Mensch sein dürfte.

Am Abend, droben (man ist gewaltig hoch), wars ganz empfindlich kalt, und als ich im „Marzocco" schlafen ging (der berliner Professor hatte wahrscheinlich am Abend vorher das selbe Zimmer bewohnt), hatte ich zuerst einen kleinen Schrecken. In dem mächtigen zweischläferigen Bett bauschten die Decken über einem langen Körper; man mußte bei diesem seltsamen Anblick an einen Sarg, eine Totenbahre denken. Die Magd war weggegangen, um die vergessenen Handtücher zu holen, und schien nicht wieder kommen zu wollen. Ich aber stand einigermaßen verdutzt vor dem Bett mit dem geheimnißvoll zugedeckten Körper. Es war wie in einer gruseligen Kindergeschichte. Mir war beinahe so zu Muth.

Und wie klärte sichs auf? Seltsam genug. Der verhüllte Körper war wirklich eine Art Bahre, wenigstens ein ganz ähnliches Gestell, das man unter die Betttücher bringt, um die offenen Kohlenbecken, die das Bett durchwärmen sollen, dazwischen zu stellen und von den Tüchern in Abstand zu halten. Also selbst eine so primitive Erfindung wie die Wärmflasche ist in Monte Pulciano unbekannt. Ist in dieser Welt noch nicht erfunden. Und so Vieles. Das Spinnrad, das bei uns fast schon wieder vergessen ward, ist bis hierher noch nicht gedrungen. Wenn man von Pozzuoli nach Bajae und weiter nach Capo Misene wandert, sieht man, besonders im Winter, auf allen Straßen spinnende Frauen. Sie halten ihren Rocken unterm Arm und die Spindel schnurrt am Boden. Sie konnten bei ihrer Lebensweise das Spinnrad gar nicht brauchen. Das ist für den Ofenwinkel im warmen Stübchen. Die Weiber von Bajae haben keinen Ofenwinkel und keinen Ofen; sie haben immer in der Sonne gesponnen, lange bevor der Christusprediger Paulus hier zum ersten Mal seinen Fuß auf italienischen Boden gesetzt hat, lange bevor es ein Rom gab. Wo waren wir damals?

Es ist nicht mit allen Dingen wie mit dem Spinnrad. Vieles haben sich die Italiener nicht angeeignet, trotzdem sies brauchen konnten. Sie wühlen in der Toskana, die auch lange vor der Gründung Roms ein Kulturland war, noch heute den Boden mit einem Pflug um, der in dieser Gestalt sicherlich weit hinter die Etrusker zurückreicht, bis in die Urzeit vor Entdeckung des Eisens. Man sieht so was, man denkt an unsere landwirthschaftlichen Geräthe-Ausstellungen: man greift sich an den Kopf. Diese Rückständigkeit ist nicht wie die halbbarbarischer Völker zu erklären. Hier war Kulturhochmuth mit wirksam; er verbot dem alten Kulturvolk, jüngeren Rassen und Völkern, die es als Wilde gekannt hat, Etwas schuldig zu werden. Das ist vielleicht die Lösung des italienischen Räthsels; vielleicht auch manches asiatischen.

Man ist immer wieder naiv. Ich hatte mir eingebildet, in meinem „Marzocco", wo ich aus meinem Schlafzimmerfenster so unendlich hoch und weit ins Land hinunter und hinausblickte, durchaus auf der Höhe zu sein; wieder ein Irrthum: der Marzocco liegt unten am Thor, ist übrigens die einzige Fremdenherberge der Stadt und noch weit von der hochragenden Veste. Unglaublich steile und schmale Gassen führten erst hinauf zur Piazza; und von hier wieder, auf noch steileren und winkligeren Gäßchen, klomm man zur obersten und letzten Etage, wo die

Häuser aufhörten und nur noch die ungeheuren Mauern und Thürme der eigentlichen Burg den verblüfften Fremdling umstarrten. Schon unten sind es mehr Gassen als Straßen. Aber natürlich müssen sie Via Garibaldi, Via Cavour, Piazza Vittorio Emanuele heißen. In ganz Italien, bis ins winzigste Nest hinein, ist die Hauptstraße in Via Garibaldi und der große Platz in Piazza Vittorio Emanuele umgetauft worden. Alle noch so historischen und ehrwürdigen Namen wurden ausgelöscht. Patriotische Begeisterung kann sich manchmal recht blödsinnig äußern.

Unten, bevor man zur Piazza kommt, fällt rechts von der Gasse ein Haus im feinen Palazzostil der Frührenaissance auf; die Mauern sind vielfach mit Bruchstücken von antiken, römischen und etruskischen Inschriften und Skulpturen bedeckt. Ein Museum? Nein: das Haus des berühmtesten Bürgers der Stadt, des Humanisten Angelo Ambrogini, der nach seiner Vaterstadt Politianus genannt wird. Auch nur ein berühmter Gelehrter und Professor wie Der aus Berlin, dem ich drunten auf der Landstraße im Wägelchen begegnete und dem es unangenehm schien, mit einem hübschen Frauenzimmer zusammen betroffen zu werden. Aber Ambrogini war einst der Freund seines Souverains, der wirkliche Freund und Kamerad, der von diesem Souverain (Il Magnifico hieß er mit Beinamen) im Ernst und vor Aller Augen als ein Gleicher behandelt wurde. Man erräth, warum ich vor seinem Haus an den Berliner denken mußte. Auch an die verschiedenen Arten von „Fortschritt“.

Imposante Architektur, von strengem, fast finsterem Charakter, umgiebt die Piazza, eine Architektur mit der Patina von vier und fünf Jahrhunderten. Denn nur in Italien scheint man zu wissen, daß man gute Architektur, überhaupt gute Kunst nicht aufpoliren darf. Auf der Piazza steht der Dom. Er enthält nur ein berühmtes Kunstwerk: Michelozzos Grabmal des Bartolomeo Aragazzo; und dieses Kunstwerk ist in Fetzen gerissen und in der ganzen Kirche herumgestreut. Auch die Italiener sind manchmal Vandalen. Der Hochaltar ist von einem Tafelwerk gekrönt, das nicht berühmt ist und doch eine Wallfahrt lohnt. Es ist sienesische Malerei (denn Monte Pulciano war eine sienesische Stadt) und ich weiß nicht, ob man seinen Urheber mit Sicherheit angeben kann. Der Cicerone nennt Taddeo di Bartolo, der Curate, der mir die Tafeln mit großer Liebenswürdigkeit enthüllte (wegen der Fastenzeit waren sie bedeckt) sprach von Matteo di Giovanni. Aber wer es auch gemalt haben mag: jedenfalls ists ein echtes Kleinod alter Kunst. Ein seltenes Kleinod. Wirklich: ein Werk wie dieses ist etwas viel Selteneres als die Malerei irgendeines Florentiners. Die sienesische Schule ist in ihrem inneren Wesen, in ihren Voraussetzungen wie in ihren Ergebnissen von der florentinischen ja ganz verschieden. Die florentinische Malerei ist das derbere, robustere, saftvollere Gewächs, mit reicher, kräftiger, üppiger Verzweigung und einer schier unerschöpflichen Fülle von Blüthen. Die florentinische Malerei ist auch die jüngere. Sie ist nachgothisch. Sie ist recht eigentlich die Ueberwindung der Gothik. Sie ist eine verhältnißmäßig realistische, eine verhältnißmäßig moderne Kunst. Die sienesische Malerei ist kaum über die Gothik hinausgekommen. Sie ist eine wesentlich gothische Pflanze und weitab von dem derben Realismus der Florentiner. Dieses zartere, blassere Gewächs von Siena hat auch nicht die Ueberfülle von kräftigen Blüthen; es sind eigentlich nur Knospen, seltene, schüchterne, zarte, aber von einem undefinirbaren Liebreiz. Wer gewisse Bilder des Simone di Martino, des Lippo Memmi und besonders des Matteo di Giovanno gesehen hat, weiß, was ich meine. Und das Bild in Monte Pulciano

gehört zu diesen Seltenheiten, gehört zu den entzückendsten Werken einer Schule, die in ihrer Malerei zwei einander beinahe ausschließende Eigenschaften vereint: den zartesten Ausdruck (bildlich gesprochen: die schönste Seele) und, in ihrem Prunk und Schmuck, die stärkste dekorative Schönheit für den intimen Raum.

Eigentlich bin ich Pienzas wegen nach Monte Pulciano gegangen. Ueber weite Schluchten und Angründe hinweg sieht diese Stadt, von einem anderen Berggipfel her, nach Monte Pulciano herüber, mit dem es übrigens durch eine angenehme Hochstraße verbunden ist, so daß der Fußwanderer in einem guten halben Tag bequem hinüberschlendern kann.

Das unternahm ich am anderen Morgen. Und diese Wanderung war schon angenehmer als die von der Station herauf. Die Straße hält sich auf beträchtlicher Höhe, das schöne weite Land liegt tief unter Einem, man hat fast immer einen Blick wie der Herr, da der Versucher ihn auf einen hohen Berg geführt hatte.

Der Weg führt durch einen Wald von Eichen und Kastanien. Noch starrte das Geäst der Bäume winterlich kahl. Nur wenig zartes Blattgeflimmer brach an niedrigem Gesträuch hervor; die Sonne drang ungehindert durch das silbergraue Netz der Zweige. Und sie wirkte Wunder. Die hohen Bäume hatten noch vom Schlaf des Winters die Augen geschlossen; aber unter ihnen, am Boden, küßten sich die Sonne und der Frühling und da sprang es hervor von Blüthen: Anemonen, silbern oder von der Bläue des Himmels, Blume an Blume, Stern an Stern, ein von der Sonne gewebter zart duftiger Teppich, noch kühl in den Farben wie das Grau des Waldes, aber entzückend und von lichter, frühlenzlicher Schönheit.

Pienza muß man gesehen haben. Pardon: man muß es natürlich nicht gesehen haben; der Teufel hole jeden Kerl, der seinen Nebenmenschen mit seinem „Man muß" über den Hals kommt. Ja, Leser, Du hast Recht: man muß nicht. Aber gut ists, Pienza gesehen zu haben; gut und lehrreich: Das darf ich behaupten. Wenn man von der reinsten italienischen Frührenaissance die günstigste Vorstellung bekommen will, die möglich ist, dann muß man Pienza am Ende doch gesehen haben.

Die Bedeutung von Pienza liegt nicht, wie die anderer Orte, darin, daß das Einzelne ein höchster Typus ist, sondern darin, daß hier einmal, was nicht zum zweiten Mal gelang, ein durchaus harmonisches, ein einheitliches Ganze geschaffen wurde. Der Schöpfer, der dieser ganzen Stadt ihren Namen gegeben hat (sie hieß früher Corsignano), Papst Pius der Zweite, der Freund Kaiser Friedrichs des Dritten, war der selbe Piccolomini, der die Libreria im Dom zu Siena von Pinturichio ausmalen und drei nackte antike Grazien in dieser „Sakristei" aufstellen ließ, der selbe, der unter dem Namen Aeneas Sylvius einen verliebten Schäferroman verfaßte und der als päpstlicher Humanistentypus die Rolle Leos, des Medicäers, um ein halbes Jahrhundert vorweggenommen hat. Siena war der Rivalin Firenze ja immer voraus; bis sie schließlich zurückbleiben mußte, gleich edlen Rennpferden, die ihr Temperament zu früh ausgeben und am Ende unterliegen. Auch als Diplomat war dieser Piccolomini nicht geringer als seine medicäischen Nachfolger auf dem Stuhl des Fischers Petrus (richtiger: auf dem Sessel der alten römischen Imperatoren und Oberpriester). Daß er den Kaiser Friedrich bestimmte, seine Vermählung mit Eleonore von Portugal nicht in Florenz, sondern in Siena zu feiern, wovon noch heute in Siena zahlreiche Monumente zeugen, war ein Triumph über die stolze Arnostadt und von dem Piccolomini ein Diplomatenstreich ersten Ranges.

Hier eine Zwischenbemerkung. Wenn man heute einem guten Bürger von Siena, Professor oder Kaufmann, den Namen des großen Pandolfo Petrucci nennt, kann man sicher sein, daß er sich davor bekreuzt, als ob man den Gottseibeiuns genannt habe. Und doch würde wahrscheinlich gerade dieser furchtbare Tyrann, furchtbar gegen Seinesgleichen, gegen das mächtige Patriziat, seine Vaterstadt, wenn er glücklicher gewesen wäre, vor großer Schmach bewahrt haben. Wohl niemals wäre Siena dem spöttisch hochmüthigen Florenz unterthan geworden, wenn der schreckliche Pandolfo nicht zuletzt der Macht des Patriziates unterlegen wäre. Damit unterlag Siena als Großmacht im mittelalterlichen Sinn. Der freie Adel nannte seine Sache die Sache der Republik, die Sache der Freiheit. So wollte es sein Interesse. Aber die Sache des Volkes war damit nicht identisch. Das Volk als solches hatte in diesem Kampf auf Leben und Tod nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Oder vielleicht doch zu gewinnen? Aber nur auf der Seite Pandolfos, mit dessen Sieg der Adel zwar Alles verloren, die Stadt aber vielleicht ungeheuer viel gewonnen hätte. Und da ich einmal bei den Zwischenbemerkungen bin, gleich noch eine. Der dritte Friedrich ist, wie ich mich von der Schule und der Universität her zu erinnern glaube, nicht sehr hoch geachtet in der Reihe der Deutschen Kaiser. Die Hohenstaufen waren in Italien allerdings anders aufgetreten. Sie haben sich mit Feuer und Schwert aufgezwungen. Und auf dem Schaffot haben sie geendet; und sehr bald. Um Deutschland hatte sich schon Friedrich der Zweite so wenig gekümmert wie nur irgend ein Habsburger. Mit wenigen Ausnahmen waren die Deutschen Kaiser sonderbare Erhalter und Mehrer des Reiches. Deutschland ist ja durch ihre Politik (und die der deutschen Fürsten) glücklich an den Bettelstab gerathen. Man wird eben mit den Menschen nie darüber hinauskommen: wer Erhalter und Mehrer einer Sache sein soll, Der muß diese Sache als seine eigene betrachten können. Er kann sie ja auch dann immer noch verplempern, wenn er ein Phantast oder auch nur ein phantastisch leidenschaftlicher Prachtkerl ist und an ein eben so prachtvolles und leidenschaftliches, aber in anderer Richtung leidenschaftliches Weib geräth, wie unsere Hohenstaufen an die Griechin Sizilia. Da wird er der Welt ein schönes Schauspiel geben, für Phantasie und Poesie die Grenzen der Menschheit erweitern und auf Jahrtausende hinaus die Dichter anregen, auch wenn sie keine Hohenstaufendramen schreiben. Aber sein Reich? Daß Gott erbarm!

Die Idee des römischen Kaiserthumes hat Deutschland elend und zum Gespött der Völker gemacht. Und auch heute muß in der deutschen Schule der Geschichtunterricht so gedeichselt werden, als ob es von den Habsburgern schändlich gewesen sei, daß sie sich für diese Idee nicht mehr begeisterten. Und sie paßten sich doch nur der veränderten Zeitlage an. Italienische Handelsleute waren Weltmächte geworden. Friedrich der Erste war mit Feuer und Schwert gekommen; der dritte Friedrich handelte, unterhandelte. Warum wollen wir, Geschichtphilosophen oder was wir sonst sind, immer nur die Thaten des Schwertes preisen, wir, die in unserem Leben nie die Hand am Schwert hatten? Die Habsburger haben freilich nur zu oft am unrechten Fleck „gehandelt". Sie erhalten heute den Lohn für ihre falsche Politik. Aber wer mag in Deutschland aussprechen, wo die Politik der Habsburger am Falschesten war? Damals, als sie den deutschen Fürsten den Kaisertitel abgehandelt und dadurch diese Fürsten immer reicher und sich selber immer ärmer gemacht haben, ärmer an Gewalt in Deutschland, als sie mit diesen Fürsten

„gehandelt", unterhandelt haben, mit diesen Verschacherern einer Kaiserkrone, mit diesen eigentlichen Verräthern der deutschen Sache, statt über sie herzufallen und sie zu erwürgen zum Besten der nationalen Einheit und Macht. Wenn sie Das gewollt und gethan hätten, würden sie heute von den Geschichtschreibern, die nun Unterthanen dieser Fürsten sind, nicht so schlecht behandelt. Freilich: ein hohenzollernsches Kaiserthum gäbe es dann nicht.

... Man wird mir glauben, daß diese unzeitgemäßen Genken mir erst beim Schreiben gekommen sind und nicht in Pienza. Dort war meine Seele ganz aufgelöst in Schauen. Was übrigens wohl ihr höchster irdischer Zustand ist, so daß die sublimste Theologie, ohne Kant gelesen zu haben, diesen Zustand, natürlich unendlich gesteigert, als den der ewigen Seligkeit proklamirt hat. Nicht den Zustand des Denkens, Gott sei Dank.

Vier architektonische Einzelschöpfungen sind es, der Dom, der Episcopio, der Palazzo Publico und der Palazzo Piccolomini, die hier in Pienza eine wundervoll harmonische Einheit bilden, eine Symphonie von reinstem Wohlklang, von vollkommenstem Eurhythmus, in den hier nicht, wie sonst fast überall bei spätzeitlichen Schöpfungen, ungehörige fremde Töne roh mit hineinklingen. Und darin liegt die Bedeutung von Pienza. Jedes einzelne dieser Bauwerke hat in Italien nicht nur vielfach Seinesgleichen, sondern wird auch wohl durch Besseres übertroffen; aber nirgends auf der ganzen Halbinsel findet man solchen Zusammenklang; nirgends kann man diese Wirkung (ich meine: innerhalb dieses Stiles) zum zweiten Mal erleben.

Die Schöpfungen dieses Stiles, der reinen Frührenaissance, sind nicht gerade häufig. Dieses zarte Frühgewächs hat selbst in der wunderbaren heimathlichen Natur von Toskana nur wenige Blüthen zur vollen Entfaltung gebracht. In rauherem Klima ist sie gar nicht denkbar. Im Mutterboden selbst hat die frühaufgeschossene Pflanze rasch ihren Charakter verändert; und als sie zuletzt ein Baum wurde, der ganz Europa überschattete ... Unbildlich gesprochen: der unschuldigste, reinste, graziöseste, weil jugendlichste Stil, den Italien hervorgebracht hat, blieb fast ohne Folgen fürs Ausland. Er blieb selbst in Italien eine Rarität. Als Hochrenaissance hat er schon wesentliche Eigenschaften verloren (vielleicht andere als Ersatz gewonnen) und gar die Eroberung der europäischen Welt gelang ihm erst, als er sich zum brutalen Barock vergröbert hatte.

Und in der Skulptur? Der Stil des Donatello (und ich denke dabei noch mehr als an ihn selbst an seine Genossen aus Settignano) ist von Michelangelo überwunden worden; aber erobert und auf Jahrhunderte hinaus mit seinem Stil beherrscht hat die Welt erst der Cavaliere Bernini. Und in der Musik? Der Stil des göttlichen Mozart wurde rasch überholt von der dämonischen Gewalt Beethovens; aber erobert hat dann die Welt und herrschen wird, vielleicht auch auf Jahrhunderte hinaus, die Musik Wagners.

Pius der Zweite war noch ein italienischer Großer alten Stils. Ihm war noch Vaterland und sozusagen die Welt, was er sein Eigen nannte; er wollte in Rom, wo der Zufall ihn auf den ersten Platz gestellt hatte, sich kein monumentales Denkmal errichten. In Siena und Pienza, in dem Seinigen, wollte er unsterblich sein.

München. Benno Rüttenauer.

# Am Ueberlingersee.*)

Es ist Ende Oktober. Ein erster Nachtfrost hat das Farbenwerk des Herbstes vollendet und mit seinem Rauhreif dem sterbenden Laub die leuchtendsten Farben eingebrannt. Aber noch sind sie im dämmerigen Hauch des späten grauen Morgens verhüllt. Reglos liegt der mit dem Himmel verschwimmende See, als laste die unbewegte fröstelnde Nebelweite schwer auf ihm. Alle Ufer sind matt und verblaßt. Die fernen Dampfer scheinen fast über dem Horizont zu schweben. Ihr unzertheilter Rauch bleibt wolkig in der Luft stehen. Während der Vormittag wächst, füllt sich ganz langsam das weite Grau mit zerstreutem, etwas rauchigem Blau und wird zusehends lichter. Mittags endlich bricht siegend die Sonne durch. Rasch wird ihr Licht, das erst röthlich winterlich schimmerte, klar und golden; die Landschaft leuchtet in vollen Farben auf. Um diese Zeit waren wir schon im Gebie unserer heutigen Wanderziele, nah der Endbucht des Ueberlingersees.

Der „Ueberlingersee" genannte, weit ins Land hineingestreckte Arm des Bodensees ist der nördliche der beiden Theile, in welche die große konstanzer Halbinsel das Gesammtbecken, in seinem westlichen Drittel, zerlegt. Das nördliche Ufer des Ueberlingersees ist die genaue Fortsetzung der buchtigen Landlinie Lindau-Friedrichshafen-Meersburg, das südliche gehört der gewissermaßen vom Hegau vorgeschobenen konstanzer Halbinsel an. Beide sind vereinigt durch das kurze, flache und sumpfige westliche Buchtgestade. Der Reisende, der von Osten aus der vollen Breite des Sees dem Ueberlingersee zufährt, sieht die Höhen des Linzgaues, die von Weitem über den flachen württembergischen Strand herübergrüßten, allmählich nah ans Wasser treten und dem Landschaftbild einen kräftigeren, malerischen Charakter geben. Der Eindruck heroischer Landschaft wird besonders stark im letzten Theil dieses Seearmes; da spiegeln sich auf beiden Seiten steil abfallende Waldfelsen in der Fluth.

Wir haben das Frühschiff in Dingelsdorf, am südlichen Ufer, verlassen und gehen auf der durch das flache Ried gebauten Dammstraße nach dem nahen Wallhausen, wo die Waldberge beginnen. Sie stehen für unseren Blick, während wir auf das wachsende Bild zuwandern, hart über Ried und See, schieben sich in Duftfarben, doch dunkel abgestuft, wie Coulissen vor und steigen mit dem See, dem sie enttauchen, der Ferne zu. Im Fischerdorf Wallhausen liegen ein paar Lastkähne mit Holzfrachten, Boote, ein Motor am stillen Ufer. Ein Hund bellt uns nach, während wir auf dem Uferweg in den Abhangwald eintreten.

Noch ist das Vormittagsgrau des Herbsttages nicht überwunden. Wir schreiten in der kühlen Luft kräftig aus, rechts neben und wenige Meter unter uns immer den See, in dessen klarem Wasser wir deutlich sehen können, wie weit der helle, flache Uferstreifen unter der Oberfläche noch vorspringt und wo der Grund sich steil in dunkle Tiefen hinabsenkt. Zwischen den Bäumen hindurch geht unser Blick hinüber zum anderen Gestade. Ueberlingen, die Sandsteinfelsen der Haidelöcher und eine sehr malerische helle Wand, die oben eine Villa mit weißen, den Fels fortsetzenden Mauern trägt, liegen schon halb rückwärts. Das kleine Sipplingen mit seinem spitzen Kirchthurm rückt näher. Unser Weg windet sich um viele Buchten und Vorsprünge, hebt und senkt sich, zieht durch Laub- und Tannenwald, an Sand-

*) Aus dem Wanderbuch „Der Bodensee", das in diesen Tagen bei Georg Müller in München erscheint.

steinfelsen und aus der Höhe steil herabkommenden breiten Bahnen für das Holztreiben vorüber. Mehrmals öffnen sich zu unserer Linken tiefe Schründe und Tobel, aus denen kleine, versickernde Rinnsale über Moosstufen niedertropfen. Prachtvoll der senkrechte Wuchs der Bäume auf den schrägen Böschungen. Dort ein kahler Sandsteinfels, an dessen Fuß sich aus dem abgerutschten Stein- und Erdreich eine sanft ansteigende Schutthalde gehäuft hat. Der Wald tritt oben bis hart an den Absturz. Mit klammernden Wurzeln, wie nur Schwind sie gemalt hat, umschlingt die vorderste Tanne den Stein, der unter diesem zusammengewachsenen Griff zu zerbröckeln scheint. Farren und üppiges Gesträuch bedecken den Grund der Schlucht.

In einem dieser Tobel führen zwischen den engen, moosig feuchten Sandsteinwänden, in die sich der gewundene Bach in langer Vergangenheit tief eingeschnitten hat, angeschlagene Stufen hinauf. Oben im Wald steht auf vorgeschobenem, vom Hinterland gelöstem, mit ihm heute aber in üppiger Waldwildniß verwachsenen Bergkegel ein altes Gemäuer, Kargegg geheißen. Da führt der Schluchtweg hinauf. Jetzt treten haushohe senkrechte Steinwände bis hart an den See, daß der Pfad sich gerade eben nur an ihrem Fuß vorbeidrängen kann.

Wieder wird das Gestade breiter. Holzarbeiter sind am Werk. Weithin durchschallt es den Buchenwald. Es heißt, schnell die Rutschlichtungen passiren, in denen die glatten Stämme herunterkommen. Unten sind Leute beschäftigt, sie zu Flößen zusammenzubinden. Der blaue Rauch eines Feuers zieht über den Schatten am Tannenstand.

Allmählich wird das flache Ufer noch breiter. Die hohen Laubwaldberge treten vom See zurück. Wir nähern uns Schloß und Dorf Bodman, das einst, Podama geheißen, ein Sitz fränkischer Könige war. Von der dem Duft enttauchenden Sonne beschienen, liegt es in der Stille des Herbsttages, friedlich, lang am Ufer hingestreckt. Wir durchwandern es in der Längsrichtung, an den einzelnen verstreuten Häusern und Gehöften, der kleinen Kirche, dem vornehm mit seinen Gartenanlagen ohne Umzäunung an der Straße liegenden gräflichen Schloß vorüber, zur Linde, wo wir einen raschen Imbiß nehmen. Dann steigen wir in die Berge.

Graue Buchenstämme. Ein rother Abhangteppich. Serpentinenwege, auf denen unser langsamer Steigschritt im Laube raschelt. Viele Windungen hinauf. Der Hang wird steiler, steigt scharf, daß wir in den Baumwipfeln vor uns den Fuß von Mauern, darin eine Pforte sehen. Wir klimmen den laubglatten Pfad hinan.

Wir stehen im Ring eines Mauerkomplexes, in einem unteren Gang; die Burg ragt noch hoch über uns. Ueber den Blöcken rothe Ebereschen gegen den blauen Himmel: das Wappen des Herbstes. Wir steigen in das mächtige Halbrund des großen gebrochenen Thurmes, der vielleicht einst die Haupträume der Burg umschloß. Der Boden liegt voll niedergestürzter Bausteine, zwischen denen ein paar hochstämmige Bäume Wurzel gefaßt haben; sie ragen reglos und trinken das blaue Himmelsleuchten in den leeren Fensterhöhlen mit schweigenden Wipfeln. Einzelne Blätter wehen aus der hohen Stille nieder. Nicht von den Händen des Windes oder des Regens herabgerissen; in Stamm und Geäst, im versiegenden Saft des Baumes ist der Herbst zu ihnen gelangt. Der Baum hält sie nicht mehr und läßt sie der Luft, die sie schwebend niederträgt.

Ich muß eines Gedichtes denken, zu dem mir vielleicht eine Stunde in dieser Ruine einst Anlaß war. Es heißt „Die Herbstburg“.

Durch die herbstlichen Wälder ruft der Wind
mit vielen Stimmen.
Komm: wir wollen die Höhe erklimmen,
wo die verlassenen Mauern sind.

Windstill, in dem Brausen und Rauschen,
ist der Burghof. Rast und Raum
umragt den reg'losen Eichenbaum
mit schweigendem Lauschen.

In die Wege der Wolken klafft das Thor,
durch das wir kamen;
kaum reichen in den Bogenrahmen
die höchsten Wipfel des Waldes empor.

Wir sind vom rauschenden Leben geschieden,
in Schatten und Wolkenwiderschein
allein
in diesem aufgebauten Frieden.

Hoch in der ummauerten Stille
löst sich ein Blatt und schwebt vom Baum.
Wir gehen aus dem verwandelten Raum
einsam zurück ins Rauschen der Fülle.

Höher als die Burg, auf waldfreier Gipfelwiese, liegt der alte Pachthof Bodenwald. Von dort gesehen, ragt der halbe Thurm aus schwarzgrünen Tannen und dem Brand einer rothen Buchenwand auf. Neben ihm wird ein Stück tief purpurnblauen Sees sichtbar. Einzelne weiße Birkenstämme mit ihren grellgelben Blättern schneiden in dies Blau hinein. Lichtgrün silberduftige Ferne.

Die Fülle dieser Farben drang wie wie ein Rausch auf uns ein und zwang das Auge immer wieder, in ihre Fluth zu tauchen, zu schwelgen, jede einzelne Farbe, wie im Ringen mit den anderen, zu ihrer höchsten Sinneskraft aufschwellen zu sehen. Die starken, ungebrochenen Töne des Bildes waren wie eine wilde, stürmend rhythmische Musik, wie schmetternde Trompetenstöße einer fürstlichen, diese Hänge durchstreifenden Jagd, wie Wind und Sturm.

Wir gingen auf der Hochebene bis an ihren südlichen Abfall. Da eilt der Blick weit über Hegau und Untersee. Das alte Städtchen Radolfzell, die Insel Reichenau, die Schlösser des Schweizer Ufers: all Das liegt duftig flimmernd und verschwommen vor uns. Unser Auge vermag gegen das Licht den von der wasserreichen Ebene gewobenen Schleier nicht klar zu durchdringen. Um so wichtiger aber wird uns der gewonnene Standpunkt für die Orientirung. Wir stehen fast an der Wurzel der konstanzer Halbinsel. Die Karte liegt vor uns im Haidekraut. Sie zeigt uns, daß der Höhenzug, auf dem wir uns befinden, westlich durch ein tiefes Thal von den Hegaubergen getrennt ist, ein Thal, durch das jetzt die Bodenseegürtelbahn fährt, so die konstanzer Halbinsel zwischen Ludwigshafen und Radolfzell abschneidend; dann, an ihrem südlichen Untersee-Ufer entlang, erreicht sie Konstanz. Der Einschnitt dieses Thales ist rechts zwischen den Waldhängen erkennbar.

Während wir durch das hohe Kraut wieder nach der überlinger Seite zu stapfen, flieht ein Rudel Rehe mit langen, schlanken Sprüngen durch die hohe

Buchenwaldhalle zu unserer Rechten. Einsame Stille wie vorher. Mich beschäftigt das Uebersichtbild der Landschaft. Ich habe als Junge oft am Ueberlingersee, oft am Untersee gestreift, habe zu Rad all ihre Ufer umfahren, aber sie nie in Eins gefaßt, sie immer als getrennte Landschaften empfunden. Nun schlagen sie wie zwei auf einander zu eilende Wellen in der Brandung hoch auf und zusammen. Ich bewältige den Eindruck noch nicht. Das Geheimniß des Raumes umschauert mich.

Ich sinne nach. Ich schaue rückwärts in vergangene seelische Erlebnisse hinein, die erst in diesen Augenblick zu münden scheinen. Ich weiß jetzt, daß auf weiten Reisen mir immer irgendwann die wirkliche Landschaft in die Landkarte überging, unmerklich, in vielen feinen Uebergängen, daß mir nur die größeren Halt- und Endpunkte der Reisen zugleich Kartenbild und volle Wirklichkeit waren, daß aber die durchflogenen langen, gleichförmigen Strecken mit den unbekannten ruhenden Horizontpunkten, um welche die Riesenscheiben der Landschaft kreisten, nicht mit der Linie auf dem Papier ganz eins wurden, sondern wie ein fremdes fesselndes Erlebniß zwischen den Zielen standen, nur sausende Bewegung, Wandlung, Kreisen waren, nicht aber meinem Gefühl Raum wurden. Ungreifbare Dinge! Ich fühle, wie sich mein Empfinden des Raumes gedehnt hat. Wenn ich als Junge eine Bergtour machte, blieb mir das Erlebniß wechselreicher Weg. Jetzt versinkt meinem Blick der Pfad: das Gebirge wird mir umfaßte Gestalt. Mein Geist schafft Räume in sich, er vermag ein paar Tagewanderungen weit in sich zu begreifen. Und nur an den äußersten Enden solchen umspannten Gebietes brandet mir, wie Meer an fernen Küsten, die Unfaßbarkeit des Raumes.

Wir öffnen ein Wildgatter, um zum Schlößchen Frauenberg hinunterzusteigen, das eben so wie die alte Veste auf einem niedrigeren, dem See zugewandten Vorsprung des Höhenzuges liegt. Eine tiefe Schlucht trennt es von der Ruine. Wieder gehen wir in den brennenden Farben des Laubwaldes durch raschelnde Blätter in der Richtung auf das tiefblaue Wasser. Da, noch ein Wildgatter: und das verlassene helle Schlößchen strebt schlank zwischen den Stämmen und Wipfeln der herbstlichen Bäume empor. Ein Monsalvatsch! Silbern glänzt die hohe Kuppel des Thurmes mit dem doppelarmigen Kreuz. Gothische Fenster bergen oben an der verstrebten, bis zur halben Haushöhe fensterlosen Mauer mit ihren nur nach innen gewandten Farben, die außen dunkel kupfern schimmern, eine alte Wallfahrtkapelle.

Verschlossene Fenster, verschlossene Pforten, Schweigen ringsum. Nur ein strahlender Bergbrunnen glänzt silbern und plätschert unaufhörlich.

Hier, im Verließ dieses Schlößchens, dessen Anlage gewiß aus fränkischer Zeit stammt, soll der Heilige Othmar gefangen gewesen sein. Die Legende dieses Heiligen enthält eine schöne Episode. Als Othmar, von Mönchen gerudert, bei Nacht in Wind und Gewell über den See fuhr, strahlten die Kerzen, die ihren Schein über das Boot und die anschlagenden Wellen ergossen, ruhig und klar, als ob kein Hauch die Luft bewege. Unten in einem Sandsteinfelsen hat man hier das Zeichen eingegraben gefunden, das König Dagobert einst an der räthischen Grenze bei Mondstein einhauen ließ: einen die Hörner aufwärts kehrenden Mond. Wie viel Leben, wie viel frische, aller Schwäche hohnlachende, Kraft in solch wortloser, lapidarer Sprache alter Schwertmänner liegt!

Wir steigen den gelichteten Waldweg hinab, an den vielen Stationen vorüber, die der Wallfahrer betend erklimmt. Welke Blumen, Aehren, Zweige hängen an den verwitterten, aus Holz geschnitzten Bildstöcken.

Den Nachmittag verbringen wir am gegenüberliegenden Ufer. Ein Motorboot hat uns über die Bucht nach Ludwigshafen, der Zug von dort nach Sipplingen gebracht. Hier steigen wir aus. Der Weg schlängelt sich in die waldigen Uferberge hinein. Eine zerrissene, von Bäumen und Gesträuch überwucherte Ruine liegt in Dreiviertelhöhe des Berges auf einem abgesonderten Kegel, in dessen Rücken der Waldberg weiter ansteigt. Es ist Althohenfels, auf dem einst der Minnesänger Burkard saß. Ein Jäger und ein Dichter, voll Leidenschaft und Kraft, der eine reiche, kühne Sprache redete, dessen Lieder in stürmendem Rhythmus klingen. Sein Ton ist viel voller und stärker als der der meisten seiner Zeit- und Stilgenossen. Wir rasten an den alten Mauern und schauen hinüber auf die steilen, schattenschweren Tannenberge des anderen Ufers, die tief in die Fluth hineindunkeln wie ein schwarzer Wall. Unser Weg von heute morgen. Dort Kargegg, weiter unten der Thurm von Bodman. Der freie Weitblick all dieser Höhen, das Auge, das schneller als die ziehenden Vögel über das Land eilt, ist in Burkards Gedichten. Ich citire aus dem Gedächtniß:

„Meine Gedanken fliegen geschaart
mit gierigem Sinn nach Dir auf die Jagefahrt."

Ich fühle in diesen Versen die freie Hebung des Kopfes, der einem herbstlichen wandernden Vogelschwarm nachsieht und seine Gedanken beflügelt in die lichte Ferne tauchen läßt.

„Wie möcht' ich mit Dir streiten,
die Du so gar gewaltiglich
sitzest auf meines Herzens Thurm.
Der ist fest an allen Seiten."

Seine Wirklichkeit wird diesem Sänger Bild seines Gefühles; so bindet er die Erscheinungen, die ihn bewegen, in Eins, in das gegenwärtige, volle Sein, das er lebt. Noch zwei Verse von ihm kommen mir in den Sinn, die so recht in diesen golden leuchtenden Herbsttag mit seinen brennenden Farben passen: „Da die Luft mit Sonnenfeuer war getempert und gemischet . . ."

Wir sprechen noch eine Zeit lang von ihm und seinen dichtenden Standesgenossen, die überall auf den Bodenseeburgen umher saßen. Wenn die schlechte Jahreszeit einsetzte mit Sturm und Regen, Nebel und Kälte, wenn der dicke Kachelofen im getäfelten Burgstüblein von innerer Gluth zu strahlen anhub, dann dichteten sie einsam, auf Höfen und Schlössern, die von der Uferhöhe herab sich in der grauen Fluth spiegelten oder mit ihren Thürmen wie raumlose Schattenbilder über die Winternebel aufragten, ihre ritterlichen Lieder. Denn Herbst und Winter mit ihrer Stille und grauen Einsamkeit sind die Zeit der Dichter; dann tauchen sie in ihren Traum vom Leben hinein, der mit seinem gespiegelten Glück und gespiegelten Schmerz wunderbarer ergreift als das wirkliche Leben. Da zogen die Freuden des ganzen Jahres an ihrem Blick vorüber; sie sangen vom Mai, den sie nicht genug preisen konnten, und von der Frau Minne; sie sangen die Reihentänze des Sommers und die herbstliche Jagd mit Falkenflug und Horngetön.

Mit dem Vers des Burkard: „Freude und Freiheit ist der Welt Feuergeleit" springen wir auf und steigen weiter zum Haldenhof hinauf, wo wir unter den alten, halb entlaubten Bäumen einen kurzen Vesperimbiß einnehmen. Oberhalb des Hofes liegen die Steinpalmen. Das ist der eigentliche Aussichtpunkt. Da geht der Blick weit in den sich jetzt abendlich röthenden Hegau und auf der anderen Seite das

gebuchtete Bodenseeufer hinauf bis Lindau und Bregenz; und hinüber zu den vorarlberger und schweizer Alpen, die mit ihren scharfen Zacken in den klaren Späthimmel schneiden.

Das Wetter blieb auch in den nächsten Tagen gut. So wurde mit Freunden noch eine Motorbootfahrt in den Ueberlingersee unternommen. Wir fuhren aus der konstanzer Bucht dem meersburger Ufer zu.

Aus dem niedrigen, schnell fahrenden Motorboot, hart über den Seespiegel weg gesehen, bekommt die Landschaft etwas Flaches. Mehr als aus nicht höherem Ruderboot, wegen der dem Horizont parallelen, wagrecht das Bild flach abschneidenden Linie des Verdecks und der schnell hinschießenden und, so nah dem Wasser, doppelt empfundenen Bewegung.

Das Rattern des Daimlers erschwert die Unterhaltung. Schweigend überlassen wir uns dem Seeblick. Manchmal sinkt mein Auge in die wundervoll geschwungene Furche, die sich vom Boot schräg rückwärts zieht und in steter Erneuerung sich in die Weite verliert.

Die Landschaft liegt wieder in leichtem, lichtem Duft, fast ohne Schatten alle Farben wie gelöst, hell, ohne Tiefe, wie ganz flüchtig angedeutetes Aquarell. So Meersburg, die kahlen Rebberge, der bunt überhauchte Wald.

Wir fahren am Ufer hin, von dem der See, der im Winter einen beträchtlich tieferen Wasserstand hat als im Sommer, schon weit zurückgetreten ist. Die Landunganlagen von Uhldingen, der kleine Lastschiffhafen, der Bahnhof, herbstliches Schilf, Weiden, das Pfarrdorf Seefelden. Dann, hart am Ufer, das Schloßviereck Maurach und oben auf der Weinbergshöhe die Kirche von Neubirnau. Wir landen.

Maurach, das da friedlich am See liegt, war ehemals ein Nonnenkloster. Noch erinnern daran die hohen Kirchenfenster und der idyllische alte Klostergarten. Ein hoher Thorgang öffnet sich. Die einstige Poststraße Ueberlingen-Meersburg geht durch den Gebäudekomplex. Jetzt ists ein markgräflicher Pachthof.

Wir treten in den Hof. Links stößt der Garten mit hoher fester Mauer an die Straße. Aber nach der Art des achtzehnten Jahrhundert sind breite Bögen, wie Fenster, in der Mauer angebracht und mit Holzgitterwerk geschlossen. Ein Brunnen spendet nach beiden Seiten Wasser. Der verwilderte, herbstliche Garten mit seinen mit Blättern bewehten Beeten und dem kahlen Geäst entlaubter Bäume geht hinüber bis zum See, wo er gegen den Zahn der Welle fest aufgemauert zu sein scheint. Rechts liegen Stallungen und Wirthschaftgebäude.

Neben dem Gehöft führt ein Uebergang über die Bahngleise und ein schmaler Rebbergpfad steigt zur Barockkirche Neubirnau hinauf. Ein hoher Uhrthurm und die breite Fensterfront des mit der Wallfahrtkirche zusammengebauten Prälatenschlosses grüßen uns entgegen. In verlassener, verödeter Pracht. Die fürstlichen Aebte des zwei Stunden landeinwärts gelegenen großen Klosters Salem, die neben den Bischöfen von Konstanz und den Aebten von St. Gallen die mächtigsten Kirchenherren der Bodenseegegend waren, haben diesen schönen Sommersitz um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an den See hinausgebaut. Jetzt ist der Platz um die Kirche rings mit dichtem Gras bewachsen, hohe Bäume tasten mit ihren sich leise regenden, halb entblätterten Wipfeln in die Rundbogen der verstaubten langen Fenster; die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegnen, sind ein paar Hühner, die gravitätisch nickend die Schloßfront entlangkommen: so mag einst der würdige Abt mit seinen Kaplänen post coenam sich hier ergangen haben.

An einem Seitenflügel entdecken wir hoch über dem Boden einen Klingelzug und rühren ihn. Es gellt weit durch die Flure, Treppenkorridore und Hallen des alten Gebäudes. Nichts. Noch einmal! Wieder läuft der schrille, heischende Klang durch die Gänge und sucht nach einem Kastellan, einem Meßner oder Kustos. Richtig: er hat auch ein menschliches Wesen gefunden. Eine alte Frau steckt den Kopf aus einem Fenster und giebt ein Zeichen, daß wir warten sollen. Dann knarrt die Thür und wir treten ein. Zuerst in die Kirche. Sie wird, wie das Schloß, nicht mehr benutzt, muß aber, alten Bestimmungen gemäß, baulich im Stand erhalten werden. Sie ist, wie die italienischen Kirchen, leer, so daß der Raum, auf breiter Sohle ruhend, ganz zur Geltung kommt. Dennoch ist es nicht die Raumwirkung, die im Eindruck vorherrscht. Die traumhaft wirre, überladene Barockdekoration, die hier, plötzlich von jeder Beziehung zum Leben abgelöst, wie in verzerrter Schauspielergeberde erstarrt ist, zersetzt mit üppigem Schnörkelwerk den reinen Raum, der für unser Gefühl dadurch seltsam belebt, gespenstisch wird. Er ist, wie der Traum, zugleich Leere und Fülle: durchsichtige Bildschatten stehen in ihm.

Wir gehen langsam auf dem gepflasterten Grund dem bizarr phantastischen Hochaltar zu, der mit seinem Schattendunkel in all dem weißen und bunten Schimmer der Pfeiler und Wände ein Ruhepunkt ist, dessen Formen allein in dem hellen Gewirr für unser Auge Gestalt werden. Er erscheint jetzt wie der malerisch belebte erhöhte Hintergrund einer Bühne: zwei breite, flache und geschwungene Stufen, die rechts und links von Pfeilern wie von prächtigen Soffiten flankirt werden, führen zur eigentlichen Szene, über die der Hochaltar wieder mit drei Stufen ansteigt. Ein in tiefe purpurne Farben gewandetes fürstliches Drama könnte hier dargestellt werden, eins, dessen Rhythmus ruhiger, größer sein müßte als die schöne, aber sich auflösende Architektur ringsum, in dem gewaltige, doch wie Rosse auf Ziele zu gebändigte Leidenschaften ringen würden. Ich sehe eine Gruppe und halte den Schritt an: zur Rechten auf den Stufen des Hochaltars, in gedämpftem Scharlach, ein königlicher Mann, sich stolz halb zurückbeugend wie eine Gestalt des Barock, so das Kraftvollgefühl seines gespannten Leibes gewinnend; links im Vordergrund violette, dunkelgrüne, schwarze Frauen sich schaarend um eine hohe, in graue Seide gekleidete Fürstin mit silbernem Schmuck, die mit ihren Blicken den Mann herabreißt; verstreute dunkelgekleidete unschlüssige Männer zur Rechten.

Meine Freunde sind hallenden Schrittes weiter nach vorn gegangen und ersteigen eben die Bühne. Sie stehen hochaufblickend, den Kopf zurückgelegt, hinaufdeutend, wie eine Gruppe Bewundernder, Anbetender, zusammen. Auch in dieser breiten Architektur ist der Zug zur Höhe, den alle Kirchenbaukunst immer erstrebt, noch lebendig genug und erfaßt den ruhigen Beschauer. Die alte Frau weist uns hoch im Deckengemälde, in eines Engels Hand, einen Spiegel und auf dem Boden einen Stein, von dem aus man sich selbst in dem in Wolken gehaltenen Spiegel sieht.

Architektonisch ist die Rückseite des Raumes mit ihrer klaren, weniger überladenen Gliederung, der senkrechten Dreitheilung der Schlußwand, deren Höhe in zwei niedrigen und einem gehobenen Stockwerk aufwächst, und der hier wirksamer hervortretenden oberen Galerie, erfreulicher und reiner. Mit ihr stoßen die Gemächer des Schlosses an die Kirche, getäfelte, raumschöne, in die Rebberge und den See hinausschauende, still vornehme Zimmer, die auf breite, lange Flure und auf flachstufige, massiv geländerte Treppen münden. In Allem der Eindruck des in allmählicher Verfeinerung weit über seine Wurzeln emporgewachsenen, von dienenden

Erdkräften scheu und geduldig getragenen, von der Scholle fast ganz abgelösten Lebens. Ein seltsamer Unterton dazu die theatralische Unechtheit des Materials: Stuck und Holz, die, künstlich gefärbt, weißröthlichen Marmor darstellen.

Wieder fliegt unser Boot dem waldigen Ufer entlang. Ueberlingen, die alte freie Reichsstadt, ist aufgetaucht und nähert sich rasch. Wenige Menschen nur sind auf den schnell zurückfliehenden Hafenanlagen zu sehen. Ich denke meines ersten sommerlichen Besuches in dem malerischen Ort. Da habe ich den ganzen Nachmittag damit zugebracht, in seinen Gassen und Gäßchen herumzulaufen, die alten Gebäude anzustaunen, mit leisem und doch von allen Wänden widerhallendem Tritt den Frieden seiner Kirchen und Kapellen aufzustören. In dem hohen, fünfschiffigen Münster, das ein spätgothischer Meister baute, habe ich lange gesessen. Einige betende Frauen und ich, ganz weit von einander am Grunde des wachsenden, dunkelnden, kühlen Raumes. Das Licht einiger Dankkerzen flackert an einem Seitenaltar im farbigen Schatten unter dem gemalten Fenster. Mitunter kam oder ging Jemand. Das Tageslicht fiel durch die Thür, ein schlurfender Schritt, ein Husten, die rasch nieder und aufzuckende Bewegung eines Mädchens am Gitter vor dem Hochaltar. Dann Stille und Betrachtung wie zuvor. Die heiligen Personen, die überall auf Altären stehen oder mit kleinen Sockeln an den Pfeilern angebracht sind oder aus dem bunten, fremden Raum der Bilder in das Kircheninnere hinüberschweben, scheinen die wenigen Besucher nicht zu beachten. Ihre sakrale Starrheit ist verstaubt und leblos.

Dann blieb ich wieder vor dem alten Rathhaus stehen. Das Wappen der Reichsstadt mit dem schwerttragenden Löwen prunkt stolz im Giebel. Die feste Mannhaftigkeit, die in den kleinen Stadtrepubliken als eigenstes Gewächs gedieh, hat auch in Ueberlingen gewaltet. Ringsum hat sie sich hier an der Landseite mit senkrecht tief in den Sandstein geschnittenen Gräben umgeben, in denen heute umgrünte Promenadenwege führen, zwischen hellen Felswänden. Ueber einer tiefen Stelle des Grabens schwebt oben ein steinerner Brückenbogen. Das Dach eines weißen Planwagens leuchtet in dem grünen Schatten des Grabengrundes.

Als ich auf dem Abendschiff zurückfuhr, baute sich in mir aus Thoren, Thürmen, auf der Höhe über den Gassen des Volkes gelegenen Patrizierhöfen, aus Klöstern, Kapellen, Rathssitzen und dem Gewirr der schmalen, steilen, aneinandergedrängten Häuser, mit ihren von den Kirchendächern breit überragten Giebelzacken eine raunende mittelalterliche Stadt, in der farbig und groß das Leben fluthete, mit Jubel und Schrecken. Und diese Stadt wuchs hinaus in das leuchtende, gethürmte Abendgewölk.

Während ich noch in Gedanken versunken war, hatten die Freunde in großem, sicher in die Fluth gezeichnetem Bogen gewendet. Die Sonne war blaß geworden. Wir fuhren aus der Enge des Buchtenarmes wieder der blaugrauen, sich in Duft hüllenden Seeferne zu, die ruhig und unbewegt vor unserem gerade in sie hinein gesteuerten Motor stand. Rechts tritt uns die dunkle, hohe Schloßinsel Mainau, einst Sitz eines Deutschordens-Komthurs und jetzt Großherzogliche Sommerresidenz, mit ihren aus Wipfeln aufragenden Gebäuden nah und löst sich, zurücksinkend, weit von dem Ufer, das hinter ihr hochansteigt und sich dann sanft zu dem friedlichen Fischerdörfchen Staad niedersenkt. Wiesen, ein Uferwald: und unser Boot verläßt den Ueberlingersee. Die graue Ferne, in die wir so senkrecht hineinfuhren, macht plötzlich eine große Kreisschwenkung rückwärts und die Dämmerunglichter des nicht mehr fernen Konstanz stehen aufblitzend vor dem Bug des Schiffes.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

# Selbstanzeigen.

**Aus Rembrandts Radirungen. Mit einer Einleitung: Des Künstlers Persönlichkeit und sein Werk von Severin Rüttgers. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des Allgemeinen Lehrervereins. Berlin, Fischer & Franke.**

Nach Dürers wunderbar traurigem „Marienleben“ sind nun ausgewählte Radirungen Rembrandts als zweite Folge des „Hausschatzes deutscher Kunst der Vergangenheit“ erschienen, das eine Reihe erlesener Kunstwerke enthalten wird. Ich nenne nur Hans Holbeins „Totentanz“, Hans Sebald Behams „Planetenfolge“, Dürers „Apokalypse“, „Große Passion“ und „Kupferstiche“. Jedes Heft, für dessen feine archaistische Herstellung der Name des Verlages bürgt, ist um den erstaunlich wohlfeilen Preis von einer Mark zu erstehen und also wohl Allen zugänglich, die es lockt, mit der großen Kunst einer versunkenen Zeit vertraulich Zwiesprache zu halten. Es ist etwas Köstliches, an Abenden, da die Müdigkeit die Glieder löst und selbst die leichteste Lecture nicht mehr zu fesseln vermag, so spielend, halb träumend in solchen Bilderbüchern zu blättern, deren Seiten dem sinnend Verweilenden plötzlich seltsame Geschichten erzählen. Es ist, als ob sich Arbeit und Müßiggang die Hände reichten, wenn wir uns über Blätter beugen, deren Menschen und Landschaften so liebe Sprache zu uns sprechen, daß wir oft glauben, nun stünde die Zeit selbst hinter uns und hielte den Athem an. Oder wir sind Könige und lassen immer wieder die ganze Reihe der Seiten an uns vorüberziehen und freuen uns im Stillen über Den, der uns die Macht dazu gegeben hat, so selig schauen zu dürfen. So kann es geschehen, daß wir vielleicht einer Liebe zu ihm inne werden, weil wir so voll von überströmender Dankbarkeit sind. Auch ich bin über die Brücke eines solchen Abends in Rembrandts Land gekommen und habe mich gewundert, wie schön und reich es ist. Vielleicht ist er im Portrait nicht so kühn wie der fröhliche Frans Hals, der seinen Menschen eine spöttische und doch hoheitvolle Ueberlegenheit verleiht; vielleicht sind seine Landschaften nicht so innig und gemüthstief wie die Ruysdaels, nicht so voll Andacht wie die Jans van Goyen, aber es ist etwas Machtvolles, etwas Heiliges in diesem Schaffen, das alle Seiten der Welt und der Seele gleich liebevoll umspannt, das die Dunkelheit liebt wie das Licht, das sie verscheucht; das von der Ebene träumt, die der blasse Himmel berührt, und von den Bäumen und Windmühlen, die Sturm und Regen entgegenstehen. Da fällt die Gloriole des Jesuskindleins im silbrigen Schein auf die Gewänder des knienden Priesters, da überfluthet ein Meer von Licht die Mühsäligen und Kranken, die von dem Erlöser Heilung erflehen. Und groß und leuchtend geschieht auch die Verkündung an die Hirten, die das Uebermaß des göttlichen Lichtes nicht ertragen und in wilder Flucht mit ihrer Heerde über die Waldpfade dahinstürzen. Und dann eine Reihe von Bildnissen, voran das des Meisters selber. Den Schluß aber bildet der berühmte „Faustus“, der, der geheimnißvollen Lichterscheinung zugewandt, mit allen Sinnen weit ins Verborgene hinüberstrebt, wie Rembrandt selbst, aus der Enge und Dumpfheit seines Lebens von unermeßlichem Leuchten gelockt, geträumten Fernen sehnsuchtvoll entgegenbangte.

Wien. Felix Braun.

**Deutsche Universität und deutsche Zukunft.** Jena, Diederichs. 2 Mark.

Anklagen gegen die deutsche Universität hat man zu aller Zeit gehört; sie sind durch die eigenthümliche Zwitterstellung der Universitäten bedingt, daß sie abhängige Staatsanstalten seien und doch zur Unabhängigkeit erziehen sollen. Auch haben sich die Universitätlehrer, die die Macht besaßen, immer zusammengethan, um Einflüsse fern zu halten, die ihnen unlieb oder verderblich schienen, während sie in Wirklichkeit fruchtbar und wohlthätig wirken konnten. Solche Anklagen wollte ich nicht wiederholen; ich habe meine Betrachtungen veröffentlicht, weil, wie mir scheint, die Entwickelung, der die Universitäten heute zutreiben, zu gefährlich ist, als daß man ihr schweigend zusehen dürfte. Die Unabhängigkeit, die früher trotz Allem bestand und auf die unsere Hochschulen nicht mit Unrecht sehr stolz waren, hat in den letzten Jahren erschreckend abgenommen; man pflegt auch nicht mehr die Bildung um ihrer selbst willen; in den Mittelpunkt des Unterrichtes hat sich das Examen gedrängt (ähnlich wie auch auf der Schule); die Wissenschaften haben sich bis zur Verwirrung und Unabsehbarkeit vervielfältigt und verlieren oft den Kontakt mit einander; die einzelnen Wissenschaften stellen so hohe Ansprüche, daß der Student all seine Kraft dem Fach opfern muß und nicht für seine Ausbildung zum Bürger und Menschen sorgen kann; auch die Dozenten kümmern sich zu oft nur um ihre Wissenschaft, an der sie zudem das Technische und Handwerkmäßige überschätzen; ihre Laufbahn ist ihnen die Hauptsache und die Wissenschaft, die Gesammtinteressen der Universität übersehen sie. Die Folge dieser Zustände sieht und spürt man überall. Unsere Universitäten sind wohl ausgezeichnete Fachschulen und ihre Wirksamkeit dehnt sich immer weiter aus; doch den engen Zusammenhang und die führende Stellung in unserem inneren geistigen und im politischen Leben haben sie verloren. Handelte sichs um eine beklagenswerthe, aber unvermeidliche Entwickelung, so müßte man es schweigend hinnehmen. Ich halte aber eine Besserung für sehr möglich und darum für dringend nothwendig und ich schlage vor: eine Verjüngung der Vorlesungen (nicht allein das Gelehrte und Fachwissenschaftliche, auch das Lebendige und allgemein Bedeutsame ist hervorzuheben); eine Aenderung des wissenschaftlichen Betriebes (Entlastung der Universitäten, Vermehrung der Akademien und Steigerung ihrer wissenschaftlichen Leistungfähigkeit); eine energische und aufopfernde, gründliche und vorurtheillose Erfassung der Gegenwart nicht nur in volkswirthschaftlichen, sondern auch in literarischen, geschichtlichen und nationalen Vorlesungen; eine Ausbildung des Studenten nicht zum Beamten und Gelehrten allein, auch zum unabhängigen Menschen und Bürger, zum Lehrer, der Verständniß hat für heranwachsende Knaben und werdende Individualitäten, zum Zeitungschreiber, der eine wirkliche politische und geschichtliche Erziehung genoß. Ob und wie meine Vorschläge durchzuführen sind, mögen Sachverständige prüfen. Die deutschen Universitäten sind ein nationaler Besitz, den kein anderes Volk nachahmen kann; es ist gar nicht auszudenken, was Deutschland verlöre, wollte es ruhig zusehen, wie diese Universitäten sich selbst zerstören.

München. Friedrich von der Leyen.

# Die Goldkrisis.

Die industriellen Krisen der früheren Jahre entstanden dadurch, daß ein unberechtigt großer Theil der Nationalvermögen immobilisirt war und somit das Betriebskapital zu fehlen begann. Sie waren Kapitalskrisen. Die chronische Krisis, in die wir Ende 1906 eingetreten sind und die länger zu dauern, aber in milderer Form zu verlaufen scheint, weil der wirthschaftliche Körper diesmal nicht durch Ausschweifungen geschwächt ist: diese neuste Krisis unterscheidet sich von den vorangegangenen in einem wesentlichen Punkt. Auch sie ist zwar erzeugt durch die unaufhaltsame, lebendige Kraft der industriellen Investitionen, aber sie ist ins Leben getreten, noch lange, bevor das mobile Kapital des Landes wirklich erschöpft war. Wer sich der Kalamität des Jahres 1901 erinnert, Dem muß vor Allem gegenwärtig sein, wie plötzlich die Aufnahmefähigkeit des Geldmarktes schwand. Jedes Placement war unmöglich. Das Börsengeld war knapp, alles Kapital schien verbraucht. Die Industrie war sich vollkommen bewußt, daß sie weder gegen Obligationen noch gegen Aktien noch gegen Sicherheiten Mittel erhalten könne. Gemeinden und Staaten rechneten mit diesen Schwierigkeiten. Viele Emissionen waren mißlungen; der Versuch konnte nicht mehr gewagt werden.

Die heutige Lage ist nicht die selbe. Die Bewerthung der Fonds entspricht einem theuren Geldstand: sie ist also niedrig und verlockt die Hersteller neuer Werthe nicht zum Ausbieten. Wer aber heute dem Publikum eine den Zeitverhältnissen entsprechend gewerthete Kapitalsanlage anzubieten hätte, Der würde bereitwillige Nehmer finden Sind doch selbst von den neuerdings ausgegebenen Stadtanleihen und festverzinslichen Industriewerthen sehr erhebliche Beträge untergebracht worden, obwohl ihre Verzinsung wesentlich unter dem Diskontsatz der Reichsbank blieb, und hat doch das Reich selbst neue Kapitalien aufgenommen, die, bei ansehnlicher Verzinsung, bereitwillig gewährt wurden. Gut rentirende industrielle Unternehmungen erhöhen ihr Aktienkapital unbesorgt und wissen, daß sie bei annehmbaren Emissionbedingungen ihre neuen Aktien ohne Weiteres placiren.

Alles Dies war 1901 undenkbar; und der Kontrast beweist, daß heute nicht im selben Maß das mobile Wirthschaftkapital erschöpft ist, wenn auch (und Das ist das Wichtige) sein Preis (Das heißt: sein Zinswerth) so hoch gestiegen ist wie in der Zeit jener schweren Krisis. Außer der Knappheit müssen also noch andere Faktoren mitsprechen, um das Kapital zu vertheuern.

---

Das Goldreservoir der Reichsbank ist der Quell unserer Währung. In diesem Behälter berührt und vermischt sich das Wesen des Geldes und des

Kapitals. Er füllt und leert sich, wenn die Kapitalsansprüche des Landes sinken oder steigen (in diesem Fall tauscht sich Geld- und Wechselbestand); er füllt und leert sich aber auch, wenn, unabhängig von dem Kapitalbedarf, das Metall, also das reine Geld, in Bewegung geräth. Um ein Beispiel einer zufälligen Goldbewegung zu nennen: ein reicher Mann brauchte sich nur den kostspieligen Unfug zu leisten, hundert Millionen Mark in Banknoten zu sammeln und diese zur Einlösung zu präsentiren: alsbald wäre ein ernster Goldabfluß bewirkt, ohne daß in den Kapitalverhältnissen des Landes sich das Mindeste geändert hätte.

Ueber dem Nibelungenhort der Währung wacht der Reichsbankpräsident. Er beobachtet das Steigen und Fallen des gelben Fluidums, und wenn es bedenklich sinkt, so dreht er sein Ventil: er erhöht den Diskont. Aber alsbald äußert sich die Doppelnatur des Behälters: indem das Ventil den Abfluß des Metalls sperrt, würgt es zugleich den Strom des Kapitals. Um zu hindern, daß ein paar Millionen Goldstücke das Schatzhaus verlassen, wird der Zinswerth von Milliarden flüssiger Kapitalien in die Höhe geschraubt. Der Kaufmann in Tilsit und der Industrielle in Ruhrort, der Exporteur in Hamburg und sein Korrespondent in Shanghai: sie Alle haben höhere Zinslast zu verrechnen oder zu bezahlen, weil die Spielmarken des Weltverkehrs nicht im richtigen Kasten liegen. Berechtigt ist diese Wirkung, wenn Goldabfluß und Kapitalknappheit sich decken, gefährlich ist sie, wenn unabhängig vom Kapitalwerth das Gold seine eigenen Wege geht, wie es in unseren Tagen der Fall zu sein scheint.

---

Warum geht aber das Gold seine Wege? Und wohin führen sie? Hat es sich in eine der übrigen großen Kassen: London, Paris, New York, verirrt? Schwerlich; denn nirgends ist Ueberfluß. Vielleicht ist es noch unterwegs, vielleicht stagnirt es, vielleicht ist es versickert. Das Letzte scheint unglaublich und kommt am Ende doch der Wahrheit am Nächsten.

Jedes Jahr werden mehr als fünfhunderttausend Deutsche geboren und jeder Deutsche braucht ein Portemonnaie. Jedes dieser Portemonnaies füllt sich, langsam oder schnell, reichlich oder ärmlich; aber, ob viel, ob wenig, es enthält Cirkulationmittel. Das bedeutet schon eine Steigerung des Metallbedarfes in proportionalem Schritt: in Wirklichkeit ist sie beträchtlich stärker. Denn Löhne, Gehälter und sonstige Einkommen sind in den letzten Jahren gewaltig gestiegen: folglich auch der Verbrauch des Einzelnen. Das bedeutet eine zweite Steigerung des Metallbedarfes: denn je mehr ich am Tage zu zahlen habe, desto mehr muß ich Geld bei mir tragen; die schnellere Cirkulation des Geldes reicht allein nicht aus. Eine dritte Steigerung kommt daher, daß jeder Gewerbetreibende, der eine kaufkräftiger gewordene Menge bedient, seine Kassen reichlicher versehen muß und daß daher in den Zahlkästen der Krämer, der Trambahn-

schaffner, der Kellner, der Fabrikkassen, der Postanstalten die Geldstücke sich häufen müssen. Von kleineren Steigerungen des Bedarfes: Verbrauch der Technik, Verschleppung durch zahlreichere Auslandsreisende, baren Sparansammlungen, braucht nicht geredet zu werden: genug, daß der unsichtbare Goldvorrath des Landes viel stärker wächst als die ohnehin stark wachsende Bevölkerung.

Aehnliches ereignet sich in anderen Ländern mit zunehmender Volkszahl und wirthschaftlicher Thatkraft; und, was bedeutend ist, Silber führende Länder werden zum Goldglauben bekehrt.

Was bedeuten dagegen die anderthalb Milliarden Goldproduktion der Erde? Für jeden neugeborenen Kulturmenschen des Jahres eine einmalige Goldaussteuer auf Lebenszeit von einem Goldstück oder zweien.

Ein altes Wort der Bimetallisten, das falsch war, so lange man es hörte, beginnt, wahr zu werden, nachdem es verstummt ist: „Die Golddecke der Welt ist zu kurz!“ Wenn auch heute kein Mensch mehr im Ernst daran denkt, sie mit Silber zu füttern oder anzustücken, so hat man doch manch kleines Mittel ersonnen, um die jeweils frierende Hemisphäre zu wärmen: Ausgabe kleiner Banknoten, Vermehrung des Courants, Erhöhung des Noten-Bankkapitals, Herabsetzung der Notendeckung. Diese Rezepte verschreiben Palliative, und zwar zum Theil unwirksame, zum Theil gefährliche. Harmlos und vielversprechend präsentirt sich dagegen der Gedanke, den deutschen Checkverkehr zu heben; der einzige Fehler dieses Gedankens ist seine Undurchführbarkeit.

Der englische Kleinkaufmann hat ein Bankguthaben und zahlt mit Checks. Hätte der deutsche Kleinkaufmann ein Bankguthaben, so würde er es benutzen, um Waaren zu kaufen und seinen Umsatz zu vergrößern. Denn seine Tüchtigkeit besteht darin, sein Geschäft bis an die Grenzen seiner Mittel und seines Kredites auszudehnen. Deshalb zahlt er mit Versprechungen: mit Wechseln. Es ist im kleineren Waarenverkehr bei uns nichts Seltenes, daß Wechsel über zehn Mark oder noch kleinere Beträge ausgestellt werden. Unser Check ist der Wechsel: ein Check auf die Zukunft.

Ueber die Maßen thöricht ist es, dem Reichsbankleiter die Schuld an der Geldvertheuerung zuzuschieben. Er thut sein Bestes in der Bedienung des Ventils und ist für den Stand des Kreditwesens so wenig haftbar wie der Theaterkassirer für eine mangelhafte Aufführung.

Ist die Golddecke uns wirklich zu kurz geworden (und ist sie es heute nicht, so wird sie es morgen sein), so kann es uns auf die Dauer wenig helfen, die Beine krumm zu machen. Wir werden besser thun, uns nach einer neuen Hülle umzusehen. Daß die Möglichkeit besteht, die reine Goldwährung beizubehalten und dennoch die Menge des Cirkulationstoffes vom Goldbesitz unabhängig zu gestalten, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

---

Das System der mit Gold gedeckten Noten geht von der alterthümlichen Vorstellung aus, die das Geld als eine Waare, eine Neutralwaare, anschaut. Diese Vorstellung war zutreffend, so lange die Menschen Metallschätze anhäuften, verkellerten und vergruben, um sie in Tagen der Noth oder des Uebermuthes zu wahren oder scheinbaren Gütern zu beleben. Heute ist Geld kein Schatz, sondern ein Verrechnungbeleg. Es ist eine bequem theilbare, unpersönliche Anweisung auf einen Anspruch; und jeder Mensch trachtet danach, möglichst wenig Geld zu besitzen, wenn er auch nach Vermögen noch so heißes Begehren hegen mag. So beträgt denn der Geldbesitz eines Kulturlandes kaum mehr als ein Hunderttheil seines Reichthumes.

Wäre der Kredit des Hauses Rothschild oder des Herrn Rockefeller unbegrenzt, so brauchte die Welt keine Münze und keine Banknote. Jede Zahlung könnte mit einer Anweisung auf ein Milliardenhaus geleistet werden. In jedem Großstaat giebt es aber eine Person, deren Kredit größer ist als jedes Einzelvermögen, ja, praktisch (und besonders im Verhältniß zum Cirkulationbedarf) unbegrenzt: Das ist die Staatsverwaltung selbst.

Der Staat schuldet seinen Bürgern viele Milliarden; und seine Gläubiger sind über dies Schuldverhältniß so beruhigt, daß sie es gutwillig dauernd — bei uns von Jahr zu Jahr — erweitern. Warum sollten nicht die Staatsgläubiger unter einander (und in einem Staat giebt es kaum einen Menschen, der nicht Staatsgläubiger ist oder es gern werden möchte) mit Anweisungen auf die Staatsschuld ihre Verrechnungen vornehmen und zahlen? Werden nicht schon jetzt Tausende von Zahlungen mit einem so unvollkommenen Mittel wie Briefmarken und Coupons geleistet? Könnten wir unsere Reichsanleihescheine oder Konsols zum Zahlungmittel machen, so besäßen wir eine Cirkulation aus lebendigem Kapital statt aus totem Metall; und eine Cirkulation von beliebig erweiterungfähigem Umfang: denn unsere Staatsschulden sind und bleiben größer als unser Bedarf an Umlaufsmitteln. Hiermit wird auch ein leicht faßliches Argument hinfällig: daß die Beflügelung der Schuldtitres der Schuldenmacherei des Staates ungebührlichen Vorschub leisten könnte.

Das Problem, Staatspapiere umlaufsfähig zu machen, scheint auf den ersten Blick paradox, denn zwei offenkundige Hindernisse bieten sich dar: erstens lassen die Obligationzeichen selbst sich nicht genügend theilbar gestalten, ohne den praktischen Zinsendienst zu erschweren, zweitens ist ihr Werth nicht stabil. Dieser Werth schwankt vielmehr periodisch je nach dem Heranreifen des nächst fälligen Zinsbetrages (die Börse gleicht diese Periodizität durch Stückzinsenberechnung aus) und unperiodisch je nach dem Ausgleich des börsenmäßigen Angebotes und der Nachfrage, also nach dem Börsenkurs. Hieraus ergiebt sich, daß das Werthpapier nicht in Natura als Geldzeichen dienen darf, daß vielmehr ein theilbares und vom Börsenwerth unabhängiges Abbild des Werth-

papieres geschaffen werden muß. Das ist ohne Weiteres möglich, und zwar auf folgende Weise.

Jedes solide Geldinstitut erhält das Recht, Reichsanleihe in Beträgen nicht unter einer Million Mark bei der Reichsbank zu deponiren. Der Deponent empfängt dafür Notenblanketts, die wir Kassenscheine nennen wollen, in einem Betrag, der gegen den denkbar niedrigsten Börsenkurs noch eine Ueberdeckung läßt, also etwa für eine Million dreiprozentiger Anleihe nominal 700 000 Mark, für eine Million dreieinhalbprozentiger Anleihe entsprechend mehr. Zur weiteren Sicherheit könnte der Deponent gehalten sein, einen relativ kleineren Betrag an Wechseln zu hinterlegen.

Die Kassenscheine sind gesetzliches Zahlungmittel; sie werden von allen Reichs- und Staatskassen vollgiltig in Zahlung genommen, auch von der Reichsbank, die aber nicht verpflichtet ist, sie gegen Gold auszuwechseln. Vielmehr steht es im Belieben der Reichsbank, ob sie empfangene Kassenscheine behalten, wieder ausgeben, dem Deponenten zurückgeben oder vernichten will. In den letzten beiden Fällen hat der Deponent den Gegenwerth an die Reichsbank zu zahlen; wird der Kassenschein vernichtet, so steht das Depot dem Hinterleger zur Verfügung. Diese Entschließungfreiheit sichert der Reichsbank die Integrität ihres Goldbestandes und somit die Unabhängigkeit der bestehenden Goldwährung; so wird die Gefahr beseitigt, daß die Kassenscheinwährung das Gold ins Ausland treiben könnte.

Nun entsteht die Frage, wem der Zinsgenuß der hinterlegten Reichsanleihe zufallen soll: der Reichsbank oder dem Deponenten? Zunächst wird ein erheblicher Betrag Keinem von Beiden gehören, sondern einem Dritten dem Reichdas mit Recht eine erhebliche Notensteuer beanspruchen wird. Von dem verbleibenden Zinsbetrage wird der Löwenantheil der Reichsbank gehören, die dem Hinterleger einen mäßigen, in Intervallen festzusetzenden Prozentsatz, nennen wir ihn Rebonifikation, abgeben wird. Wie hoch die Rebonifikation sich jeweilig beläuft, wird vom Diskontsatz abhängen. Bei hohem Diskont wird die Rebonifikation kleiner, bei niederem Diskont größer sein. Ist sie gleich Null, so hat der Hinterleger von dreiprozentiger Anleihe sich Geld zu etwa 4,3 Prozent beschafft, denn für je 700 Mark, die er erhält, opfert er den Zins auf nominal 100 Mark, die er hinterlegt.

Im Belieben der Reichsbank steht also Dreierlei. Erstens: wie viele Kassenscheine sie den Instituten auszugeben gestattet. Zweitens: wie viele von den ihr zufließenden Kassenscheinen sie im Portefeuille zu behalten wünscht. Drittens: wie hoch sie die Rebonifikation bemißt. Als Gewinn fiele der Reichsbank zu: der Zinsenbetrag der hinterlegten Anleihe nach Abzug der Staatssteuern und der Rebonifikation, also ein Betrag, der, bei Ausgabe einer halben Milliarde Kassenscheine, jährlich eine achtstellige Ziffer repräsentiren dürfte.

Für den Hinterleger besteht der Vortheil, daß er bei jedem Geldstand Reichsanleihe in bares Geld verwandeln kann, das ihn niemals mehr kostet als ungefähr 4,3 Prozent.

Das Publikum erhält ein vollwerthiges Cirkulationmittel, das auf dem Kredit des Staates beruht; und zwar auf einem bereits bewilligten und anerkannten Kredit, der nicht zum Zweck der Gelderzeugung geschaffen ist, also auch nicht durch diese entwerthet werden kann. Von dem Werth des Cirkulationmittels kann sich Jeder überzeugen: der Kurs der Reichsanleihe steht täglich fest und gegen diesen Kurs bleibt eine hohe Ueberdeckung von durchschnittlich etwa 20 Prozent gewahrt.

Für den Staatskredit aber hätte die Einführung des neuen Cirkulationmittels neben der Rückwirkung der gebesserten wirthschaftlichen Verhältnisse eine bedeutsame Folge. Das Problem der Bewerthung der Staatsanleihen, das bei einer jährlichen Durchschnittsemission von etwa 300 Millionen der Behandlung durch kleine Mittel widerstrebt und auch durch eine veränderte Anlagepolitik der öffentlichen Kassen schwerlich gelöst werden wird, dies Problem tritt in eine neue Phase. Denn es ist kaum zu bezweifeln, daß eine cirkulationfähige Reichsanleihe einen ganz erheblich höheren Werth in sich trägt als eine immobile.

---

Sollten diese Darlegungen phantastisch wirken, so wäre darauf hinzuweisen, daß es ein Land giebt, das ein nahezu identisches System seit Jahrzehnten adoptirt hat, ohne seine vollwertige Goldwährung zu schmälern und ohne seinen wirthschaftlichen Aufschwung zu hemmen: die Vereinigten Staaten von Amerika. Mit Ausnahme eines kleinen Ueberbleibsels aus älteren Zeiten beruht die gesammte Papiercirkulation dort auf Anleihen, die in Folge dieses Systemes bis auf den minimen Zinsfuß von 2 Prozent hinabkonvertirt werden konnten. Daß in Amerika keine centrale Regulirung dieses Geldsystems besteht, daß kein Staatsinstitut von der Art der Reichsbank die Cirkulation im Bedarfsfall erhöhen oder einschränken kann, hat freilich dem amerikanischen Geldmarkt zu Zeiten eine gewisse Sprödigkeit und Unelastizität verliehen. In Deutschland würde die Bond-Währung stets nur eine Hilfswährung bleiben; das Centralinstitut behielte den Einfluß nicht nur auf sie, sondern auch auf die bestehende Banknotencirkulation und könnte daher stets die elastischen Fäden im Zusammenhang des Geldes mit dem Kredit schmiegsam erhalten.

Erweist sich die Voraussetzung dieser Erörterung als richtig: daß nämlich der Goldvorrath und Goldzuwachs der Welt auf die Dauer dem Bedarf des Zahlungverkehres nicht Stand hält, so wird die Diskussion über diese Kalamität ein Jahrzehnt erfüllen und nicht eher schweigen, als bis ein System der Hilfswährung in den führenden Goldstaaten geschaffen ist. R.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 11. Mai 1907.


## Dubiosa.

### Puttkamer.

Im Januar 1906 wurde Herr Jesko von Puttkamer aus Buea, der Residenz des Gouverneurs von Kamerun, nach Berlin gerufen. Bereitet oder nicht, zu gehen: er mußte vor seinem Richter stehen. Vor dem zuständigen Richter, der potsdamer Disziplinarkammer für Reichsbeamte? Noch nicht. Zunächst vor dem Thing der vom Volk Abgeordneten. Diese Würdigen hatten den Ankläger gehört (einen Negerlümmel, der sich den Prinzentitel verliehen hat, sich den „Bevollmächtigten von Bonambela-Duala-Kamerun" nennt und von dem im Lokalanzeiger gesagt ward, er sei „ganz modern erzogen und führe eine anregende Konversation") und brauchten nun, um das Urtheil zu finden, den Angeklagten nicht erst zu hören. Der sollte die Amtsgewalt gröblich mißbraucht, durch unzüchtigen Wandel das Schamgefühl weißer und schwarzer Menschenbrüder verletzt, nach wüster Tyrannenwillkür im Dualalande gehaust, einen Paß gefälscht und, gegen Entgelt, eine Plantagengesellschaft wider Pflicht und Recht begünstigt haben. Vergehen und Verbrechen im Amt, die nach dem Reichsstrafgesetz im Zuchthaus zu sühnen wären. Tage lang wurde im Parlament, als gebe es im armen Reich gar nichts Wichtigeres zu thun, der Quark gepeitscht. Die Vertreter deutscher Nation fanden namentlich die Sexualkapitel des Anklageromans ungemein anregend; und das M. d. R. Julius Kopsch, der Rektor einer berliner Gemeindeschule, weckte mit seinen Invektiven mehr als einmal „stürmische Heiterkeit". Der Gouverneur stand am Pranger; schutzlos, wehrlos. Nur ein unbeliebter, ungeschickter Herr, dessen vom Hirn

schlecht bedienter Eifer noch jedem Klienten geschadet hat, trat für ihn ein. Erbprinz Akwa von Bonambela-Bonaku hatte ihn angeklagt. Erbprinz Erni zu Hohenlohe-Langenburg vertheidigte ihn nicht. Dieser dem englischen Königshaus verschwägerte Prinz, der nachher öffentlich erklärt hat, er könne nicht ohne Vorschuß, wolle nicht ohne den Titel und das Gehalt eines Staatssekretärs die Kolonialgeschäfte des Reiches führen, meinte, der Schein spreche gegen den Gouverneur. Daß nicht der Beschuldigte seine Unschuld, sondern der Ankläger die Schuld des Angeklagten zu beweisen hat, muß jeder Referendar wissen; wußte dieser Stellvertretende Kolonialdirektor nicht (der seitdem als Kolonial sachverständiger in den Reichstag gewählt worden, zu der Abstimmung über das Reichskolonialamt aber, am dritten Mai 1907, nicht in das Hohe Haus gekommen ist). Damals schrieb ich: „Der unverheirathete Herr von Puttkamer hat eine Liebste gehabt, die ihm nach Kamerun nachgereist und drei Monate bei ihm geblieben ist. Er wußte, daß sie ihm nicht verwandt ist, gab sie aber, um lautes Aergerniß zu meiden, für seine Cousine aus. Er glaubte, sie sei eine Freiin von Eckhardtstein, und hatte weder die Pflicht noch auch nur die Möglichkeit, festzustellen, ob sie wirklich dieser (nicht gerade uraltadeligen) Familie entstamme. Als das Getuschel hörbar wurde, schickte er sie weg. Meldet sich Keiner zu dem Beweis, daß der Paß in rechtswidriger Absicht ausgestellt ward, so ist die Beschuldigung niederträchtig und frivol. Das Histörchen hat sich vor zehn Jahren abgespielt und ist damals bis an den Thron getragen worden. Jeder, ders hörte, hat darüber gelacht und den pommerschen Don Juan um seine Unverwüstlichkeit beneidet. Der ist nun ein Graukopf; und trotz aller Anfeindung (die meist aus der Heimath, doch auch aus der Mission kam) haben, noch als er vors Gericht gerufen war, die Kolonisten und die hamburger Großhändler von ihm gesagt: Der beste Mann, den wir draußen hatten. Er muß wieder nach Buea. Eine Niggerintrigue darf den Repräsentanten des Reiches nicht stürzen. Sonst kanns am Kamerunfluß kommen wie im Hereroland. Sonst macht lieber gleich den Bevollmächtigten von Bonambela-Duala zum Staatssekretär des neuen Kolonialamtes. Reden kann er, kleidet sich elegant und ein Erbprinz ist er schließlich ja auch." Manchem klangs damals paradox.

Nach fünfzehnmonatiger Voruntersuchung hat die Disziplinarkammer nun ihr Urtheil gefällt. Das bestätigt den im März 1890 hier veröffentlichten Thatbestand. Erklärt aber, Herr von Puttkamer sei verpflichtet gewesen, vor der Ausfertigung des Passes festzustellen, ob die in sein Haus aufgenommene Dame wirklich Freifrau von Eckhardtstein sei. An seinem guten Glauben sei nicht zu zweifeln; strafbar nur die Fahrlässigkeit. (Nach zehn Jahren noch?

Schwerer Diebstahl, Meineid sogar wäre in dieser Zeit verjährt.) Strafbar ferner ein allzu burschikoser Brief, den der Gehetzte in Berlin an die gegen ihn aufgebrachte Dame geschrieben hat. Und zu rügen endlich die Form einer Aktennotiz, die (nach gerichtlicher Feststellung optima fide und im Interesse der Kolonie) einen der Landessitte unkundigen Richter vor Mißgriffen warnen sollte. Verweis und tausend Mark Geldstrafe. Für die behauptete Urkundenfälschung ist nicht der winzigste Beweis erbracht worden; und erwiesen ist, daß der Gouverneur weder eine Plantagengesellschaft wider Pflicht und Recht begünstigt noch gar von einer materielle Vortheile gehabt hat. „Der Gerichtshof hat bei der Erwägung des Strafmaßes den Gedanken, den Angeschuldigten mit der Entlassung aus dem Reichsdienst zu bestrafen, weit von sich gewiesen. Der Angeschuldigte hat einundzwanzig Jahre lang unter schwierigen Verhältnissen sein ganzes Wissen und seine ganze Kraft in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Er ist weder kriminell noch disziplinarisch vorbestraft und seine Arbeit ist von den verschiedensten Seiten mit Zustimmung und Vertrauen begleitet worden." Wo ist nun das Scheusal, das, im März 1906, die Vertreter deutscher Nation in die Wolfsschlucht werfen wollten? Ich sehe einen ganzen Kerl, der auch nach den Jugendeseleien noch oft unvorsichtig und manchmal recht inkorrekt war, in einundzwanzigjähriger Tropenarbeit sich aber fürs Reich geschunden und dem Reich genützt hat; mehr genützt als die ihm vorgesetzten Herren Stuebel, Richthofen, Bülow und andere eiusdem farinae. Er hat die Kolonie vorwärts gebracht, Kapital ins Land des Krebsflusses gezogen und ist, mit einer Schutztruppe von sechzehnhundert Mann (von denen kaum je mehr als höchstens dreihundert Gewehre zu rascher Verfügung waren), auf einem Gebiet vom Umfang des Deutschen Reiches als Haupt eines Häufleins wehrhafter Weißen mit vier Millionen schwarzer Gentlemen ohne Orlog ausgekommen. Das dünkt mich wichtiger als die Frage nach den (inzwischen wohl bescheidener gewordenen) Bedürfnissen seiner vita sexualis. „Der öffentlich kontrolirbare Ehrbegriff reicht nur bis an den Nabel; was weiter unten geschieht, geht rechts und links keinen Fremden an. Die Sucht, jeden illegitimen Geschlechtsverkehr wie eine Todsünde zu ahnden, kann in unserer Kulturzone nur wie Pharisäerheuchelei wirken. Wer kennt denn auch nur ein Dutzend Menschen, auf deren monogamischen Wandel er schwören möchte? Unsere Afrikaner aber sollen stets wie dem Asketeneid gehorsame Mönche leben; in Fieberlöchern, unter heißerer Sonne, täglich den Tod nah vorm Auge. Kein schwarzes, kein weißes Liebchen. Laßt, Ihr Otterngezücht, doch Jeden seines Weges gehen; kümmert Euch nicht um die Spermatozoologie des Schwarzen Erdtheiles und seid zufrieden, daß Ihr

Metropol und Apollo, die Friedrichstraße und die Fleischlieferantinnen in der Nähe habt. Oder gebt die Kolonien auf, in denen Kastraten und Onansenkel nichts Nützliches zeugen werden." Von Zeit zu Zeit muß mans wiederholen.. Und Puttkamers Lohn? Den Kronenorden Zweiter Klasse trägt auch Monsieur Raoul Gunsbourg, der Tingeltangelsänger und Manager, auf der Heldenbrust. Fünfzehn Monate lang ist der Gouverneur mit Kothklümpchen beworfen worden. „Der mit der Cousine! Der den Paß gefälscht und von einer Plantagengesellschaft Geld genommen hat." Wo er sich sehen ließ, wards gezischelt. Fünfzehn Monate lang stand er am Schandpfahl; unter einem Hagel von Schimpfartikeln und Schmähliedern. Die ihm vorgesetzte Behörde rührte sich nicht. That, als sei in Buea der höchste Sitz leer, das Amt des Gouverneurs zu vergeben. Ehe noch die Voruntersuchung geschlossen, die Anklage erhoben war. Und nun? Seit dem fünfundzwanzigsten April ist das Urtheil gefällt. Ich habe gewartet. Irgendwo, dachte ich, wird nun doch zu lesen sein: „Wir haben dem Mann Unrecht gethan. Auf seiner Ehre ist kein Fleck. Wir bedauern, daß wir uns durch falsche Angaben täuschen ließen." Ich warte noch immer. Die Dame, die in partibus infidelium Freifrau hieß und die in der potsdamer Hauptverhandlung durch unnoble und unkluge Injurien zum Aeußersten gereizt worden ist, hat einen Brief veröffentlicht, in dem sie die alten Anschuldigungen erneut und verstärkt und dessen Inhalt nur erweislich wahr sein könnte, wenn zwei Kammergerichtsräthe dem klarsten Pflichtgebot nicht gehorcht hätten. Einen Brief, der nur erkennen lehrt, daß der gehetzte Mann den Kopf verloren, seine hübsche Mary aber noch dans le sang hatte. Der trotzdem, wie ein als Beweismittel brauchbares Dokument, abgedruckt wird. Kein armes Wort des Bedauerns. Im Reichstag hat Herr Bebel gesagt, im Disziplinarverfahren sei der Ankläger zum Vertheidiger des Angeklagten geworden; der Ankläger, der dem Gerichtshof empfohlen hatte, auf Entlassung aus dem Reichsdienst zu erkennen. Die Territion beginnt wieder. Und die Sittenschnüffler, die auf die Folter wohl nur ungern verzichten, fordern, da der Schuldbeweis nicht gelungen ist, mindestens die Verdachtstrafe.

Herr von Puttkamer (den ich nie als den Fibelritter in blitzblanker Rüstung unter schneeweißem Helmbusch sah, doch als Einen von der Sorte, die in die weite Welt paßt und die wir draußen brauchen) wird auf dem von schwarzen und unsauberen Händen angezündeten Feuer sacht verbrannt. Cui bono? Nicht dem Reich. Dem hätte die laute Anerkennung genützt, daß in Kamerun nicht tyrannische Niedertracht regirt hat. Das nur war die Frage. Nicht, ob eine elende Paßgeschichte nach der Schnur oder inkorrekt behandelt worden ist. In England würde es jeder Straßenbummler verstehen. Wo aber sind bei uns

die Politiker, die, ohne sich von der aura popularis treiben zu lassen, nur den Vortheil des Reiches bedenken? Die endlich einsehen, daß Oeffentliche Meinungen nicht als Urtheile letzter Instanz zu achten sind? Staatssekretär Dernburg wird die Verleumdung wehrloser Reichsbeamten nicht dulden. Der Kanzler des Reiches hat sie geduldet. Fand sie vielleicht eben so opportun wie die Hetzen gegen die Excellenzen Miquel, Holstein, Podbielski, Lucanus, Posadowsky, Studt, Rheinbaben und andere „verehrte Freunde". Begreiflich. Bülow Africanus konnte nicht anders handeln. Er hat alle Beschwerden, ob sie aus Togo oder aus Samoa kamen, unbeachtet gelassen. War schuld, daß der südwestafrikanische Bahnbau verzögert wurde, der südwestafrikanische Krieg in der Heimath und in der Kolonie so schlecht verbreitet war. Hat dem Generallieutenant von Trotha die Arbeit erschwert und verbittert und ihn während des Kampfes zum Widerruf eines Erlasses genöthigt. Ist nicht nur formell, sondern auch durch sein Unterlassen und Thun verantwortlich dafür, daß die Kolonialabtheilung völlig versagte, das Oberkommando der Schutztruppen die organisatorische Aufgabe ernster Stunden nicht bewältigen konnte, Dutzende deutscher Millionen fremden Sandboden düngten und Deutschland fast eine halbe Milliarde opfern mußte, um mit Hottentoten und Bantunegern fertig zu werden. Als die Frage der Verantwortlichkeit gestreift wurde, kam die Antwort: „Wer mit Arbeit so überlastet ist wie ich, kann sich doch wirklich nicht auch noch um die Stiefel der Soldaten kümmern." Das genügte dem Reichstag. Der unbequeme Sohn Roberts von Puttkamer muß, mit zernarbtem Fell, mit den Wundmalen oft im Dickicht verirrter Menschlichkeit, auf den Scheiterhaufen. Aus Kamerun bringt die gouverneurlose Zeit längst wieder Hiobsposten. Thut nichts. Der Ruhm des Reichskanzlers erlebt einen neuen Lenz.

## Zwischenspiel.

Im fünften Band von Treitschkes pädagogischem Lebenswerk stehen die Sätze: „Friedrich Wilhelm der Vierte blieb acht Jahre hindurch der Mann des Schicksals für Deutschland; die Kräfte, die er weckte, und weit mehr noch die Gegenkräfte, die er wider sich aufrief, trieben unser Volk der Revolution entgegen. Friedrich Wilhelm glaubte an eine geheimnißvolle Erleuchtung, die den Königen vor allen anderen Sterblichen durch Gottes Gnade beschieden sei. Eine Welt herrlicher Pläne hatte er sich mit künstlerischer Phantasie schon ausgesonnen; und nun, da er der Herr war, drängte ihn sein liebevolles Gemüth, das überall augenblicklich Freude bereiten, überall glückliche Gesichter um sich sehen wollte, sie alle zu verwirklichen. Der veränderte Charakter des neuen Re-

gimentes offenbarte sich auch in der unruhigen Reiselust des neuen Herrschers, der gern unterwegs war, so weit es die mangelhaften Verkehrsmittel irgend erlaubten. Den breslauer Stadtbehörden ließ er sagen, daß er von ihnen weder ein Fest noch einen feierlichen Empfang annehmen wolle, weil sie beim schlesischen Landtag die Berufung der Reichsstände befürwortet, also ‚offene Opposition‘ getrieben hätten. Die Breslauer antworteten ehrfurchtvoll, Das sei ihr gutes Recht gewesen; und als sie dann nochmals durch Abgesandte einluden, ließ der Zürnende sich besänftigen. Er wurde glänzend empfangen, freute sich tiefbewegt des patriotischen Jubels seiner treuen Schlesier, die zugleich den hundertsten Jahrestag ihrer Vereinigung mit Preußen feierten, und bezauberte wieder alle Herzen, als er zum Abschied in begeisterter Rede der alten Stadt ‚noch tausend Jahre wie diese hundert‘ wünschte. Den Stadträthen aber sagte er in einer Audienz: was ihm eine fünfundzwanzigjährige Erfahrung als unzweckmäßig gezeigt, Das lasse er sich durch keine Macht der Erde abzwingen; sie sollten sich hüten, der Zeit vorzugreifen; was kommen solle, komme doch. So verlangte er unbedingtes Vertrauen auf Pläne, deren Sinn Niemand enträthseln konnte... Die neue Zeit, die so oft verkündete, zeigte sich einem Jeden handgreiflich in der geschmackvollen Pracht des neuen Hofes. Der König liebte, in reichen, vier- oder sechsspännigen Wagen daherzufahren; er gab der Hofdienerschaft schöne silberne, mit schwarzen Adlern gestickte Kragen an ihre Uniformen, den Pagen wieder die malerische rothe Tracht aus den Zeiten Friedrichs des Ersten, den Marschällen der Landstände Marschallsstäbe, den Professoren der Universitäten würdige Talare; die Ritter vom Schwarzen Adler ließ er im Kapitel wieder die rothen Ordensmäntel anlegen und die Richter des Rheinlandes wollte er nicht anders als in der feierlichen Robe der französischen Magistratur vor sich sehen. Das Alles war ihm mehr als Form; er hielt sich verpflichtet, das Königthum von Gottes Gnaden sowie alle seine Diener wieder in standesmäßigem Glanz auftreten zu lassen. Daß in diesen acht Jahren von bleibenden Kunstwerken weniger zu Stande kam als weiland unter dem nüchternen alten Herrn, ließ sich nicht verkennen. Die krankhaft aufgeregte Tadelsucht spottete, diese Regirung sei auch darum echt modern, weil ihren großen Intentionen die verkümmerte Ausführung niemals entspreche... Um den christlichen Charakter seiner Regirung feierlich zu bekunden, wollte der König alle die Vereine, die ‚das Christenthum durch Leben und That beweisen‘, zu einer großen, monarchisch geleiteten Gesellschaft verbinden. Darum beschloß er, den längst verschollenen Schwanenorden zu erneuern, eine freie geistliche Genossenschaft, welche sein Ahnherr Kurfürst Friedrich der Zweite vor gerade vierhundert

Jahren gestiftet hatte. Der edel gedachte Plan war leider nur ein unreifer Einfall; und er erregte einen Sturm der Entrüstung in der Oeffentlichen Meinung. Alle Ausländer trauten dem berliner Hof einen Ehrgeiz zu, der ihm durch die Geschichte des preußischen Staates geradezu aufgezwungen wurde und gleichwohl dem sanften Gemüth dieses Königs ganz fern lag. Eine Regirung ohne Stolz und Thatkraft, welche grundsätzlich nie das Schwert ziehen will, kann sich vielleicht, durch die Macht alter Traditionen, noch eine Zeit lang ein tüchtiges Heer bewahren; ihr Auswärtiges Amt aber muß schnell entsittlicht werden. Welch einen jämmerlichen Anblick bot doch das Diplomatische Corps des vierten Friedrich Wilhelm neben jenen kühnen, kriegerischen Gesandten, die einst die Befehle des großen Königs handfest vollstreckt hatten! Der alte König hatte nach der Julirevolution fast sein ganzes Heer auf Kriegsfuß gesetzt, um Deutschlands Neutralität zu schützen; der Sohn wagte für die neuenburger Royalisten nicht einmal eine Brigade aufzubieten und jammerte dann noch über seine Ohnmacht. Länderverluste und Ländervertauschungen hatte Preußen, wie jeder große Staat, in den Wirren schwerer Kriegszeiten schon mehrmals ertragen müssen. Das aber war neu, daß ein Hohenzollern sich mitten im Frieden ein schönes Land von meineidigen Eidgenossen und einem Haufen Aufrührer ungestraft rauben ließ, daß er sich und seine Krone einer verdienten Verachtung aussetzte, die noch heute in den Hohnreden der sieglosen Sieger fortlebt. Wie oft hatte dieser König in überschwänglichen, fast lästerlichen Worten seinen Unterthanen die angestammte Treue gepredigt! Und was bot er selbst den Treuesten seiner Treuen in ihrer Todesnoth? Bitten und Klagen, zerknirschte Briefe, unfruchtbare Verwahrungen, phantastische Träume europäischer Reaktionpolitik; doch wahrlich nicht die schlichte Treue des deutschen Mannes, nicht die Treue des Königs, der den Degen des großen Friedrichs führte... Also mißrieth diesem König Alles; auch die Ruhigen konnten sich der bangen Ahnung nicht mehr erwehren, daß ein Gewitter die schwüle Luft dieser Tage reinigen müsse. Wie einst der dritte Friedrich Wilhelm durch all die löblichen Pläne seiner ersten Regirungjahre den Tag von Jena nicht hatte abwenden können, so mußte auch sein Sohn erfahren, daß Vorsätze und Entwürfe in dem harten Handwerk der Politik gar nichts bedeuten. Preußen stand in der diplomatischen Welt so vereinsamt wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden. Und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet

war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn.

Fünf Sätze aus den Gedanken und Erinnerungen": „Die Ministerstellung lag damals (unter Friedrich Wilhelm dem Vierten) außerhalb meiner Wünsche. Ich war überzeugt, daß ich dem Könige gegenüber eine für mich haltbare Stellung nicht erlangen würde. Er sah in mir ein Ei, was er selbst gelegt hatte und ausbrütete, und würde bei Meinungverschiedenheiten immer die Vorstellung gehabt haben, daß das Ei klüger sein wolle als die Henne. Daß die Ziele der preußischen auswärtigen Politik, welche mir vorschwebten, sich mit denen des Königs nicht vollständig deckten, war mir klar; eben so die Schwierigkeit, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Anwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten, wie sie — von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten — in dem regirenden Hause, sogar bei dem strengen und hausbackenen Friedrich Wilhelm dem Ersten, Zutritt gefunden haben: pharmacopolae, balatrones, hoc genus omne. Die Schwierigkeit, gleichzeitig gehorsamer und verantwortlicher Minister zu sein, war unter Friedrich Wilhelm dem Vierten größer als unter Wilhelm dem Ersten". Und aus Bismarcks Briefen an Gerlach: „Ich wünschte, daß unsere Bewerbung in London etwas später erfolgte, nachdem England Gelegenheit gehabt hätte, die vielen Roheiten, die es in Presse, Parlament und namentlich in der Diplomatie gegen uns verübt hat, etwas wieder in Vergessenheit zu bringen. Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen: dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht. Unser Ansehen ist heute in Europa nicht das selbe wie vor 1848; wir müssen sagen wie der Schäfer in Goethes Gedicht: ‚Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie'. Wir haben die Wahrscheinlichkeit eines Bündnisses nur mit Denen, deren Interessen sich mit den unserigen am Mannichfachsten kreuzen und ihnen widersprechen. Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern. Wir sind eine eitle Nation; es ist uns schon empfindlich, wenn wir nicht renommiren können, und einer Regirung, die uns nach außen hin Bedeutung

giebt, halten wir Vieles zu Gut und lassen uns viel gefallen dafür, selbst im Beutel. Aber wenn wir uns fürs Innere heute sagen müssen, daß wir mehr durch unsere guten Säfte die Krankheiten ausstoßen, welche unsere ministeriellen Aerzte uns einimpfen, als daß wir von ihnen geheilt und zu gesunder Diät angeleitet würden, so sucht man im Auswärtigen vergebens nach einem Trost dafür. Können Sie mir einen Verbündeten nennen, auf welchen wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme? Oesterreich kann uns keine Bedeutung in Deutschland gönnen, England keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel oder Flotte und ist neidisch auf unsere Industrie. Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden... Es ist eine miserable Position, daß wir stets in der Defensive gegen allerlei Zumuthungen und dabei in Verdacht sind, daß wir uns schließlich doch mit saurem Gesicht fügen werden. Ich kannte eine Frau in Pommern, die sich huren ließ und, wenn ihr Mann darüber tobte, zu sagen pflegte: ‚Lat em man; hei gift sik.' Daß Viele glauben, Preußen werde ‚sich geben', macht die Position locker. Ich glaube es nicht; ich denke, wir halten fest. Aber wir können darüber zu Fall kommen, daß die Anderen nicht an unsere Festigkeit glauben. Gelingt es uns, den Eindruck zu machen, daß wir unerschütterlich sind, so bleibt Alles nied- und nagelfest."

## Diplomachie.

Lohnts, über die Reichstagssitzung vom letzten Aprilnachmittag ausführlich zu sprechen? Als Schreiber könnte ich ein Triumphliedchen trällern (wenn mir danach zu Muth wäre); denn das winzige Häuflein der verschrienen Schwarzseher hat sich seit dem November doch nicht ganz vergebens bemüht. Die Bequemlichkeit unserer Lage und die Vortrefflichkeit der Geschäftsführung wagte nur ein Abgeordneter noch laut zu rühmen: Fürst Hermann zu Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg. Der meinte, in den bürgerlichen Parteien wünsche kein Einziger einen Personalwechsel in der Leitung der internationalen Politik (ich könnte ihm Manchen nennen, der diesen Wechsel wünscht; würde Jedem, der Botschafter oder gar Kanzler werden will, aber empfehlen, zu sprechen wie dieser Arminius aus Militsch, ders vom Kammergerichtsreferendar, natürlich nur durch Talentleistung, bis zum Oberpräsidenten und Oberstschänken gebracht hat und nun vielleicht auf der Leiter zur höchsten Macht steht). Der fordert, Deutschland müsse so gerüstet sein, daß es mit jeder Koalition fertig werden

(und dann schließlich sogar einen Reichskanzler Fürsten Hatzfeldt ertragen) könne. Der erklärt, die Angriffe auf die Leitung unserer internationalen Geschäfte gingen von „Hintertreppenleuten", von „Maulwürfen" aus (da ich zu den Angreifern gehöre, muß ich dieses objektiv unwahre, subjektiv leichtfertige Gerede zurückweisen und den Herrn Fürsten, in seinem Interesse, auffordern, schleunig den Elenskoller der Immunität abzulegen und in einer so wichtigen Sache statt der Pauschalverdächtigung präzise, greifbare Angaben zu bieten). Der heischt, wie Karl Stuart von seinem Parlament, ein theologisches Vertrauen in die unerforschlichen Rathschläge der Regirenden und sieht in der von Fox und von Bismarck empfohlenen jealousy ein Symptom bösen Sinnes. Eine werthlose Rede, die man eine nicht nur für den Reichstag bestimmte Selbstanzeige nennen dürfte; doch ein Redner, dem man fortan auf den Weg passen muß. Die Anderen seufzten leis oder laut. Forderung des Tages: „Laß das Vergangene vergangen sein; es bringt mich um." Also nichts mehr von persönlichem Regiment und unverantwortlichen Rathgebern; auch, natürlich, nichts von Carlino und Albert Honorius. Die Mehrheit, unequal matched, möchte nicht an die nahen Tage der Feindschaft erinnert sein. Fehlern, die doch nicht mehr zu tilgen wären, nicht länger nachfragen. Nur für die Meidung neuer sorgen. Alle bürgerlichen Fraktionen sind für eine stille und tapfere Politik; alle gegen die Betheiligung an der haager Diskussion über die Begrenzung der Wehrmacht. Die hatte der Reichskanzler (nach vielleicht allzu langem Zögern, an dem der Widerstand sichtbarer und unsichtbarer Stellen mitschuldig gewesen sein mag) ja auch schon ein paar Wochen vorher abgelehnt. Dessen Rede war diesmal nicht brillant; war ziemlich leer. Die Rede Eines, der sich nicht behaglich fühlt, aber Haltung zeigen will (trotzdem pfiffen die Spaßvögel von der Galerie: „Er müllert!") und sich hütet, glimmenden Dochten zu nah zu kommen. Eine den traurigen Umständen nicht ohne Geschicklichkeit angepaßte Rede. Meilenweit von der Novembertonart. „Die kronberger Begegnung hat die guten persönlichen Beziehungen zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm bekräftigt." „Die Haltung der italienischen Regirung auf der Konferenz von Algesiras hat uns keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben." „Bei der Begegnung der Kaiser Nikolaus und Wilhelm ist von inneren russischen Verhältnissen nicht die Rede gewesen." „Ich bin durch den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges nicht überrascht worden; ich wußte ganz genau, wie die Dinge lagen." „Wir können jetzt mit mehr Ruhe ins Weite blicken." So verwegene Sätze hörten wir nicht mehr. Wo bist Du, Sonne, blieben? Das Wenige, was wir nun vernahmen, konnte auch aus diesen Blättern stammen; und mancher Satz war wirklich

hier gedruckt worden. „Deutschland darf keinen Druck hinnehmen.“ „Wir müssen dem Auslande durch selbstbewußte Kraft imponiren.“ „Wir sind von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben.“ „Wir müssen eine ruhige, stetige, sachliche Politik treiben.“ Alles summa cum laude zu verzeichnen. Und äußerlich ungetrübte Uebereinstimmung aller bürgerlichen Parteien mit dem Kanzler. Dessen Ruhm einen neuen Lenz erlebt... Wenn nur das leidige Gedächtniß nicht wäre! Wie wars denn vor Algesiras? Auch der löblichste Einmuth. Auch das feierliche Versprechen, ruhig und tapfer zu handeln, sich weder zu weit vorzuwagen noch bang zurückzuweichen. Dann ists doch anders gekommen; ganz anders. Unserem Rouher hats nicht geschadet. „Ewig bleibt ihm Gloria, bleiben uns die Thränen.“ Wir wollen hoffen; aber wir müssen zweifeln.

Zwei Postulate der Reichstagsmehrheit (in die, nach einer etwas sentimentalen, doch höchst geschickten Rede des Freiherrn von Hertling, das Centrum sich klug und still eingliederte). Erstes: bessere Personalauswahl für den Diplomatendienst; nicht nach Rang und Reichthum, nur nach der Fähigkeit sei fortan zu fragen. Ganz schön. Doch ist die gute Kinderstube nicht, der Reichthum nur zu entbehren, wenn der Reichstag so vernünftig ist, eine beträchtliche, sehr beträchtliche Erhöhung der Diplomatengehälter anzubieten. Bismarck schrieb einmal aus Frankfurt: „Werde ich nie wieder einen Attaché bekommen? Mir fehlt gänzlich das jugendliche, vornehme Element, das in der Gesellschaft verkehrt, den Klatsch sammelt, tanzt und sich wichtig macht. Ich bin zu alt und zu verheirathet zum Courmacher. Die anderen größeren Gesandtschaften sind hier reichlich mit Dergleichen ausgestattet.“ In der Residenz eines Hofes wird dieses Element noch weniger zu entbehren sein. Füllt ihm den Säckel; und bedenkt, ob ein guter Botschafter mit vierhunderttausend Mark zu theuer bezahlt ist. Auch der Beste könnte aber nichts Rechtes leisten, wenn der Vertreter des Landes, bei dem er beglaubigt ist, in Berlin mit dem Souverain die Geschäfte bespricht und eine andere Willensmeinung extrahirt als die auf dem amtlichen Draht übermittelte. Gegen den Träger der Krone käme selbst das Genie nicht auf; und daß der König jede Diplomatie unmöglich machen kann, steht auch schon in einem frankfurter Brief Bismarcks. Um diese oft als schädlich erwiesene Theilung der Arbeit, diese vom Britenparlament verpönte pernicious power without responsibility sollte der Reichstag sich kümmern. Seine zweite Forderung („regelmäßige Vorlegung urkundlichen Materials über die internationalen Beziehungen des Reiches“) ist unerfüllbar; die Erfüllung brächte auch keinen ernsthaften Nutzen. Schon im Dezember sagte ich hier: „Welche Urkunden, ohne Schädigung der Interessen des Reiches‘ ans Licht

gebracht werden können: Das haben die regirenden Herren zu entscheiden; und eine Bankeroterklärung, schon das Eingeständniß schwerer Fehler würde das Reichsinteresse schädigen. Mit den anodinen Urkunden, die veröffentlicht werden, wenn eine Staatsaktion ihr Ende erreicht hat, ist nicht viel anzufangen. Die für die Diplomachie gewählte Taktik wird stets schwer erkennbar sein; und der Bericht eines Führers, der im Dickicht kommandirt hat, ist nicht werthvoller als die Aussage einer Prozeßpartei. Wenn der Reichstag internationalen Fragen die Antwort finden will, muß er sich Spezialisten für Auswärtige Angelegenheiten schaffen." Von Weißbüchern (memento Marokko!) ist eben so wenig zu erwarten wie von dem Bundesrathsausschuß, der erst einberufen wird, wenn Alles entschieden ist und dann nur Amen zu sagen hat.

Mehr immerhin von der Beseitigung eines unerfreulichen, an Sultanatssitten erinnernden Zustandes, in dem persönliche Motive zur Räumung wichtiger und nach Lage der Sache haltbarer Positionen der inneren und der äußeren Politik treiben. Leicht ists nicht, über diese Dinge zu reden; wo die Pflicht zur Diskretion nicht hemmt, geräth man bald in den Verdacht, Klatsch zu verbreiten. Wer in den letzten Monaten die offiziöse Presse aufmerksam beobachtet hat, muß mindestens aber ahnen, wie in dem Fuchsbau des Egoismus die Röhren laufen. Die haager Falle durfte zuerst gar nicht erwähnt werden. Die Mannschaft stand Gewehr bei Fuß, wie im Marokkojahr. Da und dort machte sogar ein Artikel im Sinn der Antimilitaristen Stimmung. Dann hieß es: „Warum sollen wir die Diskussion des Britenvorschlages ablehnen? Praktisch Brauchbares kommt ja doch nicht heraus". Wurde also eine Taktik empfohlen, die der Reichskanzler jetzt als gefährlich abgelehnt hat. Dann wieder standen in Blättern, in denen man Hammaninspuren zu finden gewöhnt ist, Artikel, die dem Kanzler beim Kaiser schaden konnten. Auch im Parlament war Einzelnes zu erwittern. Graf Posadowsky kündet, in seltsamen Arabesken, eine Rede als sicher zu erwarten an, die der Kanzler dann nicht hält. Fürst Bülow sagt, der Reichstag werde aus dem Munde des Herrn von Tschirschky eine Darstellung dienstlicher Bedürfnisse hören: Herr von Tschirschky schweigt und die Mehrheit, die aus dem Plenum und der Budgetkommission weiß, daß jeder Zwang zur Rede diesem Spalierstaatssekretär verhängnißvoll werden kann, gönnt ihm die Ruhe und erledigt seinen Etat schneller als die für eine Missionarschule geforderte Läpperei. Der dem Kanzlerhaus persönlich attachirte Personalrath stöhnt über Schwierigkeiten, die er nebenan finde, und wird durch einen weicheren, mehr nach der hosterwitzer Seite gravitirenden Herrn ersetzt. Journalisten, die den Kanzler schroff angreifen, werden von dem ihm unmittelbar

untergebenen Staatssekretär gehätschelt; und quittiren mit allzu eifriger Dankbarkeit. Die Gefahr, an der entscheidenden Stelle sonst als unzuverlässig denunzirt zu werden, drängt alte Feinde zu Bündnissen von ringsum laut verhöhnter Wahrhaftigkeit. Jeder mißtraut dem Nachbar, sagt ihm nur, was er weitergetragen zu sehen wünscht, und hofft, am nächsten Abend werde einem Blamirten die Sonne untergehen. Das Alles müßte der Verantwortliche bestreiten; ist selbst aber so mißtrauisch geworden, daß er kaum Einem noch den Schrein des Herzens ganz öffnet. Offiziere haben mir oft erzählt, die Nervosität, die Armeekrankheit unserer Tage, komme daher, daß jeder Kommandeur eines Regimentes oder größeren Truppenverbandes täglich darauf gefaßt sein müsse, unerbetenen Abschied zu erhalten. Das nehme auch der tüchtigsten Truppe die ruhige Sicherheit. Unter dem politischen Personal sind andere Symptome sichtbar; schlimmere? Den von Treitschke gerügten nur allzu ähnliche. Und der Laie selbst kann sich vorstellen, wie dieses ruhlose Corps im Feuer exerzirt.

## Ondulation.

Ob die Parole für den Offiziösenwachtdienst jetzt aus Nummer 77 oder aus Nummer 76 der Wilhelmstraße kommt: ich weiß es nicht. Merke aber, daß wieder das alte Spiel beginnt; wieder versucht werden soll, die Ereignisse den lieben Landsleuten hübsch glatt gekämmt zu zeigen. Probatum est. Kein deutscher Diplomat hat gezweifelt, daß Algesiras eine Niederlage war; kein einziger. Mit Kamm und Bürste, Brennscheere und Brillantine ließ die Sache sich aber zum Erfolg zurechtstutzen. Diesmal sieht man den Frisirmantel schon früh flattern. „Mit überwältigender Mehrheit hat der Reichstag ausgesprochen, daß er der Politik der Regirung vertraut.“ Das wäre richtig, wenn hinzugefügt würde: der ihm verheißenen ruhigen, stetigen, sachlichen Politik, die also die Negation der bisher getriebenen sein müßte. „Wir haben nicht den geringsten Grund zu nervöser Unruhe.“ Trotzdem wir, sogar nach dem Ausspruch des der Schwarzseherei nicht verdächtigen Kanzlers, von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben sind? Und wo war die unruhige Nervosität denn zu spüren? Gewiß nicht da, wo Festigkeit empfohlen und vor Situationen gewarnt wurde, die zur Hinnahme lästiger Zumuthung zwingen könnten. Befördert den guten Rath also an die richtige Adresse. „Unsere leitenden Männer sind, heute wie immer, wachsam und für die Behauptung, durch ihr Versehen sei Deutschland in unbequeme Lage gerathen, ist noch nie ein Beweis erbracht worden.“ Wenigstens eine erfrischende Unverschämtheit, die den Chef der Schwarzen Küche lobt. „Uebrigens hat der Horizont sich nach kurzer Trübung schon

wieder aufgehellt. Im Haag werden wir nicht allein sein." Wenn wir fest bleiben, sicher nicht. Das ist hier schon im Schneesturm vorausgesagt worden. „Unsere Bündnisse haben von ihrem Werth nichts verloren; und König Eduard, dessen politische Absichten und Talente von einem Theil unserer Presse in befremdlichem Maß überschätzt werden, hat seiner Sache durch übertriebene Geschäftigkeit selbst geschadet. Intime Beziehungen Englands zu Italien und Spanien können nur Frankreich, nicht Deutschland schrecken; nach den Besuchen in Kartagena und Gaeta hat die Entente Cordiale denn auch schon einen starken Stoß erlitten." Hier ist der Brillantineverbrauch ein Bischen zu üppig; und da Spiritus und Glyzerin heraus und nur das Rizinusöl geblieben scheint, klebt das Zeug nicht einmal mehr. Die Vossische Zeitung, in der das offiziöse Eiapopeia täglich Raum gefunden hatte, veröffentlichte in der vorigen Woche plötzlich ein langes Telegramm, das deutschen Lesern melden sollte, wie Herr Flourens, ein Vorgänger Pichons, die Lage Deutschlands auffasse. „König Eduard hat jetzt im Mittelmeer seine Netze ausgespannt. Durch den Krieg, den er Japan gegen Rußland führen ließ, hat er den Bedroher seiner asiatischen Macht, aber auch Deutschland geschwächt und einem Kontinentalbund gegen Großbritanien für absehbare Zeit die Lebensmöglichkeit genommen. Clemenceau ist in Frankreich sein Prokonsul. Portugal ist ihm längst unterthan. Auf dem spanischen Thron sitzt seine Nichte. Italien zieht die britische der deutschen Freundschaft vor. Rußland ist der neuen Koalition fast schon gewonnen." Je höher die Kosten, desto leichter findet eine Nachricht Aufnahme und Glauben. Was Herr Flourens am zweiten Mai 1907 von sich gab, wußten die Leser der „Zukunft" seit dem sechsten Oktober 1906. „Bismarcks bösester Traum war die Erneuerung der kaunitzischen Koalition: Frankreich, Rußland, Oesterreich. Heute siehts anders aus. Franko-russischer Vertrag (der den Zaren verpflichtet, eine bestimmte Truppenzahl in Europa zu halten). Franko-britische entente. Anglo-russisches Abkommen. Und zu diesem schon recht ansehnlichen Grüppchen gehört im fernsten Osten Japan, das (ein verwünscht gescheiter Gedanke) je nach der Konjunktur gegen Rußland ausgespielt oder mit Rußland geschreckt werden kann; gehören im nächsten Westen Italien, Spanien und Portugal. Englands Ziel ist, uns so einzukesseln, daß wir uns mit ihm abfinden und auf rasche Expansion verzichten müssen." Und auch da wurde eigentlich nur das sechs Monate vorher Angedeutete bestätigt und präzisirt (und zum ersten Mal auf den seitdem so oft erwähnten Einkesselungversuch hingewiesen). Gespensterfurcht, nicht wahr? Thörichte Angstmacherei?.. Doch die Friseurkunst krönt diesmal am Ende kein Ehrenpreis.

Ernster als der Kosmetiker ist der Historiker zu nehmen. Im April habe

ich einen vom Professor Schmoller (in der Neuen Freien Presse) veröffentlichten Artikel erwähnt, der beweisen wollte, daß die politische Lage des Deutschen Reiches nicht etwa durch Fehler der Geschäftsleitung verschuldet, sondern genau so geworden sein, wie sie nach der raschen Evolution Deutschlands werden mußte. Dieser Artikel, der die Lobspenden der Offiziösesten hoch überbietet, dünkt mich (besonders, seit ich sehe, wie er für den Kleinbetrieb ausgeschlachtet wird) so schädlich, daß ich über diese merkwürdige Leistung des verehrten Geschichtschreibers deutscher Wirthschaft und Verfassung noch ein paar Worte sagen muß. Nur über den Theil, der von internationaler Politik handelt.

„Die preußischen Fürsten von 1640 bis 1848; auch die großen, zeichneten sich eben so sehr durch Klugheit und Vorsicht wie, gegebenen Falls, durch Kühnheit aus." Hier stock' ich schon. Trieb Friedrich der Erste, der sich um den Preis einer Königskrone zum Miethling habsburgischer Hauspolitik machte, eine kühne Politik? Eine kluge, vorsichtig konsolidirende, als er Wartenberg und Wittgenstein schalten und das Land verschleudern ließ? Wo ist im Leben Friedrich Wilhelms des Ersten nach dem Schwedenkrieg noch ein Aufleuchten kühner Politik zu erblicken? Ueber Friedrich Wilhelm den Zweiten hat Treitschke, ein allzu milder Richter preußischer Könige, gesagt: „Er besaß weder die Sachkenntniß und den ausdauernden Fleiß noch die Sicherheit des Urtheils und die feste Willenskraft, welche sein schweres Amt erheischte." Ueber Friedrich Wilhelm den Dritten, dem Stein moralische und intellektuelle Kraft abgesprochen hat, sagt Professor Max Lehmann: „Mit diesem so merkwürdig aus Eigensinn und Schwäche gemischten Charakter war nichts anzufangen." Schmoller citirt das Wort Clausewitzens: „Nachdem wir Schlesien gewonnen und uns als erste militärische Macht Europas gezeigt hatten, mußten wir einige Generationen hindurch stillhalten und Europa an diese Thatsachen gewöhnen." Citirts, als ob er es ohne Einschränkung billigte. Aber hat Preußen denn nach der Eroberung Schlesiens stillgehalten? Nein: sondern schon nach neun Jahren aus der polnischen Masse Land an der Netze und an der Weichsel erworben und im Lauf eines Vierteljahrhunderts dann die Gebiete von Danzig und Thorn sich eingegliedert und Warschau zur Hauptstadt Südpreußens gemacht. Der Staat Fritzens hat nicht „stillgehalten", sondern durch hastige Annexion slavischen Bodens für äußeren Glanz gesorgt und innere Schwächung vorbereitet. „Die Staaten, die nach einer großen Epoche siegreicher Kriege und Machterweiterung nicht längere Zeit stillhielten, stürzten von ihrer Höhe eben so schnell herab, wie sie aufgestiegen waren". Beispiel: Schweden; von den besten Wasas zur Großmacht erhoben, von den Zweibrückern wieder zum Kleinstaat heruntergebracht. Warnendes Beispiel für das Deutsche Reich, Herr Professor?

War Schwedens Großmachtstellung unter den Wasas denn haltbar? Das räumlich relativ kleine, weder an Menschen noch an Handelsgütern reiche Land herrschte um die Wende des siebenzehnten Jahrhunderts über die Ostseeküste, die Mündungen der Weser, Oder, Düna und Newa, gebot an der Elbe, dem dritten deutschen Strom, in den Herzogthümern Bremen und Verden; heischte in Wismar, Stralsund, Stettin, Riga, Reval und auf den Newa-Inseln Gehorsam. Schweden hatte von 1560 bis 1679 fast ohne Pause Kriege geführt. Nach zwei Jahrzehnten äußeren Friedens begannen die Feldzüge, die Karl der Zwölfte zur Abwehr russischer, polnischer, dänischer Bedränger wagen mußte. Eine Position, die über die Wirthschaftkraft des Inhabers weit hinausgeht, ist auf die Dauer nicht zu halten. Schweden war im Innersten nie stark genug, um seine naturwidrige Festlandstyrannis behaupten und dem wachsenden Leib Deutschlands unerträgliche Einschnürung zumuthen zu können. Und mit diesem Beispiel soll bewiesen sein, das Deutsche Reich, mit seinen sechzig Millionen Menschen, seinen durch die vom Feind selbst bewunderten Leistungen in Industrie, Handel, Technik, Schiffahrt errungenen Wohlstand, müsse nach sechsunddreißig Friedensjahren noch immer, bei Gefahr des Lebens, stillhalten? Dessen winzige Eroberungen (Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen, ein paar theuer erkaufte Kolonien) genügen Ihnen, Herr Professor, zu einem Vergleich mit der Ländergier asiatischer und europäischer Despoten? In meinem Laienkopf malt die Welt sich anders. Ich glaube nicht, daß (wie Sie behaupten) „die innere Politik zu den Kriegen von 1864 und 66 gedrängt" hat. Glaube nicht, daß man uns die Wahl lassen wird, ob wir (wie Sie hoffen) die künftigen Kriege noch um etliche Menschenalter hinausschieben können. Ich finde, daß Preußen gegen Oesterreich und die deutschen Mittelstaaten, Deutschland gegen Frankreich von seinem Siegerrecht den bescheidensten Gebrauch gemacht hat und mit der Erinnerung an die Raubzüge assyrischer Fürsten und römischer Geldritter, an die Ueberhebung Ludwigs des Vierzehnten und Karls des Zwölften nicht zu schrecken ist. Begreife aber, daß der Widerstand gegen die Hinnahme der Hohenzollernlegende wächst, wenn ich lese, daß Preußens berühmtester Historiograph, ein Schwabe, das anerkannte Haupt der Staatssozialisten, aufrechten norddeutschen Männern zumuthet, nicht nur den ersten und den dritten, nein: auch den zweiten und den vierten Friedrich Wilhelm für Repräsentanten kluger und kühner Politik zu halten.

Nach solcher Probe wird Keiner sich wundern, zu hören, daß wir heute, nach der Ueberzeugung dieses Historikers, in Zuständen von beinahe idealer Herrlichkeit leben. Wilhelm dem Zweiten wird lebendiger Geist, starker Wille, warmes Temperament nachgerühmt. Er tritt mehr als andere Fürsten her-

vor und hält persönlich gefärbte Reden. „Das ist so lange eher ein Vorzug als ein Schade, wie er dabei ganz im Einklang mit dem leitenden Staatsmann bleibt, wenn nicht unverantwortliche Nebeneinflüsse sich geltend machen." Und er bleibt bekanntlich ganz im Einklang mit dem leitenden Staatsmann und unverantwortliche Nebeneinflüsse giebt es nur in der Phantasie niederträchtiger Schreiber. Auch der Chef des Civilkabinets ist in „engster Fühlung und Uebereinstimmung mit dem Reichskanzler" (und sie lieben einander wie zärtliche Zwillinge). Also kann von einer Kabinetsregirung nicht im Ernst die Rede sein. Auf den Ehrenscheitel des Kanzlers werden alle edlen Qualitäten gehäuft. „Er hat den kalten, nie durch Leidenschaft und Gefühle getrübten Muth des schonunglosen Staatsmannes und die feinste und richtigste Einschätzung aller Imponderabilien des Volksgeistes. Als Mensch ist er einer der gebildetsten und belesensten Deutschen der Gegenwart (was ja schon durch die Fülle seiner falschen und sinnwidrigen Citate bewiesen wird) und an der Tafel weiß er fast so lebendig und geistreich zu plaudern wie einst Bismarck." (Dieser Mann, der öffentlich noch nie einen eigenen Gedanken ausgesprochen, nie auch nur einem aus dem Buch oder der Zeitung geholten individuelle Form zu geben vermocht hat.) Einer oder Eine aus dem Hause Bismarck soll von ihm gesagt haben: „Er ist so klug, daß er das Unmögliche möglich machen kann." Das hält Herr Professor Schmoller für ein Lob. Wenn es einem Aal, einer Katze, einem Kellner im cabinet particulier gölte, würde ichs auch dafür halten. Der Meister der deskriptiven Volkswirthschaftlehre ist überzeugt, gerecht zu urtheilen, weil er von den Herrschenden nichts zu hoffen, nichts zu fürchten und sogar den Geheimrathstitel verschmäht hat. (Das Moralische versteht sich immer von selbst. Aber war dieses Opfer der Erwähnung werth? Geheimrath ist an jedem Dinertisch des berliner Westens jeder dritte Mann in reiferen Jahren. Wer Gustav Schmoller heißt und mit Fritz Althoff so lange die akademische Welt regirt, brauchts nicht zu sein. Wenn übers Jahr, zum siebenzigsten Geburtstag, der Wirkliche Geheime Rath und die Excellenz verliehen wird, werden wir Alle uns mit dem ausgezeichneten Mann freuen und des Harms von heute vergessen.)

Warum geht es uns unter so glänzender Spitze nun nicht besser? Ganz einfach: weil der Argwohn entstanden ist, wir würden nicht „stillhalten"; und weil die „Mißstimmung über die von 1864 bis 70 gestiegene Macht Deutschlands" noch nicht überwunden ist. Frankreich hat sich in Afrika und Asien Reiche gegründet, neben denen unsere Kolonien aussehen wie der Erbprinz von Bonambela-Bonaku neben dem König von Siam. Die Vereinigten Staaten sind in kurzer Zeit zum ängstenden Imperium, Japan ist über Nacht zur gefürchteten Großmacht geworden, Britanien hat das größte Weltreich geschaf-

fen, das die Geschichte kennt, und noch in den letzten Jahren Egypten, den Sudan, die Burenstaaten erobert und in Centralasien neue Gebietserweiterungen vorbereitet. All diese Mächte haben nicht „einige Generationen hindurch stillgehalten"; nicht ein Menschenalter lang: und sind dennoch nicht in argem Verdacht, nicht isolirt. Wir sinds. Müssens, nach der Meinung des Herrn Professors, sein. Weil wir in der Kindheit zu viel Glück gehabt haben? Unsere Pflicht ist: „kaltes Blut und ruhige Höflichkeit zu bewahren; die Insolentien einer chauvinistischen Nachbarpresse nicht ernst zu nehmen; den Frieden um jeden Preis zu erhalten." Um jeden Preis; auch wenns rechts und links Backpfeifen setzt. Neulich, als nicht die Presse, sondern die Regirung des Nachbarlandes uns insolent behandelt hatte, habe ich an das pariser Hohnwort aus dem Jahr 1870 erinnert: La Prusse cane! Herr Professor Schmoller sagt deutlich: Die historische Nothwendigkeit will, daß Deutschland sich duckt.

Mommsen hat den einzigen Mann caesarischen Wuchses, der in seinem Sehbereich stand, wie einen Gauner geschmäht und mit der Schuld an dem Leid aller deutschen Kreatur belastet. Warum soll der Historiker Schmoller nicht den Fürsten Bülow bewundern? Warum nicht einen Artikel schreiben (Das denkt der deutsche Gelehrte sich ja kinderleicht), in dem beinahe jedes Urtheil als falsch, jeder Vergleich als unhaltbar zu erweisen ist? Doch der schöne, bequem appretirte Stoff wird im Kleinverschleiß nun weitergegeben. Draußen heißt es: „Die Deutschen sagen ja selbst, daß sie nichts Anderes erwarten konnten." Drinnen solls heißen: „Nicht unter Fehlern leiden wir, sondern unter den Nachwirkungen allzu rasch bescherten Glückes." Schon haben wir den Ruf methodischer Tollheit gehört: „Weil wir so ungeheuer stark, so über alle Vorstellung mächtig sind, dürfen wir uns nicht rühren; müssen wir passiv bleiben; rücken die Anderen von uns ab." Deutschlands Riesenerfolge müssen abgebüßt werden. Der Vorgang ist ohne Beispiel. Daß ein Minister, um lästigen Fragen auszuweichen, das Parlament auflöst, seine treusten Bundesgenossen im Stich läßt und sich an die Spitze der Schaar stellt, die ihm eben ans Leben wollte: vielleicht ists schon einmal gewesen. Daß man aber, offiziell, offiziös, mit einem Aufgebot gelahrter Männer, leugnet, was Millionen schaudernd miterlebt haben, und die Quellen der Reichsgeschichte verschütten, vergiften läßt, damit nur ja nicht die Wahrheit hell ans Licht sprudle: vielleicht wissen die Assyriologen dafür ein Beispiel; ich kenne keins. Im Reichstag ists gelungen; die Parteien, die einander gestern Beutelschneider und Blutsauger schalten und uns heute in ihrer geilen Paarung das Thier mit den zwei Rücken zeigen, müssen ja wünschen, daß das Vergangene vergangen sei. In der Oeffentlichen Meinung darfs nicht gelingen; sonst könnten noch dunklere Tage über Deutsch-

land kommen. Nicht der centralen Lage, nicht den Glückstagen von Düppel, Königgraetz, Sedan, auch nicht der Wohlstandsmehrung sind die „Schwierigkeiten und Gefahren" zuzuschreiben, die uns umdräuen. Argwohn und Neid mußten sich in den ersten Lebensjahrzehnten des Reiches doch wohl heftiger regen als später. Dennoch war unsere Freundschaft gesucht, unser Weg frei, Berlin des Erdtheils politische Residenz; dennoch riskirte kein Franzos Töne wie Picquart und Clemenceau jüngst; und Gortschakow knirschte: „In Europa hängt jetzt Alles von dem varziner Orakelspruch ab". Im Osten, Westen, Südwesten Afrikas konnten wir, ohne in ernsten Konflikt mit England zu gerathen, unsere besten Kolonien erwerben. Welche neue Errungenschaft sollte man uns seitdem denn neiden? Kiautschou? Da ist die Frage der Räumung längst brennend geworden. Früher war noch auf ein von China zu zahlendes Abstandsgeld zu rechnen. Jetzt müssen wir froh sein, wenn wir mit Anstand herauskommen, und die vergeudete Viertelmilliarde in den Rauchfang schreiben. (Auch Etwas, das in der Wilhelmstraße Jeder leise sagt und Jeder laut bestreiten würde.) Und sonst? Das Bischen Samoa und das Karolinenelend. Fette Bissen haben wir nicht geschluckt; freilich den Mund aufgerissen, als wollten wirs thun. Ein kluger Geschäftsmann verräth nie, daß er ein neues Unternehmen vorhabe, eine Expansion plane. Im Stillen rüstet er sich. Muß er seinen Betrieb erweitern, sein Kapital erhöhen, so sucht er einen unauffälligen Vorwand und läßt verlauten, daß er zwar viel zu thun habe, aber nicht so grob verdiene, wie man draußen glaube. Gegen Jeden, der anders handelt, verbünden sich die Konkurrenten. Wir habens erfahren. Der Glaube, das Deutsche Reich bedrohe den Frieden, störe das Geschäft, sei ein unzuverlässiges, bald zudringliches, bald anmaßendes Mitglied der Staatenfamilie, ist erst nach 1890 aufgekommen. Hundertmal hat Bismarck, haben Bismarcks Schüler gewarnt. Sie wurden ausgelacht oder als Diener persönlichen Grolls verdächtigt. Geht nicht Alles sehr gut? Wird nicht mehr Geld verdient als je? Ist irgendwo ein Fetzen vom Reichsleib gerissen? Lächelt uns nicht der Friede? Er lächelte. Etwas spöttisch, als man draußen zu merken anfing, daß hinter dem Schreien und Rasseln kein fester Wille zu suchen sei. Nun ist Alles, was vorausgesagt war, Wirklichkeit geworden. Schlimmeres noch, was auch der Furchtlose nicht an die Wand malen mochte. Und nun soll die Wahrheit erwürgt werden. „Wir haben keinen Fehler gemacht, kein Aergerniß gegeben. Was gekommen ist, mußte kommen. Ist ja auch gar nicht so arg." Unwürdige Heuchelei. Schlechte Behandlung und schlechte Geschäfte: ists nicht arg? ... Ist nach wissentlich falscher Diagnose auf Heilung zu hoffen? Anstand und Vortheil fordern das Bekenntniß der Schuld und den Entschluß, sie zu sühnen.

## Bilanz.

Deutschland hat sich einst sein Glück, nun sein Ungemach selbst bereitet. Ein kurzes Sühnfest im düster verhängten Reichstag und gleich danach wieder das alte Trugspiel: Das genügt nicht. Keine umflorte, keine närrisch aufgeputzte Rednerei. Ein Mann, der die Generalversammlung der Aktionäre zu behandeln, auf abgeweideten Gemeinplätzen zu amusiren versteht, ist durch solche Gabe noch nicht zur Leitung eines großen Unternehmens geeignet. Wie lange der Kanzler bleibt, wann er geht, kümmert mich nicht; da ich nicht weiß, wer sein Nachfolger wird, darf ich ihn nicht einmal wegwünschen. Auf einen Streit über seine Qualitäten werde ich mich erst wieder einlassen, wenn mir ein Vortheil gezeigt wird, auch nur der kleinste, den das internationale Reichsgeschäft ihm zu danken hat. Bis dahin bleibe ich, trotz Zuspruch und Zwinkern seiner „verehrten Freunde", der Ueberzeugung, daß dieser mehr als je ein anderer deutscher Minister verzärtelte Mann die Auswärtigen Angelegenheiten des Reiches schlechter geführt hat als Haugwitz, Manteuffel, Schleinitz die Preußens. Werde dabei bleiben, auch wenn er seine zweite Konferenz in besserer Haltung übersteht als die erste. Der Haag ist eine wichtige Etape, für die man früh vorsorgen mußte; ist aber nicht die Welt. Wenn sich da Oesterreich und Italien gefällig zeigen, wenn am Ende auch Rußland sich höflich von der Rüstungdebatte zurückhält, werden wir Hymnen hören. Erreicht aber wird nichts sein. Unsere Stellung nicht stärker. Unser Ansehen nicht höher. Und am Konferenztisch werden die Augurn einander zulächeln und zur Tagesordnung übergehen.

Der Dreibundschemen täuscht Keinen mehr. Den Oesterreichern bietet das Bündniß jetzt, da ein russischer Angriff einstweilen nicht zu fürchten ist, kein Risiko. Ihnen wird hofirt (Freiherr Lexa von Aehrenthal, der Vater des mürzsteger Abkommens, das den deutsch-österreichischen Vertrag zum werthlos würdigen Pergamen machte, ist in Berlin wie der Retter aus allen Nöthen gefeiert worden), sie fühlen sich, nicht ohne Fug, als die Vormacht im Bunde („Unsere Stellung im Rahmen des Bündnisses ist wesentlich günstiger geworden", riefen ihre Offiziösen gestern froh aus) und deuten, mit etwas vagen Worten, an, ihre Aufgabe sei, „das Gleichgewicht zu wahren". Auf seine Weise hats Kaunitz auch gewollt. Gedacht war als Aufgabe die Mutualversicherung gegen Rußland. Die ist ein Bonmot aus der vorigen Woche. Ohne den austro-russischen Balkangegensatz hätte Bismarck den Vertrag zum Selbstkostenpreis des Stempelpapiers hingegeben. Wozu also noch all das Gerede über die feste Friedenssäule und den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht? Weder Franz Joseph noch gar sein Erbe wird, mit magyarischen und czechischen Regimentern, einen Krieg für germanische Weltmacht führen. Kein

Habsburg-Lothringer wird, dem Sieger von Königgraetz, der ihn aus Deutschland verdrängt hat, zu Liebe, gegen eine (wenn auch nur latente) Koalition kämpfen, der außer den größten Westmächten Rußland und Italien angehören. Keiner wird, mit seinen schon jetzt in Böhmen und Schlesien kaum noch zu haltenden Deutschen, dem Hohenzollern, dem Balkankonkurrenten Machtzuwachs wünschen; Mancher vielleicht hemmende Verlegenheit. Oesterreich kann sich nie englischem Druck aussetzen; hat auch gar keine Neigung dazu. Und das Cisleithanien des Allgemeinen Wahlrechtes zöge des Herzens Trieb nicht überinnig zu Deutschland, auch wenn das Bündniß noch einen realen Abwehrzweck hätte. Den hats aber nicht mehr. Nehmen wir an, der Schaaffhausensche Bankverein habe, um sein Rheingebiet gegen Ausbreitungversuche der Dresdener Bank zu assekuriren, vor Jahren sich der Deutschen Bank verbündet, diesen Rückhalt dann aber benutzt, um sich von der Dresdenerin eine günstigere Interessengemeinschaft gewähren zu lassen: würde nicht der kleinste Jobber lachen, wenn die Direktoren der Deutschen Bank den obsoleten Vertrag noch als Aktivposten in ihrer Bilanz führten? Der Reichsdirektor thut so. Selbst gegen Handelskonzessionen im Balkan könnte Oesterreich uns heute nichts anbieten als Vermittlerdienst. Ist der etwa erbeten worden? Das wäre ein neuer Fehler. Wir bedürfen nicht nur keiner Vermittlung: wir dürfen keine annehmen.

Ueber Italien hat der Kanzler in seiner Rede gesagt, die guten Beziehungen dieses Staates zu England seien uns immer willkommen gewesen und seien es heute noch. Qui trompe-t-on donc ici? Willkommen und nützlich waren sie, als Frankreich und England, Frankreich und Italien verfeindet waren oder in kühler Höflichkeit mit einander verkehrten. Da durfte man hoffen, daß England die Mittelmeerflanke des Dreibundes im Nothfall decken werde. (Da war die Kunde vom Abschluß des Dreibundes, der Rußland und Frankreich, Britaniens Hauptfeinde, in Schach halten sollte, für das Reich der Queen ja wirklich eine Heilsbotschaft.) Heute sieht Europens Antlitz anders aus; und nur Kinder kann man mit dem Märchen abspeisen, Italiens gute Beziehungen zu England erhöhten den Werth seiner Bundesgenossenschaft. Italiens, das mit Frankreich intim ist, seine Schmerzen auf der venezianisch-udinischen Seite hat und das papierne Paragraphengehäus des Dreibundes nur als eine Tapete benutzte, hinter der es den Konflikt oder die Verständigung mit Oesterreich vorbereiten kann. Wer konstruirt auch nur einen Fall, in dem Italiens Macht uns ernstlich nützen könnte? Die neuen Römer werden freiwillig den Vertrag nicht zerreißen, der ihren Preis steigert; sie haben es heute bequemer als je. Und nur ein Thor wird sie schelten, weil sie thun, was ihr Interesse befiehlt.

Nur ein Thor wird auch in das Gezeter über Eduards Verruchtheit ein-

stimmen. Der ist wahrscheinlich kein Genie, meinetwegen auch etwas tantenhaft spinös, doch sicher ein guter Geschäftsmann. Was er in den paar Jahren geleistet hat, läßt sich sehen. Rußland von Japan niedergeworfen: jetzt im freundlichsten Einvernehmen, morgen wohl gar in festem Bund mit England und Japan. Die Burenstaaten annektirt: und Louis Botha neben Jameson auf der Kolonialkonferenz, neben Roberts im Reichskriegsrath. Der egyptische Besitz nicht mehr bestritten. Unterm Union Jack wird der Schienenstrang von Kairo bis Kapstadt gelegt. Im Centrum, im Osten und Westen Asiens keine dem schärfsten Blick sichtbare Lebensgefahr. Seit Waterloo war Englands Stellung nicht so sicher; und heute herrschts auf ungleich größerem Gebiet. Noch giebt es Wolken: das tropische Wachsthum amerikanischer Wirthschaftmacht; Kanada; der Panamakanal; die Schwierigkeit, Australien via Suez Hilfe zu bringen. An der Spitze eines Concerns, dem Rußland und Japan, Frankreich und Italien, Spanien und Portugal angehören, hat man aber Manches zu bewilligen und zu versagen; kann man kompensiren; braucht man auch den Islam nicht mehr zu fürchten. Der Schüler des Türkenhirsch hat fast schon die Schiedsrichterrolle Bismarcks ergattert. Zu geschäftig? Weil er nach Kartagena und Gaeta gegangen ist und seinen Freund und Bundesgenossen, den klugen Anglophilen Victor Emanuel, gebeten hat, nach Athen zu gehen? Ists denn seine Schuld, daß über diese Reisen bei uns so viel dummes Zeug geschrieben und geredet wurde? Die Lenzfahrt gen Süden war doch ein Alljahrsereigniß; und ihr politisch-militärisches Ziel sonnenklar: wenn die lateinischen Mittelmeermächte das Becken bewachen, braucht England in kritischer Zeit dort kein starkes Geschwader und kann seine ganze Flottenmacht da zusammenziehen, wo es den Hauptstoß wagen, den Gegenstoß abwehren will. (Das kann in der Nordsee, eines Tages aber auch an einem Ende der Panamastraße oder an beiden nöthig werden.) Und diese Absicht, in die Clemenceau und Picquart vor ihrer Reise nach Spanien eingeweiht waren, soll Frankreich ärgern? Der Glaube ist genau so unklug wie die Hoffnung, der Britenstolz werde zornig auffahren, weil der König, ohne einen Buchstaben der Konstitution zu verletzen, still und emsig im Ausland gute Geschäfte macht. Möglich, daß ein paar Demokraten die gekränkte Unschuld spielen. Das gehört dann zur Taktik und wird im Schoß der Angelnfamilie fröhlich belächelt.

Dennoch, ruft man, führt das böse Trachten des King nicht ans Ziel! Wonach, Ihr Herren, trachtet er denn? Doch nicht etwa nach der Vernichtung des Deutschen Reiches? Für so dumm dürft Ihr den Mann nicht halten. Und Einiges hat er immerhin schon erreicht. Franko-russische, franko-britische, franko-italienische, franko-japanische, anglo-japanische, anglo-russische, russisch-

japanische entente. Die Großmacht, die dem Berliner Kongreß präsidirte, ist draußen und wird zu lohnender Expansion nicht so bald Gelegenheit finden; ist, unter solchem Gegengewicht, auch für die Vereinigten Staaten keine great attraction mehr. Vielleicht klopft eins der beiden Handelsimperien nächstens hübsch bescheiden an die Pforte des Syndikatspalastes. Jedenfalls sind Beide nicht so gefährlich, wie sie vor dem Tag von Port Arthur schienen. Wer spricht denn von Krieg und Vernichtung? Man kann wieder sehr höflich gegen Deutschland werden; und die Rechnung, wenns Zeit ist, in Theilbeträgen präsentiren.

... Behaglich ist die Situation nicht. Muß aber durchgehalten werden. Der Nachbarschaft Bündnisse vorzutäuschen, die Keinen schrecken, ist dumm. Jetzt Bündnisse zu suchen, wäre noch dümmer. Nichts gegen, nichts für die Westmächte. Kein Wettbewerb um Rußlands Gunst. Und erst recht keine Annäherung an Frankreich. Die könnte Eduard in seinen Plan passen. Die nähme der Republik das beträchtliche Risiko und ließe ihr nur Gewinnchancen. Das mußten die deutschen Männer bedenken, die pariser Reportern im April ihre unglückliche Liebe betheuert haben. Die verständigste und wirksamste Antwort hat der Abgeordnete Semler gegeben; und ist dafür natürlich gescholten worden. Nicht so hitzig wie ich; mich hat die französische Presse seit vier Wochen zum Chauvin und Schwarzen Mann gemacht. Figaro, Temps und Genossen sind empört über meine intempérances de langage und schreien mich (der den gallischen Genius leidenschaftlich bewundert) für einen Franzosenfresser aus. Warum? Weil ich finde, daß Individuen und Völker, die ihre Selbstachtung bewahren wollen, Einem, der ihnen soeben die Faust geballt hat, nicht, weil sie sich just ein Bischen vereinsamt fühlen, um den Hals fallen sollen. Weil ich die Frage, ob die Stunde zur deutsch-französischen Versöhnung gekommen ist, ohne jede Diskussion verneine. Und weil ich glaube, daß diese zu ersehnende Stunde sehr weit hinausgeschoben wird, wenn die Franzosen sich wieder in Illusionen gewöhnen. Beweis: Nach den Glorientagen Cambons und der Montecarliner hat Herr Etienne, dessen vernünftigen und versöhnlichen Patriotismus der personalkundige Chefredakteur Theodor Wolff uns gerühmt hat, einen deutsch-französischen Schiedsgerichtsvertrag und die Aenderung der Meistbegünstigungsklausel von 1871 verlangt. Wenn Blinde sich darauf einließen, wäre in den frankfurter Friedenswall Bresche gelegt und der Gegenkontrahent käme mit neuen Wünschen. Zufrieden und zu aufrichtiger Versöhnung bereit wäre er erst (der in Berlin gehätschelte, vom Kaiser zu Tisch geladene und mit einem ansehnlichen Orden geschmückte Herr Saint-Saëns hats nach der Heimkehr in die Zeitung gesetzt), wenn ihm die verlorenen Provinzen zurückgegeben oder mindestens neutralisirt wären. Wir müssen dieses unverjährbare Gefühl hoch

achten; aber dürfen wir eine Hoffnung nähren, deren Erfüllung mit der tiefsten Schande Deutschlands bezahlt werden müßte? Nein. Wer den Frieden nicht gefährden, die Verständigung der beiden Völker nicht für neue Menschenalter hindern will, darf keinen Zweifel darüber lassen, daß eine Aenderung des frankfurter Vertrages, auch die unwesentlichste, nur von einem bis zu völliger Ohnmacht besiegten Deutschland zu erreichen ist. Daran hat in Bismarcks Zeit kein Franzos gezweifelt. Doch Herr Professor Schmoller und sein Kanzler meinen, es wäre „ganz falsch“, fremde Mächte heute nach Bismarcks Manier zu behandeln.

Der gebildete Franzose ist der beste Psychologe der weißen Welt und fühlt selbst, wie er behandelt werden muß. Mit Recht hat Herr Clemenceau gesagt, der Fehler neudeutscher Politik sei gewesen, daß sie zwischen Barschheit und Zärtlichkeit schwankte. Der Deutsche, der zu Haus derbes Wesen und eine nicht immer höfliche Aufrichtigkeit gewohnt war und der, als Diplomat oder Journalist, mit zwanzig oder dreißig Jahren zum ersten Mal nach Paris kommt, nimmt die anmuthigen Formen, die vorsichtig schonende Verkehrsart des Franzosen für den Ausdruck herzlicher Zuneigung. Sein an gröberen Linien und Farben erzogenes Auge sieht die Nuancen nicht. Eines Tages hält er alle Franzosen für Freunde seines deutschen Volkes und begreift nicht, wie man ernsthaft von einem pariser Deutschenhaß sprechen könne, oder erklärt alle für „falsch“, für schwarze Heuchler. Er hat auf Spielmarken eben Gold herausgezahlt; fährt großartig fort, sich ohne Gegenleistung auszugeben, oder findet sich betrogen. An Diplomaten und an Journalisten haben wirs erlebt. Die jungen Herren waren entweder zu heiß oder zu kalt, zu barsch oder zu zärtlich. Und gerade diese Behandlung verträgt der Franzose, mit seinem Sinn für Nuancen, nicht; er wünscht ein wohltemperirtes, gleichmäßiges Betragen. Am Wenigsten verträgt er solchen Tonwechsel von dem Deutschen, der ihm noch immer der Ueberwinder aus der Année Terrible ist. Den hält er, wenn er den heißen Strahl der Schottendouche spürt, für einen Schwächling, wenns eisig niederprasselt, für einen brutalen Flegel. Ist die politische Nutzanwendung gar so schwer? Frankreich wird kein Mittel unversucht lassen, das Reinigung von der Schmach der Niederlage verheißt, und erst, wenn alle durchprobirt und als unwirksam erwiesen sind, sich in das Verhängniß nationaler Demüthigung schicken, das oft den Tapfersten traf. Wir können nur ruhig zusehen, uns respektvoll und artig zeigen; dürfen auch nicht für Stunden aber den Glauben wecken, unsere Schwachheit, unser Anlehnungbedürfniß werde uns eines Tages doch zur Nachgiebigkeit bewegen.

Wir habens gethan; und die Wirkung schnell gemerkt. Der Reichstag wird vertagt. Lästige Fragen sind da nicht mehr zu fürchten. Laßt Euch nicht einlullen, Ihr Herren der Presse! Nur Euch ist der Wachtdienst jetzt anvertraut.

# 1812.*)

Zum Kampf gegen Rußland hatte Napoleon eine Armee zusammengebracht, deren Ziffern auch jetzt noch, in unserer Zeit der Massenheere, den Eindruck des Ungeheuerlichen machen: zumal es sich bei ihnen um Effektivbestände, nicht um jene Rechnungbestände handelt, mit denen man heute für den Kriegsfall auf Papier und Karte zu operiren pflegt. Im Ganzen war es gegen eine halbe Million Krieger, die zunächst ins Feld gestellt wurde; gegen Ende Juni haben sie die Grenze Rußlands überschritten. Dann sind noch über hunderttausend Mann an Nachschüben gefolgt: so daß die Gesammtsumme auf etwa sechshunderttausend Mann stieg. Es war die Blüthe der europäischen Jugend. Nicht zum Geringsten aber fanden sich in diesen Heeressäulen Deutsche aller Stämme zusammen. „Nie zuvor", hat Moltke einmal gesagt, „in zwei Jahrtausenden, seit man die deutsche Geschichte kennt, waren alle Deutschen einem fremden Willen unterworfen gewesen. Nie hatten uns die Römer ganz bezwungen; selbst Attila hatte nur einen Theil der Deutschen unterworfen; die anderen stritten unter unabhängigen Fürsten gegen ihn und besiegten ihn. Erst jetzt zum ersten Mal, im Jahr 1812, waren alle Deutschen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienstbar, mußten alle deutschen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen stellen und einem fremden Befehl untergeben sein, um für eine fremde Sache zu kämpfen."

Und was kostete die Nation der Feldzug auch noch finanziell, über das Blut ihrer Söhne hinaus? Es wird nie gelingen, auf diesem Gebiete auch nur einigermaßen sichere Angaben zu gewinnen; dem armen, ausgehungerten, ausgemergelten Preußen, das kaum noch die eigene Bevölkerung zu nähren wußte, hat allein der Durchmarsch der großen Armee Kosten im Betrag von etwa hundert Millionen Francs verursacht.

Wir verfolgen hier nicht die weiteren Einzelgeschehnisse, die unmittelbar den Beginn und Verlauf des ungeheuren Unternehmens bezeichneten. Genug, daß die Schwierigkeiten schon bald nach dem Ueberschreiten der Grenze begannen. Das war kein Krieg, wie man bisher zu führen gewohnt war. Wo blieben für die Hunderttausende die reichen Verpflegungmöglichkeiten Centraleuropas oder gar der südlichen Länder? Früh schon begegneten die Truppen der mittleren Linien nur noch Häusern ohne Dach; denn das Stroh der Dächer hatten die Pferde der vorderen Linien aufgefressen. Und welche Straßen unter dem brennenden Strahl einer östlichen Sonne! Hier konnte nur Eins noch

*) Vorabdruck aus dem neunten Band von Lamprechts Deutscher Geschichte.

helfen: das Labsal einer großen, einer entscheidenden Schlacht. Aber eben dieser Trunk ward dem Kaiser vom Feinde nicht gereicht. Die Russen wichen zurück und zurück; wohl sah der Kaiser ein: zu seinem Verderben; und dennoch folgte er ihnen. Und als es dann, endlich, am siebenten September, an der Moskwa, zu der ersehnten Schlacht kam, da zeigte sich, daß der Kaiser einem Massenheer von hundertzwanzigtausend Regulären nebst einer Streitmacht ungezählter Kosaken nur noch ein Aufgebot von hundertdreißigtausend Mann gegenüberzustellen hatte. Und mit ihnen siegte er zwar, aber unter äußerster Mühe; und eine Verfolgung des Feindes blieb ganz außer der Fähigkeit der erschöpften Truppen.

Am vierzehnten September zog der Kaiser in Moskau ein, mit neunzigtausend Mann. Doch neu war die Gastlichkeit, die ihn hier empfing: auf all den Kreuz- und Querzügen der Revolution und der Kaiserzeit war sie Franzosen noch nirgends geworden. Wenige Stunden vor Ankunft der Franzosen erst hatten russische Truppen die Stadt verlassen; und mit ihnen war auch die Bevölkerung gegangen. Leer standen Haus und Hof, in die man eintrat; leer auch Küche und Keller. Schon früh stellten sich daher Verpflegungschwierigkeiten ein; bald gab es Schwadronen ohne Pferde; und die Disziplin der rathlosen Gäste lockerte sich. Und dann kam, in der meist aus Holzhäusern bestehenden unendlichen Stadt, ein Feind, der schlimmer war als alle anderen: der ans Mittelalter, ja, an Urzeiten erinnerte. Da kam der Gott, der, nach Arndts Lied, den Deutschen bald groß und wunderbar aus langer Schande Nacht in Flammen aufging: der Gott der Brandfackel. Wurde die Stadt nach vorangelegtem Plane entzündet? Wer wußte es? Unheimlicher war es, daß die Brände hier und da aufflammten, daß keine Nacht sicher, kein Schläfer geborgen schien.

Napoleon begann, mit dem Zaren zu verhandeln. Aber das Geschäft zog sich hin. Noch wußte man zwar in den russischen Hauptquartieren nicht, wie erbärmlich es um die Heere des Kaisers stand; doch man zögerte, schob auf, um schließlich zu versagen. Kostbare Wochen waren in Unthätigkeit verloren, als Napoleon, am neunzehnten Oktober, den Rückzug antrat.

Es war noch im heiteren, ja, es war in einem besonders milden Herbst. Aber am elften November kam die Kälte, der Winter, der Schnee, das Furchtbare. Schon hatte man sich in guten Tagen nur noch hingeschleppt: „Cette guerre singulière, cette guerre inouie, doit-elle donc durer éternellement?“ Jetzt lösten sich alle Bande der Zucht; zurück trat der Einzelne in die Wildheit eines thierischen Egoismus, der Kampf um Leben, Wärme, Brot begann: von mehr als sechshunderttausend Mann sind etwas über fünfzigtausend, von über hundertachtzigtausend Pferden fünfzehntausend zurückgekehrt.

In Europa hatte inzwischen Totenstille geherrscht. Man hatte nichts

erfahren als amtliche Lügen. Und man war naiv genug, ihren hochtrabenden Inhalt zu glauben; Niemand fast unter den Gebildeten hat an Napoleons Sturz gedacht. Nur in den Tiefen der Nationen ging ein Murmeln. Was hätte der furchtbar blutige Komet des Vorjahres, der den herrlichen Elfer reifte, zu bedeuten gehabt? Sollte die alte Weisheit der Prophezeiungen zu Schanden werden? Die Vorahnung eines ungeheuren, eines namenlosen Unglückes verbreitete sich.

Aber Napoleon selbst war schließlich fast der erste sichere Bote Dessen, was geschehen war. Am vierten Dezember hatte er die jammervolle, auf ein paar Zehntausende von Mannschaften zusammengeschmolzene Armee verlassen. Am zwölften Dezember erschien er, ein unheimlicher Spuk, in Glogau und erzählte lächelnder Miene das Unglaubliche. Am achtzehnten Dezember erreichte er die Tuilerien; am siebenzehnten Dezember hatte sein Amtsblatt die Botschaft gebracht: die Große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Seiner Majestät sei niemals besser gewesen.

In Deutschland aber, da man sich langsam Dessen inne ward, was da geschehen war, beugte Mann und Weib mit frommem Entsetzen die Knie vor den göttlichen Lehren dieses Zuges:

Trommler ohne Trommelstock,
Küraßier im Weiberrock:
So hat sie Gott geschlagen
Mit Roß und Mann und Wagen.

Und als die trümmerhaften Gestalten der Krieger heranwankten, pflegte man ihrer: ein Zug christlichen Erbarmens mit den Unglücklichen ging als ein Erstes durch deutsche Seelen.

Dann aber, da es an sich zu denken begann, schrie alles Volk auf gegen den Gezüchtigten des Herrn, gegen den Verbrecher. Und laut fuhr die Nation auf zur Rache, und wäre es um den Preis eigenen Unterganges.

Die Uhr hob aus; und die Stunde des Gerichtes schlug.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; Ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück Dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit Deinem Blute rein!

Leipzig. Karl Lamprecht.

# Der Stahlwerkverband.

Der Deutsche Stahlwerkverband ist zwei Stunden vor Ablauf des alten Vertrages auf fünf Jahre verlängert worden. Die Eisenindustrie hat sich also ihr wichtigstes Syndikat gerettet. Skeptiker sagten freilich schon in den Monaten des Zweifels, daß Industrieverbände meist erst in zwölfter Stunde zu Stande kommen, weil jeder Betheiligte möglichst anständige Quoten für sich herausdrücken, an seiner Forderung schließlich aber den Verband nicht scheitern lassen will. Ein typisches Beispiel solcher Verhandlungen bot ja das Kalisyndikat. Um Mitternacht lief es ab; dann trat ein syndikatloser Zustand ein, der genau bis vier Uhr morgens dauerte. In diesen vier Stunden konnten die Werke nach Belieben handeln. Das benutzte der bekannteste Außenseiter des Syndikates zu großen Abschlüssen mit Amerika. Als dieses Geschäft erledigt war, stimmte er dem Vertrag zu: und es gab wieder ein Kalisyndikat. Der Eisenindustrie konnte selbst ein kurzer Zeitraum freien Wettbewerbes gefährlich werden; wenn Absatz und Preise willkürlich geregelt wurden, blieb auch die Wirksamkeit eines neuen Vertrages eine Weile eng begrenzt. Konkurrenzkriege werden heute mehr denn je gefürchtet; und diese Furcht ist die sicherste Bürgschaft des Friedens. Der Stahlwerkverband mußte verlängert werden, weil sonst auch die übrigen Kartelle der Eisenindustrie ins Wanken gekommen wären und die Trustform in Deutschland noch nicht so ausgebildet ist, daß die Syndikate entbehrt werden können. Unser Stahlwerkverband ist das festeste kontinentale Bollwerk gegen den amerikanischen Stahltrust; seine internationale Bedeutung wird durch die Thatsache bewiesen, daß der belgische Stahlwerkverband nur auf die Verlängerung des deutschen Kartells gewartet hat, um seine Thätigkeit zu beginnen. Das gilt auch vom Internationalen Schienenkartell. Und in Deutschland wird nun die Erneuerung der vom Stahlwerkverband abhängigen Vereinigungen, des Walzdrahtverbandes, des Gas- und Siederohrsyndikates, des Schiffbaustahlkontors, kaum noch ernste Schwierigkeiten bereiten. Einen Sieg über den Trustgedanken möchte ich die Erneuerung dennoch nicht nennen; die neue Vertragsbasis erinnert mehr als der erste Stahlwerkvertrag an die Trustidee. In der Kohlenindustrie hat sie ihren Ausdruck in den Concerns der Hüttenzechen gefunden, mit denen das Kohlensyndikat jetzt rechnen muß; und im Eisengewerbe sind die Vereinigungen von Werken und Großhandelsfirmen, die „Werkfirmen", dem Stahlwerkverband eingefügt worden. Der Trustgedanke dringt sacht eben doch vor.

Die Opposition gegen den alten Vertrag traf hauptsächlich zwei Punkte: die Regelung der Frachten und die Anerkennung der „Werkfirmen". In der Frachtenfrage waren die rheinisch-westfälischen Werke besser gestellt als die süddeutschen; und leicht wars nicht, drei Dutzend Betriebe zur Einigung zu bringen. Die neben der rheinisch-westfälischen Gruppe emporgewachsene lothringisch-luxemburgische wollte natürlich nicht schlechter behandelt sein. Dazu kamen noch Schlesien, Mitteldeutschland und die bayerische Maximilianshütte. Bei den ersten Verhandlungen (1904) waren 28 Werke betheiligt, von denen zwei, der „Phönix" und die Westfälischen Stahlwerke, dem Verband nicht beitraten. Der „Phönix" machte damals geltend, daß der Stahlwerkverband Halbzeug, Träger und Eisenbahnmaterial nach dem In- und Ausland für gemeinschaftliche Rechnung verkaufe. Da nun aber der Phönix keine Träger herstellt und Halbzeug nicht exportirt, sondern selbst verbraucht, hatte er die Lasten für den Export von Erzeugnissen mitzutragen, die ihn nicht angingen. Die Spesen für seinen Hauptausfuhrartikel (Draht) aber blieben ihm allein, weil der nicht in

das Programm des Stahlwerkverbandes gehörte. Schließlich beklagte sich der „Phönix“ mit Recht darüber, daß er gezwungen werden solle, den wachsenden Bedarf seiner Werke künftig von Stellen zu beziehen, die ihm ungünstigere Frachtbedingungen boten als seine ursprünglichen Bezugsquellen in Dortmund und Hörde. Wie der „Phönix“ später durch die ihm verbündeten Banken überredet wurde, dem Stahlwerkverbande trotzdem beizutreten, habe ich hier schon erzählt. Die Westfälischen Stahlwerke sind erst vor einigen Wochen zum Beitritt gedrängt worden. Eine Sonderstellung nahm die Maximilianshütte, die einzige Repräsentantin Bayerns, ein, die durch das territoriale Monopol trotz ihrer im Verhältniß zu der Gesammtbetheiligung von 11,08 Millionen Tonnen (am ersten Januar 1907) relativ geringen Quote von rund 196 000 Tonnen dem Verband sehr gefährlich werden konnte, wenns zur Trennung kam. Die Maxhütte hatte sich über den Vertrieb ihrer Produkte mit drei nürnberger Großhandelsfirmen denn auch schon vorsichtig verständigt. Das ist einer von den „Werkfirmenverträgen“, die der Stahlwerksverbandsleitung Sorgen gemacht haben.

Die Werke schlossen Sonderverträge mit Händlern, weil das Schicksal des Stahlwerkverbandes unsicher schien. Dieses Kartell ist ja noch heute ein Torso. Der ursprüngliche Gedanke war, die gesammte deutsche Stahlfabrikation zu syndiziren; in Wirklichkeit aber erstreckt sich die Gewalt des Syndikates nur auf einen Theil dieser Erzeugnisse, die Produkte A (Halbzeug, Eisenbahnoberbaumaterial, Formeisen), während über die Produkte B (Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren) die Stahlwerkbesitzer frei verfügen. Paragraph 38 des Syndikatvertrages bestimmt darüber: „Die Produkte B werden nicht an den Verband verkauft, sondern jeder Stahlwerkbesitzer verkauft sie selbst oder durch andere Vereinigungen, denen er sich anschließt oder angeschlossen hat.“ Dieser Paragraph hat dem Verband einen wichtigen Theil der Stahlerzeugung entzogen und ist der Anlaß zur Ausbreitung der „Werkfirmen“ geworden. Da nicht sicher war, ob und wie der Verband erneuert werden würde, mußte man für den künftigen Vertrieb der Produkte vorsorgen. Das geschah am Besten durch die Vereinigung mit Händlern. Dieser Zusammenschluß von Produzenten und Verkäufern ist der Ausdruck eines richtigen Prinzips: er erhält dem Markt eine gewisse Organisation und hindert doch nicht jede Konkurrenz. Der Handel ist durch die mächtigen Organisationen der Produzenten arg heruntergedrückt und lange schon nur als nothwendiges Uebel betrachtet worden. Am Liebsten hätte man den Zwischenhandel ganz ausgeschaltet. Jetzt haben wir die Reaktion: heute zweifelt nicht nur kein Werk mehr an der Nothwendigkeit des (soliden, nicht leichtfertig spekulirenden) Zwischenhandels, sondern viele schätzen ihn zu hoch, geben sich völlig in seine Hände und werden dadurch unselbständiger, als sie im Syndikat waren.

Als der Verband zum ersten Mal geschlossen wurde, gab es drei Vereinigungen von Werken und Händlern (Karl Spaeter, G. m. b. H.-Rombacher Hütte-Lothringer Hüttenverein; Gebrüder Röchling-Röchlingsche Eisen- und Stahlwerke; Joseph Nöther & Co.-De Wendel), auf die Rücksicht genommen werden mußte. Das erinnert an den berühmten Konstruktionsfehler im Kohlensyndikat (Hüttenzechen) und beweist wieder, daß unsere Syndikate erst in einem Stadium industrieller Entwickelung entstanden sind, die schon leise Ansätze zur Trustbildung zeigte. Diesen Umstand darf man bei der Beurtheilung der gesammten Syndikatentwickelung nicht übersehen. Den ersten drei Werkfirmen sind seit dem vorigen Sommer neue Vereinigungen nachgebildet worden. Die Firmen Ravené in Berlin und H. A. Schulte in Dortmund gingen mit der Laurahütte zusammen; Steffens & Nölle in Berlin mit

der Friedenshütte und den Rheinischen Stahlwerken; Klöckner & Co. in Duisburg mit dem Hasper Eisen- und Stahlwerk, dem Lothringer Hüttenverein, der Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustie; ferner haben sich Deutsch-Lux, Düdelingen, Kneuttingen, Thyssen, der Aachener Hüttenverein und das Eisen- und Stahlwerk Hoesch eigene Händlerfirmen oder Verkaufskontore gesichert. Das geschah in der Absicht, Sondervortheile beim Verband herauszuschlagen; denn die Werkfirmen haben sich nicht auf den Verkauf der nichtsyndizirten Produkte B beschränkt, sondern auch auf Erzeugnisse übergegriffen, deren Absatz durch den Verband selbst geregelt worden ist, wie, zum Beispiel, Träger. Der Stahlwerkverband hat eigene Trägerhändler-Vereinigungen errichtet, die den gesammten Trägerhandel syndizirt haben. Hier sind durch die Werkfirmen also Interessenkonflikte entstanden, die zwar für den Augenblick beseitigt sein mögen, doch immer wieder akut werden können. Wie diese trustartigen Gebilde, diese Fremdkörper, wirken, zeigte sich, als die Verhandlungen abgebrochen wurden, die auf die Erneuerung des Oberschlesischen Stahlwerkverbandes abzielten. Hier stehen die Oberschlesische Eisenbahnbedarfsgesellschaft, die Oberschlesische Eisenindustrie und die Kattowitzer Aktiengesellschaft mit ihren Werkfirmen auf der einen, Laurahütte, Bismarckhütte und Borsigwerk auf der anderen Seite. Der Oberschlesische Stahlwerkverband besteht seit dem ersten Januar 1905 und gilt bis zum dreißigsten Juni 1907. Seine Statuten wurden denen des düsseldorfer Verbandes genau angepaßt; nur einen wesentlichen Unterschied gabs: die Syndizirung der Produkte B, die dem Deutschen Stahlwerkverband fehlt. Auch ohne den oberschlesischen Verband gehts; die Werke Oberschlesiens haben dem Vertrag des Deutschen Stahlwerkverbandes ja zugestimmt. Wird der Verband sich nun aber bewähren? Im neuen Vertrag ist die Betheiligungziffer der 37 Werke auf 12,04 Millionen Tonnen Rohstahl festgesetzt worden. Das sind beinahe 5 Millionen Tonnen mehr als zur Zeit des ersten Verbandsschlusses und rund 1 Million Tonnen mehr, als die Gesammtbetheiligung am ersten Januar 1907 betrug. Das rasche Anwachsen der Produktion, die Ausdehnung der Werke und die Erweiterung des Syndikatbereiches fordern eine straffe Organisation. Wird der Stahlwerkverband diese Bedingung erfüllen? Daß er über die Produkte B keine Macht hat, erschwert ihm das Wirken. Der Vertrag kann aufgelöst werden, wenn dem Verband eine neue Konkurrenz entsteht, deren Herstellungziffer 2 Prozent der Gesammtbetheiligung übersteigt. Der alte Stahlwerkverband hat nur Hochkonjunkturperioden mitgemacht und sich während dieser Zeit als ein zuverlässiger Preisregulator bewährt. Die Halbzeugverbraucher waren mit ihm nicht zufrieden, weil er ihnen, zu Gunsten des Auslandes, zu hohe Preise abgenommen habe; doch hat er manchen gefährlichen Wettbewerb, wie die Konkurrenz im Trägergeschäft, zu beseitigen vermocht. Im Ganzen wurde er mehr getadelt als gelobt. Das erklärt vielleicht den raschen Wechsel in der Leitung. Direktor Schaltenbrand hat, in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren, zwei Vorgänger gehabt: die Herren Lob und Voelcker. Der aus 59 Mitgliedern zusammengesetzte Beirath war freilich ein Hemmniß der Vorstandsarbeit; diese Nebenregirung hat der neue Vertrag beseitigt. An die Stelle des Beirathes tritt die Vollversammlung der Stahlwerkbesitzer. Kommt nun der Eisen- und Stahl-Trust? Wenn August Thyssen lange genug lebt, wäre er der Mann, ihn durchzusetzen. Einstweilen ists, namentlich im Hinblick auf Amerika, gut, daß wir den Stahlwerkverband haben. Die Feuerprobe muß er freilich erst in Jahren sinkender Konjunktur bestehen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Mai 1907.

# Pot-luck.

## Rabbi Cohn.

Im Herbst des Jahres 1905 erhielt der junge jüdische Theologe Dr. Emil Cohn den Auftrag, als Vertreter des beurlaubten Professors Schneider den jüdischen Schülern des berliner Falk-Realgymnasiums Religionstunden zu geben. Ueber das Pensum hatte er sich mit Schneider verständigt. Der wußte, daß sein Vertreter auch über den Zionismus sprechen würde; und billigte diese Absicht. Was die Zionisten wollen, lehrt das vor zehn Jahren in Basel, auf ihrem ersten Kongreß, verkündete Programm. „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina für die Juden, die sich nicht assimiliren können oder wollen. Zur Erreichung dieses Zieles nimmt der Kongreß folgende Mittel in Aussicht: erstens die zweckdienliche Förderung der Besiedelung Palästinas mit jüdischen Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden; zweitens die Gliederung und Zusammenfassung der Judenschaft durch geeignete örtliche und allgemeine Veranstaltungen nach Maßgabe der Landesgesetze; drittens die Stärkung des jüdischen Selbstgefühles und Volksbewußtseins; viertens vorbereitende Schritte zur Erlangung der Regirungzustimmungen, die nöthig sind, um das Ziel des Zionismus zu erreichen.“ Statt des schwer zu erlangenden Heiligen Landes ist von der konservativen Regirung Großbritaniens später Uganda als Siedlungstätte empfohlen worden. Die Geschichte dieser Bewegung, deren Leiter in Westeuropa der wiener Feuilletonist Theodor Herzl war, hat Herr Dr. Cohn seinen Schülern kurz und (wie nicht bestritten wird) objektiv erzählt.

In der selben Zeit wurde ihm gemeldet, ein christlicher Lehrer des Falk-Realgymnasiums kränke die jüdischen Schüler durch Anwendung des Ghettojargons. Die Eltern konnten sich zu einer Beschwerde, deren Folge vielleicht eine Antisemitendebatte gewesen wäre, nicht entschließen; sie dachten shylockisch: Sufferance is the badge of all our tribe; und riethen den Kindern, die leisen Hiebe geduldig hinzunehmen. Dafür war auch der gegen den Antisemitismus vornan kämpfende Rechtsanwalt, an den Dr. Cohn sich gewandt hatte. Was war zu thun? Cohn wollte weder die Ungebühr dulden noch zum Denunzianten werden. Er erbat von dem christlichen Kollegen eine Aussprache, die höflich gewährt wurde und die gewünschte „Remedur" brachte. Bald danach wurde dem Aushelfer von dem Direktor des Falk-Realgymnasiums gekündigt. Schon vor der Uebernahme der Vertretung hatte Dr. Cohn sich um das Amt eines Rabbiners der berliner Judengemeinde beworben. Trotzdem der Vorstand wußte, daß der Kandidat überzeugter Zionist sei, wählte er ihn; gab freilich der Erwartung Ausdruck, daß Cohn nicht als Agitator des Zionismus auftreten werde. Der junge Rabbi antwortete, für einen „Kuhhandel", einen Gesinnungschacher sei er nicht zu haben; die Kanzel und die Katheder werde er unter keinen Umständen zur Propaganda mißbrauchen; auch habe er einen tiefen Widerwillen gegen das Auftreten in Volksversammlungen. Doch die Zeiten könnten sich ändern und ihn in die Agitation drängen; deshalb dürfe er sich durch kein anderes Versprechen als das taktvollen Auftretens binden und müsse, auf jede Gefahr, laut sagen, daß er mit ganzem Herzen bei der zionistischen Sache sei und bleiben werde. Seine Artikel über nationale Fragen der Judenheit hatte er vorgelegt. Und wurde dennoch fast einstimmig gewählt.

Im Juli 1906 wurde er aufgefordert, bei einer (nicht nur von Zionisten veranstalteten) Trauerfeier eine Rede über Herzl zu halten; und sagte zu. Erst am Tag der Feier ließ der Gemeindevorstand ihn warnen. Antwort: Nicht um zionistische Propaganda handelt sichs, sondern um die Würdigung eines in der Geschichte der Judenheit wichtigen Menschen, den, als er gestorben war, ein Rabbi der berliner Gemeinde in der Amtstracht gefeiert hat; und eine in letzter Stunde erzwungene Absage würde mich lächerlich und verächtlich machen. Die Rede wurde gehalten. Als ihm offiziell der Tadel des Gemeindevorstandes ausgesprochen worden war, wollte Cohn das Manuskript der Rede vorlegen, um zu beweisen, daß er nicht eifernd für den Zionismus geredet habe. Dieser Beweisantrag wurde abgelehnt; und es blieb bei der Rüge. Am siebenten Januar 1907 ging Cohn zu dem Direktor des charlottenburger Mommsen-Gymnasiums (der ihn als Knaben Jahre lang unterrichtet hatte), um zu

fragen, ob er als Lehrer der jüdischen Religion an dieser Schule angestellt werden könne. Darüber, sagte der Direktor, steht nicht mir die Entscheidung zu, sondern dem charlottenburger Magistrat, der für die drei städtischen Gymnasien übrigens nur einen Lehrer jüdischer Religion anstellt. Damit war die Frage erledigt; denn ein berliner Rabbiner kann nicht in jeder Woche achtzehn Stunden für Schulunterricht verwenden. Die beiden Männer plauderten dann drei Stunden lang über die großen Lebensfragen des Judenthumes. Den älteren Mann interessirte die Entwickelung des jüngeren, seines Schülers; er nannte sich einen Philosemiten und sprach die Hoffnung aus, die völlige Assimilation der Judenheit in Deutschland noch zu erleben. Der Rabbi glaubt sich verpflichtet, sein Wollen und Denken dem alten Lehrer zu enthüllen. Er bekennt sich als Zionisten. Sagt, er erwarte noch viel von dem Judenvolk, das nicht wegen anderer Konfession, sondern wegen anderer Stammesart gehaßt werde und sich, um diesem Haß zu entgehen, wieder ein Nationalgefühl und eine Staatsgemeinschaft erwirken müsse. Das auserwählte Volk; Einheit völkischer und religiöser Ueberlieferung; starker Stammesinstinkt, der den deutschen Juden bestimme, in dem russischen oder rumänischen den Bruder zu lieben, der ihm, schon als in der Diaspora vereinsamter, näher stehe als der deutsche Christ. Also nicht Assimilation, sondern stolze Pflege des Stammesbewußtseins und, als Ziel, Sicherung eines neuen jüdischen Staatsverbandes. Der Versuch, sich deutschem Wesen anzupassen, kann nicht gelingen und steigert den antisemitischen Haß. Wer in der Judenheit anders zu denken behauptet, täuscht sich selbst oder will, um nicht lautes Aergerniß zu geben, den Thatbestand übertünchen. „Ich liebe die deutsche Kultur über Alles kann das Wirken Goethes und Schillers nicht aus meiner Entwickelung streichen und erfülle gern die Pflichten des deutschen Staatsbürgers, nehme aber das Recht in Anspruch, als Jude mein Stammesbewußtsein zu erhalten und zu pflegen. Den meiner Obhut anvertrauten Kindern werde ich stets die Pflicht einschärfen, ihr Vaterland zu lieben und dessen Staatsgesetz in Treue zu gehorchen; sie im nationalen Geist des Deutschthumes zu erziehen, ist nicht die Aufgabe des Lehrers jüdischer Religion." Den Direktor grausets; er notirt, als Cohn fort ist, in kurzen Sätzen den Inhalt des Gespräches und fragt den am Mommsen-Gymnasium angestellten jüdischen Oberlehrer, ob er auch so denke. Der ist nicht minder entsetzt, wehrt sich gegen den Verdacht solcher Anschauung und bespricht den Fall mit drei Glaubensgenossen und Kollegen, die dem Schulvorstande der berliner Judengemeinde angehören. Die drei Herren schicken schnell eine Beschwerdeschrift an den Gemeindevorstand, schildern (nicht nach direkter An-

gabe eines Ohrenzeugen) den Gang des Gespräches und fordern die zuständige Behörde auf, „dem Treiben des Herrn Dr. Cohn ein Ende zu machen“. Der Angeschuldigte wird am letzten Januartag auf das Gemeindebureau gerufen und von dem Vorsteher und dem Syndikus der Gemeinde, den Herren Julius Jacoby und Justizrath Lilienthal, vernommen. Die Notiz des Gymnasialdirektors (der, auf die Bitte seines jüdischen Oberlehrers, den drei Männern des Schulvorstandes eine Abschrift gegeben hat) wird ihm vorgelegt. Was da steht, sagt er, ist nicht falsch, doch auch nicht richtig; wer den Inhalt eines dreistündigen Gespräches in zwölf Zeilen wiedergiebt, muß auf alle Nuancen verzichten; ich erkenne meine Gedanken, finde sie in dieser abgekürzten Wiedergabe aber verzerrt. „Sie sind ein Fanatiker und haben sich in verrückte Ideen verrannt“: also spricht der Syndikus; und der dreiundachtzigjährige Vorsteher (der sich vorher gerühmt hatte, er wisse mit Rabbinern umzugehen): „Sie sind bei uns in Lohn und Brot und haben unsere Anschauungen zu vertreten.“ Der Syndikus setzt ein Protokol auf; darin erklärt Herr Dr. Cohn: „Die Niederschrift (des Gymnasialdirektors) enthält inhaltlich, nicht aber in der Form meine Ansichten. Hätte ich gewußt, daß es sich nicht um eine intime Privatunterhaltung handelte, so hätte ich eine solche Unterhaltung nicht geführt. Manches ist (in der Wiedergabe) besonders betont, was ich nicht betont habe; und umgekehrt.“ Nun wurde ihm mitgetheilt, er sei vom Amt suspendirt; noch am selben Tag erhielt auch der Direktor des Mommsen-Gymnasiums diese Nachricht. Am dreizehnten Februar (die Strafsache war inzwischen einer Kommission überwiesen worden) schrieb Cohn an den Vorstand, er müsse die Protokolunterschrift zurückziehen, weil reiflichere Ueberlegung ihn erkennen gelehrt habe, daß seine Ansicht in der Notiz des Direktors allzu ungenau wiedergegeben sei. „Ich beantragte, mir die Niederschrift des Direktors auszuliefern; mir lag daran, sie Satz vor Satz schriftlich zu erläutern und damit Klarheit über den Gang des Gespräches zu schaffen. Ich erhielt keine Antwort auf den Brief. Am neunzehnten Februar schrieb ich noch einmal. Die Niederschrift wurde mir verweigert. Am zweiundzwanzigsten Februar bat ich noch einmal mündlich darum. Sie wurde mir abermals verweigert.“ Warum? Weil, sagt der Syndikus, „der Vorstand sich nicht für berechtigt ansah, eine Abschrift zu geben.“ Am dreizehnte Februar hatte Cohn geschrieben: „Mir liegt Alles daran, daß man erfährt, was ich gesagt habe. Ich will gehört werden; von Allen, die in diesem Fall mitzureden und mitzustimmen haben, will ich gehört werden. Das ist ein Recht, auf dem ich stehe.“ Auch dieser Wunsch wurde nicht erfüllt. Nur fünf seiner Richter haben den Angeschuldigten gehört; vierzehn ihn nicht einmal mehr gesehen.

Um die Sache geräuschlos zu verscharren, empfahl man dem Rabbi, selbst zu kündigen oder mit ärztlichem Attest in eine Kaltwasserheilanstalt zu gehen; wenn er dann, nach einem halben Jahr, wiederkomme, könne man sagen, er sei in der Zeit des Gespräches mit dem Gymnasialdirektor „geistig gestört“ gewesen, nun aber wieder normal. Darauf ließ Cohn sich nicht ein. Am neunundzwanzigsten März beschlossen Vorstand und Repräsentanten, Herrn Dr. Cohn aus den Aemtern des Predigers und des Lehrers zu entlassen. Erst am fünfzehnten April wurde ihm, der mehrmals Bescheid erbeten hatte, der Spruch mitgetheilt; auch, daß ihm für die Dauer der im Vertrag festgesetzten Zeit (bis zum ersten April 1909) der Bezug des Gehaltes zustehe. Prediger und Lehrer der Religion aber könne er fortan nicht sein: denn er habe „der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Amt erfordert, sich unwürdig gezeigt.“

Wirklich? Mir scheint, er hat redlich und tapfer gehandelt. Daß er Zionist sei, wußten seine Brotherren; daß ers hehle, durften sie nicht wünschen; nur, daß er nicht öffentlich agitire, nicht Kanzel und Katheder mißbrauche. Er hats nicht gethan; ist still geblieben, wie er versprochen hatte. Daß man ihm dieses Versprechen zumuthete, war schon nicht schön; nicht im Sinn der Propheten und Richter des Alten Bundes. Die Gemeinde mußte sich eines Predigers freuen, der nicht um des Brotes willen feige Konzessionen machte, Schwierigkeiten nicht scheu ausbog, sich nicht wie einen Commis behandeln ließ. Das Gespräch mit dem Gymnasialdirektor ist kaum der Rede werth. Ein fünfundzwanzigjähriger, ganz von der heiligen Pflicht seines Bekenneramtes erfüllter Rabbi sieht seinen alten Lehrer wieder, wird zur Erörterung der ihm wichtigsten Fragen gedrängt, läßt sich von hitzigem Jugendeifer fortreißen und sagt wohl mehr, als er sagen wollte. Warum nicht? Er spricht nur für das Ohr seines Lehrers (dem er vielleicht mit einer starken Probe selbständigen Denkens imponiren will) und muß annehmen, daß kein Wort dieses intimen Gespräches durch die Zimmerwand hallt. Wird er mißverstanden? Er kanns morgen aufklären. Hat ein Einwurf, ein Widerspruch ihn zu weit vorwärts getrieben? Der Rückweg bleibt ihm offen. Ein junger, begeisterter Diener Jahwes sagt: „Wir Juden sind ein Volk; sind nicht nur eine Bekenntnißgemeinschaft. Stammesempfinden und Glaube sind uns untrennbar. Wir müssen die europäische Kultur in uns aufnehmen, als Staatsbürger gewissenhaft unsere Pflicht thun, bleiben aber auch im Staat der Wirthvölker stets Juden, wenn wir nicht Glauben und Stammesart ablegen. Das wird nur Wenigen gelingen. Die Meisten macht der Anpassungversuch lächerlich oder wirbt ihnen Haß. Wir sollen und wollen auch nicht als Volk untergehen oder in andere Völker aufgehen. Gott hat uns aus-

erwählt; und das Ziel, das er uns gab, ist, nach Jahrhunderten schwerer Prüfung und schlimmen Irrens, noch lange nicht erreicht. Nicht verbergen sollen wir unser Judenthum, sondern es stolz jedem Blick zeigen; nicht scheinen wollen, was wir nicht sind: Deutsche von nicht katholischer, nicht evangelischer Konfession; sondern uns als Juden geben, die in Deutschland leben, das wirthliche Land lieben und sein Gesetz achten, aus der Hoffnung auf einen eigenen nationalen Staat aber nicht geschieden sind. Dann wird man uns nicht komischer, nicht hassenswerther finden als andere Menschen fremden Stammes, die im Deutschen Reich heimisch geworden sind." So (ungefähr) spricht der junge Rabbi. Ist er darum der Achtung unwürdig, die sein Amt fordert? Er hat dieses Amt nach bester Kraft betreut; im Amt nie das Gefühl eines Glaubensgenossen verletzt; nur im Privatgespräch ein dem Gemeindevorstand unbequemes Wollen entschleiert. Denn dieser Vorstand hält an der Fiktion fest, nur durch das Bekenntniß unterscheide der semitische sich von dem arischen Bürger deutscher Staaten. Wer diese Fiktion ablehnt, gilt ihm als Erzfeind, auf den die Antisemitenpartei sich berufen kann, und wird aus der Gemeinschaft der Reinen gestoßen. Groß ists nicht; doch begreiflich. Diese Menschen, in denen das Bewußtsein lebt, der Heimath jede Pflichtschuld gezahlt zu haben, sträuben sich gegen den gefährlichen Argwohn, ihr Glaube sei ihnen mehr als der Roms dem Katholiken, der Luthers dem Protestanten: sei das Gehäus eines besonderen Nationalempfindens. Die Form des Rechtes aber mußte der Vorstand wenigstens wahren. Wollte er das Privatgespräch zum Gegenstand eines Disziplinarverfahrens machen, dann durfte er die kurze Notiz des Direktors nicht für eine getreue Inhaltsangabe dreistündigen Gedankenaustausches nehmen. Dann mußte er den Verfasser der Notiz hören und vor allen zum Spruch berufenen Richtern dem Rabbi gegenüberstellen. Durfte er an der (sicher nicht von Angst diktirten) Deutung, die Cohn gab, nicht zweifeln noch mäkeln. Ein Mann, dem das Amt des Predigers und Jugendbildners anvertraut ist, darf Glauben heischen, bis er als Lügner entlarvt ward. Darf auch das Recht freier Vertheidigung und mündlicher Hauptverhandlung für sich fordern.

Wenn ein katholischer Theologe, weil er das in Jahrhunderten bewährte Dogma, den Trost und den Stab der Mühsäligen, bekrittelt hat, aus Rom eine Rüge erhält, wenn ein evangelischer Pfarrer, weil er den Wortlaut des Apostolikums, die Jungfernschaft der Heilandsgebärerin, die Gottheit des Christus nicht gelten lassen will, hart angefaßt, vielleicht gar entamtet wird, giebts in der von (gläubigen oder gottlosen) Juden bedienten Presse stets ein lautes Gezeter. Die römische Tyrannei, heißt es dann, ist beinahe noch ärger

als die russische; und in den Konsistorien ist von dem freien Geist lutherischer Duldsamkeit nichts mehr zu spüren. Und doch handelt sichs bei diesen Konflikten um Männer, die nach gewandelter persönlicher Ueberzeugung die alte Lehre färben und ändern wollten. Wie wars denn im Fall Fischer? D. Fischer, Pfarrer an Sankt Markus in Berlin, hatte im Protestantenverein die Jesusanbetung bekämpft und gesagt, Gott, nicht der Christus, müsse das Centrum evangelischer Theologie sein. Solches, erwidern die Positiven, dürfe ein in der Landeskirche wirkender Pfarrer nicht sagen. Stoecker spricht: „In unserer Kirchenordnung haben wir das Mittel, einen Pfarrer, der die jungfräuliche Geburt, die Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu leugnet, abzusetzen. Das wollen wir nicht. Was wir wollen, ist: zeigen, in welchem Zustand wir leben." Elf Laienmitglieder des Gemeindekirchenrathes von Sankt Markus protokoliren die Erklärung: „Wir verstehen nicht, wie ein Geistlicher solche Anschauungen mit seinem Amt und mit seinem Ordinationgelübde in Einklang bringen kann." Fünfzehnhundert Menschen vereinen sich zu der öffentlichen Aufforderung, D. Fischer möge aus dem Pfarramt scheiden. Kirchenälteste der Ersten berliner Synode schicken, als einen dringenden Mahnruf, einen Bericht über diese Protestversammlung an das brandenburgische Konsistorium. Das sendet dem Angeschuldigten die Beschwerde, fordert ihn zur Rückäußerung auf und verurtheilt dann, da die Rechtfertigung nicht ausreichend scheint, Inhalt und Form des Vortrages. In der Konsistorialverfügung stehen die Sätze: „Sie konnten sich kaum verhehlen, daß Ihre Ausführungen in dem in Rede stehenden Vortrag das religiöse Gefühl aller bekenntnißtreuen Gemeindemitglieder auf das Tiefste verletzen und ein weithin gehendes Aergerniß verursachen würden. Da sie aber den Eindruck nicht nur mangelnder Besonnenheit, sondern auch unzulänglicher christlich theologischer Durchbildung, Klarheit und Reife machen, so glauben wir, annehmen zu dürfen, daß Sie sich noch in einem Entwickelung- und Uebergangsstadium befinden, aus welchem es Ihnen mit Gottes Beistand gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurchzuarbeiten. Sollten Sie im Gegentheil sich endgiltig auf dem gegenwärtigen Standpunkt befestigen, so müssen wir erwarten, daß Sie die Folgerung ziehen und Ihr Amt in einer Kirche, deren Glauben und Bekenntniß Sie nicht nur nicht theilen, sondern sogar bekämpfen, freiwillig niederlegen. Jedenfalls geben wir Ihnen zu bedenken, daß wir es nicht dulden würden, wenn Sie in Ihrem amtlichen Wirken ähnliche, dem allgemeinen Glauben der Christenheit widersprechende Behauptungen zum Ausdruck bringen würden, und machen Ihnen zur Pflicht, Alles zu vermeiden,

was geeignet ist, das religiöse Gefühl der in kirchlichem Glauben stehenden Gemeinde zu verletzen." Diese Verfügung wurde damals allzu hart genannt; Laien und Pastoren entschlossen sich zu offenem Protest; sogar der berliner Magistrat erhob gegen das Urtheil Beschwerde; und in unzähligen Artikeln wurde das Konsistorium schroff getadelt oder grausam bespöttelt. So wars auch im Fall des greifswalder Pfarrers Heyn, dem „wegen mangelnder Rechtgläubigkeit" die Bestätigung seiner berliner Wahl versagt wurde. Und im weltlicheren Fall Curtius? Als der Kaiser neulich in Straßburg war, wurde Herr Dr. Friedrich Curtius, der Präsident des Oberkonsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, nicht, wie ers nach alter Sitte gewohnt war, zur Hoftafel befohlen. Auf die von zwölf Mitgliedern des elsässischen Oberkonsistoriums eingereichte Beschwerde kam von dem Statthalter Fürsten zu Hohenlohe Langenburg die Antwort: „Herr Dr. Curtius ist durch Seine Majestät den Kaiser von der Liste der zur Tafel Eingeladenen gestrichen worden: nicht in seiner Stellung als Präsident des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, sondern als Herausgeber der ‚Denkwürdigkeiten' des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, in welchen Indiskretionen veröffentlicht wurden, welche Seine Majestät verletzen mußten. Ich muß es dem Taktgefühl der Mitglieder des Oberkonsistoriums, welche die Eingabe unterzeichnet haben, und des derzeitigen Präsidenten überlassen, ob aus einer solchen Uebergehung des Präsidenten weitere Konsequenzen zu ziehen sein werden." Der Präsident wurde also öffentlich aufgefordert, in den Ruhestand zu treten; das Oberkonsistorium, ihn zu diesem Schritt zu drängen. Wieder gabs heftigen Protest und jüdische Journalisten fragten empört, was die private Herausgeberarbeit des Konsistorialpräsidenten denn mit seinem Wirken im Amtsbereich zu thun habe. Nur im Fall Cohn bleibt Alles mäuschenstill. Der junge Rabbi ist einer Verletzung der Amtspflicht nicht einmal beschuldigt worden. Er hat auf der Kanzel verkündet, auf der Katheder gelehrt, was er verkünden und lehren sollte, und seine Ueberzeugung weder gehehlt noch geändert. Ob er als Lehrer am Falk-Realgymnasium richtig oder falsch gehandelt habe, konnte und mußte der Gemeindevorstand feststellen, bevor er ihn wählte und in Pflicht nahm. Die Rede über Herzl war durch die Rüge gesühnt. Die Wiedergabe des Privatgespräches hat Cohn nicht als getreue Darstellung seiner Gedanken anerkannt. In der Wahl der Vertheidigungmittel sah er sich beschränkt. Der Hauptzeuge, der einzige, wurde ihm nicht gegenübergestellt noch auch nur vernommen. Der Angeklagte hatte keinen Anwalt; konnte auch nicht durch direkte Rede auf seine Richter wirken. Welchen Lärm würden wir hören, wenn die Regirung

einen Beamten, der Oberkirchenrath einen Pfarrer wegen eines Privatgespräches, dessen Inhalt nicht festgestellt ist, vielleicht nicht mehr festzustellen war, aus dem Amt gejagt hätte! Der Vorstand der berliner Judengemeinde hats gethan; und darf mit seiner Toleranz nun nicht mehr prunken. Der Bibliothekar Dr. Fromer wurde aus dem Gemeindedienst geschickt und vors Hungertuch gesetzt, weil er (in einem hier veröffentlichten Artikel) gesagt hatte, das Judenthum sei allzu sehr von ethischen Bedenken angekränkelt, das jüdische müsse rasch und restlos ins deutsche Volk aufgehen. Der Rabbiner Dr. Cohn wurde entamtet, weil er in stiller Plauderstunde seinem Lehrer gesagt hat, das Judenvolk dürfe sein Wesen nicht dem Trugbilde der Assimilation opfern, müsse seine Seele mit nationalem Stolz erfüllen und mit staatbildender Kraft seine Zukunft als der von Gott auserwählten Stammesgemeinschaft sichern. Dieser Gemeindevorstand ist unduldsamer als irgendwo eine andere Behörde; er muthet den von ihm gemietheten Rabbinern mehr Fügsamkeit zu als Stumm einst seinen Arbeitern. Die dem jüdischen Interesse dienstbare Presse schützt ihn vor Anfechtung. Die Fischer, Heyn, Curtius und Genossen sind noch im Amt. Der junge Rabbi Cohn, dem sein Predigerberuf heiligste Herzenssache ist, findet im Bereich deutscher Judenheit kaum je wieder eine Wirkensstätte.

## Would you behold her tupp'd?

Der Deutsche Reichstag hat nie einen Präsidenten von überragendem Wuchs gehabt. Eduard von Simson wird sehr gerühmt. Darf man der Botschaft glauben? Unsere Liberalen sind gräßlich dankbar. Wer für ihre Farbe gefochten hat, ist eines fortwährenden Lobgesanges sicher. Noch heute preisen sie Virchow und Mommsen als große Politiker. Mommsen, dessen politische Rednerei und Schreiberei um so komischer wirkte, je mehr die Berserkerwuth den Historiographen Roms übermannte; und Virchow, der, wenn er nicht Fragen seiner Wissenschaft erörterte, zum Schwadroneur wurde, zum Prototypus des Mannes, der wähnt, die politische Arbeit könne ein schwer Belasteter noch nebenbei leisten und für Rath, Warnung, Lehre dann eben so viel Autorität fordern wie Einer, der sein Leben an diese Arbeit gesetzt hat. Wenn aus Bismarcks Mund eine Meinung über Pathologische Anatomie gekommen wäre, hätte der Gelehrte den Banausen am Bundesrathstisch ausgelacht; daß er das Staatsgeschäft, nationales und internationales, mindestens so gut verstehe wie der Kürassier, der von Olmütz nach Sedan geführt hatte, war dem Zellenprofessor nie zweifelhaft. Dennoch lebt er im Reichsheldenlied. Das erweist die Nothwendigkeit, die Herkunft liberalen Ruhmes genau zu prüfen. Sim-

son war sicher ein feiner Mann. Er hatte, als ein von Zelter Empfohlener, den achtzigjährigen Goethe gesehen, dem Paulskirchenparlament und der jungen Goethe-Gesellschaft präsidirt. War im Klima klassischen Geistes erwachsen, auf der königsberger Schule, deren Zögling Kant, deren Lehrer Herder gewesen war, erzogen worden und immer, auch im Drang harten Berufstagwerkes, bemüht geblieben, die besten neuen Bücher zu lesen, als ein Lernlustiger zu den besten alten rückzukehren. Ein feiner, im Herzensschrein sauberer Mann. Stark? Wenn wir heute bedenken, daß er im Rausch der ersten Kaisertage das Jahr 1848, das Jahr des rothen Märzmondes, zu erwähnen, die Reichsgründung das Ziel des Bürgeraufstandes zu nennen wagte, scheint er, in unserer Eunuchenzeit, bis zur Verwegenheit muthig. Doch stark? Wohl nur tüchtig. Und in großen Momenten (Versailles) von fast philiströser Umständlichkeit. Der lauterste Patriotismus, der emsigste Eklektizismus; nicht viel Persönlichkeit. Er mag gelten und, da nur Kleinere ihm folgten, uns jetzt groß scheinen. Ein minder Belesener von wuchtigerem Wesen hätte dem neuen Amt höheres Ansehen hinterlassen; Einer, der Ahn, nicht Enkel nur war. Präsident des Deutschen Reichstages: Das ist Etwas. Kein deutscher Bürger thront auf stolzerem Sitz. Kein deutscher Kanzler verkörpert so den Gesammtwillen der Nation; höchstens einer, der selbst sich den Werth schuf, nicht nur einen entweihten Titel trägt. Der Präsident müßte im Saal stets der erste Mann sein. Der, dem Alle sich beugen. Ein Orden und anderer Krimskrams von der Eitelkeitmesse dürfte ihm gar nicht angesonnen werden. Präsident des Reichstages: darüber hinaus langt kein Gunstbeweis. Jeder müßte den Mann grüßen, Jeder des höchsten Amtes würdig finden, das Deutschlands Volk zu vergeben hat. Solches Hochgefühl haben wir nicht kennen gelernt. Forckenbeck: hinter einer Riesenfassade ein ängstliches Kommunalmännlein. Levetzow: ein armer, banger Kleinadeliger, der die Entlassung des ersten Kanzlers wie eine Aktennummer abthat, auch beim Abschied vom alten Reichshaus für dessen Schöpfer kein Wörtchen fand und die „innige Bewunderung“ aus dem zagen Herzen erst wieder auf die Lippe ließ, als die Gnadensonne über dem Sachsenwald aufgegangen war; fleißig, doch subaltern. Ballestrem: sehr witzig und schlagfertig; aber ein in Unterthanenehrfurcht ersterbender Höfling, nicht der Vertreter mündiger Volkskraft. Die Drei waren das Beste, was wir nach Simson hatten; drum dünkt sein liebenswürdiges Bildungphilisterium noch heute Manchen die oberste Rangstufe parlamentarischen Adels. Hier oder dort wäre am Ende noch Einer aus edlerem Holze zu finden, wenn man sich entschlösse, einen Mann, nicht den Delegirten einer Fraktion, zu wählen. Die Fraktion will nicht durch täppische Ungeschick-

lichkeit bloßgestellt sein, die Triarier aber nicht aus dem Gefecht ziehen. Kürt also den in der Debatte Entbehrlichen, dem sie zutraut, er werde sich im Gestrüpp der Geschäftsordnung nicht allzu oft verirren. Was dabei herauskommt, haben wir schaudernd erlebt. Das Amt ist längst entwerthet. Die Inhaber, die draußen Niemand beachtet, strahlen, wenn ein Staatssekretär, nur eine in engerem Bereich zum Bundesrath bevollmächtigte Excellenz sie einer Ansprache würdigt. Sie denken nicht daran, dem hehren Willen der Verbündeten Regirungen je zu widerstreben; rügen das schroff kränkende Wort nicht, wenn es von der Estrade des Bundesrathes gefallen ist; fühlen sich als Beamte, die ein Lobspruch des Vorgesetzten erfreut, und zittern vor der Möglichkeit, der Kaiser könne ihnen beim nächsten Empfang schlaffe Zügelführung vorwerfen. Die Penseneintheilung wird, nach dem Rathschluß der Regirenden, vom Seniorenkonvent „frei" verfügt. Die Präsidenten begnügen sich mit der Schutzmannspflicht. Sie horchen auf jedes inkriminirbare Zufallswort und rösten sich an der Hoffnung, bald wieder einen Bösewicht zur Ordnung rufen zu können.

Dieser Ruf dröhnt oder zirpt jetzt viel zu oft durchs Hohe Haus. Anständig solls im Parlament zugehen; die Verkehrsformen eines Jungfernstiftes sind da aber nicht zu fordern, wo um Lebensfragen der Nation und um Herrschaftrechte der Klassen gestritten wird und neben geschniegelten Herren Proletarier im Rath sitzen. Der Präsident hat nicht, wie der Lehrer in einer Klippschule, den Bakel zu schwingen. Und die im Präsidium nicht vertretenen Fraktionen dürfen nicht schlechter behandelt werden als die privilegirten. Werdens aber nicht selten. In den letzten Monaten hat sich die Unsitte eingebürgert, die sozialdemokratischen Redner durch lautes Geheul, Gezisch, Gelächter zu ärgern. Unsitte nenne ichs. Daß überhitzte Genossenpathetik manchmal ausgelacht wird, ist begreiflich; widrig aber und auch vom Freund nicht zu dulden der vorbedachte Plan, Männer, die auf ihre Art die Abgeordnetenpflicht gewissenhaft erfüllen, so lange zu reizen, bis sie sich vergessen und dem Magister lobesam ans Messer geliefert sind. Ungebührliche und unanständige Ausbeutung einer Mehrheitmacht, die gestern nicht war, übermorgen vielleicht wieder nicht mehr sein wird und heute Mitteln zu danken ist, zu denen nicht Jeder sich erniedern würde. Niemals hat ein Präsidirender diesen Skandal energisch zu unterdrücken versucht; nicht ein einziges Mal. In den ersten Maitagen ists zu einem Konfliktchen gekommen. Der eben so gestrenge wie freisinnige Herr Johannes Kaempf, Dernburgs Vorgänger in der Direktion der Darmstädter Bank, dann der (dem wilden Bernhard unholde) Vorsitzende ihres Aufsichtrathes, prangt auf dem Präsidentenstuhl. Das Wort hat der Abgeord-

nete Ledebour; ein Sozialdemokrat, den ich für einen schlechten Politiker halte und dessen pedantische Grobheit, dessen violence à froid oft aufreizend wirkt, der aber zu den ernstesten und gebildetsten Mitgliedern des Reichstages gehört und sich mit seiner Hirnarbeit mühsam in die Höhe gebracht hat. (Die Brandrothen, die aus der bürgerlichen Demokratie, nicht aus dem deterministischen Sozialismus herkommen, haben fast immer die schlechte Achtundvierzigermanier.) Hohngelächter empfängt und geleitet ihn. Hier, sagt er zu den Konservativen, „zeigt sich deutlich der doppelte Boden Ihrer Moral. Sie behandeln solche Sachen entweder als Lächerlichkeit oder heucheln Moral." Nicht höflich. Nicht so schlimm. Moralheuchelei wirft auch im Salon manchmal Einer dem Anderen vor. Hier thuts ein bis aufs Blut gereizter Mann; der Vertreter einer Partei, der vom Meineid bis zum Mord so ziemlich alle Schandthaten im Parlament nachgesagt worden sind. In Paris, Rom, Brüssel, Wien würde man diesen Normalschimpf kaum beachten. Graf Ballestrem hätte schmunzelnd gefragt: „Wenn Sie von Leuten mit doppeltem Moralboden reden, denken Sie natürlich nicht an Mitglieder dieses Hauses?" Und die Antwort bekommen: „Natürlich nicht." Herr Kaempf ruft den Redner zur Ordnung. Der antwortet, als rechts wieder gejohlt wird: „Ich hätte eher Grund, mir das alberne Gelächter dieser Herren zu verbitten." Wird zum zweiten Mal zur Ordnung gerufen. Und sagt: „Es ist bezeichnend, daß dieser Regen von Ordnungrufen unter einem liberalen Präsidenten erfolgt." (Ists auch. Ein freisinniger Demokrat, der weiß, was Eugen Richter seinen Gegnern zu sagen pflegte, dürfte mit Rügen nicht so schnell bei der Hand sein.) Der Sinn dieser Randglosse war: „Als Freisinniger müßten Sie mehr Redefreiheit gewähren." Nichts Beleidigendes. Liebknecht hat auf einen Ordnungruf Simsons einmal erwidert: „Daraus mache ich mir wenig!" War also viel gröber als Ledebour. Der Präsident, dem die Beleidigung zugedacht war, sagte nur: „Freut mich; ich glaubte, Sie machten sich nichts daraus." Erhielt von allen Seiten Beifall und ließ Liebknecht weiterzetern. Selbst Levetzow und Udo Stolberg hätten nur erklärt, eine Kritik ihrer Geschäftsführung nicht zulassen zu können, und den Redner auf sein Beschwerderecht verwiesen. Persönliche Kränkung pflegt der Präsident nicht zu ahnden; an einem gereizten Cerebrastheniker gewiß nicht. Herr Kaempf thats. Und der Abgeordnete Ledebour hatte kritisirt, nicht beleidigt. Dritter Ruf zur Ordnung. Danach „kann die Versammlung auf die Anfrage des Präsidenten ohne Debatte beschließen, daß dem Redner das Wort über den vorliegenden Gegenstand genommen werden solle, wenn er zuvor auf diese Folge vom Präsidenten aufmerksam gemacht worden ist." (§ 46 der Geschäftsordnung.) Herr Kaempf

fragt das Haus, ob es Herrn Ledebour das Wort entziehen wolle, erhält von einer Zufallsmehrheit, zu der Centrum und Sozialdemokratie sich vereinen, die Antwort: Nein, legt (ohne Grund, denn er hatte zu fragen, nicht zu entscheiden) das Amt des Vicepräsidenten nieder; und wird bald danach leider wiedergewählt. Leider. Sein Verhalten fordert schärferen Tadel heraus als das des Sozialdemokraten. Dem hatte er zunächst Ruhe zu schaffen. Den durfte er dann nicht wegen einer unter beträchtlich mildernden Umständen fortgesetzten Handlung dreimal strafen. Ein paar ernste, artige Worte nach rechts („Sympathie und Antipathie darf die Haltung des Reichstages nicht bestimmen; wenn einem Redner das Gehör verweigert würde, könnte ich nicht auf diesem Stuhl bleiben"); die Aufforderung, der Redner möge sich durch Provokationen, deren Ahndung die Sache des Präsidenten sei, nicht hinreißen lassen: und die traurige Komoedie war unnöthig. Zur Ordnung soll nur gerufen werden, wer wirklich die Ordnung des Hauses verletzt, nicht, wer in leidenschaftlicher Aufwallung ein heftiges Wort gesprochen hat. Sittsamer als an deutschen Stammtischen bei politischem Hader brauchts im Reichstag nicht zuzugehen. Je seltener, desto wirksamer die Rüge. Ein kluger, gerechter und deshalb angesehener Präsident wird die Zurücknahme eines ungehörigen Wortes stets leicht erreichen. Von unseren Präsidenten hört man nur, wenn sie zur Ordnung gerufen haben.

Die Parlamente wählen sich Vertrauensmänner, die den ruhigen Gang der Geschäfte sichern, nicht aber wie Polizisten in einer Spelunke dreinfahren sollen; wie ein Klubvorstand, nicht wie ein blind wüthender Scholarch sollen sie sich benehmen. Und wenn über ihre Verfügungen Streit entsteht, soll jedes Mitglied nach freiem Ermessen, nicht nach dem Machtanspruch der Fraktion stimmen. In jeder Geschäftsordnungdebatte müßten die Fraktionen sich spalten; Hausrechtsfragen beantworten auch die Bewohner einer Schlafstätte oft verschieden. Ists im Reichstag so? Als im Fall Ledebour zwei Freisinnige gegen den Right Honourable Kaempf gestimmt hatten, wurden sie wie Verräther behandelt. Der gerühmte „Block" schien wieder einmal in Gefahr, das gepaarte Menschengethier dicht vor einem Abortus mit all seinen häßlichen Folgen. Der ward noch vermieden. Aber die Paarung hat auch keine ausgetragene, keine lebensfähige Frucht ans Licht gebracht. Eine sterilere, nutzloser vertrödelte Session sah ein Deutscher Reichstag noch nicht. Erhöhung der Beamtenpensionen, Theuerungzulagen, provisorisches Handelsabkommen mit Nordamerika; noch allerlei Erbstücke aus dem vorigen Jahr. Der Rest war Schwatz; und ein Halbhundert Resolutionen für die Papierkörbe des Hohen Bundesrathes. Beinahe Alles, was Herr Bebel darüber gesagt hat, ist unbestreit-

bar richtig. Ein Ergebniß dieses Lenzes hat auch er freilich noch nicht klar genug erkannt: den sanften Martyrtod des „entschiedenen" Liberalismus. Der Freisinn hat gelebt. Fuimus Troes. Die Herren, die sich heute zur Freisinnigen Volkspartei oder zur Freisinnigen Vereinigung zählen, mögen noch so lange Reden halten, noch so oft „stürmische Heiterkeit" wecken: ihr Programm ist unrettbar durchlöchert. Sie haben in kurzen Wochen Alles aufgegeben, was ihnen Jahrzehnte lang heilig war. Sie kämpfen nicht mehr gegen den schnöden „Militarismus", knausern nicht mehr für Flotte und Kolonien, steuern mit Volldampf auf die hohe See der Sozialpolitik hinaus, stellen nicht eine demokratische Forderung, stimmen Tag vor Tag mit der verruchten Schaar, der sie gestern noch die Ehrentitel der Brotwucherer, Bauernfänger, Reichsschmarotzer gaben, unterstützen mannhaft die Politik, die vor der Weihnacht „durch und durch reaktionär" war (und seitdem nicht schöner worden ist): und sind überselig, endlich in der Sonne, endlich mitten im Getriebe des Mehrheitmarktes zu sein und als gleichberechtigter Faktor behandelt zu werden. Selig wie die Jungfer, die lange brünstig zugesehen und unterm Wonnemond nun rasch den grand écart gelernt hat. Jetzt wird sie doch nicht mehr als dummes Ding in Leinenhosen verspottet. Im Reichstag sitzt nicht Einer, der das Hymensopfer nicht bemerkt, nicht wohlgefällig oder boshaft belächelt hat. Wozu also leugnen, was jedes Auge sah? Richter und Bamberger würden ihre Fraktionen nicht wiedererkennen. Je ne juge pas: je constate. Und zweifle, ob es aus solcher Gemeinschaft einen Rückweg giebt. Vielleicht sondert ein Fähnlein aufrechter Demokraten sich ab. Die formirte Truppe muß recta ins nationalliberale Lager wandern. Die „große liberale Partei" kommt; nur anders, als sie geträumt ward. Und den Sozialdemokraten winkt von fern eine neue Hoffnung. Fünf Jahre sind eine lange Frist. Aber die Herren Wiemer, Müller und Konsorten, die Arm in Arm mit Roesicke und Oldenburg jetzt ihr Jahrhundert in die Schranken fordern, können auch 1911 nicht wieder gegen Militarismus und Marinismus, gegen Steuerschmach und Junkerschande wettern. Und dann? Ihre nach Opposition lüsternen Wähler gehen linkwärts; und wenn die Führer ihr Parlamentarierleben fristen wollen, ists nur im Lande des nationalen Liberalismus möglich, den eine unfriedliche Welt von dem Mythenbereich des eleganten Cobdeniten Bamberger und des genialen Spießbürgers Richter trennt. Ins neue Land eilt ihnen Fama voran und kündet kaum Glaubliches: „Diese gaben sich ohne Entgelt! Sie haben Alles aus Liebe gethan; aus Liebe zur Sache. Nicht ein Herzenswunsch ward ihnen erfüllt, nicht einmal ein geruchlos liberaler Staatssekretär bewilligt: und sie sind dennoch zum schönsten Opfer in die Laube gegangen".

„Wollt Ihr sie sehn gepaart?" Zu spät. Der Reichstag ist in die Ferien

gegangen (ohne die vom Kanzler verheißene Rede Heinrichs von Tschirschky, des Staatsmannes, über die Bedürfnisse moderner Diplomatie vernommen zu haben) und kehrt uns erst am neunzehnten November zurück. Im neunten Monat nach der hastig eingesegneten Hochzeit der Faselnacht; dann muß man nachgerade „was merken“. Vielleicht erledigen die nicht mehr entschieden Liberalen schon vorher den Umzug und der Nebelung bringt das Schauspiel des alten, einst vom Freisinn in den Froschpfuhl verdammten, nun vom Freisinn verstärkten Kartells. Einstweilen hören wir, daß alles Gewünschte von dem Karnevalsparlament erreicht worden ist. Nichts zwar, was für ein Halbdutzend guter Worte nicht auch vom vorigen Reichstag zu haben war. Immerhin Beamtenpension-, Relikten- und Theuerungzulage-Gesetze. Viel für ein Vierteljahr emsiger Zungenarbeit. Genug, um eine Aktion zu rechtfertigen, die den Verbündeten Regirungen die stärkste, unangreifbarste Bürgerpartei entfremdet hat. Und diese chambre introuvable, in die man keinen wichtigen Gesetzentwurf zu bringen wagte, hat in dunkler Stille noch mehr geleistet, als von draußen zu sehen war. Wird der Reichstag im Mai geschlossen oder vertagt? Das nur war in den letzten Wochen die Frage. Nur darüber wurde in den Gruppen verhandelt. Schluß: dann verliert die Eisenbahnfahrkarte in der dritten Maidekade ihre Giltigkeit. Vertagung: dann kann der Vertreter deutscher Nation sechs Monate lang ohne Aktenmappe in der Ersten Klasse umsonst durch Alldeutschland reisen und die liebe Frau, so oft das Herz ihn treibt, im Gebirg oder an der See besuchen. Der standhaft nachgiebige Block hat die Vertagung durchgesetzt. Wer nennt ihn fortan noch ein unfruchtbares Gebild aus morschem Glimmerstein?

## Reste.

„Wenn die Selbstsucht, nachdem sie erst, mit unbedeutenden Ausnahmen, die Gesammtheit der Regirten ergriffen, von diesen aus sich auch der Regirenden bemächtigt und deren alleiniger Lebenstrieb wird, so entsteht einer solchen Regirung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eigenen Grenzen nicht angegriffen sind; dann nach innen jene weichliche Führung der Zügel des Staates, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger, in deutscher Sprache, Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist.“ Also sprach vor hundert Jahren Fichte zur deutschen Nation. Sie horchte dem Warner; und hat jetzt gar auf schwächere

Stimmen gehört. Die sichtbare Gefahr ist fürs Erste vorüber. Deutschland hat gezeigt, daß es neue Nachgiebigkeit, neuen Rückzug aus Positionen, die gehalten werden konnten (also mußten), nicht geduldig hinnehmen würde. Ist es zu überrumpeln? Mit kleinen Schwierigkeiten wird es fertig werden. Die Leiter des Flottenvereins, der jetzt nicht mehr die Organisation unabhängiger Patrioten, sondern ein vom Kaiser begnadeter, vom Kanzler gehätschelter Bundesgenosse der Regirungen ist, in ganz anderem Umfang als vorher also für sein Thun und Reden auch vom Ausland verantwortlich gemacht wird, müssen ihren löblichen Eifer zügeln und einsehen lernen, daß die Zeit stolzen Schweigens und sorgsam erwogenen Handelns gekommen ist; in Köln sprachen sie neulich noch viel zu laut und fuchtelten viel zu wild mit dem Dreizack übers Rheinthal hin. Wozu wir Kriegsschiffe brauchen, weiß heute Jeder; Antreiberrufe sind eben so unnöthig wie Ableugnungen, die Niemand glaubt. Zweitens: englische Journalisten kommen nach Deutschland. Ein paar Hauptblätter schicken keine Delegirten; andere vielleicht nur Reporter. Eine unernste Sache, die nicht höhere Bedeutung hat als die Lachs- und Hammelkammreise der deutschen Schreiber. Die sollte eine Weltwende wirken: und ließ Alles beim Alten. Auch diesmal wirds, trotz einem Schock zärtlicher Freundschaftbetheuerungen, nicht anders werden. Wir bitten darum, allen Ueberschwang zu meiden. Da die Briten einmal eingeladen sind und der Gegenbesuch nicht durch Kargheit des Programmes abstechen darf, ist artiger Empfang und üppige Bewirthung mit Nahrung und Kurzweil unerläßlich. Nur keine Feierreden offizieller Persönlichkeiten (Professoren, Kommerzienräthe und politisch strebsame Bankdirektoren genügen im Sommer für solchen Zweck). Keine Erinnerung an Waffenbrüderschaft noch etwa an den besonderen Saft, der dicker als Wasser ist. Korrekt, nach der Britentemperatur sogar herzlich; aber ohne den Schein aufdringlichen Werbens. Die Preßgentlemen müssen nach der Heimkehr den Landsleuten erzählen: „Famose Kerle da drüben; Alles gut gekocht und überall Badegelegenheit; und daß sie Einem nach dem fünften Glas um den Hals fallen, nach dem siebenten den Bruderkuß anbieten und von Nelson und Wellington, Trafalgar und Waterloo schwärmen, ist plumpe Pennyblättererfindung." Drittens: eine Rede des Herrn Tittoni macht noch keinen Sommer. Abdrucken; nicht kommentiren. Ueber Italiens Absichten und Gefühle wissen wir Bescheid. Und wenn wir Seifenschaum brauchen, schlägt ihn der Reichsfigaro selbst.

Das sind die kleinen Sorgen. Eine größere kann über Nacht wieder auftauchen. Unser Freund Clemenceau, dessen Weisheit Carlino so geräuschvoll bewundert, hat sich, wider Erwarten seiner Intimsten, über die zweite Maiwoche hinaus gehalten. Patriot trotz Déroulède und starker Mann der Ordnung

trotz Méline. Er ist in alle Sättel gerecht und will nicht fallen wie ein Dutzendminister. Wie lange die Nothplanke ihn noch trägt? Vielleicht nur noch wenige Stunden; vielleicht bis ans Ufer der parlamentlosen Zeit. Was für ihn gethan werden kann, wird King Edward für seinen Prokonsul thun. Vor vier Wochen waren die pariser politiciens überzeugt, der Kaiser strecke ihnen die Hand entgegen, träume von einer Reise ins sonnige, grüne Seinedepartement und mit Deutschland sei deshalb jetzt ein Geschäft zu machen. Basis: die Frage der verlorenen Provinzen wird vertagt und einstweilen auf minder gefährlichem Boden eine Verständigung gesucht. (Sprenkel für die Drossel. Ohne Elsaß-Lothringen gibts keine Verständigung; könnte es aber einen Zustand geben, der Frankreich gegen die Gefahr eines anglo-deutschen Konfliktes sichert. Nur wäre im Fall eines zwischen Deutschland und Großbritanien entstehenden Krieges jede neutrale Nordküstenmacht ein stiller Bundesgenosse Englands.) Diesen Wahn hat die jähe Hitze weggesengt. Am ersten Mai las ich im Figaro, die wahre Stimmung sei in Deutschland der entente, dem rapprochement nicht so günstig, wie man, nach mancher Versicherung, in Paris glaube. Il a y le langage des députés chauvins comme M. Bassermann, leader des nationaux-libéraux, le parti de l'Allemagne bourgeoise, commerçante, industrielle, universitaire, intellectuelle. Il y a les articles de journaux officieux. (Welcher?) Il y a ces philippiques enflammées que publie toutes les semaines dans la ‚Zukunft' M. Maximilien Harden et qui sont lues avec avidité par l'Allemagne entière. Zu viel Ehre. Das ganze Deutschland ists leider noch lange nicht; und eine Philippika habe ich nie gegen Frankreich veröffentlicht. Nützlich ist aber, daß die Nüchternen merken: das Geschäft ist nicht zu machen. Der Kaiser kommt nicht nach Paris; könnte sich unter keinen Umständen einem (trotz aller Polizeivorsicht immer möglichen) Straßenskandal aussetzen, dessen Folgen fürs Reich unabsehbar wären. Von der entgegengestreckten Hand hat laut bisher ja auch nur Albert Honorius von Monaco geredet; und wer bürgt für den Bürgen? Also wirds wohl bleiben müssen, wie es war; ohne rapprochement und entente. Aber ist die Gefahr ganz vorüber? Herr Lecomte, der schöne Raymond, ist, mit dem Ministertitel, noch einmal nach Berlin zurückgekehrt, von wo er schon halb abberufen war, und vertritt den beurlaubten Botschafter Jules Cambon. Er hat im Marokkojahr zwischen Liebenberg, Berlin und Paris werthvolle (nur eben nicht fürs Deutsche Reich werthvolle) Courierdienste geleistet; ists nur Zufall, daß uns sein Gestirn wieder leuchtet? Ohne Monaco und Lecomte wäre die Erinnerung an Algesiras nicht so schmerzlich. Beide sind ungemein mild und versöhnlich gesinnt. Drum gerade verdient ihr leises Wirken unsere ungeschmälerte Aufmerksamkeit.

„Der Reichstag wird vertagt. Lästige Fragen sind da nicht mehr zu fürchten. Laßt Euch nicht einlullen, Ihr Herren der Presse! Nur Euch ist der Wachtdienst jetzt anvertraut." Vor acht Tagen sagte ichs hier. Und erhielt danach von einem in Paris heimischen Deutschen einen Brief, aus dem ich ein paar Sätze anführen will. „Was Sie über das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich und über die Unmöglichkeit einer entente sagen, ist nach meinen langjährigen und vielseitigen Erfahrungen vollkommen richtig. In einzelnen deutschen Zeitungen lese ich aber in letzter Zeit Artikel, die das Publikum (und ich fürchte, daß in diesem Fall das Publikum sehr weit nach oben reicht) in die Irre führen und bitterer Enttäuschung aussetzen müssen. Diese Artikel (und andere, sekretere Einwirkungen) haben die hiesige Presse veranlaßt, Ausfrager nach Deutschland zu schicken, in deren Fallen sogar alte Politiker ahnunglos hineingetappt sind. Was auch geschehen und von uns konzedirt werden mag: in den nächsten Jahrzehnten wird es eine wahrhaftige und haltbare entente nicht geben. Einzelne deutsche Diplomaten haben an diese Möglichkeit geglaubt und unberechenbaren Schaden dadurch gestiftet, daß sie an eine gerade für Optimismus sehr empfängliche Stelle unrichtige Informationen gelangen ließen. (Depesche an Krüger, Bagdadbahn, Algesiraszeit.) Diese geschäftigen Herren scheinen, dem Reich zum Heil, jetzt beseitigt zu sein. Soll ihre Rolle nun, mit viel weiterer Wirkung, von deutschen Redakteuren fortgespielt werden? Die Generation von heute kann sich im Innersten den Deutschen nicht versöhnen. Noch brennt in der französischen Volksseele die 1870 empfangene Wunde. Die Provinzen wären am Ende zu verschmerzen; doch sie sind das Symbol der Niederlage, die dieses seit Richelieus Tagen mit Siegen verwöhnte Volk nicht verwinden kann. Die empfindet es wie einen Fleck auf seiner Ehre, der nicht leichter wegzuwaschen ist als der Blutfleck von der kleinen Hand der Lady Macbeth. Erst ein über Deuschland errungener Sieg würde ihn tilgen. Dieser Sieg wird von Jahr zu Jahr aber unwahrscheinlicher; schon der Blick auf den Unterschied der Bevölkerungziffer könnte die Hoffnung töten. Bündnisse? Das franko-russische hat versagt. Wird das franko britische das Heil bringen? Wenn nicht, so wird man andere Mittel probiren; größere Koalitionen, Kongresse, vielleicht Sentimentalität, vielleicht, hinten herum, Einschüchterung. Sind alle, aber auch alle Mittel als unwirksam erwiesen, dann wird Frankreich bereit sein, de se faire une raison; vorher nicht. Und Alles, was wir bis dahin thun, ist nicht nur nutzlos, sondern geradezu schädlich; ist heute besonders gefährlich, weil der volkspsychologische Trugschluß bei uns zu verblüffenden Wendungen und Kundgebungen führen kann".

Ists denn gar so schwer, ruhig zu bleiben? Die Zukunft des Reiches und, trotz Albert und Raymond, der Weltfriede steht auf dem Versöhnungspiel.

# Urzeitkunst.*)

Wer der Schaffensweise der Urzeit, in Sonderheit der geistigen, gegenüber den rechten Gesichtswinkel gewinnen will, soll in jedem ihrer Bezirke von Neuem zuerst nicht so sehr die besondere Art der Urzeit erwägen — Das wird nicht zu Beginn, sondern zu Ende seiner Arbeit erst recht möglich sein —, sondern ein Urtheil über die höheren Stufen der Entwickelung, insbesondere die jetzige gewinnen, ein Urtheil freilich, das möglichst zeitlos ist, uneingeschränkt von tausend Befangenheiten, die als selbstverständliche Bestandtheile fort und fort dem Urbild der einzelnen Schaffensformen zugerechnet werden, während sie in Wahrheit ihm gar nicht zugehören und nur zeitgemäße Abwandlungen sind, die es in Wahrheit umfärben und fälschen.

Uns ist Kunst die seit unvordenklichen Zeiten durch Arbeitstheilung von dem anderen Thun der Menschen abgetrennte Erzeugung des Schönen durch Bilden, sei es des Raum einnehmenden Stoffes, sei es der flüchtigen Töne, ein Schaffen, das ein besonderes Können, ein Hand- und Kopfwerk zur Bedingung hat und nur Dem zugänglich ist, der sich ihm ganz weiht. Die deutsche Sprache ist von dieser Vorstellung so beherrscht, daß sie in dem an sich völlig farblosen Worte Kunst dieses Merkmal ganz einseitig hervorhebt, ja, überhaupt allein zu beachten der Mühe werth hält: eine Voreingenommenheit, die dem Ausdruck zugleich eine Verbreitung gegeben hat, die weit über den Bezirk alles Dessen hinausführt, was wir im Grunde allein unter Kunst meinen: man denke nur an Kriegs-, Staats-, Heilkunst und so fort.

Kunst in solchem Sinn kannten und übten die Kolumbianer überhaupt nicht. Aber will man den thörichten Stufendünkel unserer Zeit sehr schnell von seinem Irrthum heilen, so wird es am Ehesten gelingen, falls man ihn vor die Fülle von Schönheit führt, die diese jungen Völker über alle, aber auch alle Dinge gebreitet haben, mit denen sie sich umgaben. Oft tastet dieses Suchen nach Schönheit noch unsicher kindhaft, zuweilen verfehlt es noch ganz die Wege, nie aber kehrt es ohne Beute an süßen oder herben Reizen zurück.

---

*) Bruchstück aus einem Werk „Die Völker ewiger Urzeit“, dessen ersten Band Kurt Breysig als den Beginn einer Geschichte der Menschheit (bei Georg Bondi in Berlin, wo auch seine „Kulturgeschichte der Neuzeit“ erschienen ist) veröffentlicht.

Daß Kunst nicht an berufmäßig ausgebildetes Könnerthum gebunden sei, wird man vielleicht zugeben, aber einwenden: daß eine Kunstübung, die so ganz in den Dienst des Alltags und der Nützlichkeiten gestellt ist, allzu angewandte, nicht freie und also nicht höchste Kunst sei. Dagegen aber läßt sich behaupten, erstens, daß der Begriff der freien Kunst selbst mehr als fragwürdig, vielleicht nur eine Verirrung unserer Zeit sei. Ist in dieser Sache ein Jahrhundert der rechte Richter, das die lebendigen Kunstwerke den Häusern Gottes und der lebendigen Menschen stiehlt, um sie in den schön-schrecklichen Kunstspeichern, die man Museen nennt, aufzuhäufen, wurzellos wie getrocknete Pflanzen in Herbarien, das die schlechthin geschmacklosen Kunstmärkte, die Ausstellungen, veranstaltet und das in allen diesen Stücken allenfalls der sammelnden Wissenschaft dient, nie aber dem stillen, frommen Genießen von Kunst und Schönheit? Wer will sagen, ob nicht sogar jedes Gemälde, das nicht für einen bestimmten Menschen, ein bestimmtes Haus, fast ein bestimmtes Zimmer gemalt ist, ein heimathloses und zuletzt eigentlich kunstwidriges Erzeugniß sei? Nur das Haus, das ein Künstler für einen Menschen, seinen Besitzer, gebaut, geziert, ausgemalt und mit Standbildern geschmückt hat, ist im Grunde ein lebendiges Ganze. Und steigt man noch eine Staffel höher zu der Ueberwindung auch der letzten Vielfachheit, Zweiheit, zu dem Haus, das sein Eigner selbst sich gebaut, ausgeziert, ausgemalt hat, dann ist man angelangt (nicht bei dem schattenhaften Bilde eines zukünftigen Nochnirgendheims, nein:) bei dem Urzeitmenschen, dem Urzeitkünstler.

Und weiter: wollte man der Urzeitkunst deshalb das Recht auf den Namen Kunst verweigern, weil in ihr die beiden Gattungen Bildender Kunst überwiegen, die diese Dienstbarkeit dem Leben gegenüber am Meisten fesselt: Zier- und Baukunst, so würde man auch darin seltsam irren. Bau- und Zierkunst sind allerdings dem Leben am Nächsten, sind ihm am Strengsten verpflichtet, was den Zweck angeht: an sich zwecklose Schönheit zu pflegen, ist das Vorrecht von Malerei und Bildnerei. Dringt man aber zum Kern der Dinge, so wandelt sich dies Verhältniß schlechthin in sein Gegentheil. Denn während Bildnerei und Malerei an die Wiedergabe des Lebens in irgendeinem Maß der Entfernung gebunden sind, können Bau- und Zierkunst frei schalten und walten. Sie sprechen zu Sinnen und Seele nicht über den Umweg des Hirns, des Verstandes und der tausend Darstellungen eines Lebens, die zu so vielen gänzlich unkünstlerischen Nebengedanken leiten. Sie sind nicht erzählerisch und eben darum allein dem höheren, dem im Grund allein der Kunst zugehörenden und zugänglichen Reiz der Form unterthan. Wer irgend im Herzen wirklich der Kunst verschrieben ist, wird an sich im Lauf der Jahre verspüren, daß die gefälligeren, verständlicheren Anziehungen der erzählenden und so oft auch noch gar absichtlichen Kunst der Malerei und Bildnerei immer mehr

verblassen neben den stilleren, herberen, weit schwerer zu erringenden Genüssen, die Bau- und Zierkunst darbieten. Der reine Reiz des Körpers und der Fläche, der Linie und der Farbe, der hier ohne die leicht faßlichen, oft wirklich allzu billigen Gedankenverbindungen der darstellenden Künste wirken könnte, erweist sich als viel nachhaltiger beglückend. Und wenn ganze Geschlechter von Kunstgeschichtforschern bis in die jüngste Vergangenheit, die Gegenwart hinein von diesen Reizen so wenig wußten wie von der noch tiefer liegenden Erkenntniß, daß es auch in der Malerei mehr auf diese oder diese bestimmte Folge von Linien und Farbflecken ankommt als auf die Kreuzigung Christi oder die Krönung Napoleons oder die Panathenäenfeier, die da mit Pinsel oder Meißel geschildert sind, so wird an dem Verhältniß der inneren Werthe nichts geändert, noch weniger dadurch, daß neun Zehntel der Schaaren, die durch unsere Sammlungen strömen, von dieser Stimme der Kunst wohl einen hundertmal schwächeren Nachhall, nie aber den glockentiefen Urklang vernehmen.

So wird inneres Kunstverstehen nicht mit schlechtem, nein: mit gutem Vorurtheil sich der Kunstübung der Urzeitvölker nahen. Und wir glücklichen Heutigen haben zu diesem günstigen Vorgefühl mehr Recht als manches Zeitalter vor uns. Die jüngste Vergangenheit, die Gegenwart selbst schenkt uns ein Aufblühen eigener Zierkunst und wenigstens die ersten schüchternen Anfänge einer eigenen Baukunst, die gewisse gute Empfänglichkeiten für die Urzeitkunst in uns erst schaffen. Denn noch vor zwanzig, ja, selbst zehn Jahren waren vielleicht nur die Wenigen, die ihre allzu europäischen Augen in die Schule Japans gegeben hatten, im Stande, die Werthe zu schätzen, die sich hier darbieten. Alle anderen Kunstverständigen waren viel zu lange in die Fesseln der alten, in irgendeinem Grade von der Antike und der Renaissance abhängigen Kunstweisen geschlagen, als daß sie irgendeine von diesem alleinseligmachenden Kunstglauben unabhängige Kunstübung auch nur hätten würdigen können. Und Diese, die allzu Geschichtlichen, werden auch noch heute diesen Reizen verschlossen bleiben, so gut wie all die Völkerkundigen, die die Beurtheilung eines Kunstwerkes der Urzeitvölker nur auf zwei Gesichtspunkte würden einschränken wollen: nach ihrem Vorstellunginhalt und nach ihrer Herstellungweise, also nach dem Maß von Werkzeugkunde, das sie offenbaren. Denn so wichtig beide Formen der Erörterung sind: mehr noch ist für die Geschichte der menschlichen Einbildungskraft an dem Kunstwerth dieser Erzeugnisse gelegen.

Wer von der Kunstübung der Kolumbianer den niedrigsten Eindruck gewinnen wollte, müßte sich den auffälligsten Erzeugnissen ihres Gewerbefleißes zuwenden: ihren Wappenpfählen. Sie sind zuweilen von der Höhe eines drei Geschosse hohen europäischen Hauses, sie stehen in der Regel neben den Hütten der Kolumbianer für sich und sie sind von rohem Aufbau und vielen abstoßenden Einzelheiten. Einmal ist an einem so hohen Zeichenpfahl der Tsimschian

auf einem Bären ein Menschenhaupt, auf diesem ein auf dem Kopf stehender Walfisch, auf diesem noch eine letzte Thiergestalt gethürmt. Dann wieder steht in einem viel kleineren Pfeiler zu unterst ein Mann, über ihm ein Wolf, auf ihm ein Sklave, auf ihm ein Bär, auf ihm ein Adler, zu oberst, auf dem Haupte des Adlers, ein Sklave. Die Häufung dieser Gestalten in der aufsteigenden Linie erscheint uns an sich unschön, die Gesichter sind furchtbar und fratzenhaft: Thier- und Menschenköpfe kaum von einander zu unterscheiden. Auch die Farben dieses zuletzt beschriebenen Wappenpfeilers, der den Haida zugehört, sind roh; eine ledergelbliche Holzfarbe, zwei Roth, Schwarz: Das ist die ganze Stufenleiter; bei jenen höheren Pfählen der Haida tritt noch Grün und Weiß (dieses für die Zähne und die Augen) hinzu, aber dafür verschwindet das zweite Roth und die Mannichfaltigkeit ist, wie man sieht, auch dann nicht groß.

An sehr denkwürdigen Merkmalen künstlerischer Fähigkeit fehlt es indessen auch hier nicht. Die Farben sind, so roh sie sein mögen, recht zu einander gepaart; dann ist die Linienführung von nie fehlender Sicherheit, die immer genau Das trifft, was sie treffen will. Am Auffälligsten ist diese Bestimmtheit an Musternachbildungen, die, von kolumbianischen Händen stammend, in gleichem Sinn wie die Urbilder Zeugniß von einer Kunstfähigkeit ablegen, die nur aus einer schon durch ganze Reihen von Geschlechtern gehenden Ueberlieferung zu erklären ist. Denn wie das harte Holz der Urbilder, so mag auch der Schiefer der Nachbildungen schwer genug zu behandeln sein; und er weist eine Unbeirrbarkeit in der Führung des Schnitzmessers auf, über die man in Staunen geräth. Theils bläulich, theils grünlich opaleszirende Halbedelsteine, die etwa als Augen eingesetzt sind, höhen den Eindruck: sie gehen farbig musterhaft in den glatt polirten Schiefer der Gestalten ein.

In viel reinere Höhen führen andere Werke dieser Gattung, aber auch sie sind von erstaunlicher Kraft; nur ist hier nicht roher Schrecken die Absicht; deshalb verschwinden die Aufhöhungen der Fruchtbarkeit oder werden doch nur sacht angedeutet und weichen nun viel leiseren und edleren. So verleugnet eine Tanzmaske der Haida zwar nicht ganz die alten Zeiten menschenfresserischer Horden: blutrothe, dünne Linien laufen gerade unter den Augen und über den Rücken der Nase. Aber sie heben sich sanft ab gegen den grünlich-bläulichen Grundton des Gesichtes, der mit Farben des nordischen Meeres unter starker Sonne einen ersten und stärksten Reiz des Ganzen auslöst. Völlig stilistisch ist eine Reihe von gerade abgeschnittenen Halbkreisen, die in Nasenhöhe über das Gesicht sich legt, und die Nase selbst ist nach unten eben so absichtlich unwirklich gerade abgeschnitten. Dabei aber ist ein erster Schritt in einen Bezirk der Wirklichkeit gethan, den alle sonstige Bildnerei der Kolumbianer fast unberührt läßt: aus den müde gesenkten Augenlidern, aus den herabgezogenen Mundwinkeln spricht die Seele, die sich doch nur bei tiefem Eindringen in eine Per-

sönlichkeit, bei sehr genauem Erkennen des Aeußeren erschließen konnte. Aber (und Das stellt dieses Werk vielleicht höher als andere noch naturtreuere) die eben erst neu gefundene Wahrheit ist sogleich einem entschiedenen Zwang gewollter Linie unterworfen.

Wo dieser Zwang fällt, ergeben sich Werke von einer schlechthin unbegreiflichen, naturmalenden Kraft: das Leibliche ist so fühlend widergespiegelt, daß aus diesem Glase die innerste Seele zurückgeworfen wird. Der Eindruck des Wahrhaften auf diesen Masken, wie an allen Kunsterzeugnissen dieser Gattung verstärkt durch das umgebende wirkliche Menschenhaar, das, in langen Strähnen rings herabfallend, das Antlitz umrahmt, steigert sich dann ins Außerordentliche, wenn die Masken den Toten gleichen. Dann kann man dem Gedanken kaum wehren, daß hier über die Natur genommene Totenmasken den Künstler bei seinem Werk unterstützt haben, obwohl dieser Ursprung ausgeschlossen ist. Eine Tanzmaske der Kwakiutl zeigt ein Antlitz wie das eines jungen Mädchens von weicher Seele und fast japanischem Schnitt: der süße Mund ist von so ganz persönlichen Linien, daß Dies nur das Bildniß eines wirklichen Menschen sein kann; eine andere gleichen Ursprunges weist einen Kopf, man weiß nicht, ob einer Frau oder eines sehr schönen Jünglings, dessen Augen sich schließen, halb wie im Tode brechend, halb wie in Leidenschaft versinkend.

Die Kraft der Wiedergabe ist hier so weit gewachsen, spottet so königlich aller Kindlichkeiten und Gebundenheiten sonstiger kolumbianischer Bildnerei, steigt so weit selbst über die Höhe romanischer Weise, daß hier einer der Gipfel wirklichkeitwahrer Kunst erstiegen scheint: die Masken der sterbenden Krieger, die, von Schlüters Hand geformt, in so schmerzlicher Schönheit in den Hof des Zeughauses zu Berlin herniederschauen, malen den Tod mit höherer Absicht, aber nicht ergreifender, nicht leiblich, nicht seelisch wahrer. Ja, der Heutige wird hier unausgesprochene und sicher auch unbewußte Komplizirtheiten und Verfeinerungen finden, von denen die große Pose des Barockmeisters sehr weit entfernt geblieben ist.

Die Bedeutung der Leistung aber wird erst ins rechte Licht gerückt, wenn man erfährt, daß diese Masken zwar mit der Absicht, den Tod darzustellen, gebildet worden sind, daß sie aber nach dem Lebenden geschaffen wurden: sie sollen, so verlangt es das Gesetz des Tochuitlanzes der Kwakiutl, Bildnisse des Tänzers sein, der sie trägt, gleich als sei er tot. So sind es denn zugleich verbriefter maßen Bildnisse der entwickelungfrühesten Zeiten, vielleicht die ersten auf dem Wege, den menschliche Kunstübung zurückgelegt hat. Und nun dies Ergebniß! Wahrlich: man sollte endlich aufhören, von Wilden und von Naturvölkern (Das heißt doch in Wahrheit: Unkulturvölkern) zu sprechen; angesichts solcher Werke hat man nicht das mindeste Recht dazu. Der Kunstgeschmack, der in unseren Tagen nach Ueberwindung einer sterbenden Stilkunst noch der mächtigste ist, der Drang

nach ernsthafter Widerspiegelung der Natur, er müßte hier seinen stärksten und besten Gedanken verwirklicht finden: die Verschmelzung von Gefühl und Natur.

So erscheint diese Kunstübung (denn die wenigen Stücke, die nach Europa gebracht worden sind, können nicht vereinzelte Fälle sein, wenn sie auch Gipfelleistungen einer Kunstweise bedeuten mögen) wie die unbegreifliche Vorwegnahme weit überlegener, entwickelunghöherer Hervorbringungen, die nur aus einer Frühreife der Seele zu erklären ist und an der vielleicht die erreichte Leistung nicht wunderbarer ist als der Umstand, daß dicht neben ihnen die kindischste Unerfahrenheit und Ungeschicktheit fast eben so geehrt ihr Dasein fristet. Und seltsam zugleich erschließen diese Masken noch eins der Ursprungsgeheimnisse der Kunst: sie sind von der Absicht, zwecklose Schönheit zu schaffen, so weit entfernt wie nur irgendeins der Erzeugnisse des Kunstgeistes dieser Völker: es sind Werke, herausgeboren aus dem Leben und dem Wunsch, dem Leben zu dienen. In dem Tanz, der eine Beschwörung des Thiergeistes Sisiul bewirken soll, wird einigen Tänzern das Haupt abgeschlagen: um die Wahrscheinlichkeit des Vorganges zu steigern, muß der andere Tänzer, der dies Henkeramt vollstreckt, eine Maske schwingen, die die Züge des Enthaupteten trägt. So entsteht, ohne den mindesten Kunstzweck in unserem Sinn, das Bedürfniß nach persönlicher Aehnlichkeit, nach dem Bildniß. Ja, der Lebenszweck, der hier die Hand des Künstlers leitet, ist ein ganz anderer als der, den wir Heutigen mit dieser Kunstgattung verbinden: ein Denkmal der Erinnerung an einen Menschen zu schaffen. Und der Erfolg beweist, wie weit dieses neue, noch immer ganz lebenmäßige Wollen ein selbst unbewußter Geist vorwärts geführt hat. Wie sehr aber täuscht man sich, wenn man die heute freilich freien Künste der Malerei und Bildnerei sich losgelöst denkt von dem Boden des in sich begrenzten Lebens! Denn so mag oft, wenn nicht immer, der Ursprung der Kunst gewesen sein.

Von dem selben Schimmer sorgfältiger Form sind noch die gröberen Geräthe des Krieges und der Schiffahrt umgossen. Zwar ein Ruder der Tlinkit, ein Kanu der Hëiltsuk zeigen nur den langweiligen (vermuthlich sehr alten) Augenumriß, das Boot auf dem Boden, aber noch die Ruderbänke dieses Einbaums sind geschnitzt und bemalt, gleich als ob die schmückende Hand gar nirgends hätte zur Ruhe kommen wollen. Weit höher steigt ein Kriegskanu der Haida, dessen Holz zwar ungefärbt blieb, das aber im Schmuck seiner Linien, insbesondere seines in langer Spitze sanft aufwärts geschweiften Buges, Kunstwerk genug ist. Den Gipfel der Leistung vollends stellt ein Kanu der Tsimschian dar: in doppelter Schwingung, in doppelter Spitze (am Heck wie am Bug) bringt es die Linie des zweimal sich schärfenden, weich sich am Bauch ausladenden Bootes in violinenzarter Reinheit.

Mit hohen Erwartungen nähert man sich den Geräthen der Dienste und

Feste, der Weihen und Beschwörungen. Sie werden nicht enttäuscht. Immerfort drängen sich freilich die rauhen und rohen Vorstellungen dieses frühen Alters in die Vorstellungwelt der Künstler. Die Werkzeuge für die Heiligen Tänze, freilich vielleicht durch gefestigte Ueberlieferung älteren Ursprunges, erregen schon durch ihre Farbmuster eine erschreckende Erinnerung an das Zeitalter der Horde und der Menschenfresserei. Den Masken, die den Eindruck machen, als stellten sie ein Antlitz dar, das zu einem Theil der Haut entblößt ist, das zuckend rothe Fleisch, entsprechen Zauberwerkzeuge von kaum minderer Furchtbarkeit. Da ist ein Tanzgeräth, das die Häuptlinge in der Hand tragen: es gleicht einem geöffneten Eingeweide von blutigrother Schnittfläche mit weißen Tupfen, ob es gleich einem Vogel nachgebildet ist. Da ist eine Tanzrassel, auch unter Benutzung des Vogelkörpers geschnitzt: auch von ihr hängen von tiefblauem Grunde rothe Stücke herab, an rothe Fleischfetzen gemahnend. Und gar ein seltsames Geräth, das einst von den Hawetsa gebraucht wurde, wenn sie sich zur Peinigung des eigenen Leibes Baststricke durch das Fleisch der Schultern und der Lenden ziehen und an ihnen sich an Bäumen aufhängen ließen, ist ganz so furchtbar wie sein Zweck. In der Mitte eines Stabgefüges, das in zwei Gelenken biegsam ist, ist die Marke eines toten Menschenhauptes befestigt, das mit offen starrenden Augen um sich blickt und durch Augenbrauen und Haupthaar von wirklichem Menschenhaar noch grauenvoller wird; an beiden Enden dieses Mittelstückes aber strecken zwei Schlangenköpfe sehr lange, zugespitzte, blutrothe Zungen aus dem aufgesperrten Maul. Der Kopf des Toten aber ruht auf diesem blauen und rothen Grund wie der Kopf des Johannes auf der Schüssel der tanzenden Salome. Dieses Geräth halten die Selbstpeiniger in den Händen, wenn sie bei ihrem marterollen Werk sind; vielleicht, um ihre Qualen dadurch noch zu mehren.

Aber zuweilen fallen auch von den Zaubergeräthen diese Fesseln eines jugendlich rohen Alters der Entwickelung; und der leuchtende Kern der reinen Form bricht durch. Vor Allem dort, wo weder die Absicht der Naturnachahmung noch die des heiligen Dienstes allzu enge Vorschriften macht: wo Linie und Farbe ihren eigenen Weg laufen dürfen. Je weiter man sich von Thier- oder gar Menschenschilderung entfernt, desto siegreicher dringt der Gedanke der Kunst vor. So giebt es von Haidahänden eine Tanzklapper: nur Holz, nur Linie, keine Nachahmung eines Lebens ist erstrebt; oder falls sie erstrebt ist, ist sie völlig überwunden. Die Linien zeigen nichts von der fürchterlichen Renaissance-Langeweile unserer Ueberlieferung, nichts von der geometrischen Dürre, mit der die Zierkünstler unserer jüngsten Gegenwart, und zwar nicht die schlechtesten, uns so oft ärgern, noch auch die unbeherrschte und unedle Geberde kleiner weibischer Gefallsucht, an der andere kranken. In den Umrissen mag eine Erinnerung an den Kopf der Otter noch vorschweben, aber die eingeritzten Linien sind von frei-

er, sanfter Schönheit, gehoben durch das edle Altbraun des Holzes, das in einen verrätherischen Schimmer von Olivengrün hinüberspielt.

Die Tsimschian haben für ein anderes Zaubergeräth eine Form gefunden, deren Linienzug von eben so königlicher Freiheit ist. Es ist das Brustgehäng eines Sehers, eine zierliche, fast spangenartige Röhre, kaum mehr als spannenlang, aus Bein geschnitten und mit bläulich opaleszirenden Miesmuscheln ausgelegt. Zwar ist an einer Stelle noch ein Theil der Menschengestalt, ein kreisrundes Antlitz, nachgeahmt; und sie ist denn auch die Achillesferse des Werkleins. Aber überall sonst ist die Führung der eingeritzten Linien von der Nachahmung solcher Muster vollkommen frei: der Augenumriß ist wohl da, vielleicht bedeuten auch die offen sich sperrenden Kerben an den Enden der Röhre die Mäuler eines Thieres; aber das Alles ist völlig dem selbständigen Gefüge der zierenden Zeichnung einverleibt und, eben weil es so ganz in Vergessenheit gebracht ist, ein giltiges Zeugniß der Meisterschaft seines Urhebers. Die handwerkliche Vollkommenheit, die letzte Sicherheit des ritzenden Messers ist die selbe, die man an Erzeugnissen viel geringeren Werthes im Kreis kolumbianischer Kleinkunst bewundert. Aber sie ist hier in den Dienst der fessellosen Form gestellt.

Zum letzten Gipfel sinnlichen Entzückens führt der Zauberstab eines Sehers der Tsimschian; aus Bein geschnitzt, doch schlank wie eine Gerte, weist er in den geritzten Linien seines Schmuckes ganz freies Gebild, aber er läuft an der Spitze nicht in den Kopf allein, nein, fast in den Leib einer Fischotter aus. Das geschieht ohne alle stilisirende Verhüllung: und doch wirkt die Hand des Meisters, daß dies erdhaft Wirkliche frei schwebend sich zur Kunst erhöht. So völlig gehen Leib und Haupt der Otter in die unirdisch schlanke Anmuth des Werkes ein. Und so wird das Heilige Thier zum anderen Mal geheiligt, so wird der Stab im zweiten Sinn zum Zauber. Von vollkommenem Ebenmaß, reichen Schmuckes und doch dem Stoff, der Wirklichkeit enthoben, wäre dieser Stab würdig, in der Hand eines großen Tonkünstlers die Lohen des Feuerzaubers in dem Fleisch gewordenen Traum des Meisters unserer Tage zu locken und zu schwichtigen. Wie tief aber muß der Glaube in die Seelen gegriffen haben, der solche Werkzeuge sich schuf, dessen Mystik in so hohe Kunst sich wandelte!

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

# Depositen und Depots.

Depositen genießen keinen besonderen gesetzlichen Schutz; für Depots aber giebts ein eigenes Gesetz. Oft wird die ungleiche Behandlung der beiden Arten von Einlagen dem Publikum erst fühlbar, wenn eine Bankfirma in Schwierigkeiten geräth. Die Depositengelder sind dann stets mehr gefährdet als die Depots. Trotzdem kann man eigentlich nicht sagen, daß ein fühlbares Bedürfniß nach einem Depositengesetz ruft. Die Struktur unserer Banken, die, eng verknüpft mit der industriellen Entwickelung, in das Emissiongeschäft förmlich hineingewachsen sind, läßt eine Trennung von Depositen- und Effektenbanken beinahe undenkbar erscheinen. Der beliebte Vergleich mit England und seinem Depositenwesen ist nicht lehrreicher als ein Vergleich der Sonne mit dem Mond. Die Mutter der englischen Depositenbanken ist die Bank von England; der Vater der deutschen Großbanken ist der Crédit Mobilier der Gebrüder Pereire in Paris. Ein Gesetz, das die freie Verwendung der Depositengelder hinderte, würde die Rentabilität des Bankgeschäftes beträchtlich schmälern. So sagte ich hier vor vier Monaten; und seitdem hat sich nichts geändert. Nur spricht man jetzt lauter als damals von einem Depositengesetz. Der Centrumsmann Faßbender will die gesetzliche Regelung des Depositengeschäftes beantragen. Das Centrum hat, wo sichs um Lebensfragen der Banken und Börsen handelt, nicht den richtigen Instinkt. Erst neulich fand ich in der Kölnischen Volkszeitung über die Misere des deutschen Rentenmarktes einen Artikel, der so merkwürdige Ansichten aussprach, daß die Redaktion sich rasch entschloß, ihm einen anderen, verständigeren folgen zu lassen. Cui bono? So muß man angesichts des neuen Antrages fragen. Vielleicht giebt der Wortlaut uns eine Antwort.

Mit dem Wunsch nach reinlicher Scheidung der Depositen- und der Emissionbanken läßt ein anderer, jetzt auch wieder erörterter Vorschlag sich kaum vereinen. Die Reichsbank soll nämlich zur Depositenbank und damit zur Konkurrentin der übrigen Banken gemacht werden. Die in der Reichsbank liegenden fremden Gelder werden bekanntlich nicht verzinst. Diese „Giroguthaben" liefern die Unterlagen für den umfangreichen Ueberweisungverkehr, dessen Centralstelle das Noteninstitut ist. Die Mindestguthaben, die jeder Girokunde der Reichsbank haben muß, werden jetzt, auf Grund eines vor einem halben Jahr gefaßten Beschlusses der Reichsbankleitung, erhöht. Diese Verfügung, zu der das Reichsbankdirektorium sich genöthigt sah, weil die Statistik ergeben hatte, daß der Nutzen aus dem freien Zinsgenuß der Giroguthaben den Unkosten des ins Ungeheure gewachsenen Ueberweisungverkehrs nicht mehr entsprach, ist damals vielfach gescholten worden. Inzwischen haben sich die Gemüther beruhigt. Die prekäre Lage, in die das Centralnoteninstitut durch die riesigen Kreditansprüche gerathen ist, mag Manchem gezeigt haben, daß die Bedingungen des Girogeschäftes in unseren Tagen geändert werden mußten. Die Reichsbank braucht aber noch immer neue Geldquellen; und so hat man sich zu dem Vorschlag verstiegen, das Institut möge verzinsliche Depositengelder annehmen. Neben den Giroguthaben, deren Unverzinslichkeit der Entgelt für die Bemühungen der Reichsbank bei der Ueberweisung von Zahlungen ist. Für diese Einlagen könnte das Institut natürlich nicht auch noch Zinsen zahlen. Mit der Hereinnahme verzinslicher Depositengelder würde ein ganz neuer Reichsbankgeschäftszweig geschaffen. Das Institut würde dadurch liquider. Damit aber wäre noch nicht Alles gethan. Wichtig

bleibt auch die Frage, ob das Depositengeschäft sich für die Reichsbank rentiren würde. Den Hauptertrag liefern ihr die Einnahmen aus dem Diskontgeschäft, die sich nach der Höhe des Wechselzinsfußes richten. In normalen Zeiten geht der Diskontsatz im Jahresdurchschnitt nicht über $3^1/_2$ Prozent hinaus. Da nun der Reichsbank zur Anlage in Depositengeldern keine anderen Objekte zur Verfügung stehen als Wechsel, würde künftig der größere Theil des Wechseldiskontertrages für die Verzinsung der Depositengelder verbraucht werden. Man darf ruhig annehmen, daß die Einnahme auf die Hälfte zusammenschrumpfen würde; das Wechselgeschäft müßte sich also verdoppeln, damit der Gewinn auf der jetzigen Höhe bliebe. Freilich könnte die Bank die Depositengelder auch im Lombardverkehr, der höhere Zinsen als das Wechselgeschäft trägt, arbeiten lassen; im Ganzen wäre trotzdem nur auf die halbe Einnahme zu rechnen. Die Masse müßte es eben bringen; je mehr fremde Gelder dem Institut zuflössen, desto besser würde sich der neue Geschäftszweig rentiren. Nimmt die Reichsbank aber verzinsliche Depositen an, so nähert sie sich mehr, als sie bisher that, den erwerbenden Instituten; geräth auf diesem Weg aber auch in die Gefahr eines Interessenkonfliktes. Als Depositenbank müßte sie einen möglichst hohen Diskontsatz wünschen, um Das, was sie an Zinsen zahlt, und noch Etwas darüber hereinzubekommen; als Centralstelle für die Organisation des Geld- und Kreditverkehrs aber hat sie die Aufgabe, die kommerzielle Entwickelung nach Möglichkeit zu fördern und Handel und Industrie den Kredit nicht zu sehr zu vertheuern. Ließen die beiden Pflichten sich vereinen? Vielleicht nimmt die Furcht vor diesem Dilemma den Reichsbankleitern die Lust an dem ihnen so dringend empfohlenen Depositengeschäft. Sie sagen sich auch wohl, daß ihre Arbeit, die ihnen jetzt schon durch die Kritik sauer genug gemacht wird, noch heftigeren Angriffen ausgesetzt wäre, wenn die Reichsbank Centralnoteninstitut bliebe und Depositenbank würde. Und wie wäre ihr Verhältniß zu den anderen Banken? Würden die sich die neue Konkurrenz ohne Widerstand gefallen lassen? Daß die Reichsbank als Annahmestelle für Depositengelder eine nicht zu unterschätzende Konkurrentin wäre, ist klar. Mit ihren beinahe vierhundert Zweiganstalten, die sich über das ganze Reich erstrecken, könnte sie in Nord und Süd, in Ost und West jedem Bankinstitut Depositenkunden wegschnappen. Und das Publikum würde gern sein Geld der ersten Bankfirma des Reiches überlassen, bei der ja der Sicherheitkoeffizient eine unanzweifelbar feststehende Größe ist. Die Privatbanken würden also einen Theil der bei ihnen arbeitenden fremden Gelder verlieren und dadurch genöthigt sein, ihre Geschäfte einzuschränken. Sie könnten der Industrie nicht mehr im jetzt üblichen Umfang Kredit geben und müßten in dieser Lage auch das Emissiongeschäft den neuen Verhältnissen anpassen. Die Solidität der Kreditsucher würde dann vielleicht gründlicher geprüft als jetzt oft und manches unnöthige und unnützliche Geschäft vermieden. Die Industrie aber müßte ihren Kredit theurer bezahlen: die billigste Form der Geldbeschaffung, die Ausgabe neuer Aktien, wäre schwerer zu erreichen und der viel kostspieligere Wechsel- und Kontokorrentkredit müßte Ersatz dafür leisten. Eine andere Frage ist dann noch, ob die Privatbanken nicht versuchen würden, die Konkurrenz der Reichsbank durch Gewährung höherer Zinsen abzuwehren. Wahrscheinlich. Zu besserer Verzinsung der Depositengelder wäre eine Steigerung der Einnahmen nöthig. Da könnten die Banken sich am Ende riskanten Geschäften, die sie heute ablehnen, zuwenden, weil die meist mehr Geld bringen als ganz sichere Sachen.

Das Bankdepotgesetz allein genügt nicht, um das Publikum vor Schaden zu

schützen; die Sicherheit muß in der Firma selbst liegen. In der Einleitung seines ausgezeichneten Kommentars zum Depotgesetz sagt Rießer: „Nicht lediglich das Auge des Gesetzes: das eigene Auge soll vor Allem wachen, dann werden Fälle nicht mehr denkbar sein, wie sie leider vorgekommen sind, daß Leute, die notorisch sich drei- und viermal erkundigten, ehe sie bei einem neuen Weinhändler Wein, bei einem neuen Schuhmacher Schuhwerk bezogen, ihr ganzes Vermögen ohne jede Prüfung und Erkundigung einem Menschen anvertrauten, der ihnen als angenehmer Gesellschafter eine langweilige Badereise verkürzt hatte." Das gilt namentlich für das Publikum in der Provinz oder auf dem Lande, das sich durch die angenehmen Umgangsformen eines Winkelbankiers leicht bethören läßt. Ein Beispiel mag die Wahrheit dieses Satzes erweisen. In dem Mainstädtchen Kitzingen betrieb Herr Julius Scheidt, ein flotter Bonvivant, ein Bankgeschäft unter der stolzen Firma Kitzinger Effekten- und Wechselbank. Das Haus hatte keinen guten Ruf; die Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken warnte in ihrem Jahresbericht vor der Kitzingerin. Deren Kundschaft wuchs trotzdem aber beständig. Her Scheidt eröffnete in den Dörfern „Sparkassen", denen die arglosen Bauern willig ihr erübrigtes Geld brachten. Dann kam die Katastrophe. Julius Scheidt, der sich in Kupferaktien (Rio Tinto) an der pariser Börse verspekulirt hatte, verschwand (mit ihm natürlich ein hübscher Posten baren Geldes) und die Hinterbliebenen verloren plötzlich Depots im Gesammtwerth von einer Million. Lauter kleine Leute. Die pariser Bankiers, die der geniale Julius hineingelegt hat, brauchen wir nicht zu bedauern. Der alte Scheidt, hieß es, werde für die Malversationen seines Sohnes aufkommen und die veruntreuten Depots ersetzen. Und der Flüchtling soll in Argentinien gefaßt worden sein. Hier hat das Bankdepotgesetz also nicht genützt; gegen so unsinnige Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit vermag eben auch der beste Gesetzgeber nichts. Nach der Tragoedie das Satyrspiel: kaum war das Unheil geschehen, da eröffneten zwei große bayerische Institute in dem Mainstädtchen Depositenkassen. Erst als das Publikum geprellt war, machten die Herren Bankdirektoren sich also auf den Weg nach Kitzingen. Glaubten sie, den Kampf gegen Scheidt, vor dem die würzburger Handelskammer warnte, nicht wagen zu dürfen? Der Fall Scheidt erinnert an den wichtigsten Zweck des Depotgesetzes: es soll verhindern, daß der Bankier die bei ihm hinterlegten Werthpapiere als Unterlage für seine eigenen Geschäfte benutzt. Bevor wir das Depotgesetz hatten, konnte jeder Provinzbankier mit den Effekten seiner Kundschaft Geschäfte für eigene Rechnung mit der Bank des Börsenplatzes machen. Er brauchte der Firma in Berlin, die seine Aufträge vermittelte, nicht anzugeben, daß die Werthpapiere, die er ihr als Sicherheit übersandt hatte, nicht ihm gehörten. Gerieth der Provinzbankier dann in Schwierigkeiten, so legte die berliner Firma Beschlag auf die bei ihr deponirten Effekten und der wirkliche Besitzer dieser Werthpapiere hatte das Nachsehen. So bequem ists nicht mehr. Paragraph 8 des Depotgesetzes zwingt den Bankier, der fremde Effekten, zu welchem Zweck auch immer, weitergiebt, dem Empfänger mitzutheilen, daß die Werthpapiere einem Dritten gehören. Damit ist das Eigenthumsrecht des Besitzers festgestellt und er kann, wenn Differenzen zwischen dem Provinzbankier und der Hinterlegungsstelle am Hauptbörsenplatz entstehen, ohne lange Formalitäten die Aussonderung seiner Werthpapiere verlangen.

Die Bedeutung, die das Stückeverzeichniß bei der Hinterlegung von Effekten hat, ist dem Publikum nicht immer klar. Wer einem Bankier den Auftrag zum

Einkauf von Werthpapieren giebt, hat das Recht, zu verlangen, daß ihm binnen drei Tagen ein Verzeichniß der Stücke mit Angabe der Gattung, des Nennwerthes und der Nummern übersandt wird. Wer freiwillig auf das Nummernverzeichniß verzichtet, begiebt sich des Besitzrechtes an den für ihn gekauften Effekten und kann vom Bankier nur noch die Lieferung gleichartiger Papiere fordern. Das ist namentlich in Konkursfällen wichtig: wer ein Nummernverzeichniß hat, kann die Herausgabe der darin angegebenen Papiere, ohne Rücksicht auf die Masse, verlangen; wer auf das Verzeichniß verzichtet hat, ist Gläubiger wie jeder Andere und hat nur auf den Gegenwerth der Effekten Anspruch. Bei großen Bankinstituten kommt solche Möglichkeit nicht in Frage; und deshalb hat es nicht viel auf sich, wenn einige Banken bei Ertheilung eines Börsenauftrages die Bedingung stellen, der Kunde dürfe von ihnen nicht die Lieferung eines Nummernverzeichnisses fordern. Doch sollte der Deponent bei dem Verzicht auf bestimmte Rechte sich vor Pauschalermächtigungen hüten. In der „Zukunft“ ist schon einmal erwähnt worden, daß einzelne Banken sich ermächtigen lassen, die Aktien ihrer Kunden in den Generalversammlungen zu vertreten. Solche Befugniß ist nicht leicht zu nehmen. Welche Finanzmacht käme, zum Beispiel, gegen die in der Deutschen Bank konzentrirten Aktionärrechte auf? Das Gesetz läßt solche Ermächtigung für einen einzelnen, bestimmten Zweck zu; nach dem Sinn des Gesetzes wäre sie wohl für jeden einzelnen Fall von dem Kunden einzuholen. Der Kunde hat, auch wenn er der Bank Generalvollmacht gegeben hat, das Recht, besondere Wünsche zu äußern; aber oft achten die Aktionäre nicht auf die Generalversammlungtermine und erfahren erst davon, wenn die Beschlüsse schon gefaßt sind. Hat eine Bank Effekten in bloßer Verwahrung, so ist es, meiner Ansicht nach, überhaupt unzulässig, daß sie sich zur Vertretung von Aktien in Generalversammlungen ermächtigen läßt; ist sie aber Verwalterin der Papiere, so kann sie sich der Pflicht, den Kunden nach seinen Absichten und Wünschen zu fragen, nicht durch die Forderung einer Blankovollmacht entziehen. Wenn die unentgeltliche Effektenverwahrung aufhörte, würde nicht leicht Einer auf nützliche Rechte verzichten. Auch das Depotgesetz läßt also noch manche Lücke. Und ob gerade heute ein vernünftiges Depositengesetz zu Stande käme, ist mindestens fraglich.

... Die Komoedie der neuen Schatzanweisungen ist fast schon vergessen. 300 Millionen waren verlangt, $13^1/_2$ Milliarden gezeichnet worden. Jubel ringsum; trotzdem wir erst 1903 die siebenundvierzigfache Ueberzeichnung einer Reichsanleihe erlebt hatten, die sehr bald unter ihren Ausgabekurs sank und jetzt ungefähr 8 Prozent unter ihm steht. Mehr als ein Drittel aller Zeichner hat sich diesmal mit Stücken begnügt, die bis zum fünfzehnten Oktober gesperrt sind. Im Ernst wird natürlich Niemand behaupten, dem Reich seien wirklich $13^1/_2$ Milliarden Mark zur Verfügung gestellt worden; die Konzertzeichner waren in besonders großer Zahl auf dem Platz. Nicht zu leugnen ist aber, daß die Gewißheit, fünf Jahre lang $4^1/_4$ Prozent zu bekommen, Viele gereizt hat. Merkwürdig; diese Verzinsung ist von mancher Obligation zu haben, die eben so sicher ist wie ein Staatspapier, und solide Aktien, die $4^1/_4$ Prozent Dividende bringen, werden vom Publikum oft nicht viel höher geachtet als ein toter Hund (ein Papier, das sich nie wesentlich über seinen Tiefstand hebt). Daß der Enthusiasmus sehr rasch verraucht ist und nach wenigen Tagen schon über die Sperre und den Zutheilungmodus geschimpft wurde, ist weder auffällig noch wichtig. Wie aber wird sich das Schicksal der dreiprozentigen Reichs- und Staatsanleihen weiter gestalten, nachdem die Regirungen sich für den vierprozentigen Typus entschieden haben? **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Mai 1907.

# Das Theater.

Vor dreißig Jahren träumten die Swells der londoner Intelligenz von einem neuen Frühling britischer Theaterkunst. Man war so reich gewesen und nun so arm geworden; so schmählich arm. England hatte der modernen Welt das Drama geschenkt. Englische Komoedianten waren im Triumphmarsch durch Skandinavien, durch Deutschland gezogen und ihr Wirken hallte bis ins späte Puppenspiel deutscher Jahrmärkte und Kinderstuben nach. Ist dieser Ruhm für immer zum Teufel? Nicht zu ertragen, by Jove! Eine Nation, die den unermeßlichen William hatte, Lilly, Marlowe, Green, Kyd, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Massinger, all die baumstarken Kerle und süßen Schlingel aus den Tagen der Maiden Queen. Dann Dryden, den Französling, Otway, den pastoralen Addison, Lillo, den Diderot der Britenbühne, das lustig funkelnde Dreigestirn Fielding, Foote, Sheridan, Lord Euphorion Byron, Robert und Elizabeth Browning, Swinburne, Knowles, Tennyson. Und nun nichts mehr? In dem Lande, dessen Boden Swift und Defoe, Richardson und Sterne, Burns und Wordsworth, Shelley und Keats, Scott und Moore, Dickens und Mary Anne Evans geboren hat? Nichts mehr als noch immer Bulwer Lytton, Tom Taylor und Robertson und die trüben Sonnenaufgänge von Barrie, Arthur Jones, Pinero? Leere Bretter. Kein Hauch kraftvollen Lebens dringt aufs Schaugerüst. Nette, sinnlos tolle Burlesken sieht man; und pariser Dutzendwaare, die aber für den Anspruch des cant bearbeitet und so entpökelt sein muß, daß der empfindliche Geschlechtssinn des Lord Chamberlain den Verschleiß gestattet. Shakespeare wird manch-

mal noch aufgeführt. Nichts für den Swell. An dem Ausstattungprunk, den Charles Kean eingeführt hat, sah er sich längst satt. Wunderkinder wie die Schwestern Bateman, deren Tricotbeinchen dem Dritten Richard einen Erfolg bereitet hatten, ziehen auch nicht mehr. Wer aus dem Westend nach Islington geht, um in Sadler's Wells ein shakespearisches Drama zu sehen, unternimmts wie ein Abenteuer. Phelps, der Direktor und Protagonist, pfaucht nicht mit dem Athem der Garrick und Kemble, Edmund Kean und Macready. Geschmack hat er (hüllt, zum Beispiel, den Elfenspuk des Sommernachtstraums in einen Gazeschleier, dessen dünnes Gespinnst das Auge nie vergessen läßt, daß es in ein Traumreich blickt); doch ihm fehlen, dem Direktor und dem Mimen, den das Publikum am Liebsten den Weber Zettel spielen sieht, die großen Mittel. Und seine Zeit war nun auch schon lange um. Kein Tragoede in Sicht? Sind wir auf den Franzosen Fechter angewiesen, dem für Macbeth und Othello die volle Wucht mangelt und der eigentlich nur als Hamlet der Elite gefällt? Ringsum der alte Schund. Ueber Gilbert kann man lachen; und seit er sich Sullivan verbündet hat, haben auch wir Etwas wie die Sozietät Meilhac, Halévy & Offenbach. Das riecht aber ein Bischen nach Boulevard. Wer mag immer Patience und Pinafore hören? Aus dem Vorhof sehnt man sich in den Tempel. The palmy days, the halcyon days müssen einmal doch wiederkehren. Das Drama, die Bühnenkunst großen Stils kann nicht tot sein; im Land glorreicher Erinnerung nur schlummern. Wann naht der Erwecker?

Ein Schauspieler langt nach der dankbaren Rolle. Henry Irving war schon als vierzehnjähriger Kaufmannslehrling und Schüler der City elocution class im Dilettantenspiel aufgefallen. Drei Jahre später zu Provinztheatern gelaufen und, nach langer Lehrzeit, in der Hauptstadt bekannt geworden. Zuerst als Vorleser, dann in der Glanzrolle des Melodramas The Bells (Le juif polonais) von Erckmann-Chatrian. Leben in Deutschland noch Leute, die von Karl Seydelmann gehört haben? Die könnten sich von Irving ein Bild machen. Mehr klug als stark; weniger Leidenschaft als Verstand; die Bildnerkraft vom Hirn erzwungen, nicht von einer reichen Seele lächelnd gewährt. Kein Liebreiz, keine Dämonengewalt, kein Stimmtimbre, der rasch die Herzen bezaubert; um die Mängel zu verdecken, erarbeitet rastloser Fleiß sich eine besondere, dem Wesensbedürfniß angepaßte Technik. Dabei der Wunsch, alles Erlernbare zu lernen, sich in die Front der Gebildeten einzureihen, nicht als Komoediant gehätschelt, sondern als guter Bürger und Mann von Welt geachtet zu werden; und ein sicherer Instinkt für die Forderung des Zeitgeschmackes. Er setzt sich, nach hartem Kampf, im Lyceumtheater als Hamlet

durch; spielt ihn fast sieben Monate lang Abend vor Abend. Ueberwindet als Richelieu (in dem Anekdotenstück von Lytton Bulwer) Macreadys Schatten. Trägt als Richard der Dritte den Ring Garricks und das Schwert Keans: und ist, mit diesen Herrschaftinsignien, fortan wirklich der König der Szene. Die Mimenschaar der drei Inseln ihm unterthan. Das Lyceum seine Residenz. Nie vielleicht hat ein Theatermensch so emsig gearbeitet. Direktor, Regisseur und Star. Jeden Abend auf den Brettern. Romeo und Lear, Benedikt und Kardinal Wolsey. Das winzigste Detail der Ausstattung prüft er selbst; billigt oder verwirft. Studirt, wie ers gerade braucht, Geschichte, Trachtenkunde, Volkswirthschaft. Liest von Gibbon bis auf Ruskin Alles, was in seinen Kram gehört. Giebt den Kameraden eine acting edition der shakespearischen Dramen. Schreibt Artikel und Monographien und liest sie in der Aula der Hochschulen vor. 1867 war er in Paris gewesen und hatte gesehen, was in der Comédie-Française seit Houssayes Tagen für das Bühnenbild gethan wurde. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Das wollte Irving nicht. Auch nicht den Pomp überprunken, an den Charles Kean die Kundschaft gewöhnt hatte. Sondern jedem Gedicht nur geben, was ihm gebührt; nicht ein Flitterchen mehr. „Der Regisseur hat der Diener des Werkes zu sein und dessen Eindruck zu vertiefen; seine Arbeit darf nicht auffallen. Die Inszenirung muß die Schauspieler in das Milieu stellen, das sie brauchen, und ihnen eine Atmosphäre schaffen, in der sie athmen können. Ihre Aufgabe ist negativ: sie muß verhüten, daß Wesen und Kleid des Gedichtes disparat scheinen. Sobald sie mehr thun will, wird sie schädlich.“ Das hat Irving geschrieben. Ob er sich im Lyceum immer an seine Vorschrift gehalten, der Schaulust nie unziemliche Konzessionen gemacht hat? Aus seiner Feder kam auch der Satz: „Unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht.“ Ein verständiger, tapferer Satz, zu dessen Nüchternheit mancher kokette Kunstpächter up to date sich nicht herablieβe. Als Irvings Geschäft schlecht ging, hat auch er wohl den Willen gekrümmt; ungern: nur, weil eben nicht anders durchzukommen war. Jedenfalls hat er seiner Kunst, die er, allzu stolz, der des Dichters, Malers, Meißlers ebenbürtig wähnte, in Britanien wieder einen Rang erstritten. Nicht sich selbst nur, der sich Sir Henry und Ehrendoktor gar nennen durfte: der Schaubühne und der Mimenzunft. Ein Vierteljahrhundert lang saß Irving ohne Wank auf seinem Thron. Shakespeare „zog“. Und der Brite war stolz auf sein Shakespeare-Theater.

Wars aber die erträumte Reformation? Schon 1879, als die Comédie-Française, mit der Bernhardt, der Favart und der Croizette, mit Got und Coquelin, Mounet-Sully, Delaunay und Bressant, nach London gekommen war;

hatten die Sachverständigen erkannt: Das haben wir nicht; weder die Persönlichkeiten noch das Zusammenspiel; auch nicht die Stücke, die den mit britischer Tugendlitanei Eingelullten oft aufscheuchen, den wachen, erwachsenen Menschen mindestens durch ihre Sittenschilderung aber stets interessiren. Das Gastspiel war ein ungeheurer Erfolg; den die Truth frecher Managerschlauheit und welscher art of puffing zuschreiben wollte, der von weiter tragenden Stimmen aber ernsthaft gewürdigt wurde und lange nachwirkte. Warum, hieß es, haben wir nicht solche Spieler? Antwort: Weil uns alle Tradition fehlt. Weil von Kemble bis auf Irving jeder Starke sich seinen eigenen Stil, seine eigene Manier geschaffen hat. Weil wir ein paar große Talente hatten, nie aber eine Schauspielkunst. Frankreich erzieht sich seinen Nachwuchs. Das vielgeschmähte Konservatorium hat kraftvolle Jugend nie gehindert, zur Individualität auszureifen, und dem achtbaren Mittelwuchs die Krücken geliefert, die vorwärts helfen. In Frankreich lernt der Zögling der staatlichen Bühnenvorschule (nach einer dem nationalen Geschmack behagenden und deshalb unantastbaren Konvention) sprechen und gestikuliren; lernt, wie die Besten die Rollen des répertoire gespielt haben: und hält sich an dieses gute Muster; muß sich dran halten, wenn er nicht das Zeug zum Schöpfer neuer Tradition hat. Deshalb sind diese Leute, so verschieden der Wuchs ihres Talentes sein mag, so leicht zusammenzustimmen: sie kommen aus dem selben Lehrklima. Deshalb sieht man auch auf kleineren Bühnen selten ganz schlechte: auf den Krücken humpelt sichs leidlich ans Ziel. Bei uns in Britanien, wo die Zahl der Spielfähigen ohnehin geringer ist, probirt Jeder, was er mag; fängt für Jeden die Bretterweltgeschichte von vorn an; ist zwischen Ellen Terry und dem Luxusmädchen, das ihre Zofe spielt, nicht die Spur einer Kulturgemeinschaft zu finden. Bleibt der Durchschnitt zum Erbarmen steif und mimisch arm. Hat selbst Irving die häßliche Haltung der Anfängerjahre sich nie abgewöhnt. Und warum haben wir nicht solche Stücke? Warum zwischen Tennysons fleischloser Feierlichkeit und Gilberts bunter Ausgelassenheit nur schale Schwänke, Rührschmarren mit Blutgerinnsel und Thränensauce, in verqualmten Meßbuden frostige Pantomimen? Antwort: Weil wir uns fürchten, in den Spiegel zu blicken; nicht den Muth haben, im Schauhaus, wo wir zu Fünfzehnhundert eng beisammen sitzen, die abgekürzte Chronik unserer Zeit aufzublättern. Wie Liebe zwischen Reichthum und Armuth die Kluft überbrückt: Das sehen wir gern. Edle Männer, keusche Frauen, neckische Mägdlein. Nehmen auch Historienextrakt hin, wenn wir, wie vor Tennysons Queen Mary und Becket, ganz sicher sein dürfen: So wars; was wir schlürfen, rann aus der reinsten Quelle. Nur nichts brennend

Modernes. Der Schmach ihr getreues Bild zeigen, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt: dafür danken wir schön; mags auch Shakespeare empfohlen haben. Der pariser Spiritus, den wir via Dover beziehen, muß erst denaturirt sein: sonst taugt er uns nicht. Wenn die Franzosen herüberkommen, mögen sie, in ihrer Sprache, das Aeußerste sagen, Demi-Monde und Mariage d'Olympe spielen. Wer aus unserer society Schandbilder bringt, ist ein Verleumder. Weh ihm, wenn er die Pinselei nicht im Kasten behält! Wir sind ein sittsames, in sexualibus sauberes Volk (was in der Pall Mall Gazette über den londoner Jungfernzins steht, ist dreist erfunden) und fest entschlossen, die Fälschung unserer Wesenszüge niemals zu dulden. Und in der Festung dieses Vorurtheils träumt Ihr von einem Nationaltheater? Weil Shakespeare, mit feinen Kostümen und starken Stimmungeffekten, mit der Nachhilfe Irvings und der charmanten Terry, im Lyceum die Kasse eben so füllt wie in Drury Lane ein blutrünstiges Melodrama? Lasset Euch einen Richard Gloster und König Klaudius, einen Jago und Aron, eine Gertrud und Goneril, Lady Macbeth und Tamora von heute, mit Eurem Modekleid, im Rampenlicht gefallen: dann wollen wir weiter reden. Dann wäre, im Lande der music-halls, an eine Reformation der Theaterkunst zu denken.

Erst nach einem Wandel der Bretterweltanschauung also. Den erwirkt am Schnellsten wohl die Kritik. Zola hatte in der pariser Zeitung Le bien public für den naturalisme au théâtre gefochten, in dem Band Nos auteurs dramatiques Alles abgeschlachtet, was, von Hugo bis zu Sardou, vorn auf geweihten Brettern stand; hatte auch den Feldzug im Figaro hinter sich. In Taines Geschichte der englischen Literatur war der Verfall des Angelndramas als unaufhaltsam erwiesen worden. Unaufhaltsam? Solche Wörter stehen nicht im Lexikon der Sprudeljugend. Die glaubt, alles Schädliche hemmen, alles Nützliche ans Sonnenlicht fördern zu können. Die hielt zu Zola und sträubte sich gegen Taines düsteres Dysangelium. Nach Henry Irving rüstete Herr William Archer sich für die Retterrolle. Der war im London Figaro der Nachfolger des gescheiten und erfahrenen Theaterkritikers Clement Scott (Beide zeichneten ihre Feuilletons mit dem Preßkriegsnamen Almaviva); wollte aber nicht Nachfolger, sondern Vorgänger sein. Für die britische Bühne thun, was für die deutsche einst Lessing that. An der Themse mindestens leisten, was an der Seine, für sich und sein Fähnlein, Zola zu leisten versuchte. Shakespeares Schatten konnte helfen: „zu reinigen die oft entweihte Szene zum würdigen Sitz der alten Melpomene“. Doch die Shakespeare, schon die Marlowe und Massinger sind überall rar; und das Theater muß

leben, braucht also tägliches Brot. Herr Archer, der die Dramaturgie der Toten und der Lebenden durchaus studirt hat, darf sich eines fröhlichen Sinnes und eines weiten Herzens rühmen. Die magistrale Ungerechtigkeit, die Gotthold Ephraim im (allzu siegreichen) Kampf gegen die französische Klassik bewährte (und die, hier wie in jedem Krieg, als Panzer und Waffe nicht zu entbehren war), hätte dieser William nicht aufgebracht. Auch nicht die Tollkühnheit, breitspurig und mit wildem Geschrei, wie Emile von Medan, sich auf ein gestern in die weiche Erdrinde gerammtes Dogma zu stellen. Er war und blieb der Mann heiterer Duldsamkeit und robusten Menschenverstandes. Posse muß sein. Melodramen sind zu ertragen. Nur darf unser Theater nicht gegen das Leben abgesperrt bleiben. Wir gießen Wasser auf ausgebrühte Teeblätter; und wenn der fade Trank nicht mehr mundet, lassen wir über den Kanal flink Kaffee und Cognac kommen. Davon kann man auf die Dauer nicht leben. In einem guten Drama müssen drei Elemente gesellt sein: ein Gemälde, ein Urtheil, ein Ideal; hats die und lehrt uns obendrein noch beobachten, was wir im Alltagsdrang übersehen, so will ichs preisen, auch wenn sich am Schluß nicht das Laster erbricht und die Tugend zu Tisch setzt. Daß Ihr, liebe Landsleute, solchen Abschluß verlangt, die Guten belohnt und die Bösen bestraft sehen wollt, ist unklug. Erblickt Ihrs denn im Leben? Soll das Spiegelglas die fahle Wange rosenroth färben? Logik ist die Moral des Dramas; dem Anspruch der Sittlichkeit, die Kunstnorm sein kann, genügts, wenn seine Psychologie keine Sprünge und Brüche zeigt. Wächst auf unseren Inseln heute nichts Genießbares, so müssen wirs importiren. Ich will Euch die Wege weisen. Werde aber nicht dulden, daß Ihr die eingeführte Waare mit Surrogaten fälscht und mit Euren Musterzeichen beklebt. Wie sie aus dem Bezugsland kommt, muß sie verbraucht werden; sonst laßt sie lieber schimmeln ... Herr Archer hat seine Sache pfiffig angefangen: public opinion, die selbst ein Starker nicht im Frontalsturm über den Haufen rennt (Byron und Wilde, Gladstone und Chamberlain habens erfahren), sacht und artig überredet, ein Bischen sich, um nicht gar zu träg zu scheinen, vom Platz zu bewegen; und ist auf dem frei gewordenen Raum mit bedächtiger Schnelle dann vorgedrungen. Seinem Fleiß, seinem spornenden, von keinem Fanatismus je geblendeten Eifer dankt die Britenbühne Mancherlei. Das Publikum lernte von ihm wieder hoffen und heischen. Die Modedramatiker, denen er nach jedem sanften Hieb ein dickes Stück Zucker gab, gewöhnten sich in ernstere Anstrengung und schrieben, Henry Arthur Jones, Sydney Grundy, Arthur Pinero, wirklich bald bessere Dramen. Scribe galt nicht mehr als das große Muster, das Nacheiferung weckt und durch sein Gesetz das Urtheil bindet. Ibsen wurde

von Edmund Gosse entdeckt, von Archer, Walkley, Shaw den Briten gepredigt, von Beerbohm Tree endlich sogar aus dem Independent Theatre nach Haymarket geholt. Da blieb der Magus nicht lange. Beschritt aber andere londoner Bühnen (die mit kleineren Tageseinnahmen auskamen) und warb sich im Schimpfhagel eine treue Gemeinde. Seine hörbarste Botschaft erging ja an die Bourgeoisie, die in England herrscht, und sein Finger beklopfte prüfend Werthe, die auch im Inselreich streitig geworden waren. Ihm strebte Jeder nun nach, der auf sich hielt. Aus Vlamland kam Maeterlinck, aus Erin Oskar Wilde. Jones gab den Judah, Pinero die Second Mrs. Tanqueray, Chambers den John-a-Dreams, Phillips den Herodes und die Francesca. Die Censur wurde milder; die Heuchelei lernte sich schämen; die Bühnenpforte war entriegelt und ließ das Leben hinein. Das ganze Leben mit Blut und Koth? Einerlei. Endlich naht der Lenz. Jones, den die Sehnsucht ins Land der Mystik zieht, spricht von der renascence of the drama. Die Zeit ist erfüllt.

Ein Vierteljahrhundert hat diese Entwickelung gewährt. Ansehnliche Talente haben sie gefördert. Die Demokratisirung des Landes schien ihr günstig. Und nun? Irving ist tot. Wie Beerbohm Tree, der nach Henrys Krone die Hand streckt, Shakespeare spielt, sahen wir jüngst ja schaudernd. Schöne Menschen in schönem Gewand. Ritter, die eine Rüstung tragen können, und Frauen, um die zu fechten lohnt. Die Ausdrucksfähigkeit gering. Architektur und Malerei prächtig, doch altmodisch; schon die Meininger verstandens besser, auch an ihren schwächeren Abenden, hatten in der Spielzeugheimath nur das Auge nicht so zur Freude an zarten Farbentönen erzogen wie die Küstenmenschen des Nordwestens. Der unsterbliche Text ward uns verstümmelt, bis zur Unverständlichkeit entstellt. Motivirung und Psychologie nach Willkür durchbrochen, in Fetzen gerissen. Aus dem Gedicht nur das Melodrama herausgeschält und ins Gräuellicht der Fußrampe gerückt. Vor das Königsdrama Richards des Zweiten drängen sich für lange, endlos lange Minuten vier gepanzerte Pferde. Die Nilschlange muß sich zum Klümpchen ringeln, das Nildrama des Römers zum Kitzelkrampf schrumpfen: denn der Herr Regisseur braucht für das Schiff und das Zechgelag Marc Antons und für eine langwierige Rauschpantomime seines Hetärengefolges Platz. Malvolio spreizt sich so unverschämt, stolzirt mit so widrig alberner Trabantschaft, daß Olivia ihn nicht drei Tage in ihrem Schloß leiden würde. In solchem Stil spielt man unseren Kindern kindische Weihnachtstücke. Oliviens Narr spendet aus den gepflegten Resten einer Operettentenorstimme, die das Schmettern noch nicht verlernt hat, eine Bravourarie und wiederholt, als geklatscht wird, am Souffleurkasten die letzte Strophe.

Die Komiker sind gut; Männlein und Weiblein von echter, gesunder, unverschüchterter Lustigkeit, die mit allen Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet das nationale Genie mühelos (für steif und mürrisch hält die Briten nur Einer, der noch an Heines dummes Zerrbild glaubt oder in Schweizerhotels die reisenden Schneider und Schlächter in heller Wuth, just wie sies wünschten, für Baronets und Counts nahm). Tragoedie geht über ihr Vermögen; wie der meisten Nordländer. Die scheuen auch auf offenem Markte das Geräusch derbsten Spaßes nicht und rülpsen in der Trunkenheit munter; schämen sich aber des Wehs, zügeln im Schmerz Muskel und Nerv und taugen nicht für die Gefühlsprostitution, ohne die auf den Brettern nicht zu hausen ist. (Wenns Einer kann, geschieht ein Wunder: Fleck und Ludwig Devrient, die Schröder und die Wolter, Anschütz und Baumeister; Zufall ists aber wohl nicht, daß auf unseren Bühnen so viele Juden, Slaven, Südösterreicher zu sehen sind. Auch in Matkowskys Adern, unseres letzten Tragoeden, pocht polnisches Blut.) Diese englischen Schauspieler haben nichts Rechtes gelernt; sie deuten die Leidenschaft nur an, bieten statt des Wirbelwindes eine ungefährliche Brise und ihre Mimik ist dürftig wie der Halmwuchs auf bespülter Düne. Ganz so schlimm wars bei Irving nicht. Der wollte ja Ueberlieferbares schaffen und gründete drum eine Schule. Viel besser wars auch nicht. Ein etwas feineres Quartier im selben Haus. Eine Truppe, die den Corneille so pompös verhunzte, würde in Marseille, wahrscheinlich in Clermont ausgezischt. Wo man mit dem ehrwürdigsten Erbe so umspringen darf wie Tree mit Shakespeare, giebts keine Theaterkultur.

Herr Archer steht noch auf festen Beinen. Ob er zufrieden ist? Die Sucht, sein Wirken groß zu sehen, wäre menschlich. Ward Ungemeines aber erreicht? Die Zustände sind nicht so jämmerlich wie im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Auf jede Ebbe folgt eine Fluth. Valeurs sind auch heute selten. Die Mädchenparaden in Empire und Alhambra haben den stärksten Zulauf. Der Censor läßt eher mit sich reden und der Dramatiker guckt leichter in das Gesellschafteckchen hinein, das er schildern will. Bei Tree und Windham, wohl noch anderswo, werden Salonstücke und Rührkomoedien gut aufgeführt. Ibsen ist Sektenheiliger geblieben; er „macht nichts". Die alten Tragiker, die neuen von Calderon bis auf Hebbel leben nicht auf britischem Schaugerüst. Und was in England wächst, verträgt den Export nicht. Wilde und Shaw sind Iren. Der arme, seit der Zuchthauszeit verfehmte Oskar, den auch feine Köpfe lange nur als Dandy, als Nachfahren der Brummel, D'Orsay, D'Aurevilly gelten ließen, wird drüben jetzt ja wieder gespielt; behutsam noch, damit Mr. Cant sich nicht etwa jäh entsetze. Doch dieser Dichter von Gottes Gnade hat,

außer der Salomefiebervision und einem Florentinerspuk, dem Theater nichts Kostbares geschenkt. Wer ihn nach den losen Plauderkomoedien beurtheilt, thut ihm Unrecht. „Meine Stücke sind gar nicht gut", sagte er in Algier zu André Gide; „amusiren die Leute im Theater aber sehr. Die meisten schrieb ich, um eine Wette zu gewinnen, und ich mache mir nichts aus ihnen. Auch den Dorian Gray schrieb ich nur, weil ein Freund gewettet hatte, ich könne keinen Roman schreiben. Nach ein paar Tagen war das Ding fertig. Die Schreiberei ist so gräßlich langweilig! Voulez-vous savoir le grand drame de ma vie? C'est que j'ai mis mon génie dans ma vie; je n'ai mis que mon talent dans mes œuvres." Die dennoch, Gedichte und Märchen, dauern werden. Auch Bernard Shaw stößt in England noch auf Widerstand. Er ist vielleicht der geistreichste Mensch, der heute sichtbar lebt, der witzigste, der nach Heine gelebt hat. Nur: seine Pyrotechnik ermüdet das Auge schnell. Wie, nach Hegels Wort, die Französische Revolution, stellt auch dieser Kelte Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf; und das Vergnügen, die von Angstschweiß feuchten Socken der Helden zu riechen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu sehen, währt nicht lange. Ein spitzer, kalter Geist, an dem man sich wundreißen, in Wintersnoth sich nicht wärmen kann. Einer, der aus dem Buch, von Hirn zu Hirn, stärker wirkt als von der Bühne her. Einfachen Seelen bietet er nichts. Den Philister zu verblüffen: Das scheint seines Ehrgeizes höchstes Ziel. Drum Sozialdemokrat, Britenverhöhner und Shakespearehasser; drum immer neue Vermummung. Doch der Geistreichste überlebt seinen letzten Tag nicht, wenn Einfalt ihn nicht im Herzen hegt, die Mutter zum Kind nicht spricht: Der war mir ein Tröster.

So siehts heute aus. Dreißig Jahre nach dem Traum der Cerebralswells hat Wesentliches sich nicht geändert. Vierzig Jahre nach Taines Wehruf ist aus der Wüstenei nicht fette Weide geworden. „Die englische Komoedie verglimmt; nur die Posse leuchtet noch hell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit der Raynolds und Gainsborough ist dahin, aber wir lachen noch über den Punch. Englands Bühne ist leerer als die irgendeines anderen europäischen Landes und die gute Gesellschaft räumt ihre Schauspielhäuser dem großen Haufen. Warum? Weil die Gesellschaftform und die Geistesart, von deren Gnade die Bühne gelebt hatte, verschwunden sind. Der strotzende Ueberreichthum blitzschnell konzipirender und assoziirender Hirne fand seinen natürlichen Ausdruck in einer von redenden Menschen dargestellten Handlung und schuf drum das Britentheater der Renaissance. Die Komoedie des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von dem Bedürfniß einer polirten Gesellschaft gefördert, die an höfische Repräsentation und Salonschaustellung ihrer Künste gewöhnt war und

auf der Bühne gar zu gern ihre Luxuszimmer und ihr zierliches Geschwätz wiederfinden wollte. Die Hofpracht verbleicht, die mimische Erfindung stockt: mit dem wahren Drama und der wahren Komoedie ists seitdem aus; nicht die Bühne ist nun ihre Stätte, sondern das Buch. Denn heute lebt man nicht mehr, wie im gestickten Kleid die Herzoge Ludwig des Vierzehnten und Karls des Zweiten, vor Aller Blicken, sondern in der Familie oder vor einem Arbeitstisch; und in der Zeit, wo die bürgerliche Lebensweise die höfische abgelöst hat, muß der Roman das Theater ersetzen." Muß? Diese Sätze trippeln über die Oberfläche hin und sind allzu summarisch; dennoch erwägenswerth (und nicht etwa nur, weil Taine sie würdig fand, das Kapitel über die Restauration zu schließen). Der Versuch, das Theater von draußen her zu reformiren, ist nie gelungen und kann nie gelingen; so wenig wie der, unter nordischem Himmel Tropenfrucht zu züchten oder von leichtem Boden zu ernten, was nur schwerer trägt. Das Theater ist das Produkt einer Volkswirthschaft, ideeller und materieller, und deshalb nicht von eiferndem Willen zu erzwingen noch in seines Wesens Grund zu ändern. Wie des Baumes Frucht, wie Gedanke und That des Menschen ists nothwendig; sonst fehlt ihm die Wurzel, das Fundament und nach kurzen Tagen erkünstelter Herrlichkeit sinkt es in Trümmer. Nicht darauf kommts an, ob ein Irving Dieses ersehnt, ein Archer Jenes erschmeichelt; auch darauf nicht, ob ein Jones mit sicherem Ton verkündet, der Realismus sei für die Bühne tot, nur für die Materialsammlung und die Skizze noch zu brauchen und das Theater wieder die Hochburg der Phantasie und Mysterienstätte geworden. Sondern nur auf die Antwort, die der Frage gefunden wird: Wie sieht die Gesellschaft aus, die im Theater sitzen, es ernähren, sich seiner freuen soll? Nur darauf; mögen tausend Artisten, Dilettirer, Reformkleidermacher noch so laut widersprechen. Dem Hellenen war das Theater Tempel und Volksfestplatz. Dem Britenadel Elisabeths Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinkenden Welt. Dem Hof Ludwigs die Hohe Schule der Passionen und ein leckeres Dessert nach schwerer Kost. In Athen, im London der vielgeliebten Jungfernmajestät, in der Residenz des Sonnenkönigs hatte das Theaterpublikum (wenn mans so nennen darf) einen Pulsschlag; wars im Wollen und Weigern einig. Die selbe Rasse, der selbe Glaube, die selben sozialen und kulturellen Lebensbedingungen. Und das Theater war nicht auf das Geld dieses Publikums angewiesen; nicht auf die kleinen Beträge, die tausend Einzelne auf den Kassentisch legen. In Athen Massenweihefest, in London und Paris Elitevergnügen; später noch hier frommes Mysterien- und Krippenspiel, dort Meß- und Vorfastenkurzweil. Immer und überall so, wie die Kunden, die Abnehmer der Spielwaare, es

wollten; wollen mußten. Solls heute nun anders sein? Bei Beerbohm Tree, Windham, Forbes Robertson und ihren fetten und mageren Konkurrenten sitzen Männer, die den ganzen Tag hastig gearbeitet und morgens, mittags, abends Zeitungen gelesen haben. Depeschen aus allen Zonen. Rebellion in Indien. Revolution in Persien. Krieg in Afrika. Krach in Amerika. Ein Schlachtschiff gesunken; drei Millionen Pfund, zwölfhundert Menschen in die Tiefe verscharrt. Mißernte, die morgen vielleicht das Vermögen halbirt. Eisenbahnkatastrophe. Massenstrike. Aussperrung. Attentat. Kommt Rußland zu Ruhe? Wagt Japan die Expansion nach Westen? Findet der Witwatersrand nie wieder einen Markt? Wird im Herbst das Geld noch theurer? Läßt die Weltkonjunktur wirklich nach? Mord, Elend, Pestilenz, Feuersnoth, blutige Unzucht: wohin das Auge fällt. Vor hundert Jahren schrieb Schiller mahnend, auf ihrer Schattenbühne müsse auch die Kunst jetzt höheren Flug versuchen, „soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen." Und was erfuhr in Weimar, was in Berlin selbst der Bürger! Wie langsam sickerte ihm von Bonapartes Sieg und Preußens Niederlage die Kunde zu! Wie eng war seinem Blick das Erdrund begrenzt! Heute blitzts von allen Kontinenten herüber. Wird von früh bis spät an allen Nervensträngen geklingelt. Da sitzen sie (die paar Müßiggänger zählen kaum). Haben sich von den Spuren des struggle gesäubert; das Abendkleid angezogen, gegessen und getrunken; sich ins Automobil gesetzt; durch Wagengeknäuel und Menschendickicht den Weg gebahnt; wie auf unsichtiger See wars, wenn im Nebel die Sirenen heulen. Hier wird eine neue Nachtausgabe ausgerufen; was mags wieder sein? Dort biegt der Chauffeur in der letzten Sekunde noch dem einherdonnernden Benzinomnibus aus. Endlich. Die dritte Loge. Händedrücke. Politisches aus dem Klub. Börsenschlußberichte. Jakob Schiff fürchtet, daß Japan wild wird? Harrimans Concern ... Das Spiel beginnt.

Was soll es bieten? Getreue Abbilder des Lebens, gemeiner Wirklichkeit? Die Herren (auch die Damen, die in anderem Interessenkreis wohnen, deren Kopf aber nicht freier, deren Nervencentrale nicht minder belastet ist) würden sich schön bedanken. Vom Leben haben sie gerade genug. Die Aestheten nur, die am Schreibtisch geschwitzt, beim Liebchen gegirrt oder im Kaffeehaus gelungert haben, fordern die tranches saignantes de la vie. Die Anderen nicht; weder Unternehmer noch Lohnarbeiter. Was also? Die Lösung kosmischer Räthsel? Zu müde. Literatenpsychologie? Langstielig. Sozialkritik? In der Fabrik, auf der Werft hat mans zum Ueberdruß. Ibsen und Ibsens Geschlecht? Düster und monoton; keine elegante Frau; Familiengerippe, daß man sich vor dem Nachbar schämt; ein Weibchen, das Wechsel fälscht und verherrlicht:

wird; eine Lady, die ihrem Mann, einem Kammerherrn, entlaufen ist, sich was drauf einbildet und nur bedauert, daß der stramme Pastor sie damals nicht als Bettschätzchen wollte. Unmöglich. Heitere oder dröhnende Musik. Hübsche Mädchen in theuren Kleidern. Glanz und Feierlichkeit. Bunte Bilder aus der Historie. Oder starke Effekte, deren Gedräng die Hemmung im Hirn ausschaltet. Riesenmaschinen oder niedliche Sächelchen. Wagner: da dämmert man lange Strecken hin und wird mit der Faust aufgerüttelt, wenn der Feuerzauber, das Schmiedelied, der Trauermarsch anhebt. Opern, auf die man erst zu hören braucht, wenn die Stars aus der Coulisse treten. Shakespeare sogar: da ist was zu sehen und was zu lächeln, ist viel Musik, bunte Komparserie und (bei so alten Sachen) keine Aufregung mehr. Oder Flirt in einem behaglichen Drawing Room. Oder eine wilde Geschichte mit Suggestion und Halluzination, Hängen und Würgen. Dieses Schauspielhaus ist kein Tempel, kein Volksfestplatz; auch nicht die Vergnügungstätte der Privilegirten. Dieses Publikum ist im Glauben und Wollen nicht einig; scheint garnicht von dem selben Stamm. Der Mann von der Straße, der aufs Nachtmahl verzichtet und ein Galeriebillet erkämpft hat, ist dem Paar in der Loge ferner als ein reicher Russe, Kleinasiat oder Peruaner; an Bildung, Gewohnheit, Gefühlsinhalt fremder. D'Israelis zwei Nationen. Und Allen soll doch das aufgetragene Gericht munden: denn Aller Geld muß in den Kasten. Schmeckts auch nur einem Theil nicht, dann bleibt der Saal halb leer. In Athen, noch im Globetheater und im engen Haus Molières gings bequem. Das Volk oder dessen souverainer Herr bezahlte die Zeche. Die war nicht hoch. Heute kostet jeder Abend viertausend Mark und noch mehr. Die müssen herein; denn „unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht.“ Also Massenspeise und doch ein Tafelgeräth, das dem Verwöhntesten imponirt. Ibsen und Maeterlinck? Am dritten Abend muß man die theuren Plätze verschenken; und ein Stück, das nicht einen Monat lang auf dem Zettel steht, gilt als Niete, nach der Keiner langt. Nichts zu Reales und nichts zu Subtiles. Nervenpeitsche oder Lachmuskelmassage; Augenweide oder Opium. Das lockt und zieht. Die zweite Frau Tanqueray war Modesache („Wir haben auch unseren Naturalismus“) und blieb immer noch Schnürbodenarbeit, blieb derbes Theater. Das wird verlangt. Wers weigert, kann die Bude schließen und seinen Leuten den Monatslohn schuldig bleiben.

... Ungefähr um die selbe Zeit wie die Briten träumten auch ein paar Franzosen von der Theaterreformation. Deren Traumgebild hatte freilich andere Form und Farbe. Frankreichs alte Theaterkultur ward ja nie unterbrochen. Als Bonaparte auf dem Thron der Louis saß, blieb Talma sein Günstling

und Anstandslehrer. In Moskau gab der im Kreml Frierende der Comédie die Verfassung. Auf Sankt-Helena sprach er wie ein Lundiste über Voltaires gedunsenen Propheten und Almavivas Kammerdiener. Fast jeder Franzos lebt die pariser Bühnenvorgänge mit; fast jeder war, noch am Mekong und in Neukaledonien, verstimmt, wenn der Temps mit Sarceys Theaterchronik mal ausblieb. Uralte Ueberlieferung, die im Blut sitzt. Plötzlich aber in die Müllgrube sollte. Nur der Tragikomiker, der die Typen des Geizhalses und des Heuchlers, des Misanthropen und der Pretiösen geschaffen hat, blieb in der Glorie; beinahe alles Andere war werth, zu Grunde zu gehen Boxende Hunde, rief Goncourt, werden unsere Schandstücke verdrängen, die ich mit meinen (fügte er, laut genug noch, hinzu) so gern doch längst verdrängt hätte. Les planches sont vides, schrie Zola, als er Jeden, der je einmal auf diesen Brettern stand, niedergesäbelt hatte. Das Konservatorium kastrirt die Talente oder lähmt sie wenigstens für Lebenszeit durch Kasernendrill. Die Dramatiker sind, von Hugo bis zu Dumas und D'Ennery, schlaue Schwindler. Das Theater fordert eine Spezialbegabung? Unsinn. Ein Gorilla hat, um die bebrillten Enkel zu foppen, die Legende von dem don du théâtre erfunden. Ein Stück braucht nicht gut gemacht zu sein. Solls gar nicht. Sonst taugts für Tabarins Puppenspiel. Nur Natur brauchts, den rauhen Hauch der Wirklichkeit: dann fragt nur ein Schulfuchs noch nach der Mache. Weg die Bindfaden, die groben oder feinen Intriguen, den elenden Krimskrams einer spannenden Handlung! Straßenkehrergeschmack. Wie wollen Menschen sehen, wie wir sie kennen, ihr Reden und Thun an unserer Lebenserfahrung messen; die vérité vraie packen und auf die Schaubühne schleppen, die ganze grasse Wahrheit des Alltages, und nicht ruhen, bis das illuminirte Bild in jedem Zug der Wirklichkeit gleicht. Dann wird im Theater Jedem die Erinnerung an das Theater schwinden. (Das ist unser höchstes Ziel.) Dann pfeifen wir auf die Kniffe der Lieblinge von gestern und heute. Dann wird das O von Holz zur Arche, aus der das Leben kribbelt, auf deren Bord das Menschengethier sich en plein air paart, gebiert und verreckt. Anno Hernani wars immerhin glimpflicher zugegangen.

Ein Schlachten wars. Doch wie oft die Metzger auch vor den Gaffern die Hände wuschen: kein Kadaver deckte den Anger. Papierne Todesurtheile, die nie vollstreckt wurden. Tinte, nicht Blut floß. Die scharfe Zunge traf, nicht des Schwertes Schneide. Den wilden Männern öffnet sich da und dort leis ein Bühnenpförtchen. Weder Goncourt noch Zola konnte zwischen Leinwänden wirken. Therese Raquin schien ungeschickter D'Ennery und das künstlich aufgezärtelte Rosenknöspchen, das Vaudeville eines witzlosen Kopfhängers, welkte

im Rampenlicht. Der Putsch kam von anderer Seite. Alles Gelärm der Artisten und der Kryptoromantiker, die sich für Naturalisten gaben, schmälerte den Dumas und Augier, Sardou und Pailleron nicht den Säckel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer herauf, der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte; fern von dem Glanzbezirk der Anerkannten, der Mächler und Massenlieferanten. Der Unterbeamte Antoine gründete das Théâtre-Libre.

Ein Barbar? Ein Theatertalent ersten Ranges. Einer, der zum Herrn geboren war, nicht zum Diener; und auf unbegangenem Pfad deshalb schnell die Höhe erklimmen wollte. Ein Finder, Erzieher, Organisator von fast untrüglichem Bretterinstinkt. Das blieb noch lange verborgen. Ein Wunder schiens: und der Wunsch zeugte geschwind nun den Glauben. Spielt diese junge Truppe, die sich aus Amtsschreibern und Kaufmannsgehilfen, aus Ladenmädchen und Portiertöchtern rekrutirt, nicht eben so gut wie jede durchs Conservatoire gesiebte? Nicht besser? Viel besser. (Dabei nur de erstens vergessen, daß sie einen genialen Drillmeister hatte; zweitens, daß jeder Entschüchterte, wenn er nur weislich an die richtige Stelle gebracht wird, in einem Naturalistenstück seinen Mann steht; daß dazu eben nichts gehört als der Muth, sich mit all seinen Unmanieren und Wesenswarzen zu geben; daß noch das älteste Hoftheatermöbel solche Stelle brav ausfüllt.) Und diese Dramen! Die überstinken ja noch das Leben. Nach Sardous Leimgeruch und Feuillets Veilchenseifenparfum eine wahre Wonne. Solche Werke führen die großen Theater nicht auf? Natürlich. Wäre ja das Ende der geschminkten Herrlichkeit. Die alte Verschwörung der Mittelmäßigen gegen das Genie. Die Direktoren nehmen nur, was die renommirte Firma liefert. Die Kritiker lobens und lassen die Jungen nicht aufkommen. Das Publikum hat keine Wahl und löffelt die Bettelsuppe herunter: sonst bliebe der Magen ihm leer. Jetzt aber wirds anders. Endlich. Die Freie Bühne lehrt bald auch die Blinden sehen. Was sind Mounet-Sully und Coquelin neben Antoine? Schwaches Fabrikempire neben dem Meisterstück aus einer Künstlerwerkstatt. Wie sehen die Feuillet, Dumas, Pailleron neben unseren Hennique, Ancey, Jullien aus? Wie mottige Perrücken neben der Mähne des jungen Helden. Allons, enfants... Die Große Revolution ist auch heute noch längst nicht zu Ende; wieder dämmert ein Thermidortag.

So weit wars, als das Jahr 1890 begann. Nach dem Zusammenschluß schon ein nutzbares System bereitet. Die Jugend hatte sich nicht nur in der Heimath organisirt, sondern auch mit dem Ausland Assekuranzverträge geschlossen. Schema: Wie Du mir, so ich Dir; lobt Ihr uns, so loben wir Euch. Im Zeichen des raschen Weltverkehres wars möglich. Die Alten, Lamartine so

gut wie Keller, Carducci so gut wie Heyse, waren draußen fast unbekannt geblieben. Jetzt ging an der Donau das Gegacker los, wenn auf Montmartre ein Eigelegt war; ehe noch Jemand wissen konnte, welches Thierchen aus der Schale kriechen würde. Ein Moderner: Das genügte. Und während es von Ost und West Hymnen hagelte, thaten die Jungen, als seien sie gevehmt, vereinsamt, um jede Gelegenheit zum Siege geprellt. Das gehörte zum System. Zu dem der Bretterprätendenten noch Mancherlei. Die Alten sind Hosenmätze. Haben nie was gekonnt und versteinern nun in ihrer fruchtlosen Oede. Bilden mit ihren spitzen Ellbogen aber noch immer eine Knochenkette, die uns den Durchbruch wehrt. Die Kritiker sind von ihnen bestochen. Deshalb plärren sie jede Woche das Lied von den unverjährbaren Regeln und den gut gemachten Stücken. Als ob die starke Persönlichkeit je Regeln anerkannt, ein echter Künstler sich je zur Mache erniedert hätte! Regeln sind für Herrn de la Palisse: wir schaffen sie ab. Wenn das Drama bisher seine besonderen Gesetzte gehabt hat: wir werfen den Plunder in die Rumpelkammer. Aristoteles und sein Nachtrab? Könnte uns passen. Die Technik des Dramas hat sich in Jahrtausenden kaum geändert? Schlimm genug. Wir fackeln nicht lange. Sophokles, Shakespeare, Racine hatten ihre Zeit. Jetzt kommt unsere. Sind die Stücke bisher über einen Leisten geschlagen worden: wir machen sie, wie es uns beliebt. Und damit Basta, Banausen!

Hier könnte sich ein Mißverständniß einschleichen. Das französische Drama der achtziger Jahre war nicht etwa stark, nicht etwa als Gattungmuster vor Tintengeriesel zu schirmen. Zu viel Konvention und zu wenig ernste Kunst. Die Drähte zu dick und die Psychologie zu dünn. Hinten und vorn Parisianismen und nirgends urwüchsige Menschlichkeit. Genug also zu tadeln. Durchschnittsernten. Da Niemand gehindert ward, Talent zu haben, konnte der nächste Lenz den Erlöser bringen. Der hätte dann durchs Beispiel gezeigt, wie ein starkes Drama aussieht. Das bis heute eine Rarität war. Wie viele reiften denn seit den aischylischen Tagen? Das große, durch die Zeiten dauernde Drama ist ein Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen darf. Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm sein tägliches Brot beschieden sei. Und ranzig war die pariser Hausmannskost nicht. Dumas fils: der Vorredner moderner Kunst; kein Bildnergeist, doch ein kluger und tapferer Mann, der sich vor dem schwersten Problem nicht duckte und das sozialpsychische Bedürfniß von übermorgen witterte; die Kameliendame gehört zu den kräftigsten Theaterstücken der Weltliteratur, Demi-Monde giebt eine allerliebste Sittenschilderung und Francillon ist als Typus eines Dichters würdig. Augier: ein wackerer Handwerksmann; auf den Brettern der Exponent des Liberalismus; als Ba-

ter Giboyers und Poiriers für ein Jahrhundert unsterblich; ein Erfindertalent, von dessen Erbe unsere Sudermänner noch heute zehren. Feuillet: süßlich, aber gewandt; der jeune homme pauvre hat millionen Herzen gerührt; und ist der Mann von Eisen nicht ein ganz stattlicher Ahn des Konsuls Bernick? Pailleron: wer die amoralische alte Herzogin und den Roosevelt-Professor Bellac geschaffen hat, kann sich sehen lassen. Sardou: ein Theatergenie, das die Coulissensterne heller glühen lehrte; La Haine ist ein achtbares Drama, Rabagas steht nicht allzu tief unter Figaro, die ersten beiden Akte von Divorçons sind Charakterkomoedie großen Stils; und welche anständige und anmuthige Lustigkeit in Nos intimes, Pattes de mouche und manchem anderen Plauderstück! (Daß er starke Mimen gut bedient hat, würde der hamburgische Dramaturg an ihm loben, nicht rügen.) Meilhac: ein Salonsatiriker, wie wir keinen je hatten, und manchmal der Grenze des aristophanischen Reiches sehr nah. Noch Andere wären zu nennen. Am Ende doch mehr, als eine Durchschnittsernte bringt. Daß sie nicht Shakespeare noch Molière seien, durfte man den berühmten Herren (die sich übrigens selbst nicht dafür hielten) getrost immer sagen. Wars gerecht, sie als unfähige Gauner anzuprangern? Jedes Volk kann froh sein, wenn der Theatertrog solches Futter bietet. Das Geschäft ging und die Bühnenkunst (die man nicht mit der Dramenliteratur verwechseln darf) gedieh recht stattlich. Die Jungen bestrittens. Fochten auch nicht überlebte Konvention an, sondern die Lebensbedingung des Theaters, das nur als Massenkunst ein Recht des Daseins hat. Warum? Weil sie diese Bedingung nicht erfüllen konnten und doch da herrschen wollten, wo die lästigen Alten noch thronten. Der Masse, der Volksgemeinschaft hatten diese Aestheten nichts mitzutheilen: also mußte das Theater intim werden, ein Esoterikervergnügen. Eine Handlung vermochten sie nicht zu erfinden und von der Thalsohle auf den Bergscheitel zu führen: also mußte die Handlung verpönt und zum Nothbehelf frecher Spitzbubenkunst gebrandmarkt werden. Brunetière, der tapfere Kritiker, um den wir jetzt trauern, hat ihnen damals geantwortet: „Menschenbilder giebt uns der Moralist und der Psychologe, Bourdaloue und Labruyère so gut wie Molière; die Satire kann die Lächerlichkeit geißeln und so die Sitten bessern; Darstellung der Leidenschaft ist die Aufgabe des Romans. Mais ce qui n'appartient qu'au théâtre, ce qui fait à travers les âges l'unité permanente et continue de l'espèce dramatique, si j'ose ainsi parler, ce que l'histoire, ce que la vie même ne nous montrent pas toujours, c'est le déploiement de la volonté: et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre, parce qu'elle est enveloppée dans son

idée même.“ Wer dem Drama die Handlung, äußere oder innere, nimmt und es, mit frevler Berufung auf große Namen, in die Pflicht der Zustandsschilderung pferchst, bricht ihm das Herz aus. Nebenschößlinge mag es dann noch treiben; zur Kronenhöhe aber wächst es mit solchem Defekt nie empor.

... Was in Paris geschehen ist, braucht nicht so ausführlich erzählt zu werden wie ein londoner Erlebniß. Jeder Zeitungleser weiß, daß auch dieser Reformatorenversuch mißlungen ist. Das Gräuelstück kam, die schamlose comédie rosse; dann von Zeit zu Zeit ein Symbolistenexperiment. Ein Häuflein, Ernste und Snobs, ließ sich peitschen, ins Gesicht speien, mit Unflath traktiren, von Spaßvögeln im Mystagogenwald anpfeifen. Nicht lange. In den großen Theatern war Alles in alter Ordnung geblieben. Der Franzose ist in seinen Gewohnheiten hyperkonservativ. Er baut sein Haus, wie der Großvater seins baute, war für Möbel modern style nicht zu haben und schüttelte den Kopf, da er hörte, das Schauspielhaus solle nun Markt, Spital, Raubthierkäfig, Richtstatt und Sektentempel sein. Die Schlammfluth verrann und das Häuflein lichtete sich. Wer spricht noch von Hennique, Ancey und Jullien? Antoine, der schon in seinem Haus richtige, tüchtige Theaterstücke gab (Lear, „Die Ehre“, „Alt-Heidelberg“; jedes Kaliber), ist jetzt Direktor des Odéon; der Rebell Leiter des Staatstheaters für die reifere Jugend. Brieux, Lavedan, Wolff, die sich ein Weilchen absurd geberdet hatten, lernten längst einsehen, daß im Dramenrevier die Gesetze stärker sind als alle Menschenwillkür. Statt der Dumas, Sardou, Pailleron herrschen jetzt die Donnay, Mirbeau, Hervieu. Ihre Stücke sind nicht stärker als die der Vorgänger; auch nicht naturalistischer; haben nur den Ton anderer Gesellschaftmode. Rostands Cyrano kam aus dem Lande des Ruy Blas, erinnerte an Scarron, an die Musketiere des Papa Dumas: und erfuchtelte mit seinem Raufdegen doch den größten Erfolg langer Jahrzehnte. Capus ist ein pariserisches Bauernfeldchen (ohne die altwiener Giftunkräuter) und wird an rosigen Nichtigkeiten steinreich. Nichts ist im Wesen verändert. Nur geht das Geschäft nicht mehr ganz so glatt. Aber das Theater hat auf der ganzen Linie gesiegt. Dem Sturm der Schaar, die es enttheatralisiren und dann für sich belegen wollte, widerstanden. Und, nach kurzer Wirrung, den Weg in die Gunst der Kundschaft, ohne deren Geld es nicht leben könnte, wiedergefunden.

In Berlin ists noch nicht so weit. Ein magereres Theaterjahr als das endende hatten wir selten. Autoren und Direktoren wissen kaum mehr, was verlangt wird. Von der berlinisch-deutschen Theaterkrisis wird noch zu reden sein.

# Französische Kunst.*)

Was gefällt uns an der französischen Kunst?

Der Eine erwidert: Die schöne Farbe; der Andere: Die Eleganz des Vortrages und der flotte Schmiß; der Dritte: Die Gourmandise dem ewig Weiblichen gegenüber oder die Frechheit im Cynismus. Man könnte die Kette solcher Eigenschaften noch um das Vielfache verlängern, ohne den Enthusiasmus zu rechtfertigen. Doch giebt es eine französische Kunst, die von solchen Attributen nicht charakterisirt wird; und nur sie steht in Frage. Unsere Zeit bringt es mit sich, daß überall die werthvollen Elemente im Hintergrund bleiben. Der Deutsche versteht unter französischer Kunst, was er alljährlich im Salon und in den Zeitschriften sieht, die sich Monate lang mit diesen „Aktualitäten“ beschäftigen, oder was er am Boulevard bemerkt. Im Louvre absorbiren die berühmten alten Bilder sein Interesse. Die glänzende Sammlung französischer Kunst im Louvre ist zerstückelt und zum großen Theil in Räumen untergebracht, die den meisten Fremden verborgen bleiben. Das Musée du Luxembourg, die moderne Galerie, ist dritten Ranges. Das Werthvolle steckt zum großen Theil in Privatsammlungen und ist über die ganze Welt zerstreut. Was bis vor kurzer Zeit in Deutschland gezeigt wurde, war nicht geeignet, einen rechten Begriff zu geben. In die großen öffentlichen Ausstellungen gelangte meist nur Marktwaare. Die Künstler, die sich vom pariser Salon fernhielten, hatten noch weniger Lust, die Ausstellungen des Auslandes zu beschicken, zumal sie Niemand dazu aufforderte. Die größten unter ihnen waren noch vor wenigen Jahren bei uns so gut wie unbekannt. Es ist noch nicht zehn Jahre her, daß ich von dem Präsidenten einer großen Internationalen Ausstellung, einem bekannten deutschen Maler moderner Richtung, der in Paris studirt hatte, auf meinen Vorschlag gebeten wurde, einen Renoir-Saal zusammenzubringen. Als ich, nicht ohne Mühe, mit Hilfe der besten pariser Sammler ans Ziel gekommen war, wurde mir in letzter Stunde bedeutet, man habe nicht Renoir gemeint, sondern Renouard, den Zeichner. Für den von mir vorgeschlagenen Künstler sei Deutschland noch nicht reif. Renoir war damals den Sechzigern nah; und Renouard hat in seinem Leben noch nicht ein Blatt von der Güte eines mäßigen Menzel gemacht.

Mittlerweile sind die Bilder der Impressionisten theuer geworden und dieser Umstand, der das kapitalkräftige Berlin reizt, wird in anderen Centren zum unübersteiglichen Hinderniß. In Berlin aber nimmt die plutokratische Toleranz die heterogensten Dinge auf; die Frage ist, ob mit Nutzen. Man kaufte gestern Manet, kauft heute Courbet, morgen Signac. Vermag der Laie, der nicht mit dem eigentlichen Körper der französischen Kunst vertraut ist, solche Extremitäten, wie Van Gogh

---

*) Ein Fragment aus dem Buch „Impressionisten“ (Guys, Manet, Van Gogh, Pissaro, Cézanne), das Herr Julius Meier-Graefe in diesen Tagen bei R. Piper & Co. in München erscheinen läßt. Interessant ist Meier-Graefe immer. Hier steht er auf seinem eigensten Boden. Das Buch (das sechzig schöne Abbildungen zieren) ist brillant geschrieben; und das in der vielbewunderten, vielbefehdeten „Entwickelungsgeschichte der modernen Kunst“ von Meier-Graefe über die hier behandelten Phasen des Impressionismus Gesagte wirkt daneben wie die Skizze neben dem ausgeführten Bild. Das Buch ist die ernste Arbeit eines kenntnißreichen Kulturpioniers; die beste, scheint mir, dieses kecken Drängers.

und Gauguin, die heute auf der Tagesordnung stehen, wirklich zu schätzen? Ich habe oft und stets vergebens gerathen, organische Ausstellungcyklen zu veranstalten, bei Géricault und Delacroix anzufangen, dann die Fontainebleauer und Corot zu zeigen, dann Courbet und die Impressionisten. Bis man zu den Jüngsten käme, müßten die Vorgänger genau verstanden sein. Die fixen Leute, die ohne Einsicht in solche Zusammenhänge fertig zu werden glauben, sind gerade die, deren übereiltes Urtheil, selbst wenn es liberal ist, zur Verwirrung treibt. Der Snob, dem eines schönen Tages ein Cézanne unverhoffte Eindrücke bereitet, ahnt nicht die sehr viel tieferen Freuden, die das Eindringen in den Organismus der französischen Kunst erschließt.

Zur Ausbildung einer modernen Kunst brachte Frankreich die denkbar glücklichste Vergangenheit mit. Von der pariser Schule des vierzehnten Jahrhunderts an, in der vielleicht Jan van Eyck lernte, bis zum heutigen Tage fließt die französische Malerei in einem ununterbrochenen Strom. Das siebenzehnte Jahrhundert, das unsere Blüthe brach, war für Frankreich eine segenreiche Zeit, auch wenn seine bedeutendsten Maler von Rom aus wirkten; und im achtzehnten, als bei uns so gut wie nichts mehr existirte, errang es die Hegemonie, vor der sich die Welt beugte. Die Revolution amputirte das Dixhuitième. Aber so groß der materielle Verlust war: der Schlag ist mit dem, der uns im siebenzehnten Jahrhundert traf, nicht zu vergleichen. Vor Allem war es kein Krieg, keine von außen auf das Volk eindrängende Willkür, sondern ein selbst gewolltes, lange vorbereitetes Schicksal, eine siegreiche Kraftprobe, die so viele moralische Besitzthümer frei machte, daß dem Opfer nur die Bedeutung eines Aderlasses bleibt. Die Operation war nothwendig. Das Dixhuitième war schließlich überreif geworden und legte der Persönlichkeit zu schwere Abgaben auf. Das Volk war zu begehrlich, um weiter an der von fern gesehenen Hofkunst Genügen zu finden, der Einzelne zu selbstbewußt geworden, um sich einer strengen Formel zu unterwerfen. Indem Frankreich das Königthum abschaffte, öffnete es der Kunst den Weg ins Freie. Napoleon war das vorschnelle Resultat der neuen Zeit, ein Zeichen, wie gesund die Operation gewesen war, mehr das auf den Thron erhobene Persönlichkeitbewußtsein als ein Imperator, wie wir ihn mit unseren Auffassungen des monarchischen Prinzips zu denken gewohnt sind. Er diktirte keine Kunst, die nicht der Nation in diesem äußerst bewegten Augenblick paßte; war dafür selbst zu sehr Theil ihrer kunstschöpfenden Triebe. Kein willkürlicher Einfall trieb das Empire zur römischen Allure; man nahm die Form, die dem aufs Höchste gestiegenen Selbstgefühl entsprach und überdies der lateinischen Rasse im Blut lag. Als eine feste Formel daraus zu werden drohte, wurde David mit seinem Herrn des Landes verwiesen. Seine Zucht hatte gerade lange genug gedauert, um den Jungen Frankreichs klar zu machen, daß kein Rezept dieser Art ihnen die in der Revolution verloren gegangenen Regeln ersetzen könne. Aber auch die Brutalität eines Gros war dazu nicht im Stande. Sie drohte, als der kriegerische Anlaß vorbei war, die heldenhafte Energie in hohles Pathos zu verwandeln. In diesem kritischen Moment, als der Genius des Volkes unbedingt nach einer adäquaten Form für die unabhängige Gesinnung verlangte, wurde der Jugend das feindliche England zum unerwarteten Helfer. Bonington, der Schüler von Gros, der Freund Géricaults und Delacroix', selbst mehr zu Paris als zu England gehörend, zeigte den Weg. 1821 ging Géricault nach London. Drei Jahre darauf erschienen die Engländer mit Constable an der Spitze im pariser Salon. Der Ein-

druck auf die jungen Maler war dem Entzücken ähnlich, mit dem einst die Italiener die ersten Meisterwerke des Nordens, die nach dem Süden kamen, begrüßt hatten. Genau was die Suchenden brauchten, war in England, abseits von der Akademie, abseits von der feudalen Reynolds-Epoche und noch ferner von allem Klassizismus entstanden: eine auf persönliche Erfassung des Sichtbaren gegründete Kunst, die der Empfindung und dem Intellekt des Einzelnen überließ, was die Stilschulen für sich in Anspruch nahmen. Sie gewann die Form aus der Natur. Daß gerade ein Géricault, ein Delacroix die ersten Empfänger Constables wurden, nicht Landschafter, keine stillen Lyriker, sondern umfassende Genies, die den ganzen Reichthum klassischer Kultur in sich trugen und alle hohen Werthe der Malerei glühend verehrten: Das war nicht nur für sie, sondern für die Zukunft von unübersehbarer Bedeutung. So wurde von vorn herein der Anregung die Wörtlichkeit genommen. Weder Géricault noch Delacroix zeigten Farmen wie Constable, Hügel mit Windmühlen wie Old Crome, Genreszenen wie Wilkie. Sie fuhren fort, ihre Dramen zu malen. Géricault seine gewaltigen Reiter, Delacroix seine Historien. Aber sie malten sie von nun an freier vom Gegenstande, wie Constable seine Landschaften, mehr auf die Natur als auf die Einzelheit des Gegenstandes gerichtet, achteten darauf, daß ihr Temperament sich in die Vielseitigkeit der Wirkungen ergoß, die sie an Constables Harmonien bewunderten, daß die Bilder mehr von Licht und Farbe und von Arabesken handelten, daß ihre Empfindung mehr der Darstellung im Material des Malers galt als der Romantik der Einfälle. Delacroix kam dabei zu seiner bei uns noch ungeahnten Größe, weil er, ähnlich wie Rembrandt, bei einem unbegrenzten Umfang des Ideologischen zur reinsten Abstraktion der Form gelangte. Niemand vor ihm, selbst nicht Rubens, sein größter Vorgänger, hat einen höheren Begriff des Malerischen, einen reicheren Ausdruck erwiesen. Er steht zwischen Constable und den französischen Landschaftern vor 1830, den eigentlichen Erben des großen Engländers, wie der Engel mit dem Schwert am Paradies. Sein heißer Idealismus gab all den tapferen Streitern um die Wirklichkeit von Rousseau bis Daubigny das Geleit. Etwas von seinem Pathos steckt in der Einfalt des Bauern Millets, glüht im Dickicht der Diaz und Monticelli, beflügelt das pastorale Genie eines Corot und veredelt noch Courbets Materialismus. Auf Corot und Courbet baut sich eine neue Generation von Malern auf, aber nicht auf sie allein. Noch immer wirkt Constable, zum Beispiel: in manchen Marinen Manets, noch deutlicher später in Monet und Pissarro, die sich zuerst Corot eng anschlossen. Stärkeren Einfluß erlangt Delacroix. Der ganze Kreis bis zu den heutigen Neo-Impressionisten verdankt ihm die Anregung zur Entwickelung des Farbigen, das keineswegs mit der Palette abgethan ist, sondern aus der weisen Verwendung der gegebenen Farbe durch den Auftrag entsteht. Während Courbet alle früheren Bilder seiner Nachfolger von Manet bis Monet in Schwarz taucht zu Gunsten eines altmeisterlichen Gepränges, wird der Geist Delacroix' zu der eigentlichen Triebfeder des impressionistischen Prinzips, treibt zur Auflösung aller überlieferten Begriffe, zur reicheren Ausgestaltung der Farben und Tonwerthe, zur Differenzirung des Pinselstriches. Ohne Delacroix ist das „Déjeuner sur l'herbe“ Manets, sind die reifen Bilder Renoirs wie die „Loge“ und ähnliche undenkbar. Er giebt Cézanne den Muth zu einer bis dahin unerhörten Synthese und ist selbst in der Koloristik eines Degas zu spüren, in dem sich Delacroix mit seinem Gegner Ingres trifft. Der folgenden Generation, der an einer

Vereinfachung der Malerei zu Gunsten einer großzügigen Dekoration gelegen ist, hilft noch einmal der selbe Meister. Van Gogh verdankt Delacroix, der ihm die Pracht seiner Teppichwirkungen erschloß, nicht weniger als Millet, der ihn den Umriß lehrte. Und daß auch Ingres, trotz der überwiegenden Bedeutung der Richtung Delacroix', nicht vergessen wurde, beweist Maurice Denis, dem die von Chassériau begonnene, von Puvis de Chavannes fortgesetzte Uebertragung der Arabeske Ingres' auf eine farbenfrohere Anschauung gelingt.

Und wie diese Meister, so hängen alle anderen, so weit sie Bedeutung verdienen, eng mit diesen und anderen Vorgängern und Nachfolgern zusammen, vermehren die Grade der Verwandtschaft und bestärken unseren Eindruck, in der französischen Kunst eine Familie vor uns zu haben. Aber wenn auch die Wiederholung, Fortsetzung, Verbreiterung und Vertiefung der selben Tendenzen für ihre Lebensfähigkeit sprechen: wir können daraus ohne Weiteres nicht den absoluten Werth der französischen Kunst folgern. Die Thatsache, daß eine Familie alt und weitverbreitet ist, beweist nicht unbedingt ihre Wirksamkeit auf weitere Kreise als die ihrer eigenen Sphäre; keinen Falls können wir daraus auf den Nutzen für uns Fernstehende schließen. Die Einsicht in diese Zusammenhänge könnte uns sogar dahin bringen, uns ganz von den Franzosen wegzuwenden und das Heil nur im Schoß unserer eigenen Familie zu suchen.

Aber bei näherer Betrachtung stellt sich der Vergleich mit der Familie in diesem engeren Sinn als verkehrt heraus. Die Zusammenhänge beschränken sich keineswegs auf die Eingeborenen, sondern ziehen alle möglichen fremden Elemente in den Kreis. Einige von ihnen deutete ich soeben schon an. Ja, das Fremde überwiegt so sehr, daß bei einer strengen Analyse von einer urfranzösischen Kunst überhaupt nichts mehr übrig zu bleiben scheint. Und darin, so paradox Das klingen mag, liegt ihr Werth. Die Behauptung, daß Géricault ein großes Temperament, Delacroix ein großer Romantiker war, daß Courbet, Manet und seine Freunde uns eine neue Natur brachten, giebt keine plastische Vorstellung von ihrem Werth. Auch der Hinweis auf den Individualismus ist an sich nie überzeugend, und daß man ihn bei den Franzosen immer braucht, beweist, wie wenig sie verstanden werden. Originelle Leute giebt es überall; vielleicht haben wir noch originellere als unsere Nachbarn. Man braucht nur etwas noch nicht Dagewesenes mit Farbe und Pinsel zu machen, um für eine Persönlichkeit zu gelten. Die Originalität an sich aber ist so interessant und so uninteressant wie jedes Kuriosum, das sich außerhalb unserer Erfahrungwelt stellt. Wir können darüber staunen, aber nichts damit anfangen. Die Originalität wird erst wirksam, wenn wir Beziehungen zu ihr finden und wenn sie sich auf Grund dieser Beziehungen als nützlich erweist, nämlich einen Fortschritt auf irgend einer der Bahnen der Kunst darstellt. Es ist daher weniger wichtig, zu zeigen, wie unabhängig ein Künstler ist, als: ob und wie er mit anderen Werthen zusammenhängt. Der Umgang eines Menschen, der uns schon im gewöhnlichen Leben manche Aufschlüsse liefert, wird hier entscheidend, sobald aus dem Umgang mit edlen Erscheinungen neue Werthe ersichtlich werden.

Ich zeigte im Wesentlichen den Umgang der Franzosen unter sich und hielt mich dabei an eine verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit. Die Beziehungen werden viel reicher, wenn wir betrachten, wie sich die selben Leute zu den Meistern der Vergangenheit verhalten. Selbst der ungläubigste Skeptiker erkennt mit mathema-

tischer Präzision den Werth einer Kunst, wenn er einsieht, daß sie die Kette von Genüssen verlängert, die von großen Künstlern der Vergangenheit begonnen wurde. Die Franzosen legitimiren sich nicht nur, wie wir sehen werden, durch die Alten, sondern es kann auch bewiesen werden, daß sie es sind, die uns die wesentlichen Werthe der Alten erst erschlossen haben. Gelingt dieser Nachweis, so ist der gesuchte Werth gefunden, ja, wir würden damit eine Bestätigung besitzen, die geeignet ist, die ganze Geistesart der Gegenwart, so weit sie in der Kunst hervortritt, auf eine höhere Stufe zu stellen. Jeder Mensch mit gesunden Instinkten, der die Beschäftigung mit der Kunst aus ideellen Rücksichten betreibt und damit in dem normalen Alter beginnt, das generösen Bethätigungen am Besten zugänglich ist, nämlich in der Jugend, wird mit seiner Kunstbetrachtung bei den Zeitgenossen anfangen. Von den Alten hält ihn das Museum ab. Er hat einen Widerwillen gegen das Systematische der Kunstpflege, nicht nur, weil das System manche Mängel aufweist, sondern zumal, weil er unfähig ist, die Wohlthat irgend eines Systems zu erkennen. Der Umweg zu seinen Idealen über die Wissenschaft ist ihm zu lang. Der Vortrag des Gelehrten scheint ihm nicht das Wesentliche zu treffen, das Buch über Kunst langweilt ihn, die Werke in den Galerien hält er für historisch. Er liebt die Kunst wie das erste Mädchen und wünscht, die Geliebte selbst zu entdecken. In der Kunstgelehrsamkeit erblickt er die Zumuthung, in die Wahl eines greisen Tyrannen zu willigen. Jede Formalisirung eines Interesses, das ihm im Licht reinster Empfindung erscheint, stößt ihn ab. Er will seine Liebe nicht analysiren sondern begeistert sich daran, kraft seines jugendlichen Optimismus. Er will nicht empfangen, sondern geben, sich hingeben. Dafür bedarf er des Persönlichen des Werkes, nicht nur einer Eigenschaft, die ihm als Sonderheit erscheint; er muß einen lebenden Schöpfer vor sich haben. Er will Partei nehmen. Nicht gelehrte Schriften über vergangene Epochen bilden seine Lecture, sondern die Zeitung mit der Tageskritik. Hier kontrolirt er sein Urtheil, stellt sich zur Minorität, zu Gleichgesinnten des selben Jahrganges, und jedes neue Werk seines Lieblings, den er so unabhängig von Anderen, so isolirt wie möglich wählt, wird ihm zu einem Erlebniß.

Dieses Ueberwiegen des Interesses am Zeitgenössischen wird immer bleiben und es ist gar nicht zu wünschen, daß es anders wird; denn nur so wird der Enthusiasmus das erste nothwendige Ungestüm behalten. Die Forderung, die heranwachsende Generation solle mit der alten Kunst beginnen, würde die ganze Existenz des jugendlichen Kunstinteresses aufs Spiel setzen. Die ungeheuerliche Abneigung mancher reifen Menschen gegen die klassische Periode der Plastik rührt oft von der griechischen Stunde auf dem Gymnasium her; und dabei sind nicht mal immer die Lehrer daran schuld gewesen. Selbst wo sich der jugendliche Enthusiasmus auf zweifelhafte Objekte erstreckt, ist er noch zu preisen, weil auch die Bewunderung eines mäßigen Künstlers immer noch einen Schutz vor dem drohenden Materialismus anderer Freuden der Jugend darstellt und eine Vertiefung, die in glücklichen Fällen über den Anreger hinausgeht, bringen kann. Dennoch leuchtet ohne Weiteres ein, welche entscheidende erzieherische Rolle den Eigenschaften der zeitgenössischen Kunst zufällt. Diese ist nicht nur Symptom der Gesittung der Gegenwart, sondern für die heranwachsende Generation der natürliche Hebel zum Anschluß an die Kunst überhaupt. Die Eigenschaften, die man am Bilde des geliebten Meisters entdeckt, richten allmählich den Blick auf die verwandten Vorzüge der Werke anderer, auch

der Meister der Vergangenheit. Entdecken wir dabei Beziehungen, so wird unsere erste Liebe gekräftigt und sie überträgt sich nach und nach mit auf die anderen Meister. Dem Enthusiasmus kommt die Logik des reiferen Alters zu Hilfe. Man beginnt, die anderen Künstler zu suchen: und so erweitert sich der Umkreis der Liebe.

Alle großen Franzosen der Gegenwart, die der Mehrzahl meiner Landsleute auch heute noch als Gipfel eines rücksichtlosen Modernismus erscheinen, stützen sich ausnahmelos auf die in der größten Blüthezeit der Malerei geschaffenen Werthe. Freilich nicht als Epigonen, sondern als Fortsetzer. Nicht den Zweck entnahmen sie; den findet jeder starke Künstler nur in seinem eigenen Bereich. Constable sagte, der Maler müsse vor der Natur vergessen, daß es Bilder gebe, und dieser Grundsatz wurde die Regel aller seiner Nachfolger. Man sah die Natur nicht durch ein fremdes Medium hindurch, sondern trat vor sie selbst hin. Die Fontainebleauer trugen ihre Staffelei ins Freie und der Duft des Waldes, der von ihren Bildern ausgeht, wäre mit keinem Eklektizismus zu geben. Corot, der Zauberer, saß noch als Greis in Auvers, am Ufer der Oise, oder in Ville d'Avray an dem vom Walde geränderten Teich und malte, so lange die Sonne lachte. Und über Courbet wunderten sich die münchener Künstler nicht wenig, da er im Herbst 1869, als es schon recht kalt war, am Starnberger See den halben Tag vor der Staffelei im Freien aushielt. Daubigny wohnte in einem Haus, das er sich auf einem Schiff gebaut hatte, um der Natur näher zu sein. Manet ließ sich, als ihn bereits sein tötliches Leiden befallen hatte, im Rollstuhl in den Garten fahren und malte die beiden Villenbilder. Monet nahm von seinem auf einem Kahn installirten Atelier die Seine auf, die selbe Stelle, wie sie morgens, mittags und abends erschien, gab zehn Varianten von einem Ausschnitt der Natur, nur durch die Beleuchtung und die Atmosphäre verschieden.

An diese Liebe zur Natur muß man denken, wenn man das Verhältniß der neueren Franzosen zu den alten Meistern betrachtet. Alle diese Leute, denen manche Geschichten aus ihrem Dasein das Relief von Waldmenschen oder Bauern geben, waren Städter und im Louvre nicht weniger zu Haus als in Fontainebleau oder an den Ufern der Seine. Mit dem selben Realismus, der in der Landschaft immer weniger das Zufällige einer Situation sah, sich immer mehr auf die Schönheiterreger der Natur als auf die Einzelheit richtete, betrachteten sie die Kunst. Alle kopirten, von Géricault bis zu den Jüngsten; und man bekäme eine merkwürdige Sammlung, wenn man diese Arbeiten zusammenstellte ... Manets Arbeiten sind keine Kopien, sondern Uebertragungen eines Geistes auf einen anderen, Rekonstruktionen, die uns das Alte in vollkommen neuem Licht erscheinen lassen, weit entfernt von dem Aspekt der Bilder, die als Vorlage dienten, und merkwürdiger Weise trotzdem dem Geist der Vorbilder unendlich nah. In dem Bild nach der „Vierge au lapin" Tizians stellte Manet die jetzt von Firniß und Staub erblindete Farbe so wieder her, wie er sie sich dachte. Sicher hat Tizian nicht so gemalt, würde aber vielleicht so malen, wenn er heute, als Mensch mit unseren Sinnen und Nerven, wiederkäme. So gab Manet die Profile weicher, frauenhafter, mehr von Atmosphäre umwoben, als sie ursprünglich waren. In dem Kopf des Filippo Lippi versuchte er, ähnlich wie vorher Delacroix mit dem Kinde Raffaels, die zeichnerische Gestaltung zu einer rein malerischen zu machen. Bei der wundervollen Nachbildung der sogenannten „Petits Cavaliers" des Velazquez übertrug er das Tonige in die starke Struktur seiner Pinselstriche.

Was die Kopien andeuten, Das bestätigen die selbständigen Werke. Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß hier nicht der naive Versuch gemacht werden soll, die Maler unserer Zeit über die großen Geister der Vergangenheit zu stellen. Es handelt sich immer nur um bestimmte, für die Malerei entscheidende Entwickelungwerthe, die in den Händen der Nachfolger reicher werden, als sie vorher waren, selbstverständlich nicht um eine Abschätzung der Persönlichkeiten gegen einander, die ein müßiges Spiel wäre. Wer zu Rubens von Delacroix und Renoir kommt, wird den Meister viel besser verstehen als der Historiker, der Rubens aus seiner Zeit zu erklären sucht. Genies eilen ihrer Epoche voran und es ist vergebliche Mühe, sich aus ihrer nächsten Umgebung ein Gerüst zu bauen, um ihre hohen Ziele zu übersehen. Wohl kann man mit solcher Betrachtung das Menschliche ihres Daseins erkennen. Den Ewigkeitwerth aber läßt die Entwickelung ahnen, die sie zur Folge gehabt haben ... Unübersehbar ist, was unsere bis dahin wenig kultivirte Empfindung für die Plastik von Rodin gewann. Kein Gelehrter, und besäße er den Einblick in die tiefsten Zusammenhänge, wird uns mit Worten die Entwickelung von den frühsten Griechen über Phidias zu Michelangelo und darüber hinaus zu unseren Formen mit allen Gewinnen und Verlusten so ergreifend darstellen wie das Lebenswerk dieses licht- und schattenreichen Genies. Mit einer Fähigkeit, die typischsten Regungen der Gegenwart zu schildern, die bisher der Plastik versagt schien, verbindet er die ideale Empfängniß für alle Werthe der Vergangenheit; und wenn ein großer Theil seiner Werke von einem späteren Geschlecht vielleicht geringer geschätzt werden wird als von uns: die Eroberung der Empfindungwelt, die wir ihm danken, ist unverlierbar. Von den Jüngsten hat Maillol uns gelehrt die großen Egypter und die ersten Griechen ohne alles ethnographische Beiwerk zu sehen, und hat damit die Möglichkeit einer nothwendigen Reaktion auf eine in Malerei ausgeartete Plastik erwiesen.

Alle diese Beziehungen rauben den Betheiligten nicht ein Atom ihrer Selbständigkeit; und der Umstand, daß wir in dem einen Künstler diesen, in dem anderen jenen Werth der Vergangenheit wiederfinden, macht sie uns nur noch theurer. Japan, das in so manchem Künstlerdasein Verheerungen anrichtete, gab den großen Malern Frankreichs nur Vortheile, und so deutlich wir seine Spuren in Degas, Lautrec und vielen Anderen bemerken: der Thor, der hier von einem die Persönlichkeit beschränkenden Einfluß reden wollte, würde sich der Lächerlichkeit aussetzen. Selbst ein Puvis de Chavannes, der sich am Weitesten von den Wegen seiner Landsleute entfernt und in dessen Bildern zuweilen das Ornamentale die natürliche Anschauung zu gefährden scheint, steht thurmhoch über den glatten Stilisirungen, zu denen man hier und dort seit fünfzig Jahren die alten Meister mißbraucht. Es ist bezeichnend, daß die Profanirung gerade in den Ländern besonders übel hervortritt, die über keine lebendige Tradition verfügen. Entweder man wendet sich ganz von den Alten ab, leugnet die Entwickelungsgeschichte und verfällt dem Naturalismus, der Willkür; oder man bestiehlt die Alten und gelangt in sklavische Abhängigkeit. Kein Präraffaelit bringt uns Botticelli oder Filippo Lippi näher, wenn es auch eine Zeit gab, wo man in London so vertraut von Botticelli redete, als wohne er in Kensington. Der Archaismus banalisirt immer nur das Vorbild, indem er sich einen Theil einer Welt aneignet und durch grobe Uebertreibung zu ergänzen sucht, die nur ungetheilt organischen Sinn behält. Von dieser Art, die Alten zu benützen, wird man bei

den großen Franzosen nicht die leiseste Spur finden Dafür treiben sie ihre Kunst zu natürlich. Und wenn wir durch die zarten Farben eines Maurice Denis die schlanke Form einer Venus von Lorenzo di Credi auftauchen zu sehen meinen, lebt zugleich Alles mit, was uns die Gegenwart theuer macht. Hält man sich an die Größten, erkennt man die ganze Tiefe der Beziehungen zwischen den Führern der Impressionisten und ihren Ahnen, so wird auch der Unterschied zwischen dieser Art von Verhältnissen und anderen deutlich, die nicht so grob sind wie die sanfte Plumpheit der Präraffaeliten und doch aus Mangel an positiven Resultaten keine rechte Freude bereiten. Wir lernen zwischen dem Spanierthum Whistlers und dem Manets unterscheiden. Vergleicht man dann Whistler, den eine amerikanische Reklame neben oder gar über Velazquez zu stellen wagt, wirklich einmal mit dem Maler Philipps des Vierten, so sieht man plötzlich einen geschickten Schneider neben einem Menschenbildner stehen und bittet reumüthig dem Schatten des Velazquez manche Voreiligkeit ab. Vergleicht man dann Turner, der in seinem Testament anordnete, daß zwei seiner Bilder neben zwei der schönsten Werke des Meisters, dem er mit Vorliebe nachahmte, gehängt würden, mit Claude Lorrain, so empört sich unsere Liebe zu Claude gegen die freche Konkurrenz des Epigonen. Und nicht viel anders geht es uns, wenn wir Reynolds, der Rembrandt zu verbessern behauptete, ernsthaft dem großen Holländer vergleichen.

In allen diesen und ähnlichen Fällen überwiegt eine mehr oder weniger geschickte Nachahmung das produktive Element. Nicht die Stärke, die sich getraut, das Erbtheil zu mehren, und sich am Höchsten ihre Ziele sucht, nicht der Instinkt des Verwandten noch der Enthusiasmus des genialen Schülers vollzieht die Annäherung, sondern die niedrige Spekulation mit Werthen, die von der Ueberlieferung geheiligt sind und die man im Vertrauen auf das nur zu genügsame Publikum mit billiger Industrie herstellt. Von diesen Fällen scheiden sich die Franzosen, die hier genannt wurden, schon durch den Mangel an jeder äußerlichen Aehnlichkeit mit ihren Vorbildern. Keinen von ihnen hat die Zugehörigkeit zu großen Meistern der Vergangenheit vor Spott und Haß oder vor dem Hunger bewahrt: aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht erkannt wurde. Und Dies wiederum aus dem schwer plausiblen Grunde, weil man auch das Wesentliche an der Kunst der Vergangenheit nicht kannte. Erst in unseren Tagen strebt die Forschung des Gelehrten über die enge Historie hinaus und äußert lebendigen Nutzen; aber es wird immer noch eine Weile dauern, bis auch der Laie in Velazquez etwas Anderes als den Maler spanischer Granden, in Raffael etwas Anderes als einen Heiligenmaler erblickt. Der selbe Fortschritt in der Schätzung der alten Kunst kommt der neuen, die ihrer würdig ist, zu Gute.

In der Förderung dieses Fortschrittes liegt eine Bedeutung der französischen Kunst; und diese Bedeutung ist greifbarer als Alles, was ich von der Eigenart dieses oder jedes Meisters erzählen könnte. Die Ahnung dieser Förderung war es, die einige unserer Landsleute, die größten im neunzehnten Jahrhundert, trieb, den gewohnten Weg nach Rom mit dem nach Paris zu tauschen. Oder war es das Franzosenthum, was die Menzel, Feuerbach, Marées, Leibl, Liebermann und manchen Anderen lockte? Dann wären sie doch wohl Franzosen geworden. Und zweifelt Jemand daran, daß Feuerbach, der, wie er selbst freimüthig gestand, nicht Deutschland, sondern den Franzosen zu danken hatte, nicht mit jedem Blutstropfen, mit allen Tugenden und Schwächen Deutscher war und blieb? Hält Jemand Leibl,

der ohne den Krieg vielleicht in Paris geblieben wäre, für einen Franzosen und seine besten in Paris entstandenen Werke, zum Beispiel: das mit dem verdächtigen Titel „Die Cocotte“, für französisch? Zeigt nicht gerade dies Unikum unter allen am Tiefsten die Bewandtschaft Leibls mit Holbein und anderen germanischen Meistern? Oder war Menzels Meisterwerk, „Le théâtre du Gymnase“ irgend einem Bilde der Franzosen der selben Zeit ähnlich? Es erinnert viel eher an Goya. Wer Humor hat, kann sich deshalb die kleine Excellenz als Spanier vorstellen.

Nicht das Franzosenthum lockte den Wanderer. Auch nicht die Masse schöner Dinge, wenigstens die nicht allein. Denn man mag sie noch so hochschätzen: sie reicht nicht an den Reichthum Roms. Und wie wenig hat der den Hunderten von deutschen Malern, die über die Alpen zogen, genützt!

Mehr als all Das fand man. Nicht die Fülle des thatsächlich Gegebenen, sondern das Bewußtsein von einer treibenden Kraft, die eine noch viel größere Fülle entstehen lassen konnte, die nicht nur geschaffen hatte, sondern noch beim Schaffen war, die sich jedem denkenden Menschen als lebendes Wesen zeigte: eine fruchtbare Idee. Nicht der Provinzler aus Berlin, der Paris zu kennen meint, wenn er die Preise der besseren Restaurants im Kopf hat, kennt sie, noch der Schäker, der nach der Oper im Café de Paris in den Augen listiger Mädchen die Seele Frankreichs entdeckt. Auch nicht der Unglückliche, der es auf sich nimmt, in acht Tagen die hundert Säle des Louvre zu bereisen. Ja, nicht mal der Kenner, der auf seine Bekanntschaft mit jedem Händler der Rue Laffitte stolzer ist als auf seine Vertrautheit mit den Bildern, die sie führen. Man muß, um diese Idee zu sehen, den rechten Abstand nehmen wie von guten Bildern. Dann bemerkt man, daß in dieser Kunst noch etwas Anderes steckt als die Weisheit des Koloristen, als die Treue gegen die Natur und die Liebe zu den alten Meistern; daß all die Eigenschaften, die Das, was uns entzückt, entstehen lassen, einem weiteren Kreis entstammen, der die Kunst durchaus nicht als das Einzige umfaßt und dessen Eigenart daher auch den Fremdling fesselt, der mit der Kunst keine engeren Beziehungen unterhält. Es ist der Zusammenhang der Kunst (nicht mit der Rasse; dafür ist, wie wir sahen, zu viel Fremdes darin, sondern) mit hohen Anstrengungen der Rasse, die über das Angeborene, Angeerbte hinausstreben, zu einem Ideal der Menschheit, dem höchsten: zur Freiheit. Die Idee ist das zu immer größerer Freiheit Drängende, das das Traditionelle, das ich nachzuweisen suchte, zu leugnen scheint. Man kann es nur mit einem schreckhaften Wort bezeichnen: Die Revolution.

Man fürchte nicht, daß ich ungebührlich in den stillen Kreis einer Kunstbetrachtung politische Dinge, zumal solche, die so unheimlich klingen, hineintragen will. Es handelt sich nur darum, den Hintergrund zu zeigen, vor dem sich alle geistigen Evolutionen Frankreichs nothwendig vollziehen, und einen letzten, für eine weitere Würdigung der französischen Kunst unentbehrlichen Zusammenhang darzulegen. Und ich meine nicht die blutige Revolution, die 1789 begann und nach wenigen Jahren endete. Sie ist nur ein geringer Theil der größeren, die viel früher in den Köpfen großer Denker entstand und noch lange nicht zu Ende ist. Uns kümmert hier nicht, was sie dem allgemeinen Befinden des Landes gebracht hat. Wir haben nicht zu untersuchen, ob ein Volk, das sich in einem hundertjährigen Kampf eine auf Vernunft gegründete moderne Staatsform schafft, sie trotz dem Gegensatz zu allen eingesessenen reaktionären Mächten immer sicherer befestigt und

sich durch die bei solchen Wandlungen unvermeidliche Fäulniß hindurch die Gesundheit erkämpft, ob solch ein Volk werth ist, von uns bewundert zu werden.

Für unsere Betrachtung wichtig ist, was Frankreich seinen Künstlern von dem Geist giebt, der der Nation gesammte Entwickelung bestimmt. Es ist das selbe Prinzip, das es seinem Regirungplan zu Grunde legt: die Freiheit von allen unsachlichen Hemmnissen. Frankreich entbindet seine Künstler von jeder Pflicht gegen das Land, die auch nur irgendwie geeignet sein könnte, den Individualismus zu hindern. Daher haben gerade die bei uns beliebtesten Schlagwörter drüben schon lange keine Geltung mehr. Es giebt recht mäßige Kritiker in Paris, sogar bestechliche, aber ich habe noch keinen gesehen, der ästhetische Fragen von patriotischen Erwägungen abhängig machte. Die politischen Nationalisten in Frankreich sind, wie man weiß, nach vielen Kämpfen, besonders in den letzten Jahren, endgiltig besiegt worden und die Anschauung, die sie vertreten, gilt als staatsfeindliche Tendenz, die sich gegen die Majorität des Landes richtet. Die Regirung bedarf nicht solcher Elemente, weil sie nicht auf einem unwandelbaren Begriff der Nationalität besteht, weil sie sich nicht als Träger einer unverletzlichen Form, sondern einer lebendigen und daher wandelbaren Idee fühlt, weil sie selbst die Revolution ist. Die Folgen dieser Anschauung sind den Künstlern längst in Fleisch und Blut übergegangen und jeder von ihnen, der auf Grund seiner eigenen Initiative zur Größe gelangt, bestätigt die Fruchtbarkeit des revolutionären Regimes des Landes und gilt als Held der Nation. Trotzdem würden sie sich, wenn das Land in Gefahr geriethe, in Reihe und Glied stellen. Vielleicht nicht lediglich aus Liebe zu der schönen Heimath ihrer Väter, sondern, weil sie den Herd ihrer Idee schützen wollen. 1870 wurden die größten Freigeister plötzlich zu den feurigsten Patrioten. Degas, der damals schon manch kostbares Bild gemacht hatte, der Unnahbare, dem jede Berührung mit dem Mob verhaßt ist, lief während der Belagerung von Paris mit einem großen Schild auf der Brust durch die Straßen, auf das in dicken Buchstaben geschrieben war: Nous ne rendrons pas les forteresses! Flaubert, der größte Geist der modernen Literatur Frankreichs, der tapferste Kämpfer gegen den Nationalismus, nach deutschen Begriffen fast ein Anarchist, wurde im Krieg zu einem flammenden Vertheidiger seines Landes, stellte sich in Rouen mit in die Reihe der Bürgergardisten und rührte, so lange das Unglück dauerte, keine Feder an. Und er und viele Andere, die in den Tuilerien zu Gast gewesen waren, zu dem intimen Cercle der Prinzessin Mathilde gehörten und mit ihr befreundet blieben, des Kaisers persönliche Gaben hochschätzten und von dem Kaiserreich persönlichen Nutzen hatten und hoffen durften, waren und wurden Revolutionäre. Weil sie die Idee verehrten. Und die Verachtung der plebejischen Allüren der jungen Republik ließ sie nicht an fernen Zielen wankend werden.

Ideen machten Frankreich groß, nicht seine Soldaten, nicht sein Reichthum. Und das Bewußtsein dieses ineren Schatzes theilt sich auch dem Fremden mit, der als Suchender nach Paris kommt. Nicht so sehr, was man den pariser Malern absehen kann, sondern, was die eigene Empfindung zu erfüllen findet, was der Künstler als Mensch dort erlernen kann, macht den Werth dieser besten Schule unserer Tage aus. Die Empfindung unserer großen Leute, die in Paris zur Klarheit über sich gelangten, gleicht dem Gefühl Albrechts Dürer, als er von Venedig, dem Paris seiner Epoche, an seinen Freund Pirkheimer schrieb: „O wie wird mich nach der Sonnen frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer."

Julius Meier-Graefe.

# Zuckerrohr und Zuckerrübe.

Eine Entgegnung, die ich in einer Fachzeitschrift gegen den von Karl Jentsch in der „Zukunft" vom zwölften Januar veröffentlichen Artikel erscheinen ließ, hat mir eine ganze Anzahl mehr oder weniger begeisterter Zuschriften eingebracht. Wie aber im Himmel mehr Freude über einen Bekehrten herrscht als über neunundneunzig Gerechte, so haben mich diese Zuschriften nicht so erfreut wie der hier abgedruckte Brief des Herrn Jentsch, in dem er zugiebt, daß ich ihn „beinahe überzeugt" habe und mich bittet, auch in der „Zukunft" einen Artikel über diese große und wichtige Frage zu veröffentlichen. Ich thue es gern und will versuchen, ihn und mit ihm vielleicht auch andere Leser nun vollends zu überzeugen.

Natürlich würde es zu weit führen, wenn man auf die Geschichte des Kampfes zwischen Zuckerrohr und Zuckerrübe einginge. Aber für den allgemeinen Ueberblick ist es doch unentbehrlich, zu wissen, daß die europäische Rübenzuckerindustrie unter dem Druck der Kontinentalsperre entstanden und nach deren Aufhebung wieder fast verschwunden ist, daß sie dann erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Treibhauswärme behaglicher Schutzzölle aufblühte. Im Jahre 1852/53 wurden von der gesammten Weltproduktion an Zucker 14 Prozent durch die Rübenzuckerindustrie gedeckt, 1859/60 22,2, 1869/70 32,4, 1879/80 42,4, 1889/90 58,4 Prozent. Der Antheil der Rübenzuckerindustrie sank dann allmählich bis 1895/96 auf 55,7, stieg durch die kubanische Revolution bis auf 64,6 im Jahr 1899/00 und sank nach deren Ende im Jahr 1904/05 wieder auf 51,7 Prozent. 1904/05 hatte Europa eine Dürre und in deren Folge eine Mißernte. 1905/06 betrug der Antheil des Rübenzuckers an der Weltversorgung wieder 59,4 Prozent, im laufenden Jahre wird er auf 58,7 Prozent geschätzt. Bei normalen Ernten liefert also jetzt, rund gerechnet, die Rübenzuckerindustrie dem Welthandel $^6/_{10}$, das Rohr $^4/_{10}$ seines Bedarfes.

Der Siegeslauf der Rübenzuckerindustrie, den diese Zahlen andeuten und der nur durch kurze Störungen unterbrochen worden ist, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht durch besondere Hilfe der Gesetzgebung die zarte Pflanze der Industrie im Anfang gegenüber dem Jahrhunderte alten Wettbewerber gefördert worden wäre. Hohe Schutzzölle im Anfang, später versteckte und zuletzt offene Ausfuhrprämien haben die Rübenzuckerindustrie in allen Ländern Europas großgezogen und so weit gestärkt, daß seit dem Bestehen der Brüsseler Konvention alle Zuckerproduktionländer Europas auf die staatliche Ausfuhrprämie verzichtet haben; nur Rußland nicht. Diese Entwickelung erfolgte in stetem Kampf gegen die Freihandelsschule. Das ganze Manchesterthum kämpfte in Politik und Wissenschaft gegen die Zuckerindustrie.

Diese ist nämlich ein Beispiel, an dem die Kraft und Wirkungart der in der nationalökonomischen Wissenschaft einander heftig befehdenden Schulmeinungen gemessen werden können. Freihändler und Schutzzöllner betrachten diese Industrie als Beweisgegenstand, an dem sie die Richtigkeit ihrer Theorien zu erhärten suchen. Die Freihandelsschule verdammt, so weit sie folgerichtig und nicht durch politische Geschäftsthätigkeit versumpft ist, überhaupt den Bestand der Zuckerindustrie in Europa. Ein Freihändler reinen Wassers*) sagte einmal: „Wie der Tabak, so ist auch der

*) Wirths „Grundzüge der Nationalökonomie".

Zucker eins der zweckmäßigsten Besteuerungobjekte. Er ist durchaus entbehrlich zur Nahrung, auch kann er durch den Honig ersetzt werden; die Armen können sich also über die Steuer als über eine Schmälerung ihres Lebensbedarfes nicht beschweren. Dagegen ist er aber ein so reizendes Genußmittel, daß die Menschen sich gern sehr harte Arbeit auferlegen, um es zu erlangen. Der Zoll auf diesen Gegenstand wird der Steuerkasse daher stets einen sehr großen Ertrag abwerfen und dieser Zoll ist nur zu billigen. Dagegen sollte er prinzipgemäß so gestellt sein, um nicht eine unnaturwüchsige Industrie im Inland hervorzurufen und der gesunden Industrie das Kapital zu entziehen ;entweder müßte also der Zoll ein gewisses Maß beobachten oder, wo er sehr hoch ist . . . , da sollte zweckmäßiger Weise die Rübenfabrikation verboten und durch hohe Steuer unmöglich gemacht sein. Denn dieses Ueberbleibsel aus der Kontinentalsperre, das wie eine Schmarotzerpflanze blos aus der Tasche der Konsumenten lebt, muß früher oder später doch fallen; besser also früher, ehe noch ein paar Hundert solcher Fabriken entstanden sind und unseren anderen Gewerben Millionen von Kapital entzogen haben."

Dagegen hat nachdrücklich der Amerikaner Carey die Interessen des Verkehrs gegen jene des Handels in Schutz genommen und als eine der wichtigsten Anfgaben der Wirthschaftpolitik hingestellt, die Konsumenten und Produzenten einander zu nähern, alle Bedarfsgegenstände so nah wie möglich an den Centren des Verbrauches herzustellen und die Transportwege aller Waaren, sowohl der Rohstoffe als der fertigen, so viel wie möglich abzukürzen, den Nahverkehr zu Ungunsten des Fernhandels zu begünstigen. Neben Carey hat der Schöpfer des deutschen Zollvereins, Friedrich List, die Wege geebnet, auf denen es den politischen Parteien möglich war, zum Schutz der inländischen Industrie vorzugehen. Dieser große deutsche Geistesheld, der Schöpfer der deutschen Eisenbahnen und des Zollvereins, der Vorkämpfer des deutschen Reichsgedankens, hat die Lehre von den produktiven Kräften der Lehre von den Tauschwerthen gegenüber gestellt. Wo giebt es einen Schutzzoll, der eine gewaltigere produktive Kraft geschaffen hat als der Zuckerzoll? Es giebt kein besseres Beispiel für den Wahrheitkern der Lehre Lists als den deutschen und europäischen Rübenbau. Und wenn Jentsch dazu kommt, eine zweite Auflage seines Buches über List herauszugeben, sollte er den Rübenbau und die Entwickelung der Zuckerindustrie als Beweis für die innere Wahrheit der Lehren, als glänzende Bestätigung des weit vorausschauenden Seherblickes Lists anführen.

Einen grundsätzlichen Irrthum spricht der von Jentsch angeführte Hahn da aus, wo er sagt, er glaube, der Rübenbau entziehe einen großen Theil des allerbesten Bodens seiner eigentlichen Bestimmung, der Ernährung unseres Volkes. Jentsch widerlegt diesen Irrtum selbst. Es ist auch eine allbekannte Thatsache, daß ein Gut mit Rübenbau mehr Getreide erzeugt als ohne ihn; daß es keine bessere und geeignetere Frucht als die Zuckerrübe giebt, um die höchsten Getreideernten herbeizuführen, und daß bisher durch keine andere Zwischen- und Vorfrucht der Boden so gut zur Tiefkultur gebracht werden konnte wie durch die Rübe.

Aber ist denn, neben der Ertragssteigerung aller übrigen Felder, der Acker, der Rüben trägt, auch nur zeitweise seiner Aufgabe entzogen? Ist Zucker kein Nahrungmittel? Muß man erst darauf hinweisen, daß die Hälfte des Rübengewichtes in Form von Schnitzeln der Landwirthschaft als Viehfutter zurückgegeben wird? Daß mancher Landwirth die Milchproduktion seines Kuhstalles ein Viertel-

jahr und länger mit Hilfe der verfütterten Rübenblätter aufrecht erhält? Wenn das Hektar Rübenlandes 300 Doppelcentner Rüben bringt, so bringt es von diesen rund 150 Doppelcentner Schnitzel und außerdem rund 260 Doppelcentner Blätter, also an Viehfutter viel mehr als bei extensiver Wirthschaft.

Außer diesem Viehfutter und über es hinaus bringt der Rübenbau noch Zucker. Heute schon wird ungefähr die Hälfte der deutschen Zuckererzeugung im Inlande verzehrt, ganz nach Careys Kulturzielen unter denkbar größter Abkürzung des Weges, den das Erzeugniß von der Ursprungsstätte zum Verbraucher zurückzulegen hat. Die andere Hälfte wird ausgeführt hauptsächlich nach England und ist dem englischen Verbraucher immer noch näher als der Zucker der Antillen. Zucker ist vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, ein idealer Ausfuhrartikel, weil er nur aus Kohlenstoff und Wasser besteht, aus Stoffen, die die Rübe ausschließlich der Luft entnimmt, im Gegensatze zu den meisten anderen Ausfuhrartikeln, die Bodenschätze mit entführen. Vom weltwirthschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ist aber auch der ausgeführte Zucker ein Nahrungmittel und entzieht daher den Acker seiner natürlichen Aufgabe nicht.

Hören wir, was List über Zucker als Nahrungmittel vor mehr als fünfzig Jahren in seinem Zollvereinsblatte schrieb, zu einer Zeit, als der Deutsche nur vier, der Engländer nur siebenzehn Pfund Zucker im Jahre verzehrte: „Der Zucker ist nicht nur an und für sich ein vortreffliches und gesundes Nahrungmittel, er ist zugleich die Würze für minder schmackhafte Nahrungmittel, und wie der Genuß des Zuckers bei großer Wohlfeilheit wirthschaftlicher ist als der Genuß großer Quantitäten Bier, so ist er der Moralität und der Gesundheit unendlich zuträglicher als der Genuß des Branntweines. Es ist also thöricht, bei Preisen, wie sie eine vervollkommnete Verfahrungweise stellen könnte, den Zucker unter die Luxusartikel zu rechnen, deren Genuß für die arbeitende Klasse verderblich sei. Je mehr dieser verfeinerte und der physischen wie der moralischen Wohlfahrt zuträgliche Genuß Platz greift, desto mehr wird man sich geistig und körperlich anstrengen, sich ihn zu verschaffen; er wird also zur Veredlung und zur Bereicherung, nicht zur Entsittlichung und Verarmung der arbeitenden Klassen dienen. Und wir würden es als einen unermeßlichen Kulturfortschritt betrachten, wenn Deutschland seine Zuckerkonsumtion um das Fünffache vermehren würde."

Damals führten wir Zucker ein; jetzt haben wir die größte Zuckerausfuhr der alten Welt. Wie lange aber wird diese Ausfuhr überhaupt noch dauern? Es ist doch nur eine Frage der Zeit, wann der ganze deutsche Zucker im Inland verzehrt wird. Der Inlandsverbrauch ist, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, stetig steigend. Betrachtet man also die von Jentsch aufgeworfene Frage nicht vom engsten Standpunkte des Augenblicks, sondern von einer höheren Warte, die einen Blick über ein Stück Welt und Zeit ermöglicht, so wird man den Wunsch nicht mehr begreifen, daß wir diese Industrie so bald und mit so wenig Verlust wie möglich loswerden.

Die Zuckerindustrie ist künstlich großgezogen worden. Kein Zweifel. Gewissermaßen im Treibhaus. Etwa wie die jungen Pflanzen für unsere meisten Frühgemüse im Mistbeete angetrieben werden, um bei eintretendem Frühling auf den Acker und ins Freie gepflanzt zu werden. Was sich bei grünen Kohlpflanzen in einem Jahr abspielt, hat bei dieser großen Industrie ein halbes Jahrhundert gedauert. Durch

die seit dem ersten September 1903 geltende Brüsseler Konvention ist die deutsche, österreichische, französische, belgische, holländische Zuckerindustrie der Prämien beraubt, sozusagen ins Freie verpflanzt werden und sie hat in den letzten vier Jahren ihre Rolle auf dem Weltmarkte so gut behauptet, daß der Beweis im Großen erbracht ist: die Rübe ist dem Rohr gewachsen.

Der geringe Zollschutz, der der europäischen Zuckerindustrie verblieben ist, 4,80 Mark per Kilo Raffinade, und der den inländischen Markt vor ausländischem Wettbewerb schützen soll, ist nur ein recht unbedeutendes Glied in der Kette der Schutzzölle und dem Werth des Artikels gegenüber, wie im Vergleich zu den übrigen landwirthschaftlichen und industriellen Zöllen, kaum der Rede werth. Ich bin überzeugt, daß die Zuckerindustrie auch auf diesen Schutz verzichten könnte, wenn alle anderen Zölle fallen, im In- und Auslande, und eben so, daß dieser Schutz eigentlich zu gering und den Konventionländern nur durch die Drohungen Chamberlains aufgedrängt worden ist. Der kleine Zoll ist nur ein ungenügender Ausgleich dafür, daß die Zuckerindustrie alle Bedarfsgegenstände zu hohen Syndikatspreisen einkaufen muß, von den Kohlen angefangen bis zu Messingröhren, Eisen, Maschinen, Säcken, Papier, Kisten, Bauholz, Cement und ähnlichen Produkten. Da übrigens die deutsche Zuckerindustrie auf Ausfuhr ungefähr mit der Hälfte ihrer Erzeugung angewiesen ist, so wird der Schutzzoll im Inlande nicht erhoben; er steht nur auf dem Papier. Der heimische Verbraucher zahlt nur den Weltmarktpreis und die Zuckersteuer.

Auf dem Weltmarkte muß aber der Rübenzucker mit dem Rohrzucker in Wettbewerb treten, der prämienlose deutsche Zucker ferner mit dem prämiirten russischen, argentinischen, amerikanischen. Also nicht freier Wettbewerb, sondern Kampf gegen landesgesetzlich geschützte und bevorrechtete Gegner; nicht zu einem natürlichen Weltmarktpreis, der sich nach Angebot und Nachfrage regulirt, kann Zucker auf dem Weltmarkt verkauft werden, sondern nur zu einem künstlich gedrückten Preis, gedrückt durch direkte Produktionprämien (Australien, Chile, Argentinien), durch indirekte staatliche Ausfuhrprämien (Rußland), durch indirekte Einfuhrprämien (20 Prozent Zollermäßigung für Kubazucker, 25 Prozent für Zucker der Philippinen in den Vereinigten Staaten), durch hohe Schutzzölle, die in den Importländern voll ausgenützt werden und die Zuckerproduktion einer so starken Treibhauswärme aussetzen, daß sie rasch wachsen mußte (Schweden, Italien, Spanien, Rumänien, Nordamerika, Kanada u. s. w.), und auch durch einige in Ausfuhrländern bestehende Kartelle (Oesterreich-Ungarn, Frankreich).

Endlich aber ist der Weltmarkt auch dadurch künstlich gedrückt, daß der Zuckerverbrauch durch die Gesetzgebung in seiner natürlichen Entwickelung in den meisten Ländern gehemmt ist: durch die Neigung und Gewohnheit der meisten Staaten, auf Zucker hohe Verbrauchsabgaben zu legen. Die Zuckersteuer ist dem Staatshaushalt der meisten Groß- und Kleinstaaten eine tragende Ecksäule. England machte bis vor wenigen Jahren darin eine Ausnahme und hatte deshalb auch den höchsten Zuckerverbrauch der Welt: um die Jahrhundertwende 90 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung. Um die Kosten des Burenkrieges zu decken, hat aber England neben dem Kohlenausfuhrzoll einen Zuckerzoll eingeführt und ist in Folge des dadurch erhöhten Preises auf 75 Pfund im Durchschnitt der vier Jahre 1903 bis 1906 gesunken. Aus den Zuckerzöllen und Steuern nimmt England jetzt durchschnittlich 110 Millionen Mark jährlich ein; die nordamerikanische Union 250, Rußland 170,

Deutsches Reich 150, Frankreich 130, Oesterreich 100 Millionen Mark. Also recht erhebliche Summen, die von den Zuckerverbrauchern allein für den Staatssäckel aufgebracht werden, die den Verbrauch hemmen und daher künstlich die Nachfrage nach Zucker und damit den Preis drücken.

Gerade weil Zucker in allen diesen Ländern ein so guter Steuereintreiber für den Staat ist, ist ihm überall Wohlwollen bezeugt und Gelegenheit zu Nebenvortheilen gegeben worden. Das allein hätte nicht genügt. Hinzu kam der offenbare Nutzen, den die Tiefkultur der Landwirthschaft bringt. Leider giebt es keine andere Nutzpflanze, die so zur Tiefkultur zwingt, keine, die eine so gute Vorfrucht ist, keine, die den Boden so vorzüglich von Unkraut reinigt und die zu dauernder Verbesserung des Ackers führt wie die Zuckerrübe.

Es ist also durchaus kein Zufall und man kann es unmöglich als Folge eines schutzzöllnerischen Vorurtheils betrachten, daß so viele Staaten die Rübenkultur nach Kräften begünstigt und künstlich großgezogen haben und daß manche es noch thun. Aber diese Bevorzugung hat schließlich doch in der ganzen Welt zu einer Ueberzeugung und zu einem Tiefstand der Preise geführt, daß der Nutzen des Schutzzolles aufgehoben und man einsehen mußte, auf diesem Wege könne es nicht weiter gehen.

Seit dem ersten September 1903 ist nun der internationale Vertrag in Kraft, der die Brüsseler Konvention genannt wird und durch den viele Staaten sich verpflichtet haben, dem in ihrem Gebiet erzeugten Zucker keine Ausfuhrprämien mehr zu gewähren, die Einfuhr von Prämienzucker entweder ganz zu verbieten oder durch Strafzölle zu erschweren. Diesem Vertrag sind beigetreten England, Frankreich, das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn, Holland, Belgien, Spanien, Italien, Rumänien, Schweden, Peru, Schweiz. Von den Staaten Europas, aus denen Zucker ausgeführt wird, fehlt nur Rußland. Am ersten September 1907 und an jedem folgenden ersten September kann jeder betheiligte Staat kündigen; wenn nicht gekündigt wird, läuft der Vertrag immer wieder ein Jahr weiter.

Es ist nun eigentlich ein Schauspiel für Götter, wie jetzt ein Staat auf den anderen wartet und jeder die Kündigung wünscht, aber keiner das Odium auf sich nehmen will. Der reine Eiertanz. Und leider auch der heutzutage übliche Zug im Wesen unserer Staatspolitik, sich schieben zu lassen und ja nicht etwa den Anschein zu erwecken, als schiebe man. Die Ziellosigkeit, das Fortwursteln. Die englische Regirung hat seit der Geltung der Konvention eine andere Farbe bekommen. Die Konservativen sind von den Liberalen abgelöst worden. Diese haben die Konvention, als sie in der Minderheit waren, im Interesse des Zuckerverbrauches bekämpft; jetzt antwortet die englische Regirung auf eine parlamentarische Anfrage, sie habe ja bis zum ersten September für ihre Entschließung Zeit. Die überwiegende Mehrzahl der Unterhausmitglieder ist mit der Verpflichtung gewählt, gegen die Konvention zu stimmen. Aber jetzt begnügt sich diese Mehrheit mit hinhaltenden Erklärungen der Regirung. In den Festlandstaaten ists eben so. Sie haben der Konvention zugestimmt unter der ernhaften Drohung mit englischen Ausgleichszöllen. Diese Drohung ist jetzt gegenstandlos. England ist nicht einmal seiner Verpflichtung nachgekommen, spanischen und chilenischen Zucker mit Strafzöllen zu belegen. Wer soll es zwingen? Womit? Man legt im brüsseler Areopag schüchtern Verwahrung dagegen ein. Dabei bleibt es. Oesterreich und Ungarn haben bis zum letzten Augen-

blick versucht, die Konvention hintanzuhalten und sind nur mit der ausdrücklichen Begründung beigetreten, man könne nicht anders angesichts der Haltung des Deutschen Reiches. Jetzt wartet man dort auf den ersten Schritt, den der Andere thun soll. Deutschland, geh' Du voran, Du hast die größten Stiefel an.

Und wirklich könnte und müßte das Deutsche Reich auch vorangehen: als größter Zuckerausfuhrstaat der Welt, als Hauptbetheiligter. Es müßte kündigen, um an die Stelle der bisherigen Konvention eine neue, bessere zu setzen. Eine mit Rußland und den Vereinigten Staaten oder eine mit Rußland gegen die Vereinigten Staaten. Auf die Dauer kann Europa sich von Amerika ja nicht Alles gefallen lassen. Der Reziprozitätvertrag mit Kuba ist ein Bruch der Meistbegünstigung; haben wir kein Mittel, diesen zu hindern aus Furcht vor dem Zollkrieg, so kann die europäische Zuckerpolitik gegen Amerika gerichtet sein und dem Kubazucker und dem Zucker anderer besonders begünstigter Produktiongebiete den Weg nach Europa sperren. Wenn die Vereinigten Staaten es für nützlich halten, auf Hawaii, Portoriko, in Louisiana und im übrigen Nordamerika den künstlichen Schutz so weit zu treiben, daß dort Zuckerrübe und Rohr selbst in Blumentöpfen noch rentabel gezogen werden können, so wollen wir uns doch diesen künstlich unterstützten Wettbewerber vom Leibe halten. Und daran hat ganz Europa (außer England) das selbe wirthschaftliche Interesse. Deshalb ists keine allzu schwierige Aufgabe für unsere Diplomatie, diese Interessen ernsthaft zu vertreten.

Rußland muß und kann zuerst gewonnen werden. Die dortigen Zuckerfabriken gehören einem kleinen Kapitalistenkreis. Der übertriebene Nutzen, der den Fabrikanten zufließt, muß aus der Tasche des russischen Bürgers und Arbeiters geholt werden. Die russische Regirung würde ihrem groß angelegten politischen Programm einen werthvollen Baustein einfügen, wenn sie eine Revision der Zuckersteuer in Aussicht nähme. Durch Anschluß an die Brüsseler Konvention würde dem russischen Volk der Zucker so verbilligt, daß der Staat, ohne den geringsten Ausfall, die Verbrauchsabgabe von 23 auf 18 bis 20 Mark herabsetzen könnte; denn der Konsum würde sofort zunehmen. Selbst wenn die Verbrauchsabgabe von 23 Mark bestehen bliebe, würde durch die Beseitigung des jetzigen Systems der Inlandszucker wesentlich verbilligt und die Zuckerindustrie würde bald durch den erhöhten Inlandsverbrauch für den Fortfall der jetzigen Bevorzugung entschädigt. Sie würde sich eben so mit der Konvention aussöhnen, wie sich die Industrien der anderen Länder mit ihr ausgesöhnt haben.

Die zweite Aufgabe besteht darin, die Vereinigten Staaten für die Konvention zu gewinnen oder diese mit scharfer Spitze gegen sie zu richten. Siegt 1908 ein Demokrat in der Präsidentenwahl, so käme sofort eine Tarifreform mit schroffen Maßregeln gegen die Trusts und dem amerikanischen Zuckertrust würde bald der Garaus gemacht. Aber auch wenn Roosevelt wieder gewählt würde, könnte er die Tarifreform nicht vermeiden; er müßte das im Wahlkampf gegebene Versprechen, gegen die Trustmagnaten vorzugehen, einlösen. Er wird das Interesse der Verbraucher ein Wenig berücksichtigen müssen: und der Zuckerzoll wird einer der ersten sein, an denen gerüttelt werden wird.

Der Kampf zwischen Zuckerrübe und Rohr hat bewirkt, daß die deutsche Rübe alle Zollvortheile verloren hat und jetzt kein anderes Hinderniß in ihrer Entwickelung vorfindet als die fiskalische Begünstigung des Rohranbaues (und auch des

Rübenbaues selbst in einigen Großstaaten). Gleiches Recht für Alle: Das ist die Losung der deutschen Zuckerindustrie. In freiem Wettbewerb will sie es gern mit allen Rohr- und Rübenzuckerindustrien der Welt aufnehmen. Sie kann mit Stolz auf ihre materielle und statistische Machtstellung und auf die geistige Arbeit blicken, die in ihr und in der hinter ihr stehenden Landwirthschaft aufgespeichert ist, auf die Thatkraft in ihren Organen, sie kann muthigen Herzens alle Wettbewerber der Welt in die Schranken rufen und wird den Kampf bestehen, wenn die Waffen gleich sind. Zur Zeit sind sie es noch lange nicht.

Natürlich darf man nicht an einen Entscheidungskampf denken, in dem ein Gegner vernichtet wird. Das Wort „Entscheidungskampf" wird oft ziemlich leichtfertig angewendet. Wie viele wirklich entscheidende Kämpfe erlebt denn ein Menschenalter? Auch mit den verschiedenen Rassen, von deren Entscheidungskämpfen besonders gern geredet wird, geht es wie mit den Laub- und Nadelhölzern: bald dringt in unseren Wäldern die eine, bald die andere etwas vor: mit dem Aussterben hats aber gute Weile. Ungefähr eben so ists mit den Kämpfen in Wirthschaft und Gesellschaft. Auch Rübe und Rohr werden als Zuckerpflanzen, je nach der Art des Klimas, auch noch künftig gebaut werden und die Welt mit Zucker versorgen, so lange nicht etwa die rasch fortschreitende Wissenschaft etwas ganz Neues bringt oder eins der beiden Edelgewächse so verbessert, daß das andere als Kulturpflanze seine Berechtigung verliert. Aber dafür fehlt es bis jetzt an Anzeichen. Die Rübe, die sich mit dem gemäßigteren Klima begnügen muß und von theureren, weißen Arbeitern gepflegt wird, braucht neben Sonnenschein auch noch Gleichberechtigung; sie kann im freien Kampf jetzt schon bestehen, aber sie muß unterliegen, wenn der Wettbewerber dauernd fiskalisch oder durch sonstige künstliche Mittel begünstigt wird. Weil Das aber in einem großen Theile der Welt immer noch geschieht, lenkt die Rübe so oft die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich. Sonst würde sie sich mit der bescheidenen Rolle begnügen, im Verborgenen zu blühen und ihre Würzelchen im Erdreich so zu verbreiten, daß die Bodenkultur wesentlich erhöht wird. Hat man doch berechnet, daß eine Rübe Haarwurzeln von tausend Metern Länge aussendet.

Wie aber die einzelne Rübe mit tausend Würzelchen in der Erde festsitzt, so wurzelt auch die Zuckerindustrie in unserem Wirthschaftleben, so ist sie durch tausend Fäden mit allen anderen Industrien, mit Handel und Gewerbe aller Art verknüpft. Sie speist Schiffahrt und Eisenbahnen, beschäftigt Tausende von Beamten und Hunderttausende von Arbeitern, erhöht den heimischen Viehstand und Ackerertrag an Nährfrüchten, ermöglicht dadurch eine größere Bevölkerungdichtigkeit. Sie zahlt 50 Millionen Mark Löhne jährlich für Aufarbeitung der Rüben und 100 Millionen für Hacken, Verziehen und Ausroden der Rüben; und diese 150 Millionen Mark fließen durch feinste Kanäle allen Gewerben, Industrien, geistigen Berufsständen zu und direkt oder indirekt fließt auch ein Theil des Geldes in Buchläden; wahrscheinlich kommt manches Fünfzigpfennigstück, das für eine Nummer der „Zukunft" ausgegeben wird, von der deutschen Zuckerrübe. Es ist gar nicht abzusehen, welches Unglück für den Nationalwohlstand und für unsere nationale Wirthschaft ein Versiechen dieser Quelle wäre. Hoffen wir deshalb, daß sie nie durch ungeschickte Wirthschaftpolitik, schlechte Gesetze oder allzu große Rücksichtnahme auf das Ausland verschüttet werde.

Stralsund. Dr. Bruckner.

# Der Postcheck.

Reichsbankpräsident Dr. Koch hat in der Budgetkommission des Reichstages erklärt, man dürfe nicht von einer Geldkrisis, sondern nur von einer Geldknappheit reden. Im selben Sinn sprach er zu einem Interviewer des Gaulois. Industrie, Handel und Schiffahrt haben ungefähr in der selben Zeit rasche Fortschritte gemacht und mit ihren Ansprüchen den Geldmarkt etwas ermüdet. Nur über Mängel im Geldumlauf, nicht über Geldmangel dürfe man klagen. Die Geldproduktion wächst mit der Gütererzeugung. Aber der Waarenumlauf vollzieht sich rascher als der Kapitalumlauf; und in Zeiten hoher industrieller und kommerzieller Ansprüche ists nöthig, die Cirkulation der Zahlungmittel dem Kreislauf der Güter anzupassen. Deshalb versucht man auf sehr verschiedene Arten, das Bargeld in seiner Eigenschaft als Zahlungmittel zu entlasten. Dem Zahlungausgleich sollen künftig in erster Linie Giro- und Checkverkehr dienen. Die Reichsbank würde dann ein auf allen Seiten dichtes Sammelbecken für Bargeld und könnte ihre Diskontpolitik besser als bisher nach den Bedürfnissen von Handel und Industrie richten. Am Meisten hofft man vom Check. Der Reichsbankpräsident hat ein Checkgesetz empfohlen und Graf Posadowsky den Entwurf dieses Gesetzes in nahe Aussicht gestellt. Vor einem halben Jahr, als zuerst wieder von dem Checkgesetz gesprochen wurde, sagte ich, mir scheine zweifelhaft, ob der Gesetzgeber die Ausbreitung des Checkverkehres bewirken könne; auch wenn gesetzliche Kautelen geschaffen seien, würden die Leute, die jetzt (nicht etwa, weil sie die gesetzliche Regelung vermissen, sondern aus tiefer wurzelnden Gründen) den Check nicht als Zahlungmittel verwenden, ihre Dispositionen nicht ändern. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft erklärten im November 1906, ein Checkgesetz sei nicht nöthig; der Checkverkehr habe sich im Großbetrieb auch ohne Gesetz stetig entwickelt und die Einführung in den Kleinbetrieb könne nicht der Gesetzgeber, sondern nur das Wachsthum des Verständnisses für die Bedeutung dieses Barzahlungersatzes beschleunigen; auch müsse man fürchten, die gesetzliche Regelung des Checkverkehres könne dem Handel lästige Bestimmungen bringen. Dieser Standpunkt war unangreifbar. Die Aeltesten wollten aber wohl nicht rückständig scheinen und sind unter dem Druck der Geldklemme deshalb energisch für eine Ausdehnung des Ueberweisung- und Checkverkehres eingetreten. In einem an die Mitglieder der Korporation der Kaufmannschaft, an die kommunalen und staatlichen Behörden, die wirthschaftlichen Vereine und andere Interessenten verschickten Rundschreiben sagen sie nicht mehr, wie vor sechs Monaten, der Checkverkehr habe sich stetig entwickelt, sondern, er sei in Deutschland noch immer nicht auf der in anderen Ländern erreichten Höhe, und fordern Gewerbetreibende und wohlhabende Privatleute auf, sich Bankkonten eröffnen zu lassen, um Zahlungen im Giro- und Checkverkehr zu erledigen und dadurch zur Schonung der Barmittel beizutragen. Dennoch bleibts dabei, daß künstliche Mittel, auch solche der Legislatur, nicht helfen werden; die Zukunft des Checks hängt von der Antwort auf die Frage ab, ob das große Publikum sich an diese Zahlungart gewöhnen wird. Vielleicht hilft dazu der Versuch, die Post in den Dienst des Checkverkehres zu stellen.

Für die Einführung des Postchecks hat in letzter Zeit manche Handelskammer agitirt; im Reichstag hat Herr Kaempf, der Präsident der berliner Aeltesten, dafür gesprochen. Der Staatssekretär des Reichspostamtes antwortete, die Regirung sei bemüht, einen gangbaren Weg zu finden. Das ist immerhin schon eine Hoffnung;

bisher sperrten fiskalische Bedenken den Weg; auch andere Schwierigkeiten freilich. Zunächst war an Postsparkassen gedacht worden; dagegen wandten sich die bestehenden Genossenschaft- und Darlehenkassen und die städtischen Institute. Der Reichstag lehnte deshalb 1885 einen dahin zielenden Gesetzentwurf ab; und als im Dezember 1899 der Entwurf einer Postcheckordnung vorgelegt wurde, mag der Verdacht, daß wiederum die Errichtung einer Postsparkasse geplant werde, abermals Manchen zur Ablehnung bestimmt haben. Jetzt wird hoffentlich nicht mehr daran gedacht, mit dem Postcheckverkehr eine Sparkasse zu verbinden. Daß man glaubt, beide Einrichtungen nicht von einander trennen zu können, hat Oesterreich mit seinem vorbildlichen Postclearing bewirkt. Dort steht die k. k. Postsparkasse im Mittelpunkt des mehr als 6500 Postämter umfassenden Ueberweisungverkehres; zu dieser Stellung hat sie sich heraufgearbeitet, weil ihre ursprüngliche Aufgabe, dem Bedürfniß der Sparer zu dienen, sich nicht rentirte. Die Verwaltungskosten waren im Verhältniß zu dem aus den Spareinlagen erwachsenden Nutzen zu hoch. Deshalb wurde die Thätigkeit des k. k. Postsparkassenamtes bald auf den gesammten Zahlungverkehr ausgedehnt; und daß es auf diesem Gebiete dem Wirthschaftleben Oesterreichs große Dienste geleistet hat, bezeugen die Ziffern. Am achtundzwanzigsten Mai 1882 wurde in Wien die Postsparkasse eröffnet. Heute erhebt sich auf dem Grundstück der ehemaligen Franz-Joseph-Kaserne, vom Ring aus sichtbar, ein stattlicher Monumentalbau, Ottos Wagner, des ideenreichen wiener Architekten, jüngstes Werk: die k. k. Postsparkasse, in deren Räumen nach einem genial ersonnenen Abrechnungsystem gearbeitet wird. Im Jahr 1906 sind bei der österreichischen Postsparkasse mehr als 19 Milliarden Kronen in 45 Millionen Transaktionen umgesetzt worden (1882 betrug der Umsatz nur 1,07 Millionen mit 1861 Umschreibungen und in den letzten beiden Jahren hat er um rund 4 Milliarden zugenommen). Die Bedeutung dieser Summen wird dem an die enormen Umsätze der berliner Großbanken und der Reichsbank gewöhnten Auge nicht gleich erkennbar sein; zu bedenken ist hier aber, daß dieser Milliardenbetrag sich aus kleinsten Posten, die bis auf wenige Heller hinuntergehen, zusammensetzt: denn die österreichische Postsparkasse ist die Reichsbank des kleinen Mannes. Etliche hunderttausend Einzahlungen (mit Belegen) müssen täglich gebucht, addirt, kontrolirt werden; dazu kommen Tausende von Checks, deren Unterschriften geprüft werden müssen, nachdem festgestellt worden ist, ob Aussteller und Empfänger ein Konto bei der Postsparkasse haben. Solche Thätigkeit kann nur ein Heer geschulter, tüchtiger Beamten leisten; und die Kosten sind natürlich nicht gering. Die österreichische Postsparkasse verlangt zunächst eine Stammeinlage von mindestens 100 Kronen; ferner ist für jede von der Verwaaltung am Konto vorzunehmende Amtshandlung (Einlage, Anweisung, Eintragung zur Gutschrift oder zur Last) eine Gebühr von 4 Hellern zu zahlen; von Eintragungen zur Last des Kunden wird außerdem eine Provision von ¼ Promille genommen, die sich auf ⅛ Promille ermäßigt, wenn der Betrag 6000 Kronen übersteigt. Die Guthaben der Kontoinhaber werden mit 2 Prozent verzinst (bei den Sparkassen warens einst 3 Prozent). Diese Gebühren sind mäßig und die von der Postsparkasse gebotenen Vortheile groß: sie versieht den Dienst einer reinen Depositenbank und gewährt zugleich den Nutzen aller postalischen Einrichtungen. Postanweisungen und Geldbriefe braucht der Inhaber eines Postsparkassenkontos nicht; er nimmt einen Check (die Checkformulare werden, mit der Kontonummer, dem Namen und dem Wohnsitz des Inhabers bedruckt, in Heften zu fünfzig

Stück gegen Vergütung der Herstellungskosten von einer Krone und der Stempelgebühren im Betrag von zwei Kronen abgegeben), schreibt die dem Empfänger zu überweisende Summe darauf und giebt ihn dem nächsten Postamt zur Weiterbesorgung. Das Verfahren bei Ein- und Auszahlungen ist so einfach, daß, wie der witzige Präsident der Anglobank in einem Vortrag sagte, man sich wundern muß, noch Menschen zu finden, die ihre Schulden nicht bezahlen. Die österreichische Postsparkasse besorgt nicht nur den gesammten Geldverkehr von Geschäftsleuten und Gewerbetreibenden, sondern sie steht auch mit Behörden (Gericht, Steuer, Militärfiskus) in Verbindung, die im Postcheckverkehr Zahlungen annehmen und leisten. Man kann also in Wien seine Steuern mit Postcheck zahlen und dadurch wenigstens die schmerzhafte Trennung vom baren Geld vermeiden. Auch Geldstrafen und Gerichtskosten können durch Check erledigt werden. Da die Postsparkasse mit der Oesterreichisch-Ungarischen Bank und mit dem Saldirungverein der wiener Banken in Verbindung steht, hat ihre Thätigkeit als Abrechnung- und Verrechnungstelle für die schwarzgelbe Monarchie eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Das josephinische Wort „L'Autriche est toujours en retard“ erweist sich hier als veraltet.

Ohne die auf anderem Gebiet, namentlich im Bankwesen, heimische Rückständigkeit wäre die Postsparkasse aber nicht zu solcher Bedeutung gelangt. Eine Decentralisation, wie die deutschen Banken sie haben, kennen die österreichischen nicht. Filialen und Depositenkassen sind Raritäten und ohne die Postsparkasse müßten alle Zahlungen an die Provinz durch Postanweisung oder Geldbrief geleistet werden. Dadurch würden dem Verkehr aber so beträchtliche Barmittelmengen entzogen, daß nicht nur die Regulirung der österreichischen Valuta erschwert, sondern auch das Geld vertheuert würde. Welche Folgen solche dauernde Geldtheuerung für Oesterreichs Wirthschaft gehabt hätte, braucht nicht gezeigt zu werden; auch jetzt ist diese Wirthschaft ja noch vielfach im Rückstand. Das Volk ist ungemein sparsam. Doch mehr als die Hälfte aller österreichischen Spareinlagen stammt aus der Mittelstandsschicht, die klug genug sein müßte, sich nicht mit den relativ geringen Zinsen der Sparkassen zu begnügen, sondern versuchen sollte, von einer Bank ihr Kapital rationell verwerthen zu lassen. Nicht ohne Grund sind die auf ein Buch gewährten Maximaleinlagen in Deutschland meist auf 1000 Mark beschränkt; Vermögen von mehr als 1000 oder 2000 Mark, sagt man sich, gehören nicht mehr auf die Sparkasse, sondern auf die Bank. In Oesterreich entfallen 60 Prozent aller Sparkapitalien auf Summen von 1000 bis 10 000 Kronen; und während das gesammte Sparkapital in den öffentlichen Sparkassen rund 5 Milliarden ausmacht, betragen die Depositengelder bei allen österreichischen Banken zusammen nicht mehr als 250 Millionen Kronen, also ungefähr so viel, wie die Dresdener Bank allein hat. Daß unter solchen Umständen die k. k. Postsparkasse in Wien großen Erfolg haben konnte, ist erklärlich. Die Hauptsache ist aber nicht der Spar-, sondern der Giroverkehr, an eine Konkurrenz mit den anderen Spar- und Darlehenkassen also nicht zu denken. Bei der niedrigen Verzinsung, die selbst im besten Fall die Post für die Guthaben gewähren kann, wäre ein Wettbewerb mit den Sparkassen erfolglos. In den österreichischen Postsparkassen wächst denn auch von Jahr zu Jahr die Summe der für den Checkverkehr bestimmten Einzahlungen viel mehr als die der Spareinlagen. In dem erwähnten Entwurf einer deutschen Postcheckordnung war deshalb mit Recht die Absicht, die Guthaben der Kontoinhaber mit 1,2 Prozent jährlich zu verzinsen (zur Uebernahme der aus

den Chedguthaben fließenden Gelder hatte die Reichsbank sich gegen eine Vergütung von 1,5 Prozent bereit erklärt), fallen gelassen worden; man hatte sich zu völliger Gebührenfreiheit entschlossen und der Post als Entschädigung den Zinsgenuß der eingelegten Gelder gewährt. Außerdem sollte von jedem Theilnehmer eine Stammeinlage von 100 Mark (in Oesterreich sinds hundert Kronen) gefordert werden.

Der Postchedverkehr wird nur durchzusetzen sein, wenn der Postverwaltung dadurch nicht Unkosten ohne entsprechende Einnahmen entstehen. Der Ertrag des Post- und Telegraphenverkehres gehört zu den Haupteinnahmen des Reiches und darf gerade in unseren Tagen der Reichsnoth natürlich nicht verringert werden. Daß Bayern sich von einem Reichspostchedverkehr nicht ausschließen würde, ist sicher; auch im dualistischen Habsburgerreich arbeiten österreichische und ungarische Postsparkassen einträchtig zusammen. Fraglich wäre, ob der Dienst decentralisirt oder an einer Stelle erledigt werden soll. Man hat daran gedacht, neun Chedämter (an den wichtigsten Plätzen des Reiches) zu errichten. Diese Frage wird später zu prüfen sein; zunächst muß über den Nutzen des Postchecks Klarheit geschaffen werden. Die Popularisirung der neuen Verkehrsform wäre nicht schwer: selbst das kleinste Nest hat ein Postamt, der Postched ist also überall zu verwenden. Die Banken würden durch die neue Einrichtung nicht viele Kunden verlieren. Bankmäßige Transaktionen dürfte die Post ja nicht ausführen und auf die kleinen Leute haben die Banken auch heute nicht zu rechnen. Postchedämter, Reichsbank und Banken müßten sich eine gemeinsame Organisation schaffen; dann würde auch der Umsatz der großen Institute zunehmen und, wie schon Siemens gesagt hat, Publikum, Staat und Banken aus diesem Chedverkehr Nutzen ziehen. Daß der Postched nicht nur im lokalen und interlokalen, sondern auch im internationalen Zahlungausgleich verwendet werden kann, zeigt das vorjährige Abkommen zwischen der Deutschen Bank und der österreichischen Postsparkasse: die Deutsche Bank nimmt Einlagen für die Kontoinhaber des Postsparkassenamtes (in Form von Ueberweisungen aus dem Guthaben ihrer Kunden und der Girokunden der Deutschen Reichsbank oder in Form von Bareinzahlungen) an und erledigt alle nöthigen Auszahlungen an ihre Kunden und an die Girokunden der Reichsbank für Rechnung der Postsparkasse in Wien. Hier haben wir also die nothwendige Gemeinschaft von Postsparkasse, Kreditinstitut und Reichsbank; und was auf dem Umweg über Wien möglich war, kann in der deutschen Heimath nicht unmöglich sein. Auf das österreichische Beispiel darf man sich freilich nicht allzu laut berufen. Wer behauptet, daß bei uns Industrie und Finanz wesentlich modernere Formen erreicht haben als im Erbland der Habsburg-Lothringer, verletzt die Bundespflicht nicht; oft genug haben es Oesterreicher ja selbst gesagt. Daß unsere Banken die Ausdehnung des Chedverkehres manchmal eher hindern als fördern, ist aber auch wahr. Und doch wäre von dieser Seite eine Schonung der Barmittel zu erlangen. Die Postanstalten könnten von den Girokunden ohne Sondergebühr Aufträge zum Kauf deutscher Reichs- und Staatsanleihe annehmen und dadurch vielleicht den Absatz dieser Anleihen ein Bischen erleichtern. Jedenfalls sollte man diesen Weg muthig beschreiten. Auch wer an der raschen Entwickelung des Chedverkehres zweifelt, muß zugeben, daß die Hilfe der Post, des wichtigsten Verkehrsunternehmens, diesem Mittel zur Erhaltung des Barvermögens leichter als etwa ein gesetzliches Dekret Eingang verschaffen kann.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

# Die Zukunft.

**Berlin, den 1. Juni 1907.**


## Frauenlyrik.*)

Möglich, daß die von Julia Virginia herausgegebene Sammlung ein ungefähres Bild der Frauenlyrik unserer Zeit bietet, obwohl einige markante Persönlichkeiten darin fehlen. Das Moderne, Neue der Frauenlyrik ist, daß sie überhaupt in dieser Fülle und Mannichfaltigkeit existirt. Das Weib mußte erst sich seiner selbst bewußt werden, seine Situation in der Welt erfassen, ehe es seine Dichterlippen öffnete. Die Erkenntnisse mußten den Bekenntnissen vorausgehen. Innere Erlebnisse sind alle diese Lieder; viele von ihnen schmerzberedte Petitionen an die Gesellschaft, an die Menschheit.

Ich las einmal den Aufsatz eines hohen Ethikers, in dem er die gedruckte erotische Hochgluth moderner Dichterinnen (er nennt sie Dirnenlyrik) bis in die siebente Hölle (mehr giebt es wohl nicht?) verdammt. Er klagt diese Feuerbrände der Verführung der Jugend an und schließlich wirft er ihnen noch vor, daß sie nur schwache Kopien männlicher Originale seien. Merkwürdiger Weise spendet er den starken Originalvergiftern kein Wort des Abscheues; nur die Schwachen ethisirt er weg. Ist er vielleicht der Ansicht, daß die schwülen Flammen in der Mannesbrust ein interessanter Luzifer entfachte, während bei den dichtenden Weibsleuten einfach der Deibel los ist, der mit Schwefelstank aus der untersten Hölle in diese potenzirten Rattenfängerinnen fährt?

Befremdlich. Begegnet man nicht noch vielfach der Meinung, daß des Weibes eigentlichster Beruf die Liebe sei? Jene Schriftstellerin, die den Satz prägte: „Der einzige Sinn des Weibes ist der Mann", hat begeisterte Anhänger gefunden. Läßt nun aber das Weib am Altar der Dichtung die Flamme

*) Frauenlyrik unserer Zeit. Herausgegeben von Julia Virginia.

ihrer Liebe lodern, so treibt sie Dirnenlyrik: und der Ethiker stellt sie an den Pranger der Menschheit. Das heißt: an der Brust des Mannes mögen sie lodern, die Flammen, je höher, je willkommener, aber es gedruckt weite sagen, — pfui!

„Ihr lieben Frauen, kehrt Euch nicht an des Ethikers Geschrei. Gab Euch ein Gott zu sagen, was Ihr fühlt, so sagt es!

Wer wollte zum Sonnenspektrum sagen: „Das Scharlachroth in Deiner Strahlung ist mir zu grell. Fort damit!" Das Scharlachroth gehört zu der reichen Farbenskala in der weiblichen Sinnenkonstitution. Die Lippen versiegeln: heißt Das, dem Schadenfeuer der Sinne wehren?

Uebrigens: die erotischen Wagehälse kommen in der hier angezeigten Anthologie nicht sehr oft zum Wort. Vielleicht fehlt es der Sammlung ein Wenig an starken Persönlichkeiten. Keine Titaniden, keine Walküren, keine satanisch berührten Mystikerinnen jagen oder schwärmen durch diesen Dichterhain.

Ich kann nicht jeder Einzelnen dieser achtundvierzig Dichterinnen gerecht werden. Ist auch nicht nöthig. Sie weisen gemeinsame Züge auf. Fast alle zeichnen sich durch Wohllaut der Sprache, durch eine überraschend künstlerische Formung, durch intensives Naturgefühl aus. Dieses Einleben und Einfühlen in die Natur findet, zum Beispiel, in dem Gedicht „Herbst" von Anna Croissant-Rust einen wundervollen Ausdruck.

Wir befinden uns mit dieser Frauenlyrik im Reich des Herzens. „Ueber allem Zauber Liebe", könnte darüber stehen. Sie ist ganz und gar subjektiv, von impulsivster Art. Es ist immer nur das eigene Herzensschicksal, das die Dichterinnen wie Frühlingslerchenjubel oder wie Nachtigalengeflöt oder wie Rabenlieder ihrem Dichterschoß entbinden. Die Rabenlieder herrschen vor. Die Passionblumen überschatten die rothen Rosen.

Junge Herzen! Junge Herzen! Herzen, die über den Kopf herrschen. Herzen, die knospend sich öffnen oder in Liebe schwellen oder in Leid brechen. Funken, Flammen, Asche In Sonnenfluthen schwül duftende Tuberosen, in Dämmerungen süße Veilchen, im Mondlicht geknickte Lilien. Die Dichterinnen schwanken zwischen der Mater Dolorosa und der Bacchantin.

Ein schönes Beispiel dieses Kospens, Schwellens und Verblutens bietet Lisa Baumfeld. In wildem Fieberdurst, ungebändigt, stößt sie ihre frühlingsschwangeren Seufzer aus.

„Ich bin im Hauch der starren Tuberose,
Der schweren, die in weißen Gluthen brennt . . .
Ich bin, wo tolle Rhythmen wirbeln . . .
Bin im Akkord, der brausend Dich durchfluthet,
Mein Reich ist, wenn der silberweiße Mond
Sein schimmernd Gift in Erdenwunden hinweint
Und Lieb' und Wahnsinn durch die Lüfte rasen."

Ach, so bald löschten Thränen die Purpurfarben! In das Geschmetter unersättlicher Lebensgier tönte die Totenglocke. Lisa Baumfeld starb im neunzehnten Lebensjahr.

Die sympathischen Lieder von Agnes Miegel sind ein Potpourri von tönenden Farben oder farbigen Tönen. Feuernelken und Geigenstriche, Veilchen und Harmonium. Den Kummer darüber, daß unter ihrem Herzen bittend das ungeborene Leben weint: „O komm und sprich zu mir das Werde", sollte sie aber älteren Damen überlassen. Mit ihren achtzehn Jahren könnte sie sich wohl noch etwas gedulden.

Heißen südlichen Athem haucht Eugenie delle Grazie in den Dichterwald. Scirocco! In ihren Scirocco-Phantasien flammt Messalina in schwüler Sinnengier der Bestie Nero entgegen. In der herrlichen Schilderung Neapels möchte „der finstere Vesuv in brünstiger Liebestollheit den Schoß der Holden (Neapel) umarmen, wonach ihm fiebernde Gier den Leib durchschauert."

In den Poesien der vielgenannten Marie Madeleine ist Alles Scharlach: Feuerzischen, Sonnen- und Sinnenbrand. Venus rast im blutrosengeschmückten Automobil mit sprühenden Rädern durch alle Himmel (wobei die Definition von „Himmel" dem einzelnen Leser überlassen bleibt). Brandendes Wortgewoge. Ich höre die Botschaft, doch mir fehlt der Glaube — an das Herz.

Dolorosa, ihre nächste Schwester in Apollo, hat man mit Vorliebe pervers genannt; wohl, weil sie an religiösen Emblemen ihre Sinnenekstasen zu entzünden liebt. Zu ihrer Entsündigung ließe sich anführen, daß alle Ekstasen wahlverwandt sind. Inbrünstige Phantasien entloderten dem Scheiterhaufen. Durch Heilige Haine rasten die Mänaden. Das Evoë der dionysischen Feste galt den Göttern. Der in widrigen Wahnsinn ausartende Derwischtanz hat eine religiöse Grundlage. Dolorosa hätte vielleicht, in einem früheren Jahrhundert geboren, sich als Märtyrerin an das Kreuz, das sie jetzt mit Tuberosenduft entheiligt, schlagen lassen, wenn Uebelwollende es nicht etwa vorgezogen hätten, sie als Hexe (als schuldlose natürlich) zu verbrennen. Man kann sich in Nektar oder in Champagner berauschen, in Haschisch oder in Jesusleidenschaft. Immer ists ein Hinauswollen der eingeengten Persönlichkeit ins unermeßlich Grenzenlose. Freilich: daß Dolorosa noch im Grabe „die ewige Nacht im Schutz der süßen Venus" schlafen möchte ... Geschmackssache. Uebrigens geben die drei Gedichte in der Sammlung wohl kaum ein Bild von der Persönlichkeit dieser Dolorosa.

In der Venusatmosphäre zeichnet sich klar und scharf das Bild von Margarethe Beutler ab, die in die Anthologie nicht aufgenommen sein wollte. Sie hätte darin die Kraft vertreten, den Reichthum. Sonnenblut. Musik. Wie die Musik perlender Katarakte rauschen ihre leichtflüssigen, oft tanzenden Verse dahin. Musik in dem Spinnstubensagenzauber ihrer neckischen Spuklieder:

„Aus den böhmischen Wäldern.“ Kein Weh und Ach in ihrer Brust. Das girrende Liebestammeln und Werben der Anderen verlacht sie. Von ihren blauen Sehnsuchtqualen hinweg blüht sie in rothe Erfüllung hinein. „Thut ab das giftige Kleid der Sehnsuchtpein — und wachst hinein in meinen Sonnenschein.“ In den wenigen Gedichten, wo dieser Sonnenschein allzu grell, in Fieberfarben, brennt (Trompetenstößen in ihrer Musik) ist mir Margarethe Beutler unsympathisch; nicht vom ethischen — vom ästhetischen Gesichtspunkt aus. Die physischen Elemente erotischer Sensationen gehören sicher in die Natur; in der Poesie entbehre ich gern die Schreie des Blutes. Aber viele Wohnungen sind in ihrer Seele Haus. Nicht immer wohnt sie im Hörselberg. Eros reicht Charitas die Fackel und feurige Thränen unsäglichen Erbarmens tropfen in die Gedichte: „Bilder aus dem Norden Berlins“. Wenn ich es auch dem Schutzmann nicht so übel nehmen kann, daß er das zerlumpte betrunkene Weib auf den Kirchenstufen so hart anpackte. Und Eros legt sich einen Heiligenschein zu in den wunderschönen Liedern der Muttersehnsucht und der Muttererfüllung, Liedern von strahlender Innigkeit, gesund im Kern. Keine Seele für den Kritiker, der den Teufel spielt, um die weiblichen Don Juans in die Hölle zu holen.

Bei ihrem Examen zur Versetzung in den Himmel gebe ich der Dichterin das Zeugniß der Reife.

Aus vielen, vielen Liedern der Anthologie schluchzt die Verzweiflung über ungenossene Liebe, verdorrte Triebe, über ein „Zu spät“. Heimathlose Herzen mit der inbrünstigen Sehnsucht, sich im Land der Liebe anzusiedeln. Einer Sehnsucht, die sich zu einem Aufbäumen gegen das Tantalus-Schicksal des Weibes steigert. „Im Unterlassen liegt das Sterben. Und die Flammen, die in Seelen glühen, sollen nicht verlodern und verglühen.“ (Alberta von Puttkamer.) „Blühend sein und doch nicht leben sollen, mit der Sehnsucht noch, der heißen, tollen, vor der fest verschlossenen Thüre stehn.“ „Ich kann nicht ruhig in der Erde schlafen, eh' ich nicht einmal, einmal ganz gelebt.“ (Anna Ritter.) „Laß mich, denn mein Herz ist ohne Pochen. Veilchen bringst Du mir und Maienblüthe, während Herbst mir durch die Seele schaudert. Ach, wo warst Du, da mein Herz noch glühte? Laß mich, weil das Glück zu lang gezaudert.“ (Isolde Kurz.) Maria Stonas Gedicht „Er schläft“ ist ein schriller Aufschrei. In wenigen Zeilen streift sie mit infernalischem Blitzlicht die Tragoedie vieler Ehen.

---

Einige interessante literarische Erscheinungen, die in der Anthologie keinen Platz gefunden haben, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Eine Lyrik, die mit ihrer andeutenden, aphoristischen, dunkel hinterhaltigen Ausdrucksweise hypermodern ist.

In diesen Poesien finde ich mich nicht mehr ganz zurecht. Oft besinne ich mich: Was sagen sie denn? Was wollen sie eigentlich? Warum sprechen sie so zwischen den Zähnen, murmeln, raunen? So öffnet doch Eure Lippen! Wohl spüre ich einen süßschweren Duft. Ich höre von fern her fremdartige Melodien, hinlockende, spannende, emporwirbelnde. In diesen Neusten ist fast immer ein Gran Wahnsinn, ein Stück Pose, etwas Haschischgeträum, Selbsthypnose, ein wilder Zug, aus der Haut zu fahren, wenigstens mit Wort und Geberde, da es sich anders nicht machen läßt.

In den Gedichten von Frigga Bracksdorff (ich nenne sie in Gedanken immer Herzeleide) knistert es von unterirdischer Gluth. Tiefsinnige, herzglühende, weltwunde, wehhingeträumte Lieder. Herzeleide soll noch ganz jung sein. Vielleicht ist Genialisches von ihr zu erwarten; vielleicht wird sie einst aus dem „Chaos ihrer Seele den tanzenden Stern gebären“. Vorläufig fallen aus ihrem Dichterhimmel nur leuchtende Sternschnuppen. Mitunter ist mir, als böte diese Art von Lyrik immer nur Variationen der ergreifenden Grundmotive Nietzsches.

Else Lasker-Schüler ist die eigenwilligste, phantastisch bizarrste unter den modernen Lyrikerinnen. Etwa ein wirrsinniger Spuk, dieses Ringen und Klingen, dieses Brausen und Rauschen? Woher kommt es? Wohin zieht es? Ideen, Einfälle, die sich zusammenballen wie dunkle Wolkenzüge. Phantastische Gebilde. Ungeheure Schneeberge, Krater eines Vulkans, der Blitze entladet. Und dazwischen thut sich eine blaue Ebene auf. Weiße Elefanten reiten durch Prairien, goldschillernde Schlangen winden sich um Palmen. Oder ists ein Traum von der Wilden Jagd? Verzerrte Schatten, Nüstern, aus denen Feuer dampft, Köpfe ohne Rumpf, blutende Hände, die ein zuckendes Herz halten. Ein Feuer sind diese Lieder, das durch schwarze Nebel brennt. Ein Basiliskenauge im Kelch einer Passionblume. Orchideen und Narzissen, narkotische Düfte, die Gräber gestreift haben. Da weint und schluchzt eine Seele in Noth. Dazwischen stellt sich ein Clown auf den Kopf; oder ein Puck, der zitternd aus einem Blumenkelch in die Welt hinausgeschnuppert hat, springt mit neckischer Pirouette über einen Blitz; oder ein Straßenjunge macht einer Göttin eine Lange Nase.

Zu den traurigen Frauen wende ich mich, die im Lande der Seele wohnen. Schwarze Fahnen wehen; ich sage nicht: über Friedhöfe, Gottesacker; ich sage: über Begräbnißstätten. In ihrer Lyrik begraben diese dunklen Glockenstimmen Alles, was sterblich ist, und auch, was unsterblich sein sollte. Das Leben selbst ist die Leiche, vor der sie in starrem Schauder stehen. „Mein Lebensweg war eine Gräberstraße“, grollt dumpf Isolde Kurz.

Unter diesen Weltflüchtigen nenne ich noch einige Aristokratinnen. Ihre Seelen glühen durch Trauerflöre, ihre müden Augen glimmen fahl; unter der wuchtenden Wölbung ernster Gedanken reden sie gedämpft. Ihre Geberde ist edel, ihr Gewand keusch, von dunklem Violet. Schlicht und vornehm der Faltenwurf. Sie schreiten wie unter Cypressen, die traurigen Frauen.

Hedwig Lachmann: Während andere Dichterinnen im Mikrokosmos sich bewegen, drängt dieser Dichterin Seele zum Makrokosmos. Ihre Poesien sind unpersönlich. Nicht Sturm und Drang offenbaren sie, kein hinreißendes Temperament, keine Himmel und keine Höllen. Es giebt Gedichte von weicherem Wohllaut, von größerem Farbenzauber, einschmeichelnderem Rhythmus. Fast in all ihren Gedichten ist es ein Naturvorgang, an den sie ihr Denken knüpft.

Ein Bild.

Es liegen viele Morgen Landes
Seit Ewigkeiten unbestellt.
Mit Hügeln sturmverwehten Sandes
Beschwert von Anbeginn der Welt.
Kein Sämann hat in ihre Poren
Die Saat des Lebens je versenkt.
In der Unendlichkeit verloren
Verfällt ihr Staub, dem Staub vermengt.

Einen kosmischen Charakter tragen ihre Poesien; die stille, schwermüthige Resignation des Denkenden, die unter tiefen Schauern herben Erkennens sich thränenlos beugt. Wie ferne, ferne Harfentöne klingen diese Gedichte.

Eine Aristokratin ist Helene Voigt-Diederichs mit ihren Gedichten von sinnend feinem, wehmuthvollem Ernst.

Dunkler und tiefer gefärbt sind die Gedichte von Margarethe Susmann. Tiefe, tiefe Einsamkeit ist ihrer Seele Los. Bei ihren Versen kann man an eine jener allegorischen Figuren denken, die auf Grabdenkmälern ruhen. Das müd gesenkte Haupt an eine zerbrochene Säule gelehnt, als grüble es über die Räthsel der Vernichtung. Ein Genius ohne Flügel. Eine traurige Frau.

An vielen anderen dieser liebenswürdigen Dichterinnen muß ich vorübergehen. Nur ein Wort noch Dir, Miriam Eck, die Du Deine Leier so fein, wie mit Spinnengewebe, bespannst. Eine Mimose bist Du, eine Aeolsharfe, auf der ein Zephyr lind und leise seelenfromme Weisen spielt. Ein lichter Hauch von hier auch zieht darüber hin.

Und Du, Mia Holm, mit Deinen selig holden „Mutterliedern". Weiße, lilienhafte Lieder von keuscher Innigkeit mit den Thautropfen zarter Schalkheit auf den weißen Blüthen. Einer jungfräulichen Madonna gleichst Du.

---

Trüben Sinnes legte ich das Buch aus der Hand. Eine Fülle lyrischer Schönheiten. Ja wohl. Und doch: Seelentragik. Auf diesen Liedern liegt es wie Asche auf Rosenkelchen. Und gerade die begabtesten Sängerinnen haben ihr Haupt mit Asche bestreut. Ich mußte bei dieser Lyrik an ein Bild von Cornelia Paczka denken. „Arme Seelen" steht darunter. Ein langer Zug von Frauen; nicht eine sieht aus wie die andere. Verhüllte, halbnackte, betende,

trotzig düstere, kniende, hochaufgerichtete; Schwärmerinnen, Verzweifelnde, die die Hände ringen oder das Gesicht in den Händen vergraben. Und Alle drängen vorwärts, vorwärts, einem Ziel entgegen. Und dieses Ziel? Nichts als eine große Helle. Die Malerin deutet uns diese Helle nicht. Der Götterfunke Freude?

Ihr schönen Singvögel alle: vorwärts wollt Ihr, aufwärts, ans Licht. Zu viel Erde liegt auf Euren Flügeln; zu viel Erde. Traurige Frauen. Ob künftige Frauengenerationen heller, freudiger dichten werden? Das walte ... Darf ich sagen: Die Frauenemanzipation?

Hedwig Dohm.

Wenn Weiber wohlberedt sind, Das ist an ihnen nicht zu loben; es steht ihnen an, daß sie stammeln und nicht wohlreden können. Das zieret sie viel besser. (Luther.)

Les femmes en général n'aiment aucun art, ne se connaissent en aucun et n'ont aucun génie. Elles peuvent réussir aux petits ouvrages qui ne demandent que de la légèreté d'esprit, du goût, de la grâce, quelquefois même de la philosophie et du raisonnement. Elles peuvent acquérir de la science, de l'érudition, des talents et tout ce qui s'acquiert à force de travail. Mais ce feu céleste qui échauffe et embrase l'âme, ce génie qui consume et dévore, cette brûlante éloquence, ces transports sublimes qui portent leur ravissement jusqu'au fond des coeurs, manqueront toujours aux écrits des femmes; ils sont froids et jolis comme elles; ils auront tant d'esprit que vous voudrez, jamais d'âme. Elles ne savent ni décrire ni sentir l'amour même. (Rousseau.)

Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht und wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich, weil man es für unhöflich hielt, so viele unwissende Männer beschämen zu lassen ... Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Aepfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern sie ist mir angeboren, Gott weiß, wie ... (Als Hofrath Rehbein gesagt hatte, das poetische Talent der Frauenzimmer scheine ihm eine Art geistigen Geschlechtstriebes.) Wie der Arzt Das zurechtlegt! Ich will nicht untersuchen, inwiefern Sie in diesem Fall (Therese von Jakob) Recht haben; aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand. Doch unsere Dichterinnen möchten immer schreiben, so viel sie wollen: wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben! Das ist es, was mir nicht gefällt ... Dilettanten und besonders Frauen haben von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische loshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre ... Unsere Frauenzimmer haben von der Wichtigkeit der Motive in einem Gedicht keine Ahnung. (Goethe.)

An den Weibern ist Alles Herz, sogar der Kopf. (Jean Paul.)

# Auf dem australischen Goldfeld.

„Poseidon hat gewonnen!“ So hieß das Pferd, das bei dem Melbourne Cup am sechsten November als erstes ans Ziel kam; Millionen Pfund Sterling wurden in Australien an Rennwetten verloren. Tage, Wochen lang sprach man nur von dem glücklichen Pferd, seinem Stammbaum und seinem Jockey.

Zur selben Zeit war im Norden Victorias, nah bei Tarnagulla, nach Jahre langem Suchen endlich ein Goldklumpen gefunden worden, der ein reiches Alluviallager in Aussicht stellte. Der Name des Pferdes wurde zum Namen des Feldes. Das sollte eine gute Vorbedeutung sein. Sogleich nahmen die in der Nähe suchenden Goldgräber von den Theilen, die besonders lohnend schienen, Besitz. Neue Funde zogen weitere Kreise heran. Arbeitlose und Abenteurer aus den Städten Victorias kamen; als dann Mitte der Dezember der Poseidon-Nugget mit 963 Unzen und einem Werth von 80000 Mark als der elftgrößte Goldklumpen der Welt wenige Zoll unter der Oberfläche blosgelegt wurde, folgten die anderen Kolonien: aus dem nördlichen Theil Südaustraliens zogen die Hoffenden heran und gegen sechshundert Menschen bevölkerten den „Poseidonrush“. Um Neujahr sprach ganz Australien von der halben Million Mark Gold, die gefördert worden war. Für Victoria mit seinen verarmenden Goldlagern in Ballarat und Bendigo ließ dieses Ereigniß eine neue Zukunft hoffen. Kleine Leute sprachen überall vom Verkauf ihrer Geschäfte; sie wollten Alles aufgeben, um auf dem neuen Feld Reichthümer zu sammeln. In dem hübschen Eukalyptushain, fünf Meilen von Tarnagulla, wuchsen Hunderte von Zelten aus dem Boden; überall regten sich thätige Hände, die den Boden aufwühlten, nach dem ersehnten Erze zu suchen. In die Monotonie dieser gelbgrauen Hügel bringen Laubdächer, die von den Grabenden die gefürchteten Strahlen der australischen Sonne abhalten, anmuthige Abwechselung.

Die Wohlthat eines alten demokratischen Gesetzes zeigt sich in den Mengen der Goldgräber, die an allen Ecken und Enden beginnen, wo in anderen Ländern kapitalistische Unternehmungen mit wenigen Arbeitern das Feld systematisch durcharbeiten würden. Alluvialfelder sind nach australischem Bergrecht den einzelnen Goldgräbern vorbehalten; auf kleinen Flächen von 42, 60, 72 und 84 Quadratfuß können Einzelne ihr Glück versuchen. Erst wenn diese Männer auf ihr Recht verzichten oder der Schacht eine Tiefe von vierzig Fuß erreicht, die kapitalistisch besser ausgebeutet wird, können größere Flächen in eine Hand kommen. Das „Miners right“, eine kleine Urkunde, ist ein Erwerbstitel, der dem Aermsten der Schlüssel zum Glück scheint; um 2½ Shilling eröffnet er Jedem das Recht, ein Jahr lang auf Kronland zu schürfen, und giebt Jedem die Möglichkeit, selbständig zu Wohlstand und Ansehen emporzuklimmen. Mit eiserner Zähigkeit klammert man sich an dieses Vorrecht und jeder Versuch, es zu Gunsten der kapitalistischen Bodenausbeutung einzuschränken, stößt auf den einmüthigen Widerstand der Massen.

Ein buntes Volk bewirbt sich um dieses Miners right. Die gewerbmäßigen Goldgräber, etwa fünfzigtausend in Australien, durchsuchen, Picke, Schaufel und einen zinnernen Teller als einziges Werkzeug mit sich führend, jahraus, jahrein den Boden und warten, bis die Gunst des Schicksals sie für immer von dem mühsamen Leben befreit. Andere, Feld- und Forstarbeiter, greifen nur gelegentlich nach der Minenrechtsurkunde und verbrauchen meist ihre Ersparnisse, da keine Erfahrung

sie die Kunst des Schürfens lehrte. Doch auch kleine Rentner, Lehrer (in der Zeit der Schulferien), pensionirte Unterbeamte ziehen ins Goldland, von wo ihnen ein hellerer Tag zu winken scheint. Jeder zweite Mann in Australien hat einmal sein Glück als Goldgräber versucht. Der Erfolg hat Wenigen gelächelt. Aber schon die Möglichkeit, mit gleicher Chance in diesen Kampf ums Glück, wanns Einem beliebt, eintreten zu können, versöhnt mit mancher Härte, die der Alltag des Wirthschaftlebens bietet. Die kleine Fläche, die das demokratische Gesetz Jedem nur bewilligt, mindert die Wahrscheinlichkeit, mit einem Schlag ein Krösus zu werden; Goldklumpen liegen auch im glücklichen Victoria nicht so dicht wie Kartoffeln im Acker. Auf dem als Wundergrund gepriesenen Poseidonfeld ist auch nur ein etwa fünfhundert Meter langes und zwanzig Meter breites vormaliges Bachbett gefunden worden, das reiches Alluvialgold birgt. Da sind sieben Goldgruben, die ihren Besitzern gute Erträge bringen; außerhalb dieser Goldführung (lead) wurde wenig oder nichts gefunden. Neben der glücklichsten Grube, die ihren drei Besitzern je fünfzigtausend Mark brachte, herrschte bittere Noth und Hunderte, die von Gold geträumt hatten, mußten hungern. Gerade auf dem Goldfeld sind aber Viele, deren höchster Stolz ist, nie das Brot eines Anderen gegessen zu haben; und Manchem gelingts schließlich, so viel zu ergraben, daß er keinem Fremden dienstbar zu werden braucht. Die Bedürfnisse dieser Menschen sind ja gering: ein Zelt ihre Wohnung, eine wollene, auf Stroh gebreitete Decke ihr Lager, Feuerholz ist überall frei; was die Büchse erlegt oder die Angel fängt, ist unentreißbares Eigenthum; wilde Kaninchen, wilde Enten und Sittiche werden allabendlich nach des Tages Werk gejagt und gerade das Poseidonfeld bietet reiche, freilich abnehmende Mengen dieser Thiere. Schlechter stehts mit dem Fischen; die Flüsse sind durch die Emsigkeit der vielen Fänger verarmt und Krebse, Krabben und Shrimps (crangon vulgaris) sind meinst die einzige Beute, die noch zu holen ist. Einem erfahrenen Goldgräber werden in guter Zeit wohl auch ein paar Pfund Sterling geliehen; freilich ist der Zins so hoch wie das Kapital. Das schreckt diese Menschen nicht. Sie wagen den Verdienst und die Ersparnisse früherer Tage, sie erziehen ihre Hände zu dem ungewohnten Gräberdienst und hoffen, wenn die Noth sie zwingt, für Andere zu arbeiten, bald wieder auf eigenen Füßen zu stehen.

Mancher mitleidige Blick fiel auf mich, der ich mich auf dem Goldfeld als Arbeiter verdingt hatte, um unter diesen Menschen, während sie Gold suchten, unerkannt goldene Erfahrungen zu sammeln; sie meinten, mit dem Verdienst meiner Arbeitwochen solle ich selbst eine Goldgrube ausstecken: ein junger Bursche, hieß es, müßte mehr Selbständigkeitgefühl, Thatendrang und Wagemuth haben; fremdes Brot zu essen, in fremdem Dienst, wenn auch bei ausreichender Nahrung, zu verkümmern: dazu sei es ja im Alter noch immer früh genug. Männer, die Jahrzehnte lang der Picke und der Schaufel treu bleiben, trotz aller Ungunst oder Ironie des Schicksals ein Leben in Entbehrung, aber in Freiheit auf den Goldfeldern verträumen, begegnen Einem auf Schritt und Tritt. War da ein alter Yorkshire-man. Dem ging es in meiner Arbeiterzeit so schlecht, daß er nicht einmal mehr seine zwei Tomaten und trockenes Brot, woraus sein Mittagsmahl bestand, kaufen konnte. In der größten Noth gab er seine Grube für fünf Pfund auf; am nächsten Tag wurden zwei Fuß von der Stelle, wo die Schaufel des erschöpften Greises erlahmte, drei Klumpen Reingold im Werthe von mehr als fünftausend Pfund gefunden. Stolz trug der alte Mann

das Mißgeschick, er bat keinen Penny von den glücklichen Erwerbern und erhielt auch keinen; er aß wieder Tomaten und suchte ein neues Glück. Einmal aber sagte er mir in wohlmeinender Warnung: „Das Schlimmste ist der erste Spatenstich nach Gold; er stößt uns in ein Leben, das sich in Hoffnungen verzehrt. Vierundfünfzig Jahre auf den Goldfeldern und noch immer arm!"

Eines Tages (es war der fünfte Februar) scholl das Hurra, das die Entdeckung eines Goldklumpens verkündete, über das Feld. Finder war ein Mann, der am selben Morgen einen herzzerreißenden Brief von seiner hungernden Frau und seinen Kindern erhalten, selbst am Abend vorher das letzte Dreipennystück ausgegeben und morgens seine Grube vergebens für zehn Shilling ausgeboten hatte. Nun besaß er 87 Unzen Gold. Das ersehnte Glück war eingekehrt.

Das Elend von Hunderten hatte freilich auch den Typhus, gastrisches Fieber und andere Krankheiten auf das Feld gebracht; mangelt es ihnen doch an Geld, nicht nur zu guter Ernährung, sondern selbst, um Trinkwasser, das neun Kilometer weit herbeigeschafft werden muß und von dem 25 Liter 25 Pfennig kosten, zu kaufen; ein Trunk aus dem von Abwässern verunreinigten Loddon brachte Manchem dieser schlecht ernährten und von harter Arbeit erschöpften Menschen Krankheit und Tod.

So hart das Leben des selbständigen Goldgräbers ist, so gut sind die Verhältnisse der Arbeiter. Freilich ist nicht für sehr viele Erwerbsgelegenheit, da nur erfolgreiche Grubenbesitzer sich Arbeiter halten. Denen, die Unterstand finden, gehts aber gut; der Herr arbeitet mit und weiß, wie dem im Lohn Stehenden zu Muth ist. Die Goldgräber selbst gehören zum großen Theil der Vereinigten Bergarbeitergewerkschaft (Amalgamated Miners Association, abgekürzt A M A) an; sie fühlen sich mit Stolz als Brüder der Männer, die in tiefem Schacht den kapitalistischen Unternehmungen dienen, und helfen ihnen, wenn sie irgend können, bei den Lohnkämpfen. Manche haben selbst in solchem Dienst gestanden und halten als Arbeitgeber nun gewissenhaft an den Grundsätzen der Gewerkschaft fest oder gehen im Streben nach Gerechtigkeit und sozialer Billigkeit sogar noch über die Prinzipien der A M A hinaus. Ein Bäcker, der Brot aufs Goldfeld brachte, verlor die Kundschaft, als man erfuhr, daß er seine Gesellen in unerträglich langer Arbeitzeit ausbeute. Obwohl die Bergarbeitergewerkschaft achtundvierzig Wochenstunden erlaubt, wird in den meisten Goldgruben täglich nur sieben und Sonnabend nur vier Stunden gearbeitet. Die Löhne stufen sich nach Schwere und Gattung der Arbeit (mit Picke oder Schaufel, in trockenem Boden oder in nassem Grund) ab und schwanken zwischen 5 und 7½ Shilling. Doch ist die Arbeit nicht leicht. Stunden lang, sitzend oder kniend, die Picke schwingen oder schaufeln, in der australischen Sonne, die an manchen Tagen eine Schattenwärme von vierzig Grad Celsius verbreitet, die schweren Erdkübel aufwinden: da ist man abends totmüde. Um sich gegen Krankheitgefahr im feuchtkalten Schacht, bei schroffem Temperaturwechsel und oft schlechter Ernährung und gegen Unfallgefahr in den oft ohne ausreichende Vorsicht verbolzten Gruben zu versichern, zahlt man der Gewerkschaftkasse alle vierzehn Tage einen Shilling. Das Arbeitverhältniß ist kameradschaftlich. Man nennt einander beim Vornamen. Befehle giebt es nicht; mit höflichem Ersuchen (if you like) kommt man eben so weit und weiter. Schimpfwörter sind nicht zu hören; bei Ungeschicklichkeiten läßt sich der Herr nicht zu Zornesausbrüchen hinreißen, sondern begnügt sich mit sachlicher Unterweisung. Den Feierabend verlebt man gemeinsam am Zeltfeuer. Standesunter-

schiede sind unbekannt. Man ist nicht Sklave, sondern gleichstehender Arbeitgenosse seines Herrn. Dadurch wird der Wille zu gewissenhafter Pflichterfüllung gestärkt. Nie wird das Ehrgefühl verletzt. Jeder ist bemüht, des Vertrauens, des Kameradschaftverhältnisses sich würdig zu zeigen. Und der Eifer wird noch besonders dadurch gespornt, daß man neben sich den Herrn rastlos, unermüdlich schaffen sieht. Freilich: er kann hoffen, Gold zu finden. Doch er bezahlt auch anständig und gönnt uns nach einem lohnenden Fund früher Feierabend, schmackhafte Mahlzeit oder Goldabfälle, mit denen man sich oder sein Liebchen putzen kann. Auf dem Feld herrscht gesellschaftliche Gleichheit. Ein brauchbarer Arbeiter ist auch in seinem Benehmen ein Gentleman; ehrlich, ruhig und gesetzt, von prahlerischen Reden und Selbstüberhebung fern, gegen Frauen, städtische Besucherinnen des Feldes oder die jugendliche Bedienerin des Verköstigunghauses, zuvorkommend und höflich. Sonst wäre er als Kamerad nicht willkommen. Die Vergangenheit des Menschen deckt hier ein Schleier, der nie gelüstet wird. Nie wurde ich gefragt, wer ich sei, welchen Beruf ich vorher hatte; mag ein Leben noch so verfehlt, ein Mensch bis zum Verbrecher gesunken sein: gebt ihm die „chance“, ein neuer Mensch zu werden! Diese humane Losung gilt überall auf dem Feld. Mancher Gefallene rang sich da schon empor.

Hier, wie bei meiner Arbeit in der Schafschurhütte in Queensland, fiel mir das Streben des australischen Arbeiters auf, in Wesen und Umgangsformen den Gesittetsten zu gleichen. Trotz dem rauhen Leben im Busch, nur unter Männern (das von der Welt und ihrem Verkehr abgeschiedene Zeltlager des Goldfeldes taugt nicht zum Familienheim), läßt er sich nicht gehen. In strammer ständiger Selbstzucht bilden sich diese schlichten Menschen heran; und wenn sie in ihrem schmucken Sonntagsanzug, auf den sie viel halten, einherschreiten, könnte man sie in die feinste Gesellschaft führen: so sicher ist ihr Auftreten, so kavaliermäßig ihr Verhalten zu Damen, so manierlich ihr Benehmen an der Tafel. Dieser Achtung vor Sitte und Formen haben die australischen Arbeiter manchen Erfolg zu danken. Ihr Takt, ihr gemessenes, würdiges Wesen hat ihnen in Lohnkämpfen oft die Sympathie der Oeffentlichen Meinung verschafft. Neben (richtiger: unter) ihnen giebts in den australischen Städten freilich eine Schicht, die auf ihre Roheit stolz ist und Alles thut, um nur ja nicht mit der anständigen Gesellschaft verwechselt zu werden. Die politisch organisirten Arbeiter müssen versuchen, diese Elemente, für deren Sünden sie oft haftbar gemacht werden, zu zähmen und zu civilisiren.

So viel die Goldgräber auf äußeren Anstand geben, so wenig geben sie auf Bildung. Während in Schafstationen Bibliotheken zu finden sind, sah ich in all den Wochen meines Goldgräberlebens keinen Menschen ein Buch lesen; wer nach einer Bibliothek gefragt hätte, wäre kaum verstanden worden. In englischen Landen wird Bücherweisheit noch immer verachtet und ein freier Australier, der seinen Unterhalt selbständig erwirbt, ist vielleicht noch weniger dafür eingenommen als der dienende, der doch oft in der Bildung einen erwünschten Zusatz zu der Monotonie seiner Lohnarbeit erkennt. Die geistige Erziehung manches Arbeiters übertrifft die seines Herrn und ein deutscher „gelernter Arbeiter“ stellt seinen australischen Kameraden und wohl auch viele Arbeitgeber in den Schatten. Der alte, vom Mißgeschick verfolgte Yorkshireman mit seinen scharfen stahlgrauen Augen war das Weisheitideal unserer Feuerrunde; er schmückte seine klugen Reden oft mit Aussprüchen Marc Twains. Doch selbst er konnte nicht erklären, wer oder was „Poseidon“

sei; er wußte nur, daß das Wort aus dem Lateinischen stamme. Einem der vielen Analphabeten las mein Kamerad die Zeitung vor; die langen, schwer zu buchstabirenden Worte ließ er einfach aus: und es ging auch so.

Kolb hat über die mangelnde Reinlichkeit der amerikanischen Arbeiter geklagt. In Australien ists nicht besser. Nur fünfzehn Minuten wars bis an den Fluß; nur wenige Arbeiter aber wuschen sich nach des Tages Last dort den Schweiß ab. Oft wird das Waschwasser mehrmals benutzt. Zahnbürsten kennt man nicht. Da man seine Wäsche selbst waschen muß, ists auch damit nicht gut bestellt.

Noch schlimmer ist der Hang zu Spiel und Trunk. Das ganze Leben und Arbeiten des Goldgräbers ist freilich eine Probe aufs Glück; da greift er abends denn wohl auch nach den Karten, wettet an der Schießbude oder setzt, wenn (trotz den Gesetzen gegen das Hazardspiel) eine Roulette erreichbar ist, auf Roth oder Schwarz. Daß er in der tasmanischen Lotterie mitspielt, wie jeder dritte Australier, ist erklärlich: nimmt er doch an den Wettrennen, mit denen diese staatlich erlaubte Anstalt verbunden ist, das regste Interesse. Vom Melbourne Cup, von dem Sydney-Rennen oder dem westaustralischen Boulder Cup weiß er jeden Pferdekopf, kennt Namen und Abstammung, Gewicht und Renndauer der Pferde, Namen und Gewicht des Jockeys und rühmt sich dieser Kenntniß auf Jahrzehnte zurück. Aber auch Fußball und Kricket und besonders das Boxen interessirt ihn. Und nach den ewigen Gesprächen über das Gold und das Goldfeld ist das Spiel das beliebteste Thema.

Mehr Unheil stiftet der Trunk. Die ganze Woche lang ist der Goldgräber nüchtern. Sonnabend und Sonntag bringt der Branntwein Abwechselung. Hier heißts: What is the good of drinking if you don't get drunk? Was nützt das Trinken, wenn man nicht betrunken wird? Die böse Sitte des Rundtrinkens, die Einen für die ganze Zeche aufkommen läßt, thut das Uebrige. Mancher fleißige Gräber kommt ins Polizeigefängniß oder erleidet in der Trunkenheit einen Unfall und relativ große Summen werden sinnlos verschwendet. Das Trunksuchtgesetz vom ersten Januar 1907 hat nichts gebessert; nur den heimlichen Ausschank und damit den Gewinn des unehrenhaften Gastwirthes gemehrt, der nun eine größere Risikoprämie auf die Getränke schlägt. Die Qualität der alkoholfreien Getränke ist in Australien so schlecht und ihr Preis so hoch, daß sie schon deshalb gegen den Branntwein nicht aufkommen können. Und wie wird beim Trinken geflucht!

Eine geringe Rolle spielt im Leben des Goldgräbers die Politik. Reine Parteipolitik bekümmert ihn wenig und man hört nie davon sprechen; wohl aber interessirt er sich für die wirthschaftliche Kämpfe seiner Arbeitbrüder. Die strikenden Bauhandwerker in Melbourne hatten nicht weniger seine Antheilnahme als die Bergarbeiter in Brokenhill, die von dem Unternehmer günstigere Bedingungen verlangten. Er ist der Wächter und Hüter einer demokratischen Staatsverwaltung, die den Kleinen und Schwachen das Leben erleichtert und oft erst ermöglicht. Haben die Schafschurarbeiter mit ihrem großen Strike vor sechzehn Jahren die neue Aera staatlicher Sozial- und Wirthschaftgesetzgebung mit eingeleitet, so rühmt sich der Bergarbeiter, die konstitutionelle Staatsform erzwungen zu haben. Seit fünfzig Jahren ist er bemüht, die persönliche Freiheit und die Gleichberechtigung jedes Staatsbürgers zu erhalten. Der australische Sozialismus hat in dem Feldlager zu Barcaldine eine wichtige Ausgangsstätte. Die australische Demokratie, ohne die der Sozialismus nicht siegen konnte, ist mit dem Blut australischer Goldgräber am

denkwürdigen dritten Dezember 1851 zu Eureka bei Ballarat besiegelt worden. Noch heute leuchtet das Auge des greisen Diggers, wenn er von diesem Tag spricht; er findet immer andächtig lauschende Hörer, wenn er erzählt, wie heldenhaft damals für Freiheit und Gerechtigkeit gekämpft wurde. Eine Regirung, die sich auf die reichen Landbesitzer stützte, wälzte die Steuerlast von deren Schultern auf die Goldgräber; in wenigen Monaten war die Steuerleistung der Goldgräber von 30 Shilling auf 3 Pfund im Monat erhöht worden und wurde rücksichtlos eingetrieben. Keine Beschwerde half. Die Bürde erdrückte den weniger erfolgreichen Gräber und zwang ihn, seine Abeit aufzugeben. Die Männer entschlossen sich zu passivem Widerstand und verschanzten sich in einem Lager bei Eureka. Die Regirung sandte Truppen, die an einem unseligen Sonntagmorgen die ahnunglosen Goldgräber überraschten. Peter Lalor, ihr Führer, suchte die Gegenwehr zu leiten, mußte aber bald, da sein linker Arm von einem Schuß zersetzt war, weggeschafft werden. Verzweifelt kämpften die schlecht bewaffneten Leute; der Preuße Thonen, von acht Kugeln getroffen, feuerte liegend aus zwei Pistolen um sich. Schon nach kurzer Dauer war das Feld mit Verwundeten und Toten bedeckt, die Goldgräber in Gefangenschaft gebracht oder in alle Winde zerstreut. Wie immer, wenn Mitbürgern Unrecht geschieht, steht das englische Volk in seinem hohen Billigkeitgefühl zusammen. Die Steuerwillkür und das Blutbad trieben zu flammendem Protest. Die Regirung konnte das Klassenparlament nicht länger halten: das Allgemeine Wahlrecht und dem Parlament verantwortliche Minister waren die Errungenschaft der „Eureka stokade“. Peter Lalor wurde zum Abgeordneten gewählt, war dann mehr als einmal Minister, das dankbare Volk berief ihn zur höchsten Ehre des Speaker im Unterhaus und gab ihm, als er sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog, ein Ehrengeschenk von viertausend Pfund Sterling. Einst war ein Preis von zweihundert Pfund auf seinen Kopf gesetzt worden. Heute ist er der Stolz Victorias und die Goldgräber preisen ihn als ihren Helden. Auf dem Schauplatz des unglücklichen Kampfes steht ein Denkmal, das keinen Sieger und keinen Besiegten nennt. Auf dem Denkstein, den der Staat 1879 errichten ließ, stehen die Sätze: „Hier ruhen sechs Soldaten. In treuer Erfüllung ihrer Pflicht fielen sie im Kampf gegen Goldgräber, die wider Das, was ihnen tyrannische Staatsverwaltung schien, die Waffen erhoben hatten. Neben den Soldaten liegen die Ueberreste einiger dieser Goldgräber, die dem muthigen, wenn auch in der Wahl des Weges irrenden Streben nach Freiheit ihr Leben opferten; bald darauf aber kam diese Freiheit: das Allgemeine Wahlrecht der Männer und die Sicherheit konstitutioneller Regirung.“ Versöhnende Worte, die nichts beschönigen und beiden Parteien die Ehre lassen, die ihnen gebührt. Seit diesen Tagen haben die Goldgräber die Idee: „der Staat durch das Volk für das Volk“ hochgehalten. Wenn wir fragen, warum Australien keine revolutionäre Sozialdemokratie habe: die Geschichte des Tages von Ballarat kann uns die Antwort geben. Das rothe Blut, das für die Freiheit des Volkes floß, ist nicht spurlos versickert. Damals scholl die verzweifelte Klage über die old tyranny of taxation without representation; heute herrscht der Wille des Volkes. Die Mehrheit der Staatsbürger bestimmt Gesetze und Geschicke des Landes. Auch die Arbeiterpartei sucht den Prozeß der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Wirthschaftordnung mit friedlichen Mitteln fördern; vor ihr dehnt sich ja eine freie Bahn. Denn seit dem Tage von Ballarat wird das Volk nicht regirt: es regirt sich in Freiheit selbst.

Tarnagulla-Victoria. Dr. Robert Schachner.

# Gedichte.

## Eva.

Mit leichter Hand wirfst Du den Ball mir zu,
Das Kinderantlitz wirr von dunklen Locken;
Der Garten liegt in Abendsonnenruh
Und aus der Ferne klingen leis die Glocken.

Verwirrend geht der letzte Tagesstrahl
Mit süßem Leuchten über unsre Augen;
Griff ich vorbei? Zu Boden rollt der Ball —
Ich mag wohl nicht zu solchem Spiele taugen.

Fing ich des Lebens goldnen Ball doch nie,
Nur Träume, Schatten und Erinnerungen —
Und müde lauscht das Herz der Melodie,
Die mir die Glocken heimlich vorgeklungen.

## Vision.

Ich tauche mit der Blume aus dem Schnee
Und mit Narzissen feir' ich Frühlingsnächte;
Das erste Veilchen, das am Rain ich seh',
Winkt mir, als ob es stille Grüße brächte.

In Primeln fühl' ich hell die Erde blühn,
Ich wiege mich auf rothen Heckenranken
Und in der Nacht aus Flieder und Jasmin
Steigt eine Wolke träumender Gedanken.

Ich schwimme mit der Rose auf dem Teich,
Ein weißes Wunder über dunklem Grunde;
Oeffnet die Lilie dann ihr blasses Reich
Liegt es wie Schauer über dieser Stunde —

Als hebe eine lichte Elfenhand
Aus Erdentiefen still die heilge Schale
Und spende, ewgen Geistern zugewandt,
Geheimsten Duft aus glühendem Pokale.

## Werbung.

Auf Deiner Brüste blüthenweichen Kissen
(Blaßfarbig sind sie wie von Elfenbein),
Da möcht' ich meinen Traum geborgen wissen
(Die Haut ist feucht und matt wie Perlenschein).

Ich möchte still dem vollen Herzschlag lauschen
(Berauschend schwere Düfte mich umwehn)
Und athmend Seel' um Seele mit Dir tauschen;
(Düfte so süß und wild wie Orchideen).

In Einsamkeiten Deine Schritte führen
(Die Blüthenstätte licht bereitet steht),
In Gluth und Sehnsucht sterbend mich verlieren
(Gieb mir die heißen Lippen nicht zu spät)...

## Lotos.

Der Heilige Lotos hebt die goldne Blüthe
Hoch aus der dunklen, trüben Lebensfluth;
Sonnenverklärt im Tagesschein erglühte,
Was sonst verschlossen in der Tiefe ruht.

Ein heller Strahl von göttlichem Erbarmen
Reißt auch den Staub in goldne Wolkennäh';
Und in der Gluth von tausend Sonnenarmen
Schwebst Du empor hoch über Qual und Weh —

Die Lotosblume senkt sich leuchtend nieder
Und Liebe glüht all ihren Glanz herab;
Ein goldnes Weben, Streben auf und nieder:
Und strahlend steigt der Gott aus seinem Grab.

## Dunkle Stunden.

### I.

Lilienduft und Glockenklänge
Und dazwischen eine Hand,
Die durchs blühende Gedränge
Leise sich die Wege fand.

Jene Wege, die verlassen
Seit dem trüben Wintertag ...
Und die Kerzen, sie erblassen
An dem leeren Sarkophag.

Sie erblassen, sie verknistern,
Noch ein Hauch — sie sind verloht;
Und das Leben steht im Düstern
Und im Dunkel kommt der Tod.

Sind es Deine bleichen Hände,
Die mich trösten, stiller Freund?
Unter Duft und Klang das Ende:
Hast Dus so mit mir gemeint?

### II.

Der Weihrauchkessel schwankt in Deiner Hand,
Die bunte Menge endet ihr Geplärr;
Die Orgel dröhnt. Und aus der Felsenwand
Auf lichten Wolken schreitet nun der Herr.

Die hellen Töne klingen vor ihm her,
Die tiefen wälzen sich ihm brausend nach,
Als zögen Engelsschwingen vor ihm her
Und Himmelsstreiter drängten tausend nach.

Und alle Hände glühn zu ihm empor,
Aus allen Herzen bricht ein Jubelton.
Da winkt der Herr: es sinkt der Silberflor
Und in dem Nebel ist das Bild entflohn.

Die Orgel schweigt, am Altar schweigt es auch,
Die letzte Pforte schließt sich summend zu.
Dein Opfer ging in Flammen auf und Rauch . . .
Doch auch das Licht des Himmels sahst nur Du.

## Abend.

Durch eine Reihe Säle darfst Du schreiten,
Der letzte nur ist Deinem Blick verwehrt.
Klangs so nicht schon in fernen Kinderzeiten,
Da wir das Wort des Märchenbuchs gehört?

So muß auch unser Lebensweg sich wenden
Vorbei an dem geheimnißvollen Raum;
Der goldne Schlüssel brennt in unsern Händen
Und uns im Herzen lockt und brennt der Traum.

Das ist der Raum, in dessen Strahlenfülle
Des Lebens letzte, tiefste Schönheit steht,
Die todesglühend, marmorn, ohne Hülle
Uns wie ein Hauch der andern Welt umweht.

Die Schönheit, die, ein Stern, durch unsre Träume
Aufflammend loht und leuchtet wunderbar, –
Die wie ein Schimmer fern durch unsre Träume
Erlöschend geht — die Schönheit, die nie war.

Wer sie gesehn, Dem brennt das düstre Zeichen
Auf blasser Stirn, ein Mal für alle Zeit,
Und aus des Lebens blühend stillen Reichen
Flüchtet er tastend in die Ewigkeit.

Und an des fernen Tempels goldnen Stufen,
Am Heilgen Teich trifft sich die kleine Schaar.
Und jene Stimme, die sie einst gerufen,
Im Abendschein stumm auf den Wassern war.

Hamburg. Theodor Suse.

# Die Lehnübersetzung.*)

Meiner Negation, der Ablehnung aller volapükischen Utopien, möchte ich den Ausdruck der Ueberzeugung an die Seite setzen, daß trotz der Ungunst der Zeiten die Welle des sozialen Gedankens ihren Kreis weiter und weiter zieht. Von dem Traum einer allgemeinen Menschenverbrüderung haben wir uns freilich weiter entfernt, als der Kosmopolitismus vor etwa hundert Jahren ahnen konnte. Im Kampf um die Erdoberfläche, im Wettstreit um die „Kolonien", werden die Menschenrechte der andersfarbigen Völker fast nur noch heuchlerisch vorgetragen, zu politischen Zwecken im eigenen Haus. Aber innerhalb der Kulturvölker, deren Gemeinschaft historisch (Das heißt: zufällig) mit der alten Gemeinschaft der Christenheit ungefähr zusammenfällt, ist, trotz Nationalhaß und Geldgier, trotz religiösen Gegensätzen und ewiger Kriegsgefahr, doch Etwas wie eine geistige Einheit entstanden, die einer Universalität des Denkens oder der Sprache zum Verwechseln ähnlich sieht. Wie es in China eine gemeinsame Schrift giebt, die von verschiedenen Stämmen des Reiches verschieden gelesen und ausgesprochen, aber völlig gleich verstanden wird, wie am Ende auch unsere deutsche Schriftsprache von einem Bauern des Kantons Zürich und von einem Fischer der Wasserkante ganz verschieden gelesen (sie könnten mit einander nicht sprechen), aber ganz gleich verstanden wird, so giebt es auch für die Weltanschauung der abendländischen Kulturvölker und Amerikas eine Gemeinsamkeit der Seelensituation, die, trotz der Verschiedenheit der Mund-

*) Im Vorwort zur ersten Auflage von Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache" steht der Satz: „Ein vierter Theil, der die Geschichte des sprachkritischen Gedankens in einer Geschichte der Philosophie verfolgen sollte, wird wohl unvollendet bleiben." Der Satz eines Resignirenden, der dreißig Jahre lang die Last dieses selbst gefundenen, selbst aufgezogenem, mit rother Herzensmilch genährten Gedankens vorwärts geschleppt, für die Fronstunden der Berufsarbeit unter Stöhnen und Lachen von sich gewälzt und mit heißem, von Sehnsucht heißem Hirn wieder aufgeladen hatte und nicht zu hoffen wagte, ihn noch über einen neuen Felspfad hin tragen zu können. Nun ists bald sieben Jahre her. Manches Stück, das wohl für den vierten Theil gedacht war, haben wir seitdem kennen gelernt. Unsere Dankbarkeit fragte dann leise: Bleibt er wirklich unvollendet? Fritz Mauthner, der nicht immer redselig ist, antwortete nicht. Aber er ist aufrecht, hat in der zweiten Auflage seines großen erkenntnißtheorethischen Werkes ein noch einmal erlebtes Buch gegeben und läßt (in der vom Dr. Martin Buber in der Literarischen Anstalt von Ruetten & Loening herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft") unter dem simplen Titel „Die Sprache" jetzt ein kleines Buch erscheinen, das, wie das für die Leser der „Zukunft" bestimmte Kapitel zeigt, große Fragen stellt und beantwortet und Pforten aufreißt, vor denen Jeder gern vorüberschleicht. Nach dem ersten Bande der zweiten Auflage hoffte ich; und bin nun fast gewiß: der vierte Theil von Mauthners großem Rebellenbuch wird nicht unvollendet bleiben; wird vielleicht nur anderen Titel tragen.

arten oder Sprachen, zu einer Internationalität geführt hat. Namentlich die Seelensituation der Großstädter aller Völker ist auf den Gebieten des Wissens gemeinsam. Dieses ungeheure Gebiet des Wissens ist freilich in viele verschiedene Sprachen aufgetheilt; aber diese Sprachen sind wie Meere, die die Völker nicht trennen, sondern verbinden. Alterthum und Mittelalter kannte diese Gemeinsamkeit der Seelensituation zwischen den Völkern wirklich noch nicht. Das Bischen Wissen der Menschen mußte sich erst allgemeiner verbreiten. Daß das Wissen der Menschen zugleich größer geworden ist, hat der allgemeinen Verbreitung nicht geschadet. Die besten Werkzeuge dieser ungeheuren Veränderung waren zwei Erscheinungen, die seltsamer Weise überall mit dem gleichen Worte bezeichnet werden; unter „Presse" versteht man Buchdruck und Zeitungwesen.

Das Anwachsen beider Formen der Presse hat nun in Büchern und Zeitungblättern eine neue Erscheinung gezeitigt, die die Internationalität der Volksseelensituation mehr gefördert hat, als irgend eine künstliche Weltsprache Das hätte leisten können. Die Uebersetzungliteratur, die unendliche Masse aller Uebersetzungen, die sich von einem Volk über das andere ergießen, von einem Meisterwerk an, das einen deutschen Meister den „Hamlet" auf Deutsch citiren läßt, bis herunter zum Diebstahl oder Nachdruck, der die Spalten einer kalifornischen Zeitung mit Schnitzeln aus französischen Blättern füllt. Um die Schwindel erregende Weite solcher Wirkung, die Macht der internationalen Seelensituation zu ermessen, besinne man sich auf die immer wiederkehrenden Fälle, wo die vox populi des gesammten Erdenrundes, ohne Sachkenntniß und ohne Prüfung, auf eine Frage die gleiche Antwort giebt. Solche Fälle sind natürlich zur Zeit der telegraphisch bedienten Presse und der Schnellzüge häufiger, als sie zur Zeit der Postschnecken waren. Nur gigantische Ereignisse konnten einst eine gemeinsame Seelensituation herstellen und gerade nur für die nächsten abendländischen Völker: so das Erdbeben von Lissabon, so die große Französische Revolution. Später konnte schon die kleine Revolution von 1848 ihre Wellenkreise über Europa ziehen; und jetzt haben wir so ziemlich jedes Jahr ein kleines Ereigniß, das oft weit über das Abendland hinaus die Antwort einer gemeinsamen Seelensituation auslöst. Eine Antwort der Zustimmung oder der Entrüstung. Man denke an die Buren, an Dreyfus, an Japan, an den unübertrefflichen Hauptmann von Köpenick. Vier Namen, die doch plötzlich Begriffe einer internationalen Sprache geworden sind. Nebenbei bemerkt: In zwei von diesen Fällen war die gemeinsame Seelensituation der Menschheit mit der Wirklichkeit vorübergehend einverstanden, mit der Freisprechung von Dreyfus und mit dem Aufschwunge Japans; in den beiden anderen Fällen war die Menschheit mit der Wirklichkeit vorübergehend nicht einverstanden, nicht mit der Niederwerfung der Buren, nicht mit der Verurtheilung des Mannes von Köpenick; die gemeinsame Seelensituation der Mensch-

heit, weil sie nur Gerede ist, scheint eben so ohnmächtig zu sein wie die Rede, die ein einzelner Abgeordneter eines einzelnen Volkes aus dieser Menschheit vorzutragen beliebt.

Ist nun also die Forderung einer künstlichen Weltsprache ein unerfüllbarer und wüster Traum, ist dagegen durch die unübersehbare Uebersetzungthätigkeit (unübersehbar in den Büchern, zehnmal unübersehbarer in den Zeitungen) wirklich eine gemeinsame Seelensituation der Kulturvölker, und oft weit über die hinaus, im Entstehen und im Wachsen begriffen, darf ich die Schlagworte dieser Weltseelensituation als Elemente einer heimlichen Weltsprache auffassen: so ist dabei des wichtigsten Umstandes noch gar nicht gedacht, einer Thatsache, über die der Fuß des wandernden Forschers unaufhörlich schreitet und stolpert, an der die Wissenschaft der Forscher trotzdem blind oder theilnahmelos vorübergegangen ist. Ich meine die Thatsache: daß jetzt nur schnell geschieht, was einst langsam geschah, daß ein Volk vom anderen nur verhältnißmäßig wenige Namen und Dingworte unverändert bezieht, als sogenannte Fremdwörter, die allmählich zu Lehnwörtern werden können, daß aber die gemeinsame Seelensituation der Kulturvölker, insoweit sie trotz Mord und Krieg vorhanden ist, herbeigeführt worden ist durch den gemeinsamen Besitz von Erfindungen und Entdeckungen, von Kenntnissen und von Scheinkenntnissen, von Ideen, Abstraktionen, Göttern und Fetischen. Durch den gemeinsamen Besitz von Begriffen, die gemeinsam sind wie die chinesischen Schriftzeichen, auch wenn sie bei verschiedenen Völkern an verschiedene Lautgruppen geknüpft sind. Die gemeinsamer Besitz geworden sind durch das weltumspannende Netz einer Bande, die endlos Diebstahl und Entlehnung treibt. Einer Bande von ehrlichen und unehrlichen Leuten, von genialen Erfindern und gierigen Marodeurs, von ganz großen Philosophen und ganz kleinen Zeitungschreibern, einer Bande, von deren Mitgliedern ein jedes sein winziges Gewerbe treibt, durch Ideen und Worthandel sein armes Dasein fristet, einzig und allein an die Verwandlung von Ideen und Worten in Nahrungmittel denkt, von einer Bedeutung der Sprache für soziale Zwecke oder gar für internationale Zwecke nichts träumt und nichts ahnt, dennoch aber, ahnunglos und schlafbefangen, mitarbeitet an dem großen Werk, an der Herstellung einer internationalen Seelensituation, an der Befreiung des Einzelnen von dem Egoismus der Völker.

Wer erkennen will, wie stark diese meine Lehre von Dem abweicht, was auf den meisten Hochschulen Europas von hundert Kathedern gelehrt wird, Der achte freundlichst auf eine Kleinigkeit. Man spricht vom Volk, sehr viel sogar. Nicht nur in der Politik, sondern auch in der Wissenschaft. Was aber das Volk oder ein Volk sei, darüber gehen die Wortdefinitionen gar sehr auseinander, die seit Kants Anthropologie immer volkshöflicher, aber nicht besser geworden sind. So ungefähr wird freilich allgemein behauptet: Volk sei eine

durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte vereinigte Menschenmenge. Ich will mich mit dem Lachen über die versteckten Tautologien dieses Satzes nicht aufhalten. Der Satz, den man so oder ähnlich überall lesen kann, enthält einen viel gröberen logischen Schnitzer. Der ehrwürdige Kant, der auch als Greis noch lange ein Meister der Kritik blieb, sagt vorsichtig, leider freilich auch tautologisch genug: „Unter dem Wort Volk versteht man die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, insofern sie ein Ganzes ausmacht.“ Köstlich, dieses „insofern“. Kant hütet sich, die schon damals landläufigen Kennzeichen zu wiederholen, an denen man das Volkthum der Menge, ihre Einheitlichkeit erkennen könnte. „Gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte.“ Das klingt selbstverständlich, zweifellos und logisch. Die Deutschen bilden ein deutsches Volk, weil alle deutschen Menschen gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte haben. Aus dem selben Grund bilden die Franzosen das französische Volk, die Engländer das englische Volk. Man braucht nicht eben tiefe historische Studien gemacht zu haben, um zu wissen, daß Das mit der gemeinsamen Abstammung der Volksgenossen einfach unwahr ist, Das von der gemeinsamen Sitte mindestens zweifelhaft. Ich verzichte darauf, erst noch beweisen zu wollen, was Jedermann weiß, der noch so kurz sich mit der Geschichte des deutschen, des französischen, des englischen Volkes beschäftigt hat, der noch so kurzsichtig eins der Länder zwischen Süden und Norden bereist hat. Ganz vortrefflich hat, trotzdem eine Tendenz ihn leitet, Jean Finot in seinem Buch „Das Rassenvorurtheil“ die Legende von der Abstammung-Psychologie bekämpft.

„Volk“ bezeichnete wohl ursprünglich, jetzt noch in mancher dichterischen Verwendung, eine Kriegerschaar. „Jünger ist die uns jetzt als eigentliche Bedeutung erscheinende Verwendung für einen politischen Verband, noch jünger die für eine durch Gemeinsamkeit der Sprache zusammengehaltene Gruppe.“ (Paul, Deutsches Wörterbuch.) Mich will bedünken, daß dieser jüngste Bedeutungwandel des jungen Wortes recht allgemeine Ausbreitung gefunden hat. Wenn es jetzt als ein Synonymum von Nation auftritt, so ist Das nur eine Folge der neusten politischen Umwälzungen. Bis zum Jahr 1870 konnte man unter dem deutschen Volk gar nichts Anderes verstehen als die Menge mit gemeinsamer deutscher Sprache. Ganz leise haftet dem Worte übrigens die levis macula des „niederen“ Volkes an, vielleicht doch eine Erinnerung an vulgus. Nation ist vornehmer, ist überdies international. Und wenn die Abkunft „Volk von vulgus“ unsicher ist, so ist es um so gewisser, daß natio von nascor herkommt, zuerst die Geburt oder Abstammung bedeutete, dann die angeborene Art, den Schlag von Mensch oder Vieh und endlich das Volk von gemeinsamer Abstammung, Sprache und Sitte. So weit reicht der Glaube zurück, daß ein Volk einen gemeinsamen Stammvater haben müsse.

Aber der logische Schnitzer in der landläufigen Definition sagt noch mehr aus als diesen Irrthum. Abstammung, Sprache und Sitte werden da einfach koordinirt, als ob es gar nicht anders sein könnte, als ob eine besondere Götttin Nation, die Cicero einmal genannt hat, es den Völkern als ein Schicksal auferlegt hätte, gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte zu haben. Der gefährliche logische Schnitzer steckt nun darin, daß die Koordination von Abstammung, Sprache und Sitte auch dann noch überall beibehalten wurde, als die lange Arbeit der Geschichte, Philologie und Sprachwissenschaft die Koordination in eine Subsumption umgewandelt hatte, als von allen Lehrstühlen das Dogma verkündet wurde, die Gemeinsamkeit von Sprache und Sitte sei eine Folge der gemeinsamen Abstammung.

Zum Dogma wurde diese Lehre, die als unwissenschaftliche Wahrscheinlichkeit eigentlich immer beim gemeinsam abstammenden Volke geherrscht hatte, zum Dogma wurde diese Lehre doch erst durch das viel umfassendere Dogma von der Abstammung der Sprachen, von der Sprachverwandtschaft. Nach diesem weiteren Dogma läßt eine auffallende Aehnlichkeit verschiedener Sprachen auf gemeinsame Abstammung dieser Sprachen schließen (was nur ein Bild ist) und auf gemeinsame Abstammung der Völker (was kein Bild ist).

Die Fabel von einem gemeinsamen Stammbaum der sogenannten arischen Sprachen ist jetzt, nach den skeptischen Arbeiten von Johannes Schmidt, nicht mehr aufrecht zu halten und wird auch von den führenden Sprachwissenschaftlern vorsichtig vermieden. Ich sehe die Zeit nicht mehr fern, wo man den Begriff Sprachverwandtschaft gar nicht mehr gebrauchen, wo man die Aehnlichkeit von Sprachbestandtheilen zum größeren Theil auf Entlehnung, anf Entlehnung von einander oder auf gemeinsame Entlehnung, zurückführen und zum kleineren Theil unerklärt lassen, wo man endlich darauf verzichten wird, die Methode der Historie auf prähistorische Zeiten anzuwenden, die Wissenschaft der Ueberlieferung auf die Zeit ohne Ueberlieferung. Ihre Triumphe feierte die Stammbaumzeichnerei der Vergleichenden Sprachwissenschaft für Zeiten, aus denen wohl Literaturquellen, aber nicht die historischen Zusammenhänge auf uns gekommen sind. Wo wir die Zusammenhänge kennen, im Lichte der historischen Zeit, da giebt es keine Tochtersprachen mehr, da giebt es nur noch Entlehnungen der schwächeren Kultur von der stärkeren Kultur (wobei oft genug Mode, Religion oder Kriegsruhm darüber entschieden haben mag, was schwächer und was stärker heißen sollte), Einzelentlehnungen und Massenentlehnungen, Entlehnungen aus besonderen Kulturzweigen und Entlehnungen ganzer Kulturen. Ein kleines Wörterbuch haben die Lateiner von den Griechen entlehnt, die neuen Perser von den Arabern, die Spanier von den Germanen und von den Arabern, dann aus dem Wortschatz der lateinischen Schriftsprache, ein kleines Wörterbuch haben die Deutschen und die Holländer von den Fran-

zosen, die Russen und Polen von den Deutschen und Franzosen entlehnt, ein halbes Wörterbuch haben die Engländer den Franzosen entlehnt, mehr als ihr halbes Wörterbuch haben die Franken, nachdem sie durch ältere Entlehnung Franzosen geworden waren, wieder der lateinischen Schriftsprache entlehnt. Und wenn wir (um bei den Quellen unserer Kultur zu bleiben) eine gleiche Fülle von Lehnworten im Hebräischen und im Griechischen nicht nachweisen können, so liegt Das wohl nur an unserer Unwissenheit, nicht an der Blutreinheit dieser beiden Sprachen und Völker. Halten wir die Bedeutung all dieser Entlehnungen für Sprachgeschichte und internationales Völkerleben fest, bekennen wir dazu, daß sogar noch im Begriffe Entlehnung, Sprachentlehnung, ein schiefes Bild mit verborgen ist (weil doch nicht etwa wirklich eine Sprache von der anderen, ein bedürftige Sprache von einer reicheren Sprache borgt, sondern immer bedürftige sprechende Menschen der einen Gruppe aus dem reicheren Vorrath der Nachbargruppe), dann zerfließt vor unserem Denken noch mehr als die Begriffe Abstammung und Tochtersprache; dann wird es — ich will nicht sagen: Willkür, aber — Zufall des Standpunktes, wenn wir, zum Beispiel, die französische Sprache romanisch, die englische Spracht germanisch nennen müssen. Denn blos auf den Wortschatz angesehen, war eine Zeit lang nicht nur die englische, sondern auch die deutsche und holländische Sprache in Gefahr („in Gefahr" enthält schon ein nationales Gefühlsurtheil), so romanisch zu werden, wie die französische und spanische Sprache sind. Aus Stimmungen heraus, die zufällig waren wie alle Geschichte, empörte sich die deutsche und die holländische Nation, die Holländer gingen voran, gegen eine weitere Invasion von Fremdwörtern; noch älter als bei den Holländern ist das Einschreiten des germanischen Purismus bei den Engländern gewesen. Die Entlehnungen der Franken dagegen waren von Anfang an so massenhaft aufgetreten, daß ein fränkischer Purismus gar nicht aufkommen konnte, daß die zu Franzosen gewordenen Franken bei der Plünderung der altlateinischen Schriftsprache gar nicht mehr die Empfindung hatten, aus einer fremden Sprache zu entlehnen. Sie betrachteten den ganzen Vorgang nicht mehr als Verschuldung, sondern eher wie eine Gefälligkeit oder ein Geschenk zwischen Familienmitgliedern. Die Tochter brauchte nicht zu borgen, zu entlehnen: sie bekam nur ihre Mitgift.

Es wäre wohl einer Untersuchung werth, die eine völkerpsychologische Untersuchung sein müßte: warum bei dem einen Volk eine puristische Reaktion eintrat, bei dem anderen nicht. Sicherlich ist es dabei wichtig, daß die Masse der Entlehnungen nur in die Sprache der oberen Zehntausend eingedrungen war, der Menschen mit mehr internationalem Verkehr; der nationale, in seinen Grenzen gebliebene Grundstock des Volkes empörte sich gegen die Nachahmung des Fremden, weil er nur die Nachahmung des Einheimischen schön und nützlich fand. Noch wichtiger vielleicht ist ein Umstand, der immer wieder bemerkt.

meines Wissens aber eben noch nicht gedeutet worden ist. Nicht nur die Wissenschaft, auch das Volksempfinden selbst beurtheilt die „Verwandtschaft“ einer Sprache weit weniger nach dem Wortschatz, dem Wörterbuch (von dem in diesen Bemerkungen über Entlehnung bisher allein die Rede war) als vielmehr nach dem inneren Sprachbau, nach den Bildungsilben. Sollte es da nicht von entscheidender Bedeutung sein, daß auch die alltäglichsten und unumgänglichsten Dingworte, Thätigkeit- und Eigenschaftworte nur verhältnißmäßig selten eingeübt werden, wenn man ihre Wiederholung mit den unendlich vielen Wiederholungen der Bildungsilben vergleicht? Durch unendliche Einübung wird der Gebrauch der Bildungsilben, also des ganzen Sprachbaues, unbewußt, instinktiv, zur zweiten Natur, so daß allerdings der sprechende Mensch sich mit seinem Sprachbau, mit den Bildungsilben seiner Muttersprache noch mehr verwachsen fühlt als mit ihrem Wortschatz, zu dem er in einer Nothlage jeden Tag neue Worte vom Nachbar entlehnen kann. Und mit Bewußtsein entlehnt hat. Entlehnungen von Bildungsilben sind in historischen Zeiten selten. Der innere Sprachbau ist oder scheint darum unveränderlicher, nationaler. Es ist freilich gewiß, daß die Entlehnung auch vor den Bildungsilben nicht Halt macht. Das s des französischen Plurals ist, zum Beispiel, ins Deutsche übergegangen (Kerls, Jungens). Ueberhaupt konnten in einer alten Zeit, in der nach allgemeiner Meinung unsere jetzigen Suffixe und Praefixe noch selbständige Stammwörter waren, die späteren Bildungsilben eben so entlehnt werden wie andere Worte auch. Für die Prinzipien der Sprachgeschichte, für die Urgeschichte der Sprachen ist also aus dem Gegensatze zwischen Sprachbau und Wortvorrath nicht viel herauszuholen. Desto mehr für das subjektive Verhältniß eines Volkes zu seiner Sprache, für das wesentlich sprachliche Nationalgefühl, für die sprachliche Volks- oder Sozialpsychologie.

Was die Volksgenossen so unendlich oft eingeübt haben, daß es ihnen unbewußt zur zweiten Natur geworden ist, Das ist für sie Alle und für jeden Einzelnen das Wesentliche an der Muttersprache. Der Sprachbau, der eigenthümliche Lautschatz und die eigenthümliche Betonung. Gegen die Aufnahme fremder Wörter haben die Volksgenossen nie und nirgends viel einzuwenden gehabt, so lange die geliebte Muttersprache ihnen im Bau, in Lauten und Betonung ungefährdet schien. Ueberschritt aber die Invasion der Fremdworte diese Grenzen, wollte eine Gruppe von gebildeten Volksgenossen oder von Eindringlingen oder konnte die Masse der Fremdworte den Bau, den Lautcharakter und die Betonung der Muttersprache ändern, dann erschien Das wirklich wie Fremdherrschaft, wie Zwang zur Erlernung einer fremden Sprache; und das Nationalgefühl empörte sich. Dann entstanden die puristischen Bewegungen (schon im alten Rom) und wandten sich im Eifer des Kampfes, zum Schutz der bedrohten Muttersprache, auch gegen die Aufnahme fremder Wörter, fremder Be-

griffe, fremder Kulturen. Umsonst. Die Römer, die Engländer (in deren Sprachgeschichte die Sachlage besonders deutlich ist), die Holländer, die Deutschen retteten ihre Nationalsprache. Das heißt: sie verhinderten ihre ererbte Sprache, dem Eindringling auch in Bau, Laut und Betonung ähnlich zu werden. Aber die Invasion der fremden Kulturen ist von den Puristen niemals aufgehalten worden. Der Bestand an Fremdwörtern im Deutschen ist trotz Hebung und Ueberspannung des Nationalgefühls immer nur im Wachsen begriffen; für jedes dumme und überflüssige Fremdwort, das glücklich aus der Umgangssprache und aus der Darstellung guter Schriftsteller ausgemerzt wird, kommen zehn neue Fremdwörter aus den internationalen Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Technik. Nimmt man diese neuen Entlehnungen zu altem und uraltem Fremdgut, der Masse von Lehnwörtern, die als Lehnwörter nachgewiesen und gebucht sind (von den vielzuvielen Wörtern zu schweigen, die Lehnwörter sind, wenn sie auch der geltenden Wissenschaft für urverwandt gelten), hat man vorher erkannt, daß im Bau, in den Lauten und in der Betonung einer Volkssprache sich wohl unklar das Gemüth eines Volkes bergen kann, daß aber die geistige Seelensituation eines Volkes, seine bewußte und begriffliche Weltanschauung sich allein abbildet in seinem lebendigen Wortschatz, dann wird die Masse des Fremdgutes zeigen, wie groß die Verschuldung jedes Volkes gegenüber seinem Vorgänger in der Kultur ist und von je her war, wie nun gar in unseren Zeiten bei dem unausdenkbaren Reichthum und der Schnelligkeit des Verkehres die gegenseitige Verschuldung der Völker eine gemeinsame internationale Seelensituation zwischen den Kulturvölkern entstehen läßt, von der die alten Zeiten keine Vorstellung hatten. Ich will zur Verdeutlichung nur auf einen Punkt hinweisen. Die Uebersetzung des Alten Testamentes der Juden ins Griechische, die Septuaginta, und Luthers deutsche Bibelübersetzung mögen eine unmeßbare Wirkung ausgeübt haben, Luthers Werk besonders mag als die That eines Sprachgewaltigen bewundernswerth sein: ein restloser, ja, auch nur ein ruhiger Uebergang von der einen Sprache in die andere ist nicht vorhanden. Die Diskrepanz der Seelensituation bei den Juden auf der einen, bei den Griechen, bei den Deutschen auf der anderen Seite ist zu stark. In diesem Fall wird die Unmöglichkeit der Uebersetzung nicht ganz klar, weil eine herrschende Religion die Unmöglichkeiten siegreich vertheidigt hat. Wo eine solche fremde Macht nicht eingreift, wie bei der Uebersetzung der Reden in moderne Sprachen, da stört die Diskrepanz der Seelensituationen fast in jeder Zeile. Und wenn vollends englische Missionare das Vaterunser oder den Katechismus in die Mundarten afrikanischer oder australischer Neger übertragen, um christlichen Glauben zu verbreiten, so können wirklich nur Missionare und deren Angestellte an die Möglichkeit einer Mittheilung glauben. Die Schwierigkeit der Uebersetzung gehört nicht allein dem religiösen Gebiet an, wenn Uebersetzer

und Originale räumlich und zeitlich weit getrennten Völkern angehören. Auch Homeros ist eigentlich unübersetzbar; unübersetzbar sind nicht nur seine Götter, sondern auch die Realien, die Waffen, Geräthe und Speisen seiner Helden; unübersetzbar ist der Rhythmus seines Hexameters. Wenn aber heute Engländer, Deutsche, Franzosen und Italiener, Holländer, Czechen, Russen ihre neusten Bücher gegenseitig übersetzen, so geht freilich vom ästhetischen Werth viel verloren, nicht nur aus Dichtungen, aber der Beitrag zur internationalen Seelensituation, den uns das Buch geschenkt hat, geht restlos von der einen Sprache in die andere über.

Der Gang der Untersuchung hat mich wie von selbst („wie von selbst" ist bewußt und ehrlich zugleich) zu den Gründen des Purismus und zu den Wirkungen der Uebersetzungen gelangen lassen. Und da bin ich bei der Erscheinung angelangt, von der ich vorhin sagte, daß jeder Forscher sie kennt, daß aber noch kein einziger ihre erstaunliche Bedeutung erkannt hat.

Vor dem Eingreifen des Nationalgefühles, vor dem Einsetzen puristischer Bewegungen entlehnen die Volksgenossen aus dem fremden Sprachschatz; nachher werden Entlehnungen von Fremdwörtern vermieden, aber um so massenhafter wandern die fremden Begriffe durch Uebersetzungen in die Sprache herüber. Es giebt neuere Völker von so empfindlichem Nationalgefühl, daß sie den Purismus bis zum äußersten Extrem getrieben haben (Neugriechen und Czechen). Sie können aber nur ihre Volkssprache isoliren, nicht ihre Weltanschauung, die begriffliche Seelensituation. Es läßt sich natülich nicht ziffernmäßig ausdrücken, wie groß bei den neuen Kulturvölkern (abgesehen von Fremdwörtern) der Antheil der fremden Welten an der eigenen Begriffswelt ist. Ich finde für diese Untersuchung fast gar keine Vorarbeit; ich werde darum noch Jahre brauchen, meine Notizen über diese Dinge zu sammeln und herauszugeben, falls ich es nicht gar müde werden sollte, den Stein zu wälzen. Vorläufig einige Worte, das Programm einer schweren Nebenaufgabe.

Unsere besten Wörterbücher, auch das deutsche Wörterbuch, haben sich eine nationale Beschränkung auferlegt und sind nur selten so inkonsequent, auf die Thatsache hinzuweisen, die ich eben für so überaus wichtig halte: daß ein unübersehbar großer Theil des Wortvorrathes entstanden ist und immer wieder neu entsteht durch Uebersetzung aus dem Wortvorrath anderer Kultursprachen, sei es, daß zur Uebersetzung des fremden Wortes ein bereits vorhandenes Grundwort der eigenen Sprache umgeformt wird, sei es, daß das bereits vorhandene Wort der eigenen Sprache ohne Komposition, ohne Umformung, ohne Lautwandel zur Uebersetzung des fremden Wortes gebildet wird durch bloßen Bedeutungwandel.

Uebersehen konnte die Thatsache nicht werden, wie gesagt. Whitney und Schuchardt haben einige Sprachmischungen gut beschrieben und Paul (Prinzipien

der Sprachgeschichte, zweite Auflage) hat auch die beiden Formen, die übersetzende Neubildung und den übersetzenden Bedeutungwandel, sauber auseinander gehalten. „Dieser Vorgang (beide Formen sind gemeint) ist besonders in der wissenschaftlichen und technischen Sprache neben der direkten Herübernahme fremden Materials üblich.“ Aber so unerheblich erscheint auch ihm noch der „übliche Vorgang“, daß er nicht einmal eine zusammenfassende Bezeichnung sucht für die Erscheinung des Sprachlebens, die den Uebergang der Kultur von einem Jahrhundert ins andere, von einem Volk zum anderen begleitet oder verursacht, die jeweils neue Kultursprache bei der älteren in die Schule gehen läßt, die vollends über die einzelnen Volkssprachen hinaus für die höchste aller sozialen Gruppen, für die Einheit der Kulturvölker, mehr geleistet hat, als der Einführung einer künstlichen Weltsprache je zuzutrauen wäre.

Ich möchte gleich zwei Bezeichnungen vorschlagen. Kümmert man sich nicht darum, ob die Einführung des Fremdbegriffes in die eigene Sprache durch Neubildung oder durch Bedeutungwandel erfolgt, so könnte man die ganze Gruppe von Erscheinungen recht gut Lehnübersetzung nennen; eine Uebersetzung in Worten oder in Silben der Muttersprache, die dennoch durch Einführung neuer Begriffe Fremdgut erzeugt, Lehngut. Unter diesen Begriff der Lehnübersetzung fiele es dann, wenn respectus silbengemäß mit Rücksicht, expressio mit Ausdruck (älter und noch genauer: Ausdrückung), morsellum mit Bischen, beneficium mit Wohlthat übersetzt wird; unter den selben Begriff fiele es aber auch, wenn das schon vorhandene Wort Geist benützt wird, spiritus in der chemischen und in der metaphorischen Bedeutung mitzuübersetzen, das schon vorhandene Wort „Wort“, um den in Parole mitverstandenen Schwur mitzuübersetzen, das schon vorhandene Wort „Stimme“, um das in voix mitverstandene politische Recht mitzuübersetzen. (Die Lehnübersetzung der beiden letzten Begriffe ist über Deutschland in die russische Sprache weitergewandert: slowo, golos.)

Sollte es sich aber herausstellen, daß die beiden Formen der Uebersetzung eine immer noch größere Bedeutung haben, als ich es angenommen habe, dann würde sich empfehlen, verschiedene Bezeichnungen zu wählen. Für meinen Privatgebrauch nenne ich schon seit Jahren die Lehnübersetzungen von Fremdbegriffen durch Neubildungen: Bastardübersetzungen; nenne die Uebersetzungen von Fremdbegriffen durch Bedeutungwandel vorhandener Worte: Bastardirten Bedeutungwandel. „Rücksicht, Ausdruck, Bischen, Wohlthat“ sind Bastardübersetzungen; „Geist“ (Geist des römischen Rechts), „Wort“ (ich gebe mein Wort), „Stimme“ (mit Mehrheit der Stimmen) sind bastardirter Bedeutungwandel.

Bevor ich versuche, durch wenige Beispiele eine Vorstellung von den Wegen und von der gegenwärtigen Macht der Lehnübersetzung zu geben, eine Vorstellung von der Bedeutung der Lehnübersetzung für Sprache und Sozial-

psychologie, möchte ich doch ganz flüchtig eine historische Betrachtung vorausschicken, die an sich schon die Bedeutung der Lehnübersetzung zeigen könnte. Keine ungewohnte oder kühne historische Betrachtung. Schon der alte Horatius hat es ja gewußt: „Graecia capta ferum victorem cepit et artis intulit agresti Latio.“ Horatius hatte ja selbst noch miterlebt, wie die griechische Kultur von der römischen verschlungen wurde, mit Haut und Haar; durch Einverleibung griechischer Worte und, als das römische Nationalgefühl den Purismus erfunden hatte, durch Lehnübersetzungen. Alle Vorstellungen, Gewohnheiten, Sitten, Kenntnisse und Techniken wurden importirt, mitsammt den zugehörigen Begriffen. Die halbe griechische Religion wanderte herüber; es kümmerte die Römer nicht und geht uns hier noch weniger an, daß es dabei ohne Göttervermengung und Namenvertauschung nicht abging. Spiele wurden importirt und Architekturformen. Ja, sogar die Rhythmen der Verse, in denen Horatius dichtete, waren griechisches Fremdgut. Und diese Rhythmen, die doch wieder die lateinische Prosodie bastardirten, kamen sammt ihrem Namen herüber, als Fremdworte oder als Lehnübersetzungen. Noch näher ging die Sprache die Grammatik an. Die junge Grammatik der griechischen Stoiker wurde von den eifrigen römischen Grammatikern verschlungen, mit Haut und Haar, als Fremdwort oder noch häufiger als Lehnübersetzung. Nicht anders als der Poesie und der Grammatik ging es der Philosophie. Der größte Theil von Roms Kunst und Wissenschaft ist Lehnübersetzung aus dem Griechischen. Diese Erscheinung, die wir aus dem Alterthum vielleicht nur in diesem einzelnen Fall gut kennen, weil wir die anderen Fälle gar nicht kennen, diese Erscheinung ist in übersichtlicherer Zeit ganz alltäglich geworden. Wer verfolgen wollte, wie die abendländischen Kulturvölker nach einander Glieder der weltweiten sozialen Gruppe wurden, die wohl Romanitas hieß, bevor sie zur Christenheit wurde, wer insbesondere die Sozialpsychologie der Sprache dabei im Auge behalten wollte, Der würde häufig finden, daß das Schülervolk vom Lehrervolk ganze Schulgenerationen hindurch Fremdbegriffe und Fremdworte annahm, begierig, sich fremde Waaren und fremde Kulturen anzueignen, bis die Volkssprache des Schülervolkes entweder unterging oder bis die Volkssprache unter revolutionären Zuckungen wieder zu sich selbst kam, den Fremdwörtern den Krieg erklärte, die fremde Kultur haßte, aber mit alter Begierde in einer Springfluth von Lehnübersetzungen nicht nur fremde Kultur, sondern die ganze fremde Weltanschauung aufnahm oder über sich hingehen ließ. Es ist bekannt, wie alle die Vorstellungen, die heute in den Fakultäten unserer Universitäten geordnet sind, staffelweise, mit langsamen Aenderungen, aus dem Abgrund der Zeiten zu uns gekommen sind, von Volk zu Volk, immer von einem Lehrervolk zu einem Schülervolk, durch Lehnübersetzung. Es ist ein berühmter Ausnahmefall, aber nur ein Ausnahmefall, wenn die lateinische Sprache just tausend

Jahre lang die Rolle einer Universalsprache für die Kirche und die abendländischen Wissenschaften spielte. Eine scheintote Zeit von tausend Jahren. Eingeleitet vom europäischen Sieg des Christenthumes, das eine Lehnübersetzung aus dem Hebräischen und Griechischen war; ausklingend in die Renaissance, die eine Lehnübersetzung aus dem Griechischen und Arabischen war. Man halte fest: Uebersetzung aus der Lehrersprache in die Schülersprache, Uebersetzung unbekannter Begriffe ist an sich unmöglich, ist an sich Lehnübersetzung. Durch Lehnübersetzung kamen die Vorstellungen aller Denkgebiete von Volk zu Volk, Erscheinungen und anthropomorphe Vorstellungsgruppen, Beobachtungen von Nützlichkeiten und Schädlichkeiten, von Zusammenhängen und Naturgesetzen. Durch Lehnübersetzung kamen von einem Volk zum anderen die Namen von Krankheiten und von heilenden Zaubersprüchen oder Pflanzen, die Namen von Göttern und die Worte von wirksamen Gebeten, die Klassifikation von Verbrechen und die Klassifikation von Gesetzen und Strafen, die Anschauungen von Natur und Geistesleben und die Termini von Natur und Geisteswissenschaften.

Auch wenn ich nicht jedesmal auf die Betheiligung der Lehnübersetzung hingewiesen hätte, würde es bei diesem Ueberblick offenbar, wie der Uebergang der Kulturen von einem Volk zum anderen nicht ohne obligate Mitwirkung der Sprache möglich war. Und das weite Gesichtsfeld wird uns jetzt von selbst erkennen lassen, wie ungeheuer groß in dem intersozialen Leben der Menschen der Einfluß des Fremdwortes gewesen sein muß, um wie viel größer noch der Einfluß der Lehnübersetzung. Alles wurde entlehnt, gestohlen, mit Haut und Haar verschlungen. Alle Wissenschaften und Techniken durch Lehnübersetzung. Aber auch sonst die gesammte Weltanschauung, wie sie in der Lehrersprache sich aufgesammelt hatte: Wortbegriffe und Formsilbenbegriffe, Redensarten und Geflügelte Worte, Formeln und sogar Abbreviaturen, Sprichwörter und Fabeln, aber auch die ausgedehnten Fabeln epischer und dramatischer Kunstwerke, — Alles, Alles wanderte durch Lehnübersetzung von Volk zu Volk.

Unter einer solchen Betrachtungweise hatte ich einst den Plan gefaßt zu einem großen begriffsgeschichtlichen Wörterbuch, das international hätte sein müssen, das den Gang der wissenschaftlichen Ausdrücke aus dem Orient, aus Griechenland, über Rom, aus Arabien über Spanien zu den anderen abendländischen Völkern verzeichnet hätte, rein sprachgeschichtlich und sprachkritisch, das ohne Absicht die Einheit der Seelensituation bei den Kulturvölkern erklärt und vielleicht gefördert hätte. Erst nach einigen Arbeitjahren erfuhr ich, daß die Aufgabe sehr weit über die Kraft eines einzelnen Menschen geht. Wieder einige Jahre später erfuhr ich, daß unseren Akademien die neue Ausgabe eines alten Autors, die doch immerhin von einem wohlhabenden Verleger bei einem einzelnen Philologen bestellt werden könnte, wichtiger und faßbarer sei als die Unterstützung eines grundlegenden Werkes, das kein Einzelner bewältigen

kann. Ich habe mich bescheiden gelernt. Ich hoffe noch, in ein paar Dutzend Stichproben vorlegen zu können, wie ich mir die Artikel eines solchen internationalen Lexikons denke; und am Ostersonntag will es mir scheinen, als wäre die Art und Weise einer solchen Sprachbetrachtung dem persönlichen Denken nützlicher, als die unpersönliche Gesellschaftarbeit geworden wäre. So will ich mich auch hier bescheiden und mit Hinweglassung vieler und interessanter Umstände wenigstens an zwei Beispielen zeigen, wie bastardirter Bedeutungwandel und Bastardübersetzung im Stande waren, ideenträchtige Begriffe durch die Jahrtausende, über Aufgang und Niedergang der Völker hinweg, bis zu uns zu schleppen.

Wir haben das lateinische Fremdwort Element zu fast gleicher Verwendung in unseren Kultursprachen. Wir schwören beim Element, wir nennen das Wasser (ein Hauptelement) das Element der Fische, wir nennen die Anfangsgründe einer Wissenschaft (Das heißt: nicht so sehr ihre Gründe und ihre Prinzipien wie ihre Anfänge) die Elemente dieser Wissenschaft, wir zählen vor Allem in der Physik eine brutale Ziffer von Elementen auf, unter welchem Wort man (unsere gegenwärtige Sprache) die nicht weiter analysirbaren Urbestandtheile aller Stoffe versteht. Und nur selten wird ein Physiker darauf achten, daß die Urbestandtheile der Stoffe ganz logisch mit dem selben Wort bezeichnet werden, das für die Anfangsgründe der Wissenschaften gebraucht wird. Diels hat vor Jahren in einer meisterlichen kleinen Monographie die Geschichte des Wortes elementum gegeben, als einen Musterartikel für den großen Lateinischen Thesaurus. Ich entnehme ihm einige Kleinigkeiten, die ich hier brauche.

Im Griechischen gab es bekanntlich vier Elemente, was ganz nach griechischem Geschmack war: falsch, aber sauber. Diese Elemente werden metaphorisch στοιχεια genannt; στοιχεια, von στοῖχος, „was der Reihe nach aufgestellt ist": Soldaten oder Buchstaben. Besonders Buchstaben. Und weil Buchstaben nicht nur der Reihe nach stehen, sondern auch die Urbestandtheile der Worte sind, so ist es eine ganz gute Metapher, die Urbestandtheile aller Körper στοιχεια zu nennen. Dabei wird natürlich das Bild von der Reihe, nach dem die Buchstaben στοιχεια hießen, aus dem Bewußtsein schwinden; für den griechischen Naturphilosophen ist die Lautgruppe στοιχεια mit der falschen sauberen Vorstellung der Urbestandtheile assoziirt.

Einige hundert Jahre später stehen die Römer vor der Aufgabe, mit der ganzen griechischen Weltanschauung auch den Begriff Urbestandtheil in ihre Sprache hinüberzunehmen. Das Wort „Urbestandtheil" gab es damals noch nicht und hätte den Römern eben so wenig gefallen wie uns. Στοιχεια fügte sich nicht recht in den lateinischen Rhetorenstil. Auch war man in der Oeffentlichkeit schon stark puristisch, während man in Privatbriefen oder für die künstliche Briefform griechische Worte mit griechischen Buchstaben sehr gern hatte.

Aber die Lehnübersetzung ins Lateinische war ja schon gelungen; dem gewaltigen Importeur Lucretius. Cicero brauchte des Lucretius' Elementa nur anzunehmen und sie wurden klassisch, — bis zum heutigen Tag.

Nun ist elementum im Lateinischen ganz sicher ein Lehnwort. Nach Diels aus elepantum von ἐλεφας, weil wohl den Kindern auch elfenbeinerne Buchstaben zum spielerischen Unterricht in die Hand gegeben wurden. Wobei zu beachten ist, daß das griechische ἐλεφας wohl gewiß Lehnwort aus irgend einer Barbarensprache ist.

Der Fall liegt so: In der lateinischen Sprache findet sich für die Buchstaben des Alphabetes das Wort elementum, ein griechisches Lehnwort, dessen Urbestandtheil ἐλεφας wieder Lehnwort aus einer unbekannten Sprache ist. Im Griechischen giebt es nun die gründlich falsche Vorstellung von den vier Elementen, die metaphorisch als Buchstaben bezeichnet wurden. Um dieses Bild puristisch in ihre Sprache zu übersetzen, greifen die Römer zu der Lehnübersetzung elementa und wissen nicht, daß sie ein Lehnwort gebraucht haben. Das lateinische Wort elementum nun widersteht dem Sturm der Jahrhunderte. Die Alchimisten des Mittelalters rütteln an der alten Eintheilung, die Chemie kommt auf, von der antiken Vorstellung bleibt nichts als eine Redensart übrig, die von den vier Elementen „Feuer, Wasser, Luft und Erde", die Chemie stellt eine Reihe von ungefähr achtzig unvergleichlichen Urstoffen auf, endlich wird auch die Unvergleichlichkeit überwunden, die Urstoffe werden in periodische Reihen gebracht und auf Grund der Periodizität wird wirklich ein neuer Urstoff vorausgesagt und entdeckt. Nichts bleibt bestehen in diesen Revolutionen der physikalischen Wissenschaft als Eins: die Lautgruppe Element. Alle Versuche, eine Lehnübersetzung aus dem Lateinischen heraus herzustellen, sind gescheitert. Schüler der Kabbala haben von den Elementen als von den Müttern oder Gebärmüttern gesprochen. Goethe hat das Wort im zweiten Faust geflügelt gemacht. Umsonst: die lateinische Lehnübersetzung des griechischen (oder indischen) Begriffes ist geblieben.

In den letzten Jahren haben die am Radium beobachteten Erscheinungen dem Begriff Element abermals einen Stoß gegeben. Wenn wirklich die sogenannte Emanation radioaktiver Substanzen ein Gas ist (was man sicherlich nicht ohne Aenderung des sehr veränderlichen Gasbegriffes behaupten kann), wenn dieses Gas sich wirklich nach wenigen Tagen in ein neues Element verwandelt, das Helium, wenn es wirklich eine ganze Reihe von Metabolen des Radiums giebt, Umwandlungprodukte, die als eben so viele neue Elemente angesprochen werden, dann steht unserer Physik eine eben so radikale Revolution bevor, wie die war, welche unsere circa achtzig Elemente an die Stelle von Feuer, Wasser, Luft und Erde setzte. Aber es scheint, daß die alte lateinische Lehnübersetzung auch diesen Vorstellungwandel überdauern will. Es wäre denn,

unsere Physiker wollten sich entschließen, von der Sprachkritik Etwas zu lernen: daß der Begriff Urstoff nicht geschaffen werden sollte von Menschen, die nicht einmal den Begriff Stoff verstehen, daß bei der Entdeckung der radioaktiven Erscheinungen ein neuer Stoff, ein neues Element gar nicht nachgewiesen worden ist, daß wieder einmal vielleicht (wie bei der Gravitation, der Trägheit, der Kraft) nur substantivisch ausgedrückt worden ist, was adjektivisch war für die Zufallssinne des Forschers, ein Verbum für seinen Forschungzweck.

„Element" bietet ein einfaches Beispiel einer lateinischen Lehnübersetzung aus dem Griechischen, die dann international geworden ist; viel komplizirter ist die Wortgeschichte, die an die deutsche Lehnübersetzung „Gegenstand" zu knüpfen wäre.

Gegenstand ist offenbar keine ganz glückliche Lehnübersetzung des alten philosophischen Ausdruckes Objekt. Heute, nach einem Leben von mehr als hundertfünfzig Jahren, hat das Wort für ganz feine Ohren noch störende Nebentöne, in der Kunstsprache wie in der Gemeinsprache. Ich will Das durch zwei extreme Beispiele zu beweisen suchen. In der philosophischen Sprache finden wir, worauf schon das Deutsche Wörterbuch hinweist, neuerdings wieder geneigt, uns „Gegenstand" durch den Begriff „Objekt" zu „verdeutlichen" oder doch wohl auch Objekt zu sagen. In der poetischen Sprache ist trotz Goethe und Schiller der Gebrauch des Wortes nicht recht nach der Natur der deutschen Sprache. Mein Ohr wird durch „Gegenstand" vorkantisch angemuthet, wie denn auch Gottsched sich des Wortes leidenschaftlich annahm. In den berüchtigten Versen von Friederike Kempner: „Rechts am Ende, links am Ende lauter Frühlingsgegenstände" ist das Wort „Gegenstand" von besonderer Komik.

Diese leise Fremdheit des Wortes kann nach so langem Gebrauch kaum mehr aus dem Sprachgefühl stammen, das einst (noch bei Adelung) die Etymologie heraushörte und sich dagegen sträubte, jedes Ding der Wirklichkeitwelt einen Stand zu nennen. Uns ist das Wort völlig geläufig worden. Freilich, wie ich deutlich zu hören glaube, nur in zwei Bedeutungen: erstens in der Schulsprache für das Objekt der Aufmerksamkeit (Gegenstand eines Vortrages), zweitens für das Objekt im weitesten Sinn, das Ding, die Sache, aber eigentlich doch nur die Sache mit Ausschluß der natürlichen Dinge. Ein Veilchen nennen wir nie „Gegenstand".

Die Geschichte des Wortes hebt an mit dem technischen Gebrauch des griechischen Wortes ὑποκείμενον. Das hieß nun seltsamer Weise früher gerade so viel wie jetzt unser Gegenstand: der vorliegende Gegenstand, der Gegenstand einer Untersuchung, argumentum. Aristoteles verwendet es denn auch häufig in der Bedeutung von Dem, was zu Grunde liegt. Die lateinische Lehnübersetzung des griechischen Wortes lautete im Mittelalter subjectum. Im Mittelalter. Die alten Lateiner verstanden unter subjectum, abgesehen von der

ursprünglichen Bedeutung des Adjektivums subjectus (wovon das französische sujet, unterthan, wieder, wie „unterworfen", eine Lehnübersetzung), nur den grammatischen Begriff. Augustinus bezeugt überdies ausdrücklich, daß zu seiner Zeit die lateinischen Lehnübersetzungen aus dem Griechischen hie und da weniger gebräuchlich waren als die griechischen Worte selbst. Ueber die lateinischen Lehnübersetzungen herrschte Streit, über die griechischen Originalworte nicht; genau so wie wir uns heute „gegenständlich" durch „objektiv" zu „verdeutlichen" glauben.

Im Griechischen selbst waren die Worte ουσια und υποκειμενον begrifflich sehr nah gerückt. Das erste wurde schulgerecht mit essentia übersetzt, das zweite bald eben so schulgerecht mit subjectum, bald (von wem zuerst?) mit substantia. Augustinus fühlte da einen Unterschied heraus und wollte Gott aus feinen Gründen seines Sprachgeistes nur eine Essenz genannt wissen, nicht eine Substanz. Das Christenthum des Augustinus war ein Lehngut, das er durch glückliche Lehnübersetzungen einführte.

Man sieht also, daß der mittelalterliche, scholastische Sprachgebrauch ziemlich genau Das subjektiv nannte, was wir jetzt objektiv nennen. Wie so oft, wie besonders bei Aristoteles, wurde auch hier offenbar Metaphysik von Grammatik beeinflußt. Subjektiv war, was zum Subjekt gehörte; Subjekt bezeichnete bald Das, wovon Etwas prädizirt wurde, also sehr oft einen konkreten Gegenstand, bald das Wesentliche des Gegenstandes, die ουσια, das υποκειμενον. Objektiv war dagegen, nach der damaligen Psychologie und dem lateinischen Wortlaut, was an den Vorstellungen von ihrem Vorsteller verursacht war, was wir also heute subjektiv nennen. Erst an der Wende des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vollzieht sich der Umtausch der beiden Begriffe langsam, und zwar just in Deutschland. Objektiv und Real werden fast gleichbedeutend. Und in der Sprache Kants ist das scholastische subjectum bereits so völlig verloren gegangen, daß er es an der Stelle nicht verwendet, wo es einzig an seiner Stelle gewesen wäre. Die Welt ist objektiv geworden. Doch unter dieser objektiven Welt der Gegenstände liegt noch Etwas, eben das υποκειμενον, das subjektum. Und Das nennt Kant das Ding-an-sich, den Gegenstand an sich. Hätte Kant die alten scholostischen Ausdrücke beibehalten können, sein Ding-an-sich das Subjekt-an-sich nennen können, dem großen Mann wäre der tiefste Fehler seines Systemes erspart geblieben, daß nämlich erst von der menschlichen Vernunft verursacht werde, was alle Vorstellungen des Menschen verursacht: die Ausdehnung des Kausalitätbegriffes auf das Ding-an-sich. Oder vielmehr: Kant wäre dann in die geistreiche Abstrusität seines Schülers Fichte verfallen.

Aus der Vertauschung der beiden Begriffe Subjektiv und Objektiv kam aber auch die Schwierigkeit, ein gutes deutsches Wort für die Sache zu er-

finden. Die älteren Lehnübersetzungen hatten ja subjectum vor sich, die neueren Objekt. Objekt wird buchstäblich mit Gegenwurf oder Widerwurf (Eckart), Subjekt mit Underwurf wiedergegeben. Daneben findet sich bei Eckart schon „stehende" oder „selbstehende Wesen" für Substanzen. Von diesen Lehnübersetzungversuchen hat sich ein einziger, halb veraltet, bis in unsere Tage gerettet: „Vorwurf". Wir verstehen noch, wenn wir bei Lessing oder Schiller „Vorwurf" im Sinn von Gegenstand einer Abhandlung, einer Schilderung lesen. „Gegenwurf" aber, in der Sprache der Mystiker und Theologen durch Jahrhunderte ein ganz geläufiges Wort, ist der heutigen Gemeinsprache völlig unverständlich geworden. So unverständlich, daß man es leicht mißverstehen kann, wo man es bei älteren Schriftstellern (noch bei Hagedorn) findet. Wirklich veraltete das Wort gerade um die Zeit, da die Vertauschung der Begriffe Subjektiv und Objektiv in Deutschland erfolgte. Man nahm es allmählich, wieder ein Fall von gelehrter Volksetymologie, als Uebersetzung von objection (anstatt von objet), von ἀντικειμενον anstatt von ὑποκειμενον, und weil da die Worte Einwurf oder Widerspruch schon zur Verfügung standen, so mußte das Wort Gegenwurf sterben.

In die Uebergangszeit fällt der Bedeutungwandel des Wortes Gegenstand, nicht die Neuschöpfung des Wortes. In dem Sinne nämlich von Widerstand oder Gegensatz wird es seit dem sechzehnten Jahrhunderte gebraucht. So noch von Haller, der den „Gegenstand von Gründlichkeit und Tugend" am Ende seines Lebens in einen „Gegensatz" umänderte. Auch im Sinn der astronomischen Opposition wurde sehr gut Gegenstand gesagt. Doch wäre auch dieses Wort, eben so wie Gegenschein und Widerschein, gestorben, wenn es nicht dadurch, daß Christian Wolf es in seiner Schulsprache für Objekt gebrauchte, eine Auferstehung gehabt hätte.

Ich kann es nicht aus Quellen belegen, aber „Gegenstand" muß einmal die mechanische Lehnübersetzung von obstantia gewesen sein. Obstantia muß einmal der geläufigere Schulausdruck gewesen sein, in dem ungefähr die Bedeutungen von substantia, von Subjekt und Objekt zusammenflossen. In dem Sinn, wie obstantia durch Gegenstand wiedergegeben wurde, würden wir heute verständlicher Gegenwirkung sagen. So wurde Gegenstand ein technischer Ausdruck der Erkenntnißtheorie, ging durch populäre Schriften in die Gemeinsprache über und wurde da zu einem überflüssigen und immer noch falsch tönenden Synonym von Ding oder Sache. Verzeichnet wird die Lehnübersetzung „Gegenstand" zuerst von Stieler (1691), gebildet war das Wort wahrscheinlich in der Fruchtbringenden Gesellschaft worden; aber noch Thomasius will es nur zögernd zulassen.

In der deutschen Gemeinsprache sind die Worte Ding und Sache weit lebendiger und fruchtbarer geworden als „Gegenstand". Redensarten wie „ein

liebes Ding" (für Mädchen), „Dinger" (mit verändertem Plural) für Kleinigkeiten oder „mach keine Sachen" haben sich aus Gegenstand nicht entwickelt. Dennoch darf man annehmen, daß sowohl Ding als Sache ihre gegenwärtige Bedeutung durch bewußte oder unbewußte Lehnübersetzung erworben haben. Das mittellateinische causa (cause und chose) liegt zu Grunde. Bei Ding muß dieser Gebrauch schon in sehr alte Zeit zurückgehen; Grimm nimmt die juristische Bedeutung litigium für die ursprüngliche. Bei Sache liegt die alte Bedeutung Rechtshandel (lis) noch klarer zu Tage, auch wenn man die bedenkliche Etymologie ganz bei Seite läßt. Im Zusammenhang eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuches dürfte ich hier noch auf die merkwürdigen Beziehungen zwischen chose (cause) und Ding (Sache) eingehen. (Sogar die Gleichung Dingsda und chose ist Lehnübersetzung.) Merkwürdig, daß auch chose wie Gegenstand (nach Littré) nur tout ce qui est inanimé bezeichnet.

Springen wir in den gegenwärtigen Gebrauch dieser Begriffe hinein, so läßt sich die letzte Frage der Erkenntnißtheorie wieder scheinbar scholastisch (tiefster Spekulation wird von Banausen gar oft der Vorwurf der Scholastik gemacht werden) auf die Form bringen: Werden die Objekte von uns Subjekten erzeugt? (Eigentlich richtig nur in der Einzahl: von mir, dem einzigen Subjekt.) Oder werden wir Subjekte von den Objekten erzeugt? Sprachkritik allein durchschaut das Spiel dieser Antinomie. Sprachkritik allein faßt unsere Sinne als Zufallssinne und sieht die absolute Nothwendigkeit, mit der uns die Objekte zu unseren Vorstellungen von ihnen zwingen, als eine historische Nothwendigkeit, also, wie alle Historie, als einen Zufall. Verwechseln wir diese objektive Nothwendigkeit mit objektiver Gesetzmäßigkeit, so verfallen wir in den naiven Realismus der Büchner und Haeckel. Ahnen wir die Unvorstellbarkeit der Objekte und halten wir dabei unsere armen fünf Sinne für die vortrefflichen Werkzeuge einer vortrefflichen Vernunft, so verfallen wir dem theologischen Realismus des skeptischen Idealisten Berkeley. Der sagt: „The ideas imprinted on the senses by the autor of nature are called real things."

Der sprachlichen Ordnung (um nicht zu sagen: Lösung) der Antinomie sind am Nächsten gekommen der Sprachforscher Steinthal und der bis zu Sprachkritik witzige Physiker Lichtenberg. Steinthal meint einmal: Ein Objekt begreifen, ein Ding anschauen sei der Bedeutung nach eine ähnliche Wortverbindung wie einen Brief schreiben, ein Haus bauen. Ich würde „eine Grube graben, einen Bau bauen, ein Spiel spielen" für noch bessere Beispiele halten. Man vergleiche, was ich (Kritik der Sprache III 59 f.) über die Unwirklichkeit der Verben der Arbeit gelehrt habe. Da haben wir ja wieder das intentionale Objekt der Scholastiker, die Absicht, welche erst die unzähligen Differentiale einer Handlung integrirt, je nach der Richtung der Aufmerksamkeit

zu einem Objekt (Substantiv) oder zu einer Thätigkeit des Subjekts (Verbum). Die ewig tautologische Sprache ist willig, solche Sätze zu bilden: „Ich grabe eine Grube", „Ich sehe eine Farbe"; und in diesen Abgrund hat Lichtenberg schon hineingeleuchtet mit einigen seiner blitzartigen Bemerkungen. „Was ist außen? Was sind Gegenstände praeter nos? Was will die Präposition praeter sagen? Es ist eine blos menschliche Erfindung . . . Aeußere Gegenstände zu erkennen, ist ein Widerspruch; es ist dem Menschen unmöglich, aus sich herauszugehen . . . Man sollte sagen: praeter nos, aber dem praeter substituiren wir die Präposition extra, die etwas ganz Anderes ist . . Ist es nicht sonderbar, daß der Mensch absolut Etwas zweimal haben will, wo er an Einem genug hätte und nothwendig genug haben muß, weil es von unseren Vorstellungen zu den Ursachen keine Brücke giebt?"

Weiter braucht auch der Sprachkritiker nicht zu gehen. Die Sprache ist es, die die Welt in den Beobachter und in dessen Gegenstand zerfällt: in Dinge an und für sich und in Dinge an und für mich. Die Welt aber ist nicht zweimal da. Die Welt ist nur einmal da. Ich bin nichts, wenn ich nicht mein Gegenstand bin. Aber ich habe keinen Gegenstand. Der Gegenstand ist nichts, wenn er nicht in mir ist. Der Gegenstand ist nicht außer mir. Der „Gegenstand", scheinbar das Handgreiflichste auf der Welt, ist mit Recht die Lehnübersetzung eines schwierigen philosophischen Begriffes; Gegenstand ist unbegriffen, das Objekt ist subjektiv.

Mit sehr behaglichem Lächeln entdecke ich aber, daß der Sprachgebrauch der letzten hundert Jahre (ahnunglos freilich) die sprachkritische Resignation dieses Begriffes „Gegenstand" vorweggenommen hat. Für das Wesentliche, das dem forschenden Subjekt objektiv gegenübersteht, gegensteht, für das eigentliche ὑποκείμενον oder die οὐσια, die essentia, hat man so lange eine Antwort gesucht, bis man hilflos die Antwort in dem Wort „Frage" fand. Schiller würde heute wohl gewiß statt „der Menschheit große Gegenstände" sagen „der Menschheit große Fragen" (zweimal im Prolog des Wallenstein). Schlegel würde den Satz „wahrhaft groß sein, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen" (not to stir without great argument) heute etwa übersetzen müssen: „nur dann sich regen, wenn eine große Frage ruft". Und das Deutsche Wörterbuch kennt bereits diese Bedeutung von Frage. In Band IV 1, 1 (noch von Jakob Grimm und Hildebrand bearbeitet) heißt es, unter Citirung des berühmten That is the question: „Frage, Das, worauf es ankommt, das Wesentliche"; und ferner, bei den Zusammensetzungen wie Lebensfrage u. s. w.: „von Gegenständen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen". Am Ende des mühsamen Weges finden wir, wie so oft, statt einer Antwort nur eine Frage. Hier gar statt einer Definition von „Gegenstand" das Wort „Frage".

Freiburg i./B. Fritz Mauthner.

# Getreidepreise.

Der Getreidepreis ist heute recht hoch; seit Monaten ist er nach einzelnen Pausen immer wieder gestiegen. Man hat berechnet, daß die Getreideproduktion der Welt jetzt um 1000 Millionen Doppelcentner größer ist als im Jahr 1882 und daß in den letzten fünf Jahren der Mehrwerth um mindestens 3 Milliarden Mark höher war als im vergangenen Quinquennium. Schlechte Ernten schwächen natürlich die Kaufkraft und wirken ungünstig auf die Konjunktur ein. Daß das Ernteergebniß als „Zufallsmoment" von Jahr zu Jahr weniger schwer ins Gewicht fällt, ist zum größten Theil wohl der verbesserten Technik zu danken, die auch unter ungünstigen Verhältnissen den Boden rationell ausnützt. Trotzdem wäre die Gefahr eines schlechten Erntejahres nicht zu unterschätzen. Die Genesis des Getreidepreises ist noch immer nicht ganz durchsichtig. Man spricht von Welthandel und Weltproduktion, weiß, daß der Getreidehändler den Weltbedarf und die Welterträge der Getreideländer errechnen muß, aber auch, daß es in gewissem Sinn keinen eigentlichen Weltmarkt für Getreide giebt. Die Weltverhältnisse müssen auf die engen Bedingungen eines Landstriches projizirt werden und schließlich entscheiden Besonderheiten eines kleinen Territorialkreises über die Preisgestaltung. Das erleben wir jetzt in Deutschland. Weizen und Roggen kosten bei uns so viel wie seit den Theuerungjahren 1891/92 nicht mehr; wenn man aber die berliner Preisbewegung mit der Kurve der chicagoer, newyorker, budapester Getreidepreise vergleicht, sieht man: dort Rückgang, hier merkliche Steigerung gegen die vorangegangenen Jahre. Da müssen also Faktoren mitgewirkt haben, die außerhalb der Weltverkehrsverhältnisse liegen. Zunächst ist an die seit dem ersten März 1906 wirksame Erhöhung der Getreidezölle zu denken. Nur Spanien hat so hohe Getreidezölle wie das Deutsche Reich. Der Zollaufschlag beträgt im Durchschnitt 20 Mark für die Tonne; und seit dem Tiefstand im August 1906 sind die Preise an der berliner Produktenbörse für Weizen um etwa 30 Mark, für Roggen sogar um 45 Mark gestiegen. Nach Abzug des hohen Zolls erscheint uns die Hausse nicht mehr so beträchtlich; die Wirkung aber bleibt, wie man sie auch erklärt, und man muß mit ihr rechnen. Deutschlands Stellung unter den Getreideländern ist nicht unveränderlich. Zu den Ländern, die andere mit Getreide versorgen, gehören Rußland, die Vereinigten Staaten, Argentinien, Australien, Ostindien und die Balkanländer; Einfuhrländer sind die west- und mitteleuropäischen Staaten. Vornan steht Großbritanien und Irland, das mehr Weizen importirt als das ganze europäische Festland; dann kommen Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Deutschlands Ausfuhr sank bis ins Jahr 1894, wo der Identitätnachweis (als Vorbedingung der Zollvergütung) abgeschafft wurde. Seitdem hat die Getreideausfuhr ständig zugenommen. Vom ersten August 1906 bis zum dreißigsten April 1907 ist der Weizenexport um 57 000 Tonnen gestiegen, die Einfuhr um mehr als 700 000 Tonnen gesunken. Bei Roggen zeigte der Import in der selben Zeit ein Minus von 94 000 Tonnen, der Export ein Plus von 138 000 Tonnen. Vergleicht man diesen Ziffern die Ern'eergebnisse, die bei Weizen 3,94 Millionen Tonnen und bei Roggen 9,62 Millionen Tonnen (im Jahr 1906) betrugen, so scheinen die Verschiebungen im Export daneben vielleicht unwesentlich. Zu bedenken ist aber, daß in Folge der gesteigerten Roggenausfuhr der Betrag der Ernte (nach Zurechnung des Einfuhrüberschusses) niedriger als in den drei vor-

angegangenen Jahren geblieben ist. Dieses Mißverhältniß zu der natürlichen Entwickelung wird den Bewohnern des Reiches um so fühlbarer werden, je mehr Deutschland in die Reihe der Exportländer tritt, in die es seinem Wesen nach nicht gehört.

So lange der Identitätnachweis gefordert wurde, zahlte die Reichskasse den Zoll nur zurück, wenn eingeführtes Getreide wieder ausgeführt wurde. Das war gerecht: die Waare, für die der Zoll gezahlt worden war, blieb ja nicht im Lande, sondern ging wieder über die Grenze. Jetzt ist der Nachweis, daß das exportirte Getreide vorher importirt war, nicht mehr nöthig; man kann also ruhig deutsche Cerealien ausführen und bekommt trotzdem den entsprechenden Zollwerth in Einfuhrscheinen zurück. Dieses System reizt natürlich zum Exportiren, sobald der Inlandpreis niedriger ist als Weltmarktpreis plus Zoll. Die Versuchung, die günstigen Ausfuhrchancen zu nützen, naht dem deutschen Getreideproduzenten besonders in Jahren, wo schlechte Ernten den eigentlichen Exportländern nicht nur die volle, unter normalen Verhältnissen ihnen zufallende Versorgung der anderen Länder unmöglich machen, sondern sie sogar zwingen, selbst Getreide vom Ausland zu beziehen. Rußland hat durch die Unruhen gelitten und steht vor der Gefahr, für eine Weile die erste Stelle unter den Weizen exportirenden Ländern zu verlieren. In den achtziger Jahren war es der wichtigste Getreidelieferant der Welt; Ende der neunziger Jahre wurde es von den Vereinigten Staaten verdrängt, kam aber von 1903 ab wieder an die Spitze. Inzwischen hat sich Argentinien, das vor zehn Jahren noch kaum in Betracht kam, in den Vordergrund zu schieben vermocht und gilt Manchem heute schon als der erste Weizenlieferant der Zukunft. Rußland exportirt weniger Getreide und importirt mehr Korn als vor dem Krieg. Deutschland, das bis dahin nur Rußlands Kunde war, verkauft ihm jetzt auch schon eigene Brotfrucht. Ihm und kleineren Ländern (insbesondere Skandinavien), die früher zu den Abnehmern des Zarenreiches gehörten. Lange hieß es: Rußland bezahlt seine Anleihezinsen mit Getreide. Wenn der Rückgang der russischen Getreideausfuhr fortdauert, schwindet dieses stärkste Aktivum und Rußlands Finanzoperationen werden noch viel schwieriger, als sie bisher schon waren. Freilich kann die russische Ausfuhrkraft wieder zunehmen.

Wenn die Bedeutung der nordamerikanischen Weizenernte für den Weltmarkt nachließe, könnte die Getreidepreisbasis sich ändern. Man sprach schon einmal von einem Wendepunkt der amerikanischen Weltmarktkonkurrenz: als 1905 der amerikanische Weizen fast ganz vom Markt verschwunden war. Wäre daran die steigende Konsumkraft der nordamerikanischen Bevölkerung schuld gewesen, so hätte man an einen bedeutsamen Umschwung glauben können; in Wirklichkeit waren aber die vorausgegangenen Mißernten schuld. Immerhin wächst die Volkszahl und namentlich der Wohlstand in der Union so rasch, daß an eine Verringerung der amerikanischen Ausfuhr als an eine Möglichkeit zu denken ist. Härter rückt uns aber eine andere Frage an den Leib. Wäre es nicht möglich, unseren Getreidepreis dem Einfluß fremder (in erster Linie auch wieder amerikanischer) Spekulation etwas mehr zu entziehen? Der solide Terminhandel ist im Getreideverkehr nicht zu entbehren; die gewerbmäßige Spekulation, die nur vom Differenzgeschäft lebt, ist ein Schädling. In Chicago und Budapest wuchert diese Spekulation besonders wild. Die chicagoer Getreidecorners, die eine Weile Herrn Leiter, den Schwiegervater des früheren Vicekönigs von Indien, Lord Curzon, weltberühmt machten, sind noch nicht vergessen. Auch Philipps und Armour arrangirten große Schwänzen und ähnliche Manöver. Die Baissiers kamen

stets ins Gedräng, wenn die Produzenten sich hartnäckig weigerten, die von den Blankoverkäufern heruntergehämmerten Preise anzuerkennen, und ihr Getreide nicht hergaben Dann wurde wieder höher notirt. Ganz ist der Besitzer effektiver Waare also den Spekulanten nicht ausgeliefert. Und gegen den Getreidehandel als solchen beweisen die amerikanischen Preisschwankungen nichts. Man sagt, die amerikanische Preiskurve zeige deutlich, daß das Termingeschäft den behaupteten Ausgleich der Preise nicht bewirke. Was in Chicago und in New York getrieben wird, ist aber nicht Terminhandel, sondern Spiel; und zwar eins, bei dem mit unlauteren Künsten, gefälschten Saatenstand- und Wetterberichten, gearbeitet und an den Bestand effektiver Waare gar nicht gedacht wird. Das Termingeschäft bietet eine Versicherung gegen später etwa eintretende Preisänderungen. Wenn der Produzent sein Getreide auf dem Halm an den Müller verkauft, sichert er sich selbst einen Abnehmer zu einem festen Preis; und der Müller weiß, daß ihm eine bestimmte Getreidemenge zu einem bestimmten Preis geliefert wird. Er kann danach also disponiren. Tritt zwischen Produzenten und Konsumenten der Händler, so ändert sich das Bild nicht, so weit die Absicht besteht, sich vor zufälliger Ungunst der Preisgestaltung zu schützen. Daß der Terminhandel den Getreideimport erleichtert und einen Kontakt mit dem Welthandel und dem Weltmarktpreis herstellt, ist den Agrariern natürlich nicht angenehm; um so erwünschter ists den Konsumenten. Der berliner Produktenbörse fehlen jetzt freilich die Vorbedingungen einer gesunden Preisbewegung. Das Börsengesetz hat den Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten verboten; an seine Stelle trat ein Lieferungsgeschäft, dem die rechtliche Grundlage fehlt. Ein Reichsgerichtsspruch: und diese Geschäftsform ist abgethan. Die Kämpfe der berliner Produktenbörse mit den Behörden, der Auszug der Getreidehändler nach dem Feenpalast und später nach dem Kontorhaus, die Einstellung der Preisnotirungen, der Friedensschluß, der den Zustand von heute schuf: das Alles ist noch frisch in der Erinnerung; und die abnorme Preisbewegung zeigt nun, wie schlecht der berliner Getreidemarkt organisirt ist. Man sollte nicht darüber spotten, daß einzelne Firmen trotz der Preissteigerung ihre Zahlungen einstellen mußten. Hohe Preise nützen zunächst nur Dem, der effektive Waare zu verkaufen hat; der Händler dagegen, der darauf angewiesen ist, sich erst nach Abschluß der Geschäfte zu decken, kann sehr leicht durch unerwartete beträchtliche Preisänderungen in Schwierigkeiten gerathen. In der Industrie spricht man bei steigenden Preisen von guter Konjunktur; im Getreidehandel entstehen bei Preishaussen Bedenken. Hier kommen eben andere Momente in Betracht als dort und eine Schablone, die für beide Fälle paßt, ist nicht zu finden. Der Getreidehandel, dessen Bedeutung für den Volkswohlstand leicht erweislich ist, hat seine eigenen Gesetze, die Beachtung verlangen.

Aus den vorjährigen großen Ernten Argentiniens, Nordamerikas und Australiens sind noch stattliche Weizenmengen zu haben. Eine Brotknappheit wäre also, auch wenn diesmal die Ernte schlecht würde, nicht zu fürchten. Immerhin ists nöthig, für eine Organisation des deutschen Marktes zu sorgen, die den Kontakt mit dem Weltmarkt besser sichert. Wir brauchen einen anständigen Getreideterminhandel (Das haben sogar preußische Herrenhausmitglieder zugegeben); und die Regirung, die Deutschlands Stellung als Getreidewelthandelsmacht zu schützen hat, müßte auch die Frage ernstlich erwägen, ob sie den Identitätnachweis nicht wieder einführen soll. Sie hat ja nicht nur an den nächsten Morgen zu denken, sondern muß Zustände sichern, die einer veränderten Stellung Deutschlands im Getreidewelthandel entsprechen und die üblen Wirkungen ungünstiger Ernten, so weit es irgend möglich ist, mildern. Ladon.

# Rabbi Cohn.

Sehr verehrter Herr Harden, mit Recht, wie mich dünkt, haben Sie die Sache des Predigers Dr. Emil Cohn erörtert: handelt es sich doch um eine kulturpolitische Angelegenheit, um die Freiheit in Gesinnung und Aeußerung. Deshalb nehmen auch Menschen, die mit der Jüdischen Gemeinde nichts zu thun haben, Interesse an dem Fall; und deshalb möchte ich mir Gehör für ein paar darüber zu sagende Worte erbitten.

Mir scheint die Sache des Bibliothekars Dr. Fromer, die Sie, sehr verehrter Herr Harden, auch erwähnen, mit der des Dr. Cohn nicht vergleichbar. Fromer war weder Prediger noch Lehrer; er hatte mit einem Tempeldienst in irgendeiner Form nichts zu thun und trat nach außen in keine sichtbare Funktion für die Jüdische Gemeinde. Auch als Beamter ihrer Bibliothek hatte er auf die Wahl der Bücher keinen entscheidenden Einfluß und konnte, wie ich finde, seine Ansichten deshalb mit ganz anderer Freiheit äußern als der Prediger und Lehrer Dr. Cohn.

Als erwiesen muß erachtet werden, daß Herr Dr. Cohn vor Abschluß seines Anstellungvertrages ausdrücklich ermahnt wurde, seine Thätigkeit nicht zu einer Förderung des Zionismus zu benutzen. Fest steht auch, daß er Erklärungen abgegeben hat, die alle Bedenken des Gemeindevorstandes beseitigen konnten. Der junge Theologe aber handelte recht bald anders. In einer von zionistischen Vereinen einberufenen Versammlung hielt er eine Rede über Herzl; über den „Menschen und den Dichter"; meinetwegen. Von dem Menschen und dem Dichter (wir brauchen nur an „Neuland" zu denken) ist der Zionistenführer aber nicht zu trennen. Ob Cohn dabei mehr oder weniger agitatorisch auftrat, dürfte gleichgiltig sein; das Wesentliche ist, daß er in einer von Zionisten einberufenen öffentlichen Versammlung eine Rede über den Zionistenführer hielt. Der Vorstand sprach seine Mißbilligung dieses Verhaltens aus. Und nun folgte im Januar 1907 das Gespräch mit dem Direktor des Mommsen-Gymnasiums. In diesem Gespräch bekannte sich der Bewerber zum Zionismus; er, der am Mommsen-Gymnasium jüdische Schüler unterweisen wollte, polemisirte gegen die Assimilation und sprach für ein besonderes jüdisches Nationalgefühl, das dem deutschen vorangehen müsse. Auf welchem Weg nun der Gemeindevorstand hiervon Kenntniß erhielt, ist belanglos. Cohn wurde verhört und danach einstweilen vom Amt des Predigers und Lehrers suspendirt. Das darüber aufgenommene Protokol wurde von ihm unterzeichnet. Die Unterschrift zog er nachher als „übereilt" zurück und bat um eine neue Unterredung. Sie wurde bewilligt; die vier Vorstandsmitglieder, die an ihr theilnahmen, erklärten übereinstimmend, daß Herr Dr. Cohn nun das Protokol vom einunddreißigsten Januar wieder als richtig anerkannt habe. Von der Jüdischen Gemeinde, die neben der Religion ihrer Glaubensgemeinschaft auch deutsche vaterländische Gesinnung pflegen will, kann man nicht verlangen, daß sie einen Rabbiner und Lehrer beschäftige, der den ihren entgegengesetzte Auffassungen ausspricht. Auch der protestantische Geistliche, der die jungfräuliche Geburt oder die Auferstehung leugnet, hat auf einen Platz innerhalb der Kirche kein Recht. Die kirchlich Liberalen irren hierin; konsequent sind nur die Positiven. Wer von solchen Grundlehren nichts wissen will, darf als aufrechter und ehrlicher Mann nicht fordern, innerhalb der jetzigen Organisation der Kirche als ihr Diener zu wirken. Ferner ist zu bedenken, daß der Gemeindevorstand Herrn Dr. Cohn nicht disziplinarisch gestraft, ihm nicht das Gehalt genommen, sondern nur auf seine Thätigkeit verzichtet hat. Victor Fraenkl. Ich sehe die Sache anders als Herr Rechtsanwalt Fraenkl; und habe am achtzehnten Mai hier gesagt, warum ich finde, daß der Rabbiner Dr. Cohn den Gemeindevorstand nicht enttäuscht und die Amtspflicht nicht verletzt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juni 1907.

# Das Theater.

II.*)

Was haben die starken deutschen Köpfe der achtzehnten Jahrhundertwende von dem Theater gehofft? Am Meisten, natürlich, Schiller, der Rousseausproß und Mann idealer Forderung. „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, besseren Theil des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finsteren Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Wie allgemein ist nur in wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden! Die Schaubühne pflanzte Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionhaß vermeiden; in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab. Mit eben so glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen. Nicht weniger ließen sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staates, von der Schaubühne aus Meinungen der Nation über Regirung und Regenten zurechtweisen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

*) S. „Zukunft" vom fünfundzwanzigsten Mai 1907.

Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der anderen, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne —: in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt." Höher hinauf konnte die Hoffnung kaum langen. Freilich: „So lange das Schauspiel weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaum der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und die Schänke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein." Wie lange dieser Zustand währen und ob er je enden müsse, wird nicht gefragt. Lessing war nüchterner. „Das Publikum komme nur, sehe und höre, prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhört, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Der Stufen sind viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat. Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige und diese Wenige nur sparsam aus anderer Absicht. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen.

Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen." Auch hier wird postulirt; spricht die Hoffnung auf einen Morgen deutscher Bühnenkunst. Wir haben noch kein Theater, ruft der Dramaturg des hamburgischen Schauspielhauses, werden aber eins haben, ein Theater der deutschen Nation, wenn unser sittlicher Charakter erst national geworden ist. Goethes majestic common-sense mied die unfruchtbare Mühe des Weltverbesserers. Als Eckermann ihm Kotzebue lobte, stimmte er zu, nannte „Die beiden Klingsberg" ein gutes Stück und sagte: „Es ist nicht zu leugnen: er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt. Wenn er in seinem Kreis blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte er in der Regel etwas Gutes. Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, muß schon Etwas sein." An Calderon rühmte er, daß seine Stücke „durchaus bretterrecht" seien; „in ihnen ist kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkulirt war. Ein Stück, das nicht ursprünglich, mit Absicht und Geschick des Dichters, für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf; wie man auch damit verfährt: es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Für das Theater zu schreiben, ist ein eigen Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, Der mag es unterlassen. Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und muß seine Rollen Denen auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen". Eine gute Theaterleitung sei nicht leicht zu erreichen. „Das Schwere dabei ist, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragoedien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und Dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irrleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts leichter ist, als ein gutes Repertoire zu bilden; allein nichts ist schwieriger, als es zu halten". Gelassener kann kein Unbetheiligter über diese Dinge reden; und Goethe war Theaterleiter und wollte noch für die Bühne schreiben. Ums Jahr 1825, als Kotzebue und Iffland, Raupach und die Weißenthurn die Bretter beherrschten, fand er die Zeit an wahrhaft guten Stücken reich. Doch

er hat auch geschrieben: „Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus Dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde noch geben könne".

Goethe lebte noch, als Victor Hugo die Vorrede zu Cromwell drucken ließ, das Theaterprogramm der europäischen Romantik. Aus diesem üppig schillernden Strauß pflücke ich nur ein paar Floskeln. Une nouvelle religion, une société nouvelle: sur cette double base il faut que nous voyions grandir une nouvelle poésie. Le christianisme amène la poésie à la vérité. Comme lui, la muse moderne verra les choses d'un coup d'oeil plus haut et plus large. La poésie fera un grand pas, un pas décisif, un pas qui, pareil à la secousse d'un tremblement de terre, changera toute la face du monde intellectuel. Elle se mettra à faire comme la nature, à mêler dans ses créations, sans pourtant les confondre, l'ombre à la lumière, le grotesque au sublime, en d'autres termes: le corps à l'âme, la bête à l'esprit. Dans la poésie nouvelle, tandisque le sublime représentera l'âme telle qu'elle est, épurée par la morale chrétienne, le grotesque jouera le rôle de la bête humaine. La poésie de notre temps est le drame; le caractère du drame est le réel; le réel résulte de la combinaison toute naturelle de deux types, le sublime et le grotesque, qui se croisent dans le drame, comme ils se croisent dans la vie. Tout ce qui est dans la nature est dans l'art. La nature donc! La nature et la vérité. Genug? Lest die siebenzig Seiten. Leicht ists nicht; aber lehrreich. Die Terminologie hat sich geändert, statt des christlichen Dualismus stolzirt jetzt ein aus der Zoologie stammender Monismus durchs papierne Gehäus: und doch bliebs die selbe Weise. Neuer Glaube, neue Gesellschaft, neue Kunst. Jeder Versuch einer Theaterreformation fing mit solcher Verkündung an; immer sollte die ganze Wirklichkeit, die vérité vraie, zwischen drei Leinwände gezwängt werden. Goethe lächelte; verlor manchmal aber auch die Greisenruhe. „Ich hatte einmal den Wahn, es sei möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, ich könnte selber dazu beitragen und zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine ‚Iphigenie' und meinen ‚Tasso' und dachte in kindischer Hoffnung, so werde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb Alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich Euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die ‚Iphigenie' und den ‚Tasso' geschrieben haben.

An Stoff war kein Mangel. Allein es fehlten die Schauspieler, um Dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, um Dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“ Hugos großes Talent erkannte er; die „unselig-romantische Richtung“ aber mißfiel ihm gründlich, Notre-Dame de Paris schien ihm „das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist“, und er seufzte über die Zeit, „die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet.“ Er sah früh auch die Lebensgefahr der neuen Bretterprätendenten. „Wie sollte Einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahr zwei Tragoedien und einen Roman zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten scheint, um ungeheure Geldsummen zusammenzuschlagen? Ich schelte Victor Hugo keineswegs, weil er reich zu werden, auch nicht, weil er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht ist; allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muß er anfangen, weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten.“ Mancher Moderne sollte diesem Warnerwort ernstlich nachdenken; noch, wenn der Ruhm des Tages ihn flieht.

Als die beauté de nuit der Romantik (die nach England, Frankreich, Spanien, bis ins Märenland Kalidasas gar gewiesen, dem Theater die Schatzkammer der Weltliteratur weit geöffnet, aus ihrer Lenden Kraft aber nicht viel Lebensfähiges gezeugt hatte) im Lichterglanz welk geworden war, trat das Junge Deutschland auf den Schauplatz. Ein Geschlecht, das auf Byrons pompösen Maskenfesten geschwelgt, mit Hugos Sylphen und Gnomen, Salamandern und Undinen mystagogisch geschäkert, von der Sand den Rechtsanspruch der Leidenschaft und aus ferner Lucindenzeit das Stichwort von der Emanzipation des Fleisches übernommen hatte. Das wollte nun die Bühne erklettern. Wollte Schlegels und Tieck, Fouqué und Arnim, Werner und Müllner, die Erben Kotzebues und Raupachs verdrängen, Goethe und Schiller selbst herunterzerren. Liberale Weltbürger; Materialisten und Kommunisten. So wüst war ihr Geschrei und so fest schien ihr Wille, heute noch die Ehe, morgen die Monarchie und übermorgen das Besitzrecht abzuschaffen, daß dem Philister angst wurde und Wolfgang Menzel kreischend alle Staatsgewalten zu Hilfe rief. Gutzkow, Laube, Dingelstedt, Büchner, Griepenkerl, Prutz, Gottschall: eine ganze Plejade wollte auf dem Theater oder wenigstens von dem Theater leben. Und schickte bald sich nun in bürgerlich wohlanständige Sitten. Denn das Bürgerthum war inzwischen vorgerückt (namentlich im deutschen Norden gab auch schon die jüdische Intelligenz den Ton an: Heine und Börne, Rahel Varnhagen, Henriette Herz und deren Gefolge), und wer ihm nicht gefiel, warb vergebens um das Bretter-

glück. Wird die zur Herrschaft aufsteigende Klasse dem Deutschen, dem sie ein Vaterland verheißt, auch ein Nationaltheater schenken? Talente fand sie. Immermann zeigte in Düsseldorf, was ein gutes Schauspielhaus leisten müßte; erkannte auch die Bedeutung des Bühnenbildes, das dem Drama erst die Atmosphäre geben sollte, und gewann in den Malern Schirmer und Hildebrandt tüchtige Helfer. Gutzkow wurde Dramaturg des dresdener Hofschauspielhauses, Laube Direktor des Burgtheaters, Dingelstedt in München Intendant. Und an brauchbaren deutschen Stücken war kein Mangel. Dennoch fand der Importeur Absatz. In hellen Haufen, sagt Treitschke, „drangen die Lustspiele Scribes und der anderen pariser Boulevarddichter über den Rhein. Das deutsche Publikum war noch von der weimarischen Bühne (Goethes) her an ein ästhetisches Weltbürgerthum gewöhnt und zudem jetzt für Frankreichs Freiheit begeistert. So ließ man sich denn die stümperhaften Uebersetzungen wohlgefallen; man lachte über feine Anspielungen, die nur an der Seine ganz verstanden werden konnten; man nahm es hin, daß manche einem pariser Schauspieler auf den Leib geschriebene Rolle dem deutschen Nachahmer häßlich anstand, — und das Alles nur, weil diese leichten Stücke doch ein Bild des wirklichen Lebens gaben. Was in Deutschland an neuen Lustspielen erschien, war meist leichte Waare, eben so flach, nur bei Weitem nicht so zierlich wie die welschen Vorbilder; fast allein der Wiener Bauernfeld verstand, durch die Feinheit seiner Dialoge zu ersetzen, was ihm an Erfindung fehlte. Die Hörer aber ließen sich Alles bieten, wenn man sie nur in Spannung hielt und ihre Skandalsucht etwas reizte. Das Theater bildete nicht mehr den Sammelplatz für die Gute Gesellschaft; die Kenner zogen sich mehr und mehr zurück." Wirthschaft, Magister Heinrich! Von der Guten Gesellschaft und von den Kennern konnte das Theater nicht mehr leben und durfte deshalb auch ihrem Geschmack nicht nachfragen. An heimischen Lieferanten brauchbarer Waare hats nicht gefehlt, seit das Junge Deutschland gealtert war. Kleist und Grillparzer waren noch kaum bekannt und Hebbel mußte sich, trotz Dingelstedts freundschaftlichem Eifer, sein Leben und sein Dichten vergrämen und vergrübeln. Raimund, Bauernfeld, Gutzkow, Laube, Grabbe, Griepenkerl, Ludwig, Halm, Freytag, Heyse, Geibel, Greif, Beer, Redwitz, Moser, Kruse, Hackländer, Mosenthal, Lindner, Holtei, Benedix, Putlitz, Kalisch, Wilbrandt, Brachvogel: Das sind Namen aus diesen Jahrzehnten; das Alles (auch die Birch-Pfeiffer und manches Andere) war auf deutschem Boden gewachsen. Konnte man nicht leidlich zufrieden sein? Man wars auch; so lange man nicht von einer Utopia träumte, nicht Abend vor Abend am Born reiner Kunst zu sitzen begehrte. Iphigenie und Tasso, Friedrich von

Homburg und Penthesilea lockten nicht so viele Menschen herbei, wie der Direktor für seine Rechnung brauchte. Zwischen Kunst und Kasse sich durchzuschlängeln, war die Aufgabe; wer mit dem Kopf durch die Wand wollte, trug Beulen davon. Der Theaterbetrieb, der einst Hofbeamten und zünftigen Prinzipalen vorbehalten blieb, war zu einem Gewerbe geworden, das jeder Kapitalist ergreifen konnte. Die Theatergewerbefreiheit vom Jahr 1869 hat diese Entwickelung nur legitimirt. Mußte das Bürgerevangelium vom Segen freien Angebotes und freier Nachfrage nicht das Bühnenthor sprengen? Die Gnadenpforte sich nicht aufthun wie die Bäckerthür, hinter der Brot verkauft ward? Regalien und Monopole fielen. Die Gewerbeordnung herrschte in Thaliens Reich. Und bald schufen Unternehmer und Miethlinge sich haltbare Schutzorganisationen.

Ungemeines hatten seit Schillers Drängertagen nur winzige Sekten von der Schaubühne verlangt. Verlangten auch im Neuen Reich nur einzelne Stimmen. Das Nationaltheater hatte die Bourgeoisie nicht gegründet (wie hätte sies vermocht, da der deutsche Staat kein Block, sondern ein Mosaikgebild, der Bayer dem Ostpreußen mindestens so fremd ist wie ein Franzos?); aber eine stattliche Reihe anständiger Schauspielhäuser erhalten und geschaffen. Dahin ging der gute Bürger nach der Arbeit und vor dem Nachtessen und war zufrieden, wenn die Handlung der Neugier oder der Lachlust Stoff bot. Die Produktion war freilich knapp geworden. Schillerepigonen und Franzosennachahmer theilten sich in die Lieferung. Lindners „Bluthochzeit“, Wilbrandts „Arria und Messalina“, Wildenbruchs „Karolinger“ wirkten in dieser Wüste fast wie Tragoedien. Die Herren L'Arronge und Blumenthal, Lindau und Lubliner fanden ihr Publikum. Für deutscheren und derberen Spaß sorgte Moser. Was wollte man? Hausmannskost. „Mein Leopold“, „Ein Erfolg“, „Die Frau ohne Geist“, „Das Stiftungfest“, „Der Veilchenfresser“. Nichts allzu Grelles noch gar Erlebtem allzu Aehnliches. Schuster, Schriftsteller, Kaufleute, Kavalleristen mußten reden, wie sie in deutschem Land nie geredet haben, nie reden werden. Der Badekommissar war ein eleganter, der Kommerzienrath ein täppischer Narr. Die junge Witwe geistreich wie Scribes Königin von Navarra. Für alte Frauen waren Fanchons Schwiegermutter, Lorles Bärbel, Benedixens Ulriken, Irmgarden, Theudelinden Modelle. Der Backfisch mußte unwissend wie Ifflands Landkind und lüstern wie eine Range Claurens sein. Der Gelehrte zerstreut, völlig weltfremd (während der deutsche Bund zwischen Industrie und Wissenschaft geschlossen wurde). Der Offizier des Heeres, das Skandinaven, Oesterreicher, Franzosen besiegt hatte, ein parfumirter Geck oder Salonschwerenöther. Der Kaufmann (im Lande der Ohlen-

dorff und Godefroy, Krupp und Stumm, Strousberg, Borsig und Hansemann) ein schwerfälliger, pedantischer Rechenmeister. Situationen ersinnen: Das war das Ziel; ängstende oder erheiternde Situationen. Auf die Charaktere kam es nicht an. Die wurden geknickt, verkürzt oder vergrößert, wenn die Situation es herrisch heischte. Ein angewöhnter Gestus, eine Redensart „charakterisirte" einen Menschen. Wer mehr wollte, hatte die Klassiker und deren Nachfahren; eine Sophonisbe von Geibel, einen Erich oder Marino Falieri von Kruse, einen Brutus von Lindner, einen Harold von Wildenbruch. Und die Franzosen, die „wirkliches Leben" auf die Bühne brachten. Das Leben moderner Spieler und Hetären; Familienkonflikte unserer Zeit; Abenteuer aus den Grenzgebieten des neuen Klassenstaates. Wie steht der Bastard, das „natürliche Kind", zu den Eltern und zur Gesellschaft? Was wird aus der käuflichen Frau, wenn ein reines Gefühl sie geadelt hat? Muß das Kind die Mutter ehren, die einst Noth zwang, sich vom Zins ihres Leibes zu nähren, und die drum geächtet ist? Darf ein Mädchen, das die jungen Sinne von frecher Jugend bethören ließ, über die Schwelle eines sauberen Hauses als Herrin schreiten? Wird ein skrupelloser Schürzenjäger, der mit grauem Haar einen Sohn findet, je ein Vater? Neue Probleme. Nur nicht aus deutschem Leben. Herrn Poirier und den Herzog von Septmonts, Marguerite Gautier und Suzanne d'Ange gab es in Deutschland nicht; auch keinen Père prodigue und Monsieur Alphonse. Aber Paris war ja nicht mehr unerreichbar. Von den wohlhabenden Leuten, den beweglicheren Israeliten besonders, die in Schauspielhaus und Presse die Stimmung machten, waren viele dort gewesen, wußten die meisten, was drüben jetzt in der Mode war; und die anderen ließen sich führen. An Klassikerabenden blieben die theuren Plätze leer. Hebbel lebte nicht; sogar der weichere, leichter faßbare und im Fühlen bourgeoise Grillparzer schien verschollen. Raimunds Komoedien machte Musik schmackhaft. Dem kirchfelder Pfarrer Anzengrubers half der Kulturkampf auf Norddeutschlands Bretter. Man war zufrieden. Jeder Geschmack wurde bedient; und das Theater nicht allzu ernst genommen.

Wien war noch die Theaterhauptstadt. Da hatte Laube die Franzosenherrschaft gesichert (so felsenfest, daß die Komtessen später ruhig Mrs. Clarkson und das verführte Fräulein Denise hinnahmen); hatte Dingelstedts szenisches Genie die Königsdramen des Briten einzubürgern und sogar Hebbels Nibelungen durchzusetzen vermocht. Da focht die berühmteste Spielergarde für Dichter und Stückemacher. Baumeister, Lewinsky, Sonnenthal, Gabillon, Mitterwurzer, Hartmann, Krastel, Meixner, Robert, Thimig; die Frauen Wolter, Hartmann, Gabillon, Hohenfels, Wessely, Mitterwurzer. Da waren,

von Schreyvogel bis auf Wilbrandt und Förster, tüchtige, sachkundige Männer an der Spitze gewesen. Der Gefahr, höfischen Wünschen dienstbar, von höfischer Zimperlichkeit verzierlicht zu werden, war auch die alte Burg nicht entgangen. Dieses Theater erhielt sich wenigstens aber eine wohlthätig fortwirkende Tradition und blieb der Ausdruck eines wiener Gesellschaftbedürfnisses. Im Deutschen Reich war der Theaterbetrieb noch nicht centralisirt. München, Dresden (das, mit Dettmer und Matkowsky, der Ulrich und der Ellmenreich, Jahre lang das beste Tragoedienpersonal hatte), Hannover, Karlsruhe, Frankfurt, Leipzig, Maurices hamburger Thaliatheater konnten mit Berlin konkurriren. Im Hofschauspielhaus des Königs von Preußen fand das bürgerliche Stück (Iffland, Gutzkow, Bauernfeld, Benedix, Töpfer, Lindau, Moser, Wichert, Rosen und manches von Scribe) eine dem Verwöhntesten genügende Darstellung; wurde, mit einer Synthese des weimarischen (Goethe) und des hamburgischen (Schröder) Stils, auch das gewichtigere Drama bewältigt. Hier aber fehlte der Regisseur; die ordnende, Allen gebietende Persönlichkeit, die den Grundriß einer Dichtung erkennen und ihre großen Linien ins rechte Licht setzen kann. Fehlte der Paedagoge und der Architekt. Herr Botho von Hülsen wurde bespöttelt, weil er vom Regimentsadjutanten zum Generalintendanten befördert worden war; noch Herr Martersteig nennt, in seinem lesenswerthen Buch über „das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert", Küstners Nachfolger den „personifizirten soldatischen Geist" und sagt über Hülsens Regime: „Dramaturgen, Regisseure, Kapellmeister und Künstler wurden nach ihren beamtlichen Qualitäten eingeschätzt. Ihre künstlerische Intention verlangte man nicht; und wo sie etwa doch zu brauchen war, hatte sie sich der Subordination unter die leitenden Gesichtspunkte einer vorschriftgemäßen preußischen Paradekunst zu befleißigen." Dieses Urtheil scheint mir ungerecht. In Hülsens Zeit standen Niemann, Betz, Fricke, Wachtel, Krolop, Döring, Berndal, Liedtke, Ludwig, Vollmer, die Frauen Lucca, Lehmann, Artôt, Brandt, Mallinger, Raabe, Frieb, Keßler, Meyer auf der berliner Hofbühne; Männer und Weiber, an denen mehr zu schätzen war als die Beamtenqualität (auf die ich bei Niemann, Döring, Liedtke nicht geschworen hätte). Hülsen machte den wackeren Fachmann Düringer zum Oberregisseur des Schauspieles und wollte 1868 auch Laube werben. Trotzdem der sprottauer Apostat den Freiherrn Münch von Bellinghausen, den neuen Burgtheaterdirektor, laut befehdete und, wider alle Beamtentradition, die Mängel des Hauses enthüllte, das er gestern geleitet hatte. Am zwanzigsten Juli 1868 schrieb Hülsen an Laube: „Sie sind der rechte Mann für Berlin; aber (verzeihen Sie meine

Offenheit; vielleicht lächeln Sie über das Folgende) nur im Verein mit mir. Ich bin nämlich der Ansicht, daß wir uns ergänzen und daß wir, zusammen und redlich im Interesse des Ganzen wirkend, mehr leisten werden als Sie bisher allein im Burgtheater. Ich muß immer wieder um Verzeihung bitten, wenn ich offen bin; aber wie soll ein Verständniß zwischen uns angebahnt werden, wenn nicht durch Offenheit? Die Leute von der Feder überschätzen sich so häufig; ihre Ansichten äußern sich so oft in Unfehlbarkeitglauben; und Sie, geehrter Herr Doktor, sind davon auch nicht frei. Ich beurtheile Ihre Leitung des Burgtheaters objektiver und vielleicht um so richtiger, als ich mich selbst und unsere Leistungen sehr streng zu beurtheilen gewohnt bin. Geehrter Herr Doktor, glauben Sie mir: Wir ‚kochen Alle mit Wasser‘; und wenn Sie nach drei mittelmäßigen Vorstellungen im Frühjahr über uns den Stab brechen wollten, würden Sie eben so Unrecht thun, als wenn ich nach den von mir gesehenen Vorstellungen und den Leistungen Ihrer Künstler in Berlin das Burgtheater beurtheilen wollte. Sie sind ein Meister des Wortes, und was Sie darin leisten und zu seiner Verkörperung beitragen, ist überaus bedeutend. Ihnen fehlt aber die Kenntniß des Salons und des Hoflebens; wenigstens habe ich darin im Burgtheater Verstöße bemerkt, welche auf einer fürstlichen Bühne nicht hätten vorkommen dürfen. Ich fürchte, Sie werden diese Erklärung des ehemaligen Lieutenants mit seiner Kadettenerziehung gegenüber dem Dichter, Schriftsteller und Helden von der Feder mit seinem reicheren Wissen vermessen finden; aber ein Theaterleiter spricht zum anderen und auch ich habe heute siebenzehn Jahre der Erfahrung (und welcher!) für mich. Ihre Vorzüge erkenne ich wahrlich an und glaube, daß unser Zusammenwirken ersprießlich sein würde. Nochmals bitte ich, mir meine Offenheit zu Gut zu halten. Sie selbst lieben, solche, wenn auch mit etwas mehr Siegesgewißheit, zu üben. Eben so nachsichtig beurtheilen Sie meinen Husarenstil“. An Kaserne, Zopf und Gamaschenknopf erinnert der Ton dieses Briefes nicht. Dem Schreihals des Jungen Deutschland, dem schroffsten Kritiker des entlaubten Burgtheaterstammes wollte der berliner Generalintendant neben sich den Regentenplatz einräumen; ihn nur nicht zum Alleinherrscher machen. Das konnte er nicht; kann, auch wenn ers verspricht, kein Leiter eines Hofinstitutes. Hülsen, für dessen Gescheitheit und Bescheidenheit der Brief zeugt, wollte nur versprechen, was er halten konnte; und Laube hätte sich mit dem Kondominat wohl begnügt, wenn nicht aus Leipzig just um die selbe Zeit ein stärker lockender Antrag gekommen wäre. Der Versuch, eine bureaukratische Theaterleitung einer literarischen zu verbinden, mißlang. Die Vorzüge des berliner Hofschauspiels blieben im Dunkel. Seine

Schwächen lehrte das Gastspiel der Meininger, klarer die erste Jugend des von L'Arronge gegründeten, bald auch regirten Deutschen Theaters erkennen.

Ernst nahm man den Coulissenkram noch immer nicht. Sprach, wie von Unvermeidlichem, immer noch vom Niedergang des Theaters. Wann und wo that mans nicht? In Frankreich sind über den Verfall des Theaters hundert Bücher und Brochuren veröffentlicht worden. In Deutschland nicht weniger. Die Menge las sie kaum. Amusirte sich und blieb dem Wahn fern, vom Schaugerüst könne Kulturgewinn zu holen sein. Sie hätte mitleidig, auch ein Bischen spöttisch gelächelt, wenn sie im Vorwort zu Hebbels „Maria Magdalena" die Sätze gefunden hätte: „Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, das höchste, das Epoche machende, ist nur möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht; es ist daher durchaus ein Produkt der Zeit, aber freilich nur in dem Sinn, worin eine solche Zeit selbst ein Produkt aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer neuen, die beginnen will." Solche Sätze las Herr Omnes aber gar nicht erst. Das Drama soll! Unterhalten solls, über ein paar Abendstunden weghelfen; allenfalls auch belehren. Prodesse et delectare: Das gilt für die Klassiker; auch für Bodenstedts Alexander und Dahns König Roderich noch. Von Zeit zu Zeit läßt man sichs gefallen; nur nicht zu oft. Nervenreizung und Lachmuskelgymnastik blieb die Hauptsache. Bis von Bayreuth der Ruf erging. Auch Wagners theoretische Schriften hatte man nicht gelesen. Nun, nach dem Viertagewerk, horchte Europa auf. Was will da werden? Erblüht uns in fränkischer Landschaft ein Hellas? „Die öffentliche Sittlichkeit kann sehr wohl nach dem Charakter der öffentlichen Kunst einer Nation beurtheilt werden; keine Kunst wirkt aber so mächtig auf die Phantasie und das Gemüth eines Volkes wie die täglich ihm öffentlich gebotene theatralische. Wollten wir einen vertrauensvollen Zweifel daran hegen, daß die höchst bedenkliche Wirksamkeit des Theaters in Deutschland durch den Zustand der Sittlichkeit der Nation veranlaßt worden sei, und wollen wir den Erfolg dieser Wirksamkeit bisher nur als mißleiteten öffentlichen Geschmack anerkennen, so ist doch mit Sicherheit zu sagen, daß eine Veredlung des Geschmackes und der nothwendig durch diesen beeinflußten Sitten auf das Energischste durch das Theater geleitet und unterstützt werden muß. Und auf diese Erwägungen die Leiter der Nation hingewiesen zu haben, würde nicht die geringste Genugthuung sein, die aus einem glücklichen Erfolg mei-

ner hiermit angekündigten Unternehmung mir erwachsen könnte." Das hatte Richard Wagner an die „Freunde seiner Kunst" geschrieben. Wieder ein Maschiach. Wieder Einer, der sich, wie Hugo, den Nabel der Welt wähnt. Dessen Willensgebot eine ganze Menschheit nun aber folgt. Bis auf den bayreuther Festspielhügel. Nichts zu handeln und wenig zu gaffen: um Kunst zu genießen, kommen Männer und Weiber; reisen viele Stunden lang, um in der unbequemen Enge des Frankenstädtchens Kunst zu schmausen. Der verlachte Wunsch des kleinen Kapellmeisters ist erfüllt: im eigenen Bühnenhaus kann er nach eigenem Geschmack seinem Traum das lebendige Kleid wirken. Die monarchische und die plutokratische Macht hat er leidenschaftlich befehdet: und Fürsten und Bänker pilgern zu ihm. Für drei Sommerwochen entsteht am Rothen Main ein Athen. Da bereiten Tausende sich morgens und mittags für den Kunstgenuß, dessen Verheißung sie hergelockt hat. Wird über den sittlichen, den nationalen Werth des Werkes gehadert, beim Bier nachts gar gerauft. So herrlich weit haben wirs nach Spontini und Meyerbeer nun gebracht. Diese Bretter bedeuten die Welt. Was rhythmisch da in unser Ohr klingt, ist Ausdruck einer Weltanschauung. Daß sie vorgestern von Feuerbach bezogen, gestern ins Schopenhauerische umgemodelt worden war, merkte man noch nicht. Freute sich stolz des Errungenen, das ganz neu schien und doch den Sinn des von den Romantikern und der Jeune Europe Verkündeten nur wiederholte. „Unheilig acht' ich den Eid, der Unliebende eint; und mir wahrlich muthe nicht zu, daß mit Zwang ich halte, was Dir nicht haftet: denn wo kühne Kräfte sich regen, da rath' ich offen zum Krieg." Ungefähr so hatte George Sand es gesagt; nur mit ein Bischen andren Worten. Hier sprach der Genius in der richtigen Stunde. Läutete eine Riesenglocke, an deren Strang alles Hoffen und Sehnen einer Zeit sich gehängt hatte. Das Gewand des altgermanischen Mythos und die Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Gott, der den alten Verträgen die bindende Kraft abspricht und den Brecher der Göttergesetzestafeln herbeisehnt; Weltherrscher und Revolutionär. Echte Romantikerkontraste... Thut nichts. Also spricht der Meister: „Wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst!"

Nur eine aus dem Geist der Musik geborene? Kunst, die in Tönen denkt, nur? Unerträglich. Im Welt- und Menschen-Zustand spüren wir eine entscheidende Veränderung: also muß auch das höchste Drama, das Epoche machende, wieder möglich werden. Ein neues Reich. Ein neues nationales und soziales Bewußtsein. Eine Zeitstimmung, die an die großen Kulturkrisen erinnert; an die Geburtstunden des aischylischen und des shakespearischen Dramas. Ist, was wir erleben, an umwandelnder Kraft denn geringer als die Ueberwindung des Paganismus und die Reformation? Uns dünkt es gewaltiger. Demo-

kratie und Sozialismus. Dampf und Elektrizität. Darwin und Marx. Materialismus, Determinismus, Individualismus, Monismus. Und, bitte, die Kausalität, liebe Leute! Welcher Tropf zweifelt noch, daß wir eine neue Weltanschauung haben? Eine endlich, nach Weh und Ach, ganz und gar entgottete, Gottsdonnerwetter! Und verlangen drum auch ein neues Drama: ein Wortkunstwerk, das neben Wagners Tongebild bestehen kann. Neu sollte es sein. Hebbels Psychologengenie war noch nicht entdeckt. Anzengruber mußte für Witzblätter fronen. Ibsens „Stützen der Gesellschaft" blieben ein Vorstadterfolg; mit den „Gespenstern" ging später Fontane selbst, der Patron der Sprudeljugend, recht unsänftiglich um. „Kabale und Liebe", „Maria Magdalena", „Gespenster", „Das vierte Gebot": da war ein Weg, den auch Rebellen beschreiten durften. Er führte durch germanisches Land. Ward er gerade deshalb verschmäht? Die einen Dichter krönen konnten, knieten vor einer Theorie. Einer vom Westen hergewehten, versteht sich. Aus Paris hallte von Zolas Feldzügen ein Echo über die Grenze; kam ein Buch, auf dessen Titelblatt der in Deutschland bisher unbekannte Herr Louis Desprez geschrieben hatte: L'évolution naturaliste. Andächtig las der deutsche Jüngling, der als Primaner vielleicht „einen Hohenstaufen-Bandwurm in Spiritus gesetzt hatte", das Magierwort. Das also ist das Neuste? Das trägt man jetzt in Paris? Muß es tragen. Le théâtre sera naturaliste ou il ne sera pas. Naturalistisch? Das hieß nach der deutschen Terminologie (noch bei Scherer): unfertig, kunstlos, roh. Naturalisten und Pfuscher nennt der Theaterdirektor Serlo seine Mimen. Drüben hat das Wort wohl anderen Sinn. Welchen? Leicht ists nicht zu erkennen. Diderot, sagt Zola, ist unser Vater, die positivistische Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts unsere Mutter. Diderot, der uns, schon als Schüler Bayles und als Verfasser des Dialoges Le neveu de Rameau, näher ist als der berühmtere Jean-Jacques, hat der Bühne kein lebensfähiges Werk hinterlassen; nur graue Theorie. Seine luftlosen Bürgerstücke Le fils naturel und Le père de famille wurden Ifflands und Kotzebues Vorbilder. Der Stand, meinte er, sei für die Komoedie fortan wichtiger als der Charakter. „Die Pflichten, Vortheile, Lasten des Standes müssen in den Vordergrund. Wird die Charakterkomik nur im Geringsten übertrieben, so sagt sich der Zuschauer: Das bin ich nicht. Seinen Stand und Pflichtenkreis kann er nicht verkennen; was er darüber hört, muß er auf sich beziehen". Der große Dialektiker schien winzig, wenn er vom Theater sprach. Und sollte im Kampf um das Schauhaus nun Führer sein? Immerhin: ein revolutionärer Geist. Einer, der metaphysischen Aberglauben abgethan hat. Physiologe, nicht Theologe. Den können wir brauchen. Der weiß, welche Mächte des Menschen Denken und Thun

determiniren. Bretterkenntniß und Brettertechnik? Unsinn. Darüber sind wir hinaus. Der Lorber Scribes lockt uns nicht. Das neue Drama soll sich vom alten mindestens so unterscheiden wie Wagners Gesammtkunstwerk von der Großen Oper. Soll der höchste und tiefste Ausdruck modernen Empfindens sein.

Des deutschen Empfindens von 1889. Hundert Jahre vorher war auch eine ansehnliche Revolution gewesen (und der Mann, der damals auf den Brettern das Stichwort sprach, Beaumarchais, hatte nach Diderot hitzig wider die Unnatur des Komoedienwesens gekämpft, die vom graden Weg Molières, Lesages, Sedaines ins Dickicht wirrer Handlung Entflohenen schroff getadelt: und schenkte den Landsleuten nun „Figaros Hochzeit", das heute noch funkelnde Muster des Intriguenstückes). Die Revolution der Bühnenkunst fordert kein blutiges Opfer; wird, wie die jakobinische, aber eine neue Welt schaffen. Eine Welt ohne konventionellen Trug, in der ein Gesetz nur gilt: Sei wahr! Eine Macht nur herrscht: die große, grausame Natur. „Wir sollen im Aesthetischen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das Elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen; wenn Einer die alten Gesetztafeln wieder einmal mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreidekommentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, bleibt ihm immer noch ein bescheidenes Verdienst." Das hatte Hebbel geschrieben. Sein Rath war längst überholt. Keine Kompromisse! Walvater Wotan selbst hat aller Tradition ja das Todesurtheil gesprochen. Alles muß anders werden. Wir haben kein Drama. Die Stücke, die man uns aufbaut, sind aus der Spielzeugschachtel. Unser Leben soll, unverschwächlicht und unverniedlicht, nun aufs Schaugerüst; der Mensch unserer Tage, mit all seinem Jammer. Vehmt die Mächler, die dem Volk vorlügen, das Theater habe sein eigenes Gesetzbuch. Das alte Theater vielleicht, das Vergnügungstätte war; das neue, von allen Konventionen gesäuberte, nur der Naturwahrheit dienstbare soll die wirksamste Kulturmacht werden. Ernst nahm mans nun; wie die wichtigste Angelegenheit der Nation. Höhnte das Elend der welkenden, pries die Pracht der werdenden Bühnenkunst. Schickte Siegesberichte ins Land, das dem hauptstädtischen Geschmack mißtraute und lange spröd blieb. Einerlei: in Berlin war es hell geworden... Achtzehn Jahre ists her. Ich nehme die Zeitung vom vierten Juni 1907. Wie siehts nach der Revolution hinter der Rampe aus? Hofoper: „Die Regimentstochter" (Donizetti). Hofschauspiel: „Goldfische" (Schönthan-Kadelburg). Komische Oper: „Hoffmanns Erzählungen" (Offenbach). Deutsches Theater: „Robert und Bertram" (Räder). Kroll: „Die sieben Schwaben" (Millöcker). Neues Theater: „Die Condottieri" (Herzog). Lessingtheater: „Die Fledermaus" (Strauß). Theater des Westens: „Die lustige Witwe" (Lehar).

# Deutsche Museumspläne.

Das mittelalterliche Klostermärchen, das so viel Gruseliges erzählte von den bösen Halbwilden der nordischen Wälder, so viel Anmuthiges von den gesitteten Völkern des Ostens, die in ferner Urzeit einmal die germanischen Stämme als mißrathene Sprößlinge in die Hinterwälder Europas vertrieben, dieses artige Klostermärchen hat seine Wirkungskraft verloren. Wir lernten die alten Schlagwörter: „Ex oriente lux" und „Der Zug nach Westen" genauer prüfen; und fast beschämend ist die Erkenntniß, wie lange die schwarze Klosterweisheit uns narren konnte und wie viel Mühe es heute noch macht, die alten Lügen abzuschütteln. Der Zug nach Westen! Die Hunnen, Mongolen, Türken und andere Horden „gelber, schiefblickender Schakale": die kamen aus dem Osten zu uns her. Feinere Sitten und reineres Denken haben sie uns wahrlich nicht gebracht. Und nur dummes, brutales Gesindel soll Jahrtausende lang die Rasse in die Welt geschickt haben, die der europäische Norden großzog und die, rein zoologisch genommen, die edelste Art ist, die dem Planeten bisher glückte? Wir wissens endlich besser. Ungebildet und roh kann wohl ein Volk nicht gewesen sein, das im zweiten vorchristlichen Jahrtausend bereits die ungeheure Ueberlieferung hinter sich hatte, daß es den Sonnentempel Stonehenge errichtete (1680 vor Christus wurde dieser Tempel umgebaut, der, bei Lockyer mag man Einzelheiten nachlesen, allein als Dokument astronomischen Wissens ein Wunderwerk ist, der Verehrung würdiger als alle sieben Wunderwerke der Antike insgesammt). Und wenn ferner der Nachweis gelang, daß die erste klare Weltanschauung, der Sonnenkult, vom Norden ausging, während der Süden und Osten im eiszeitalten Schamanenaberglauben verharrten, dessen Todes- und Gespensterfurcht sie immer neue Variationen ersannen (zuletzt das Kuttenmärchen von der Hölle), dann ist es wohl an der Zeit, dem alten Lugwort von dem „Zug nach Westen" abzusagen, und sich offen zu erklären zu der neuen Erkenntniß: „Zug vom Norden".

Die Mühlen der Wissenschaft mahlen langsam. Was keinem ernstlich Unterrichteten mehr fremd ist, blieb dem Volk bis heute vorenthalten. Zu lange haben die Schwarzen ihre Zaubersprüche raunen dürfen. In der Schule könnten sies den Kinder wohl heute schon erzählen, welche stolze Vergangenheit wir hatten. Aber sie wagens nicht. Wagen kaum in den Hochschulen hier und da zu berichten, was alles Volk begeistern könnte, begeistern müßte.

Nehmen wir die Thatsachen, wie sie sind. Traditionen werden nicht leicht überwunden und eine gute Weile wird es wohl noch dauern, ehe die hohen und niederen Schulen dem neuen Gebot sich fügen. Aber wir haben ein Mittel, die Frist zu kürzen. Unsere Museen haben in letzter Zeit eine Entwickelung durchgemacht, die sie aus Stapelplätzen gelehrten Wissens umwan-

delte in Bildungstätten für das Volk, in Volkshochschulen. Sollte es nicht möglich sein, in der Organisation unserer Museen, in der Wahl des Materials und der Art der Ausstellung, der Volkshochschule Das zu geben, was die meisten Universitäten noch entbehren müssen? Der preußische Landtag wird dieser gewiß auch politisch sehr wichtigen Frage nächstens eine Antwort zu geben haben. Eine Neuordnung der reichen berliner Museen ist zu erwarten. Der Generaldirektor dieser Museen, Wilhelm Bode, hat dem Landtag eine Denkschrift vorgelegt, wie er die neue Organisation sich vorstellt, und es ist nun die Pflicht der Unterrichteten, bei Zeiten auszusprechen, was bei den Plänen Bodes gut und was verfehlt ist. Das Museum ist eine Volkshochschule und in dieser Schule muß das beste Wissen unserer Zeit vermittelt werden.

Der Name Bode verbürgt Jedem, der das Lebenswerk dieses Mannes kennt, einen idealen Museumsvorsteher, wenn wir im Museumsvorsteher in erster Linie einen Kenner sehen wollen, der um Alles, was irgend auf dem großen internationalen Kunstmarkt vorgeht, genau Bescheid weiß. Der Name Bode verbürgt ferner einen außergewöhnlich tüchtigen Museumsleiter, wenn sichs darum handelt, die erworbenen Kunstwerke in einer würdigen und wirksamen Weise zur Ausstellung zu bringen. Das hat Bode bei der Einrichtung der meisten Säle des Kaiser Friedrich-Museums bewiesen (die berühmten alten Bildergalerien sind, verglichen mit der von Bode neu eingerichteten Galerie, Briefmarkensammlungen). Ueber all Das aber gehen die Forderungen der Denkschrift weit hinaus. Die Denkschrift beschäftigt sich nicht etwa mit der Einrichtung eines einzelnen Museums oder mehrerer Museen, sondern mit der Organisation des gesammten Museumswesens überhaupt. Und ob Bode der geeignete Mann für diese Aufgabe ist?

Die Einrichtung der einzelnen Säle des Kaiser Friedrich-Museums hat in allen Fachkreisen nur Zustimmung gefunden. Bei der Organisation der Sammlungen aber, bei Dem, was hineinkam, und bei Dem, was ausgeschlossen blieb, mußte Bode der Einwand gemacht werden, daß er sich durchaus noch von der alten Irrlehre beherrschen ließ, die Asien als den großen Lehrmeister des armen Europas sah. Im Untergeschoß dieses Museums wurden die asiatischen Materialien mehr und mehr gehäuft, während für das Europäische nichts mehr geschah. Einiges „Frühmittelalterliche“ war wohl zugelassen: im „Byzantinersaal“; dort aber in einer Weise aufgestellt, daß bei jedem Unbefangenen der Glaube entstehen mußte, erst mit der christlichen Kirche und durch sie habe Europa so etwas wie eine Kultur bekommen.

Hat Bode nun eingesehen, daß mit solchen Grundsätzen nicht weiter zu wirthschaften ist? Das ist die Frage. Nach Dem, was von den Plänen Bodes in die meisten Zeitungen kam, könnte man wohl hoffen. Als die dringendste Aufgabe, für die „die Vorarbeiten sofort in Angriff genommen werden müssen“,

wird in der Denkschrift die Gründung eines Museums für ältere deutsche Kunst bezeichnet. Es wird auf die Thatsache hingewiesen, daß für ein solches Museum in Deutschland bisher überhaupt kein Platz war und daß eine solche Sammlung erst „von der deutschen Art in der Kunst ein anschauliches, richtiges Bild geben könne". Das hörte sich nicht übel an. Leider konnten Fachmänner der Sache nicht recht froh werden. Eine unscheinbare Klausel machte sie stutzig. Die Zeiten, aus denen Materialien gesammelt werden sollen, begrenzt Bode: nach der Vergangenheit bis zur Völkerwanderungepoche, nach der Gegenwart bis zum achtzehnten Jahrhundert. Die Kunst der Völkerwanderungzeit kennt Niemand, der nicht auch das Kunstgewerbe jener Jahrhunderte genau erforschte. Dieses Kunstgewerbe aber ist die Frucht einer Entwickelung, die uns weit über die Grenzen der „Völkerwanderungzeit" zurückführt: bis in die Epoche der „Jüngeren Steinzeit". Soll also „von der deutschen Art in der Kunst" eine Vorstellung übermittelt werden, so darf diese ältere Zeit nicht fehlen.

Und warum macht Bode nach der Gegenwart zu beim Rokoko Halt? Die Denkschrift bringt den sehr merkwürdigen Satz, „daß die Kunst Ostasiens die des Rokoko, ja, zum Theil auch schon die des Barock wesentlich beeinflußt hat, daß sie die Quelle der gesammten Kunst Asiens durch Jahrtausende gewesen ist und dadurch indirekt auch auf die europäische Kunst eingewirkt hat." Es ist sehr interessant, zu erfahren, daß Bode über das allgemeine Urtheil stillschweigend hinweggehen kann, nach dem die Kunst des Rokoko sich durchaus organisch aus der des Barock heraus entwickelte und das am Anfang des Barock Michelangelos ragende Gestalt erblickt. Die Einzelheiten nebensächlicher „Beeinflussungen" genügen Bode zur Formulirung jener lapidaren Sätze, die einen Michelangelo schließlich in die freundnachbarliche Nähe der Ostasiaten rücken. Und wir sollten nicht Grund zur Vorsicht haben?

Aber wir wollen uns nicht weiter bei Widerlegungen aufhalten und lieber zusehen, was positiv zu leisten ist.

Zunächst: die prähistorische Abtheilung des Völkermuseums ist von den Sammlungen, mit denen sie noch heute verbunden ist, zu trennen und in einem selbständigen Gebäude unterzubringen. Ein solches Gebäude ist ja auch in Bodes Entwurf vorgesehen, aber dort soll es sich nach Bauart und Lage einem Häuserkomplex einfügen, der die bisherige Anordnung im Museum für Völkerkunde beibehält. Das wird hoffentlich nicht Ereigniß werden. Die Regirung scheint darauf bestehen zu wollen, daß die asiatischen Sammlungen aus ihrer alten Umgebung gelöst und in eigenem Hause untergebracht werden. Wenn Japaner und Chinesen zu schade sind, fernerhin mit den Ozeaniern, Altamerikanern und Afrikanern zusammenzugehen, so wird man Das wohl auch den alten Germanen nicht zumuthen wollen. Und vielleicht ist es in einem germanischen Land kein unbilliges Verlangen, zunächst einmal an die Germanen und dann erst an die Asiaten zu denken.

Die bisherige Art der Aufstellung nach Provinzen (den politischen Provinzen der Gegenwart!) kann natürlich nicht beibehalten werden. Ueber die „Eintheilung nach dem kleinen Daniel“, wie Kossinna sie nennt, ist manches scharfe Wort gesprochen worden. Ich will nicht mehr daran erinnern, da die Museumsverwaltung nach dem Tode des Direktors Voß selbst das Verkehrte der alten Methode einsieht. Die Absicht scheint zu bestehen, wie in den skandinavischen Sammlungen nach Typen und Zeitfolgen zu ordnen. Die Ausführung muß zeigen, was man mit dieser Methode, die jedenfalls den Vorzug hat, das Material übersichtlich zu machen, leisten kann.

Die prähistorische Abtheilung umschließt die bekanntesten, aber lange nicht alle Hinterlassenschaften Alteuropas und Altgermaniens. An verschiedenen anderen Orten sind weitere Zeugnisse unserer Vergangenheit mehr versteckt als ausgestellt. Im Antiquarium, zum Beispiel, dann im Kunstgewerbemuseum, in der byzantinischen Abtheilung des Kaiser Friedrich-Museums, in den ältesten Klosterhandschriften. Mit diesem Grundsatz des Auseinanderzerrens, das es nie zu starken Wirkungen kommen ließ und viel zur Unterschätzung unserer ältesten Kunst und Kultur beitrug, muß ein Ende gemacht werden. Ist in einem neuen Museum erst Alles beisammen, was zusammengehört, dann werden sich die Vorstellungen über unsere älteste Geschichte wohl bald genug klären. Ein stattliches Gebäude muß es schon sein, das alles Material, das wir heute bereits haben, in sich schließen und doch für Weiteres noch Platz haben soll; denn wir haben noch manche große Lücken und den Sammlern fehlt es nicht an Aufgaben. Eine gute Disposition der Gegenstände, erklärende Pläne, Modelle, Zeichnungen und so weiter können aber doch so gut Ordnung schaffen, daß Jeder, der sich ernstlich durcharbeiten will, es auch kann. Trotzdem: eine große Summe Arbeit ist zu leisten. Mehr, als man von der Masse der Museumsbesucher erwarten darf. Eine Hochschule für alles Volk aber soll das Museum sein. Wie ist es nun zu erreichen, daß die von ihrer Tagesarbeit Ermüdeten, die Aufklärung suchen, nicht leer ausgehen?

Die Engländer haben damit angefangen, in den Museen eine Schau- von einer Lehrabtheilung zu trennen. Die Schauabtheilung, die nur verhältnißmäßig wenige, besonders gute und charakteristische Stücke enthält und sie in einer künstlerich anregenden Form darbringt, soll dem noch Unvorbereiteten einen ersten Ueberblick schaffen. Die Lehrabtheilung, nach rein wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichtet und mehr „magazinirt“, gilt den schon Unterrichteten, die hier ihr Studienmaterial finden. Diese treffliche Scheidung nun, die sich überall, wo man sie anzuwenden wußte, vorzüglich bewährt hat, sollte auch in unserem Fall vorgenommen werden. Das ganze Museumsgebäude für die älteste deutsche, germanische und europäische Kunst wird bei einer wirklich groß angelegten Organisation Lehrabtheilung bleiben. Der Schauabtheilung aber,

der Volkshochschule im weitesten Sinn, werden nicht einzelne Zimmer eingeräumt, sondern ein ganzer Park, eine der Freiluftanlagen, wie sie nach Hazelius (Stockholm, Skansen) als Bautenmuseum in Skandinavien so beliebt wurden und für eine nationale Volkserziehung dort bereits Wesentliches leisten.

Wer kennt nicht die wundervollen „Megalithen", die alten Steingräber, Denksäulen, Cromlechs, Wallburgen und so weiter, die der nordischen Landschaft so viel Charakter geben und die uns in ihrer Stimmung von nordischer Vorzeit mehr zu sagen haben als die beredtesten Worte? Es giebt heute kein Museum der Welt, das eine Vorstellung von diesen einzigen Werken verschaffte. Modelle oder Bilder sind kümmerlichster Ersatz, und wo (wie in Bergen oder Christiania; im berliner Märkischen Museum will mans nachmachen) das eine oder andere Bildwerk in der Nähe des Museums im Freien steht, führt es doch in der Enge der Umgebung ein Käfigdasein und kann nicht zu freier Wirkung kommen. Und nun denke man sich einen weiten, freien Park, in dem der Gärtner alle wesentlichen Florabilder unseres Nordens erstehen ließe; hier ein Haidebild, dort ein Birkenwäldchen, einen Eichenhain, Buchen, Tannen; man denke ferner an den rechten Stellen die Megalithen: wie könnte Das wirken! Eine nordische Akademie edelster Art. Welche Stimmung müßte auch in dem stumpfsten Besucher entstehen! Und mit welchem Verständniß würde er forschen, was die kleinen Gebäude des Parkes, die Vorschule für das große Museum, enthalten!

Vier solcher kleinen, stilistisch gut durchgearbeiteten und nicht aufdringlichen Bauten (sie müssen im Landschaftbild aufgehen) würden im Park genügen, um in sorgfältig ausgewählten Stücken die ganze gewaltige Entwickelung germanisch-nordischer Kunst vom Steinzeitalter bis zu den Wikingern zu zeigen. Nimmt man zu den vier Gebäuden noch ein fünftes, ein kleines Bauernmuseum, das zu erklären hätte, was von den uralten Motiven und Formen sich bis in unsere Zeit hinüberrettete, so hat man wohl ein Ganzes, das seines stolzen Inhaltes nicht ganz unwürdig wäre.

So viel ist von der Nothwendigkeit einer nationalen Volkserziehung gesprochen worden, von den unschätzbaren Vortheilen, die England und Amerika in ihrem Erziehungwesen dadurch haben, daß ihnen das Nationale als selbstverständlich gilt, und von der entwürdigenden Fremdherrschaft, unter der unsere Schule heute noch zu leiden hat, da sie mit den Ueberlieferungen der von Rom aus organisirten mittelalterlichen Klosterschulen nicht fertig werden kann. Eine vernünftige Museumsorganisation hat die Möglichkeit, einen Weg ins Freie zu finden, in der Volkshochschule des Museums eine nationale Bildung zu schaffen, die sich alle anderen Schulen dann wohl sehr bald erobern wird. Preußen hat in diesem Augenblick die Gelegenheit, mit dem entscheidenden Beispiel in Deutschland voranzugehen. Wird es sie benutzen?

Wilmersdorf. Willy Pastor.

# Herzog Boleslaus der Kahle.

„Dieweil Franz Lapps, der goldberger Schneider,
Mich ‚Kahlkopf‘ geschmäht auf dem breslauer Markt,
So hab' ich den schändlichen Leutebekleider
Mit dem Büttel mir aus dem Volke geharkt;
Doch ist er mir aus dem Thurme entsprungen.
Drei Wächter hat er aufs Pflaster gerungen,
Schwamm durch die Oder und lief nach Haus.

Greift ihn zu Goldberg und spart Euer Bitten!
Bei meinem Zorne ihn scharf inquirirt!
Vier Wochen: dann komm' ich nach Goldberg geritten,
Und Wehe: Ihr habt nicht Ordre parirt!
Ihr sollt ihn bringen zum Tode vom Leben
Mit Galgen und Rad und nicht widerstreben!
Gegeben zu Breslau. Boleslaus."

Gleich schritten die Sieben in schwarzen Talaren
Und setzten sich auf die Richterbank,
Sie wühlten verzweifelnd sich in den Haaren
Und dachten tief und scharf und lang;
So hockten sie brütend dicht bei einander.
Der Schneider Franz Lapps, der lange Labander,
Saß abseits und lachte und hielt sich den Bauch.

Acht Tage lang mußten sie drehen und winden
Des Rechtsfalls verknoteten Knollenknaul
Sie konnten nichts gegen den Schneider finden,
Nur Eins: er hatte ein loses Maul.
Franz Lapps, wir können Dich leider nicht fassen!
Magst Du nicht freiwillig Dein Leben lassen,
Zu schützen die Stadt und den freien Brauch?

„Gehts uns an die Freiheit, dann will ich mich henken.
Am alten Galgen doch thu' ich es nicht!
Ihr Herrn, einen neuen müßt Ihr mir schenken,
Den stellt an die breslauer Straße dicht.
Mein Weib und die Kinder haltet in Ehren!
Den Henker will ich nicht weiter beschweren,
Selbst knüpf' ich mich auf, wenn der Herzog kommt."

Am Sonntag Laetare, das Wetter war heiter,
Ritt der Herr Herzog nach Goldberg hin;
Hinter ihm siebenzig Lanzenreiter,
Fürwahr, er hatte nichts Gutes im Sinn.
Beim Pappelkretscham im vollen Ornate
Ward er empfangen vom goldberger Rathe,
Wie's einem Vater des Landes frommt.

Ein Balkendreibein steht an der Straße.
Lang, steif und still hängt Einer daran,
Den Krähen und Raben zum frohen Fraße.
Der Herzog beschaut sich den langen Mann:
„Potztausend! Das ist ja Franz Lapps, der Bube!
Der wärmt sich nun schon in des Teufels Stube.
Wohl Euch, Ihr Herrn, daß Ihr Ordre parirt!"

Da zappelt Franz Lapps mit dem linken Beine . . .
Der Herzog kriegt eine Gänsehaut.
Leicht schwenkt sich Franz Lapps an der hanfenen Leine,
Klappt auf die Augen, schreit wüthend und laut:
„Du Schurke! Unschuldig bin ich gehangen!
Und kann nicht in Gottes Himmel gelangen,
Bis ich Dich Kahlkopf zur Hölle quartirt!"

Er greift in die Tasche und schwingt das Messer,
Der Herzog reißt seinen Klepper herum.
„Jetzt komm' ich Dich holen, Du Menschenfresser!
Sammt Deinen Knechten mach' ich Dich stumm!"
Er schneidet und fällt aus dem luftigen Droben.
Heida: wie die Tapfern von dannen stoben,
Der Herzog voran mit dem goldberger Rath!

Weg warfen die Lanzen des Herzogs Leute
Und machten erst hinter der Oder Halt;
Franz Lapps griff lachend die reiche Beute,
Ging froh nach Haus und wurde alt.
Nie wieder ließ sich der Herzog sehen
In Goldberg, es halfen nicht Bitten und Flehen;
Und Frieden hatte die gute Stadt.

Wandsbeck. Ewald Gerhart Seeliger.

# Anzeigen.

**Kuren und Bäder. Moderne Zeitfragen, herausgegeben von Hans Landsberg. No. 16. Berlin, Pan-Verlag.**

Ich habe in diesem Vortrag gezeigt, daß alle Heilmittel der Inneren Medizin nichts Anderes sind als „Mittel“, Mittel zum Zweck, Instrumente, deren sich der Künstler bedient, um mit ihnen sein Werk auszuführen, Mittel also, denen selbst kein Heilwerth innewohnt, sondern die erst in der Hand des Meisters Werth und Bedeutung erlangen. Jede „Kur“ ist vergleichbar einer chirurgischen Operation; auch hier sind es nicht die Messer und die Scheren, denen eine Heilkraft innewohnt, sondern nur der Geist und die Hand, die sie führt. Noch immer ist (und nicht allein bei den Kranken) die Meinung verbreitet, ein Heilmittel, sei es eine Arzenei oder ein Bad oder eine andersartige Einwirkung, habe eine direkte Heilkraft gegen eine bestimmte Krankheit; und noch immer werden darum Medikamente eingenommen und Badereisen unternommen, in der Idee, diese Mittel heilten die einzelnen Krankheiten. Das ist grundfalsch; ein wirklicher Erfolg bei einer (zumal chronischen) internen Krankheit ist nur durch eine Kur zu erzielen, in welcher der ärztliche Leiter der Kur, gerade wie der Chirurg während einer Operation, immer wieder aufs Neue das Maß Dessen, was bisher erreicht ist, erkennt und erwägt, immer wieder den Weg seines weiteren Vorgehens beschließt, immer wieder selbst seine Einwirkungen steigert oder verringert, neue hinzuzieht, andere unterwegs fallen läßt; und so unter steter Beobachtung modelt und bildet, bis das Kunstwerk der Heilung, das er mit Hilfe seiner Instrumente geschaffen hat, vollendet dasteht. Ein anderer viel verbreiteter Grundirrthum ist der, chronische Krankheiten könnten nicht geheilt werden. Geheilt im anatomischen Sinn allerdings nicht. Das ist richtig. Was im menschlichen Körper einmal verändert ist, sei es eine Herzklappe, die nicht mehr schließt, sei es ein Arterienrohr, das seine Elastizität verloren hat, kann durch nichts in der Welt wieder in seinen normalen Stand versetzt werden. Das ist aber auch gar nicht nöthig, um in dem Umfang, in dem es bei uns Erdenkindern nur nothwendig ist, eine „Heilung“ erzielen zu können. Die Aufgaben der Medizin wären ganz andere, wenn wir Alle ewig lebten und nur Die stürben, die krank geworden sind: dann würde Jeder, in dessen Körper eine krankhafte, vom Arzt nicht zu beseitigende Veränderung eingetreten ist, in einen unermeßlichen Nachtheil gegenüber den Gesunden gerathen. So aber hört ja für uns Alle das Wandeln auf diesem Planeten mit siebenzig und, wenn es hoch kommt, mit achtzig Jahren auf; und wenn zwei Greise, die bis zu ihrem achtzigsten Lebensjahr leidlich leistungfähig und frei von Beschwerden waren, auf dem Sektiontisch liegen, kann es ihnen gleichgiltig sein, ob hinterher der Anatom bei dem Einen einen Herzklappenfehler, bei dem Anderen ein normal funktionirendes Herz findet. Für den Arzt kommt es eben nur darauf an, bis zur natürlichen Grenze des Lebens auch in einem veränderten Organismus, trotz der Veränderung, die sich nun einmal nicht beseitigen läßt, den Betrieb so leidlich aufrecht zu erhalten. Das vermögen wir durch systematisch angestellte und durchgeführte Kuren sehr häufig bis zu solchem Grade, daß ein Kranker trotz sehr beträchtlichen anatomischen Veränderungen innerhalb seines Körpers dennoch funktionell bis in hohe Jahre hinauf frei von Beschwerde (also „gesund“) bleibt.

Professor Dr. med. Martin Mendelsohn.

**Graf Posadowsky als Finanz-, Sozial- und Handelspolitiker. Erster Band: 1882 bis 1889. J. J. Weber in Leipzig.**

Dieser Band (von 706 Seiten, von denen 26 auf das Register entfallen) ist der erste des auf vier Bände berechneten Werkes. Kaum eines zweiten regirenden Mannes Amt ist so tief und in so weitem Umfang mit dem praktischen Leben des deutschen Volkes verwachsen wie das des Staatssekretärs des Innern. Man braucht sich nur auf den Anfang unserer ganzen sozialpolitischen Gesetzgebung zu besinnen, um zu erkennen, welche gewaltige Summe von Arbeit es hier zu erledigen, wie viele Tausende von Wünschen es zu berücksichtigen, mit was für entgegengesetzten Meinungen es zu rechnen gilt. Daneben noch die ganze Handels- und Zollpolitik des Reiches; ein Riesengebiet, von dem man sich kaum vorstellen kann, daß ein Mann es leitet. Für das Verständniß der finanziellen, sozialen und wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands während der letzten dreißig Jahre ist die Kenntniß der Reden des Grafen Posadowsky unerläßlich. Daß die Reden nach den stenographischen Berichten veröffentlicht sind, brauchte ich kaum zu erwähnen.

Leipzig. Johannes Penzler.

❦

**Neue Gedichte. R. Piper & Co., München. 3 Mark.**

Nach drei Bänden Jugendlyrik habe ich eine fast zehnjährige Pause gemacht, ehe ich mich wieder entschloß, Gedichte in Buchform herauszugeben. Man wird mit den Jahren auch gegen sich selbst immer anspruchsvoller und kritischer; und auf keinem Kunstgebiet wäre Das heutzutage angebrachter als auf dem allzu überschwemmten Felde der Lyrik. Nachdem man alle Phasen des Naturalismus, des Symbolismus, der Stimmung- und Wortmalerei, der überreichen Form und des völligen Zerfließens einer solchen gleich Kinderkrankheiten mit durchgemacht hat, kommt man allmählich zu der Erkenntniß, wie selten eigentlich wirklich gute Gedichte sind und wie wenige eine Existenzberechtigung von mehr als Tagesdauer in sich tragen. Gedichte müssen so schön, so nothwendig, so vollendet sein wie eine Blüthe; sie müssen einen Urton in sich haben und eine Ahnung von den Zusammenhängen des Ewigen, des Allgemeinen und des Zeitlosen. Dabei aber sollen sie doch völlig aus der Anschauung geboren sein. Aber ein Rezept schafft kein Gedicht. Wer solche Forderung stellt, sollte eigentlich, in Bescheidenheit, nicht gerade damit seine Gedichte zur Anzeige bringen. Es liegt mir aber völlig fern, zu glauben, daß ich auch nur einen Theil des Gewollten erreicht habe. Doch schien mirs gut, wenigstens das Ziel anzugeben, das ich als Ideal vor mir sah.

München. Thassilo von Scheffer.

❦

**Städte und Landschaften. Herausgegeben von Leo Greiner. Stuttgart. Karl Krabbes Verlag (Erich Gußmann).**

Wenn ich die zahlreichen Monographiensammlungen, die in den letzten Jahren erschienen, durch „Städte und Landschaften“ um eine neue vermehre, so geschieht es nicht, um eine Gattung, die mit Nothwendigkeit aus dem individualistischen Geist der heutigen Kritik entstand, durch Nachahmung zu Tode zu hetzen. Vielmehr ist meine Absicht, nicht nur Monographien aus dem selben Gebiet im selben äußeren Gewand neben einander zu stellen, sondern zum ersten Mal im wirklichen Sinn des

Wortes zu sammeln: zu einem aus organischen Teilen gebauten, sinnvollen Ganzen zusammenzuschließen. Das konnte nicht gelingen, wenn es sich um die Spezialgebiete irgendeiner Kunst oder um das Allgemeinere der Kultur handelte: denn in beiden Fällen ist die Einzelerscheinung nicht so wichtig wie ihre historische Bedingtheit, so daß die Darstellung des Einzelnen immer einzeln, zusammenhanglos bleiben und die Monographie hinter der Geschichte zurückstehen muß. Indem ich das Landschaftliche zum Eintheilungprinzip machte, standen die Theile nicht mehr in einem bedingten Nacheinander, sondern nur noch in einem losen, nur unwesentlich verknüpften Nebeneinander, nicht Stücke, die aus einem größeren Organismus herausgeschlagen wurden, sondern Zellen, geeignet, einen solchen zusammenzusetzen. So soll die Sammlung, indem sie das Einzelne stets in den Zusammenhang ihrer Gesammtabsicht einreiht, sich in langsamem Anwachsen allmählich zu einer Encyklopädie des gesammten modernen Kultur- und Naturgefühls ausgestalten, nach verhältnißmäßig engen Anfängen am Ziel einst die Städte und Landschaften aller Völker umfassend. Das Unternehmen hat sich soeben mit Ruederers „München“ eingeführt.

Bruck bei München. Leo Greiner.

❦

**Prinz Kuckuck. Zeitroman von Otto Julius Bierbaum. München, Georg Müller.**

Satirische Zeitromane sind nicht für junge Mädchen geschrieben. Unerwachsene und unreife Menschen, auch solche, die die deutlichen Schilderungen der Ausschweifungen junger Wüstlinge nicht lesen mögen, sollen die Hände von diesem Buch lassen. Es ist ein gepfeffertes und getrüffeltes Ragout, als solches schmackhaft, aber nicht jedem Magen bekömmlich. Doch hat Bierbaums Darstellung bei aller Unverblümtheit durchaus nichts Lüsternes, nichts die Nerven Kitzelndes, Sinne und Phantasie Aufreizendes; sondern sie ist derb, frisch, herzhaft, heiter, gesund. Zwar führt der Dichter reichlich viel des Dekadenten, Krankhaften, Gemeinen vor, aber seine Art ist weder dekadent noch krankhaft noch gemein. Neben Dem, was vielleicht zartbesaitete Leser verletzt, findet man eine breite Fülle guter Lebensbeobachtung, trefflicher Charakterzeichnung, ernster Nachdenksamkeit. Bierbaums zu burlesk-scherzhaftem Karikiren neigende Satire erinnert oft an Wilhelm Busch. In der köstlichen Zeichnung des hamburger Mucker-Ehepaares meint man den Geist Buschs zu spüren. Zwei Bände liegen bis jetzt vor; der dritte, der uns die Höllenfahrt des Lüstlings schuldig ist, steht noch aus. Erst wenn auch dieser erschienen ist, wird sich das breit angelegte, flott und amusant ausgeführte Werk als Ganzes übersehen lassen. Entspricht der Schluß dem Anfang und der Mitte, so haben wir im „Prinz Kuckuck“ ein Zeitbild humoristisch-satirischer Art von einer Blutwärme und kräftigen Frische, wie sie heute selten ist. Darum sollen die ängstlichen Sittenwächter das Buch in Frieden lassen. Cervantes, Rabelais, Boccaccio und andere witzige Sittenschilderer ihrer Zeit haben auch kein Blatt vor den Mund genommen: und nie noch hörte man, daß durch sie die Sitten geschädigt worden seien; dagegen wäre die Weltliteratur ohne Frage geschädigt worden, wenn man aus ängstlichen Bedenken diese Werke unterdrückt hätte. Bücher sind etwas Privates. Sie drängen sich nicht auf wie ausgestellte Bilder oder Bühnendarstellungen. Ein Buch gleicht einer stillen Kammer, deren Thür geschlossen ist. Steht außen am Thürschild vermerkt, was drinnen zu finden ist, so bleibt es Jedem unbenommen, die Hand von der Klinke zu lassen.

Bärenfels. Frieda Freiin von Bülow.

❦

# Nietzsches Werke und Briefe.

In die literarischen Kämpfe um das Nietzsche-Archiv werden auch Briefe und Schriften meines Bruders, besonders das „Ecce Homo“, der „Antichrist“ und die „Umwerthung aller Werthe“ hineingezogen, so daß es wichtig erscheint, Thatsächliches darüber mitzutheilen. Zunächst aber muß ich die Ursache der Kämpfe erklären.

Herr C. A. Bernoulli als Herausgeber und Herr Eugen Diederichs als Verleger möchten meines Bruders Briefe an den verstorbenen Professor Overbeck ohne meine Erlaubniß veröffentlichen. Ich wäre zu dieser Erlaubniß bereit gewesen, wenn die Antworten Overbecks mit veröffentlicht würden und den beiden vorzüglichen Philologen Geheimrath Professor Dr. Crusius in München und Professor Dr. Fritz Schöll in Heidelberg die Herausgabe der Briefe übertragen würde. Sie kennen die Verhältnisse, stehen ihnen aber ganz unbefangen gegenüber (eben so wie den jetzigen Streitigkeiten) und ihr wissenschaftlicher Ruf ist so fest begründet, daß eine solche Herausgabe des allgemeinen Vertrauens sicher wäre. Ich bin von Professor Erwin Rohde ein Jahr vor seinem Tode ernstlich gewarnt worden und habe ihm mit Handschlag versprochen, meine Einwilligung zur Veröffentlichung dieser Briefe nur zu geben, wenn Gelehrte mit den eben erwähnten Eigenschaften die Herausgeberarbeit übernähmen. Rohde fürchtete nämlich, nach dem Tode Overbecks könne dessen Frau, die meinen Bruder, das Nietzsche-Archiv und besonders mich mit Abneigung beurtheilt, diese Briefe falsch verstehen, namentlich, wenn die Antworten Overbecks an Nietzsche fehlten. Man muß bedenken, daß Frau Overbeck die sechs Jahre der wirklichen Freundschaft meines Bruders mit Overbeck (vor dessen Verheirathung) nicht kennt und auch später meinem Bruder niemals freundschaftlich näher getreten ist. Nach Rohdes Warnung war es meine Pflicht, darauf zu achten, daß die Ausgabe der Briefe meines Bruders an Overbeck eben so sorgsam und wissenschaftlich behandelt werde wie die bisher erschienenen drei Briefbände von den Universitätprofessoren Fritz Schöll und Kurt Wachsmuth und von Peter Gast. Ich selbst würde mit dieser ganzen Herausgabe schon meiner Augen und anderer Arbeiten wegen nichts zu thun haben. Bei den früheren Bänden war ich nöthig, um den Inhalt zu erklären und nachzuweisen, worauf sich die verschiedenen Bemerkungen bezogen und wo die dazu gehörigen Dokumente zu finden seien; nur ich weiß ja in dem ganzen Leben meines Bruders genau Bescheid. Jetzt sind die genannten Herren selbst schon hinreichend unterrichtet. Auch existiren die Gründe nicht mehr, die mir früher zur Pflicht machten, für die Veröffentlichungen des Archivs als verantwortlich zu zeichnen. Daß mein Name bei den Werken meines Bruders und bei den Briefbänden bisher genannt wurde, hatte nämlich nur den Grund, daß ich für alle Veröffentlichungen der Werke und Briefe die Verantwortung tragen und durch Nietzsches kühne Ansichten keinem Anderen Unannehmlichkeiten bereiten wollte. Vor zwölf, vierzehn Jahren wollte Niemand die Verantwortung übernehmen. Jetzt, wo über die Größe und den Charakter Nietzsches kein Zweifel mehr herrscht, ist jede Gefahr verschwunden.

Zum Kampf um die Veröffentlichung der Briefe an Overbeck ists also nur gekommen, weil ich Overbecks Antworten mitveröffentlicht sehen und die Herausgabe von ausgezeichneten Gelehrten besorgt wissen will, auf deren Unbefangenheit, Wissenschaftlichkeit und Takt man sich verlassen kann. Die Herren Bernoulli und Diederichs wollen nur Nietzsches Briefe an Overbeck drucken und scheinen an eine Aus-

gabe zu denken, die weder unbefangen noch wissenschaftlich sein kann, da sie, wie ein kürzlich erschienenes Schriftchen zeigt, hauptsächlich zu allerlei Angriffen benutzt werden soll. Um den Kampf gegen mich beginnen zu können, mußte mit unrichtigen Angaben und wunderlichen Erfindungen operirt werden. Herr Eugen Diederichs hat im Berliner Tageblatt über die Geschichte der verlorenen Handschriften die unwahre und mich beleidigende Behauptung verbreitet, daß ich den Verlust an Nietzsche-Manuskripten „aus der Luft gegriffen habe". Ich habe Herrn Diederichs wegen dieses Artikels verklagt, nur damit endlich die Wahrheit über die Manuskriptverluste (die in den Nummern 23 und 30 der „Zukunft" ausführlich dargestellt sind) nicht allein, wie bisher, durch beeidete Zeugnisse, sondern auch in offener Gerichtsverhandlung festgestellt und zugleich bewiesen wird, daß unsere Mutter keine Schuld trifft. Herr Dr. Ernst Horneffer versucht, Herrn Diederichs durch das Schriftchen (das in dessen Verlag erschienen ist) in dieser Sache zu sekundiren; er will wohl auch einem persönlichen Verdruß Ausdruck geben. Wir haben nämlich ernste Gründe gehabt, seine Thätigkeit zu mißbilligen. In einer nächstens bei Marquardt & Co. in Berlin erscheinenden Brochure („Das Nietzsche-Archiv, seine Freunde und Feinde") wird auch darüber Einiges zu finden sein. Herr Dr. Ernst Horneffer möchte in seiner Schrift, die das letzte Schaffen meines Bruders, in jeder Hinsicht so mißverstanden wie möglich, in den banalsten Ausdrücken darstellt, beweisen, daß Manuskripte meines Bruders nicht verloren seien, daß überhaupt keine weiteren existirt haben können. Er stützt sich bei diesen Angaben, wie bei manchen anderen, einseitig auf die Briefe meines Bruders an Overbeck, die er gelesen hat, und beweist, wie berechtigt Rohdes Mahnung war, die Herausgabe dieses Briefwechsels nur Gelehrten von Ruf und Erfahrung anzuvertrauen, weil sonst schlimme Fehlgriffe zu befürchten seien. Jeder reife Gelehrte hätte doch erst andere Briefstellen, Overbecks Antworten und die als zuverlässig erprobten Angaben des Nietzsche-Archivs mit den Sätzen meines Bruders verglichen, ehe er Schlüsse zu ziehen wagte.

Herr Dr. Horneffer möchte beweisen, daß zu der „Umwerthung aller Werthe" nicht mehr vorhanden gewesen ist als die unvollständigen Manuskripte, die wir im Archiv haben.*) Nun zeugen aber verschiedene Bemerkungen meines Bruders dafür, daß die „Umwerthung aller Werthe" in der Gesammtkonzeption vollendet war. Eine seiner letzten Aeußerungen ist ein Brief an Georg Brandes vom zwanzigsten November 1888, worin er sogar schreibt, daß die „Umwerthung aller Werthe" fertig vor ihm liege. Um diese Angabe aus seinem Weg zu räumen, will Dr. Horneffer beweisen, daß der einzige druckfertige Theil der „Umwerthung", nämlich der „Antichrist", überhaupt die gesammte „Umwerthung aller Werthe" sei. Er giebt über die Entstehungzeit des „Antichrist" und des „Ecce homo" Daten, die in der Luft schweben. Während seines Aufenthaltes im Nietzsche-Archiv konnte er die für jene Zeit unterrichtenden Briefe an Peter Gast, Georg Brandes und an die Firma C. G. Naumann lesen. Die Einsicht in Nietzsches Briefe an Overbeck wurde, trotz

*) Von der „Umwerthung aller Werthe" ist das erste Buch, „Der Antichrist, Versuch einer Kritik des Christenthumes", druckfertig; zu den beiden folgenden Büchern, „Der freie Geist" und „Der Immoralist", ist eine Fülle druckfertigen Materials vorhanden, so daß der Autor daraus in kürzester Zeit zwei Druckmanuskripte von dem selben Umfang wie der „Antichrist" herzustellen vermocht hätte. Nur zum vierten Buch giebt es relativ wenig druckfertiges Material, aber köstliche Entwürfe.

dringenden Bitten, dem Archiv ohne stichhaltigen Grund verweigert. Den Inhalt der zuerst genannten drei Briefsammlungen scheint Dr. Horneffer vergessen zu haben. Seine Annahme, der „Antichrist“ sei schon die ganze „Umwerthung“, erkennt Jeder, der sich ernstlich mit den Werken meines Bruders aus jener Zeit beschäftigt hat, als das wunderliche Mißverständniß eines Mannes, der von dem Schaffen und den Gedanken meines Bruders nicht viel verstanden hat.

Das Druckmanuskript des „Antichrist“ ist bis zum letzten Wort vom dritten bis zum dreißigsten September 1888 entstanden; zu drei Vierteln, wie man deutlich aus dem verwendeten Papier sieht, vom dritten bis zum zwanzigsten September in Sils-Maria, der Schluß in den letzten Septembertagen in Turin. Mein Bruder schreibt im „Ecce homo“ am Schluß eines Abschnittes über die „Götzendämmerung“ (wobei ich daran erinnern muß, daß der ursprüngliche Titel dieser Schrift „Müßiggang eines Psychologen“ war): „Unmittelbar nach Beendigung des eben genannten Werks und ohne auch nur einen Tag zu verlieren, griff ich die ungeheure Aufgabe der Umwerthung an ... Das Vorwort entstand am dritten September 1888; als ich morgens, nach dieser Niederschrift, ins Freie trat, fand ich den schönsten Tag vor mir, den das Oberengadin mir je gezeigt hat; durchsichtig, glühend in den Farben, alle Gegensätze, alle Mitten zwischen Eis und Süden in sich schließend. Erst am zwanzigsten September verließ ich Sils-Maria ... Nach einer Reise mit Zwischenfällen, sogar mit einer Lebensgefahr im überschwemmten Como, das ich erst tief in der Nacht erreichte, kam ich am Nachmittag des Einundzwanzigsten in Turin an, meinem bewiesenen Ort, meiner Residenz von nun an. Ich nahm die gleiche Wohnung wieder, die ich im Frühjahr innegehabt hatte, Via Carlo Alberto 6, III, gegenüber dem mächtigen Palazzo Carignano, in dem Vittorio Emanuele geboren ist, mit dem Blick auf die Piazza Carlo Alberto und darüber hinaus aufs Hügelland. Ohne Zögern und ohne mich einen Augenblick abziehen zu lassen, ging ich wieder an die Arbeit: es war nur das letzte Viertel des Werkes noch abzuthun. Am dreißigsten September großer Sieg; siebenter Tag; Müßiggang eines Gottes am Po entlang. Am gleichen Tag schrieb ich noch das Vorwort zur ‚Götzendämmerung‘, deren Druckbogen zu korrigiren meine Erholung im September gewesen war. Ich habe nie einen solchen Herbst erlebt, auch nie Etwas der Art auf Erden für möglich gehalten, — ein Claude Lorrain ins Unendliche gedacht, jeder Tag von gleicher unbändiger Vollkommenheit.“ Also am dreißigsten September feiert mein Bruder, wie er ausdrücklich in einer Notiz unter dem Vorwort veröffentlicht hat, an einem Tage die Beendigung der „Götzendämmerung“ und des ersten Buches der „Umwerthung aller Werthe“. Und zwar war damals das Druckmanuskript des „Antichrist“ vollständig beendet; nur hat er später noch, wie es scheint, ein Blatt oder zwei Blätter, die ursprünglich den Schluß des „Ecce homo“ gebildet haben, in den Tagen zwischen dem vierten und dem sechsten Dezember dort herausgenommen und dem Antichrist ein- und angefügt. Aus der ganzen ersten Oktoberhälfte wissen wir von keiner Arbeit, die mein Bruder gethan haben könnte; denn die „Götzendämmerung“ war beendet. Die vier dazu gehörigen Blätter, die er am dritten Oktober noch an die Druckerei schickte, war eine frühere, etwas umgemodelte Niederschrift.

Am fünfzehnten Oktober beginnt mein Bruder das Buch „Ecce homo“. Ueber die Geschichte seiner schnellen Entstehung und Vollendung (übrigens ein glänzender Beweis für die unglaublich rasche Produktion meines Bruders) schreibt er

an Peter Gast am dreizehnten November: „Mein ‚Ecce homo. Wie man wird, was man ist‘ sprang innerhalb des fünfzehnten Oktober, meines allergnädigsten Geburtstags und Herrn, und dem vierten November mit einer antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune hervor.“ Das Manuskript ist bereits am sechsten November an die Firma C. G. Naumann abgesandt. Das „Ecce homo“ beginnt nach der Vorrede mit folgenden Worten: „An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viele und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr; ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der ‚Umwerthung aller Werthe‘, die ‚Lieder Zarathustras‘, die ‚Götzendämmerung‘, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophiren. Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahres! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? Und so erzähle ich mir mein Leben.“ In dem am sechsten November abgesandten Druckmanuskript steht also das erste Buch der „Umwerthung“; ganz unmöglich ist also, daß mein Bruder in dem Brief am zwanzigsten November an Georg Brandes, wie Horneffer phantasirt, den „Antichrist“ als die gesammte „Umwerthung“ bezeichnet haben kann. Die Vermuthung Horneffers, daß ich einen Passus aus dem „Ecce homo“ nach einer Abschrift eines Herausgebers veröffentlicht und nicht mit dem Grundtext verglichen habe, ist nur aus seiner eigenen Oberflächlichkeit zu erklären. Am ersten Dezember läßt sich mein Bruder noch einmal das Druckmanuskript des „Ecce homo“ von der Firma C. G. Naumann zurückschicken. Er schreibt am zweiten Dezember an Gast: „Druckbogen werden jetzt wohl noch ausbleiben; ich habe gestern das ganze Manuskript noch einmal zurückverlangt.“ Das Druckmanuskript kommt am vierten Dezember in Turin an und geht am sechsten Dezember wieder an die Druckerei zurück. Während dieser Tage fügt mein Bruder den Passus über Georg Brandes dem „Ecce homo“ ein, ändert den Schluß und legt die früheren Schlußblätter des „Ecce homo“ in den „Antichrist“. Er schreibt am neunten Dezember an Gast: „Das ‚Ecce‘ ist vorgestern zu C. G. Naumann abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissensberuhigung, noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe.“ In diesem Druckmanuskript, worin mein Bruder noch einmal jedes Wort auf die Goldwage legt, Mancherlei streicht und verbessert, bleibt klar und deutlich stehen: „Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe.“ Am fünfzehnten Dezember schickt die Firma C. G. Naumann den ersten Druckbogen nach Genua, am achtzehnten Dezember erklärt ihn mein Bruder klar und deutlich als druckfertig; in dem Bogen steht gedruckt; „Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe.“

Aus dieser Darstellung geht deutlich hervor, daß wir für zwei Zeiträume, vom dreißigsten September bis zum fünfzehnten Oktober und vom sechsten November bis zum vierten Dezember 1888, die Niederschriften zu suchen haben, mit denen mein Bruder beschäftigt gewesen ist. (Die Zeit vom sechsten bis zum fünfzehnten Dezember ist mit der Konzeption und Niederschrift von „Nietzsche contra Wagner“ ausgefüllt.) Wenn man nun den Maßstab des „Ecce homo“ anlegt, das mein Bruder in zwanzig Tagen, ohne daß er ältere Niederschriften dazu verwendete, konzipirt und druckfertig niedergeschrieben hat, so kann man für diese zwei Zeiträume, zusammen sechs Wochen, gewiß noch eine Fülle von Aufzeichnungen an-

nehmen. Was ist nun wahrscheinlicher, als daß er an der „Umwerthung“ schrieb, und zwar gerade am vierten Buch „Dionysos“, das ja zu der glückseligen Stimmung jener Zeit am Besten passen würde! Ein fertiges Druckmanuskript kann es aber nicht sein, da mein Bruder im „Ecce homo“ immer nur von der Vollendung des ersten Buches der „Umwerthung“ spricht. Er erwähnt darin sehr gewissenhaft nur die Schriften, die für die Oeffentlichkeit bestimmt und wirklich fertig waren, und verschweigt, zum Beispiel, den Privatdruck des vierten Theiles des „Zarathustra.“

In Hornessers Schrift sind alle Daten und Angaben unrichtig. Schließlich bringt er als Beweis noch eine geradezu lächerliche Behauptung, die den Umschlag zum „Antichrist“ betrifft; darauf baut er die kühnsten Konjekturen und sucht die früheren Herausgeber mit der Behauptung zu kränken, daß sie diesen Umschlag nicht verstanden haben. Sie haben ihn verstanden. Dieser Umschlag trug ursprünglich die Aufschrift: „I. Der Antichrist. Umwerthung aller Werthe.“ Nun wäre möglich, daß in den letzten Dezembertagen des Jahres 1888 mein Bruder vielleicht auf den Gedanken gekommen ist, den „Antichrist“ mit einigen Veränderungen als Einzelschrift herauszugeben, aber gerade nicht als „Umwerthung aller Werthe“. Jedenfalls ist die römische I auf dem Umschlag wegradirt (man sieht nur noch ganz schwache Spuren davon) und „Umwerthung aller Werthe“ ist mit starken Strichen längs und quer ausgestrichen und dafür hingeschrieben: „Fluch dem Christenthum“. Die Tinte von dieser Schrift ist nach der chemischen Untersuchung genau die selbe wie die zu dem Ausstreichen der Worte „Umwerthung aller Werthe“ verwandte. Also dieser Umschlag beweist das Gegentheil von Dem, was Dr. Hornesser beweisen möchte: mein Bruder hat nie daran gedacht, den „Antichrist“ allein als die gesamm Umwerthung zu bezeichnen. Wir besitzen auch noch den ersten zum „Antichrist“ gehörigen Umschlag, der genau die Größe des Foliopapieres des Manuskripts hat, während der vorhin erwähnte Umschlag um drei Centimeter zu klein und von ganz anderer Papierart ist. Der Text dieser ersten Fassung lautet: „Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christenthumes. Erstes Buch der Umwerthung aller Werthe.“

Der „Antichrist“ und das „Ecce homo“ sind die beiden letzten Schriften, die mein Bruder geschrieben und druckfertig hergestellt hat. Der „Antichrist“ ist sechs Jahre später veröffentlicht worden, aber das „Ecce homo“ ist bis jetzt noch nicht erschienen. Ich bin über Nietzsches Absichten mit dieser Schrift nicht richtig informirt worden. Als ich von Paraguay zurückkam, wurde mir gesagt, daß Professor Overbeck auf Grund einer Mittheilung meines Bruders nach dessen Erkrankung das „Ecce homo“ aus dem Druck wieder zurückgezogen habe. Da mir nun mein Bruder im Oktober 1888 selbst geschrieben hatte, daß diese Schrift nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sei und erst nach seinem und meinem Tod veröffentlicht werden solle, da ich auch ein Titelblatt zum „Ecce homo“ mit der Bemerkung: „Nur für meine Freunde“ fand, so war ich mit der Maßregel Overbecks durchaus einverstanden und habe in der Nietzschebiographie nur das zum Verständniß der inneren Entwickelung Nothwendigste daraus veröffentlicht. Die Veröffentlichung des ganzen Werkes konnte sich ja noch viele Jahre hinausziehen. Man stelle sich nun mein Erstaunen vor, als ich aus den im vorigen Jahr veröffentlichten Briefen Overbecks an Peter Gast ersah, daß Overbeck das „Ecce homo“ aus eigener Initiative, ohne irgendwelche Willensäußerung meines Bruders, von der Veröffentlichung ausgeschlossen hat. Die Weisung, die mir mein Bruder gegeben hatte, das „Ecce

homo“ erst nach seinem und meinem Tod veröffentlichen zu lassen, ist durch seinen eigenen späteren Entschluß, das Werk in die Druckerei zu schicken, aufgehoben. So habe ich keine Veranlassung mehr, das Werk von der Oeffentlichkeit zurückzuhalten. Es soll im nächsten Jahr, einstweilen nur in einer beschränkten Exemplarzahl, in einer von Van de Velde künstlerisch vorbereiteten Ausgabe im Insel-Verlag erscheinen.

Alles, was Horneffer über Overbeck und die Angelegenheiten des Nietzsche-Archivs sagt, steht auf eben so morscher Grundlage. Unwahr ist die Behauptung, daß ich früher nie von dem Verlust einzelner Theile der „Umwerthung“ gesprochen habe. Das ist unzählige Male geschehen und sogar 1901 in der Einleitung zum fünfzehnten Band (Seite XVII) gedruckt worden. Und Dr. Horneffer will sogar beschwören, von mir nie Etwas von einem solchen Manuskriptverlust gehört zu haben! Unwahr ist Alles, was über die angeblich dilettantische Herausgabe der Werke Nietzsches gesagt wird. Wie kann von Dilettantismus die Rede sein, wenn Gelehrte und Universitätprofessoren wie Erwin Rohde, Max Heinze, Kurt Wachsmuth, Fritz Schöll, E. Holzer, Peter Gast entweder für die Werkbände die Prüfung übernommen oder die Werk- und Briefbände selbst herausgegeben haben? Das verschweigt Dr. Horneffer; nirgends ist gesagt, daß der ganze Plan der Gesammtausgabe von Erwin Rohde stammt und daß die beiden Horneffers vor dem Druck ihre Arbeiten Geheimrath Heinze und Professor Holzer zur Prüfung vorlegen mußten. Wie jammervoll stellt sich Dr. Horneffer aber selbst dar, wenn er behauptet, wider besseres Wissen und Gewissen seine wissenschaftlichen Arbeiten gemacht und veröffentlicht zu haben! Hätte er eine andere Meinung gehabt, so wäre es seine Pflicht gewesen, den genannten Herren seine Zweifel vorzutragen. Ich selbst habe damals gar keine Zeit gehabt, mich intimer mit den Ausgaben zu beschäftigen, da ich mich der Pflege meines Bruders widmete.

Geheimrath Wachsmuth kam im Frühjahr und Sommer 1904 wegen der Herausgabe der Ritschl-Nietzsche-Briefe mit dem Nietzsche-Archiv in Verbindung und nahm bei dieser Gelegenheit Einsicht in die Manuskripte, um als Philologe die früheren und späteren Ausgaben der mehrfach bearbeiteten Bände zu prüfen. Er gab schließlich das Urtheil ab, daß die vierzehn Bände der beiden großen Gesammtausgaben nach dem Prinzip der Anordnung und der sorgfältigen Drucklegung als durchaus korrekt und gut gemacht bezeichnet werden müßten. Er freute sich über die guten Textentzifferungen, die Gasts Verdienst sind. Nur der fünfzehnte Band ist bis jetzt noch sehr mangelhaft. Die Schuld trägt Dr. Horneffer, der den Inhalt aus dem vorhandenen Material zusammenzustellen hatte; vielleicht aber auch der Umstand, daß Overbeck die Briefe meines Bruders, die gerade bei der Herausgabe dieses wichtigen Bandes so nöthig waren, dem Archiv zu leihen verweigerte. Die vermehrte und verbesserte neue Ausgabe soll im nächsten Jahr erscheinen. Da Wachsmuth aus dem Ritschl-Nietzsche-Briefwechsel wußte, wie viel ich an dem philologischen Index zu den fünfundzwanzig Bänden des Rheinischen Museums in den Jahren 1869, 1870 und 1871 mitgearbeitet hatte (mein Bruder widmete mir deshalb die Homerrede „als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Philologie“), so rühmte er im Ernst und Scherz das mir von meinem Bruder anerzogene „philologische Gewissen“. Er fügte hinzu, daß unter tausend Frauen wahrscheinlich nur eine sich mit den alten Ausgaben nicht zufrieden gegeben hätte; den anderen wären schon die Kosten neuer Ausgaben zu hoch geworden. In

der That habe ich allein für Herausgebergehalte, wie ich schon früher erwähnte, gegen hunderttausend Mark bezahlt und dafür mein ganzes Barvermögen geopfert.

Im vorigen Spätherbst ist nun auch noch eine Taschenausgabe erschienen, die sich im Text genau nach der großen Gesammtausgabe richtet. Ihr Vorzug ist die chronologische Folge der Schriften; man kann Nietzsches Entwickelung hier durch zwanzig Jahre hindurch Schritt vor Schritt verfolgen. Die Taschenausgabe soll als Reisebegleiterin dienen und verwirklicht einen oft ausgesprochenen Wunsch meines Bruders. In dieser Taschenausgabe ist nun zunächst die von Peter Gast und mir bearbeitete neue Ausgabe des „Willens zur Macht“ erschienen. Man vergleiche sie mit der alten Ausgabe: und man wird sehen, daß sie bereichert und in der Anordnung klarer ist. Wir haben uns vor Allem bemüht, nur den Intentionen des Autors zu folgen, und keine Andeutung seines Willens unbeachtet gelassen.

Zu der sorgfältigen Herausgabe des Nachlasses gehörte vor allen Dingen die Kenntniß der Briefe meines Bruders. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, im Nietzsche-Archiv die wichtigsten Briefsammlungen entweder im Original oder in der Abschrift zu vereinigen. Nur dadurch, daß sie mit einander verglichen werden, ist es möglich, die Vorgänge wirklich sicher hinzustellen. Mein Bruder schreibt an jeden Adressaten in einem anderen Ton und von einem anderen Standpunkt aus; nur der Zusammenklang der Briefe an die verschiedenen Empfänger giebt das richtige Resultat seiner Erlebnisse und Ansichten. Ich habe deshalb versucht nach dem Tod einiger Freunde und Bekannten meines Bruders (auch schon vorher) die wichtigsten Briefsammlungen für das Nietzsche-Archiv zu erwerben, und dafür fast dreißigtausend Mark ausgegeben. Hätte ichs nicht gethan, so wären viele dieser Briefe in alle Welt zerstreut worden und für das ganze Leben meines Bruders würde ein großer Theil der sicheren Grundlagen fehlen. Wenn ich Overbecks Briefe nicht zu erwerben trachtete, so lag Das daran, daß ich die basler Universitätbibliothek für den sichersten Aufbewahrungort hielt und glaube, daß mir aus rechtlichen und wissenschaftlichen Gründen die Einsicht in die Briefe gestattet werden müsse.

Aus dem überreichen Briefmaterial sind nun bereits drei Bände veröffentlicht worden, denen im Herbst ein vierter folgen soll: die Briefe meines Bruders an Peter Gast, die wohl von allen Briefsammlungen die interessantesten sind, weil hier die persönlichen Erlebnisse etwas zurücktreten, dagegen die Ansichten über Philosophie und Kunst, die Entstehung und Erklärung seiner Bücher den größten Raum einnehmen. Wie man sich denken kann, ist darin besonders viel von Musik die Rede. Ganz neue Töne wird man gerade in diesen Briefen meines Bruders an den treusten Jünger und verdientesten Freund finden. Peter Gast hat dem verehrten Lehrer das Kostbarste gewidmet, was wir modernen Menschen besitzen: seine Zeit und Arbeitkraft; und hat selbst in Treue ausgehalten, wenn mein Bruder unmuthig und ungeduldig wurde, weil ihm der Jünger nicht schnell genug folgen konnte. Immer wieder hat sich Gast meinem Bruder angeboten, die Korrekturen seiner Werke zu lesen und ihm mit Abschriften zu helfen, und immer wieder hat er ihm durch den Ausdruck der innigsten Theilnahme und Mitfreude an der Entstehung seiner Werke in feinen und guten Worten der Verehrung wohlgethan. Gast ist, wie auch Erwin Rohde anerkannte, der einzige von allen Freunden und Schülern, der sich meinem Bruder gegenüber keine Vorwürfe zu machen braucht; denn er hat ihm in seiner höchsten Aufgabe beigestanden. Das schönste Zeugniß seiner Treue ist

aber gewiß seine Haltung gegenüber dem Archiv. Ich mußte im Spätherbst 1893 eine erste (nicht wissenschaftliche) Gesammtausgabe der Werke meines Bruders sistiren, die Gast auf Drängen der Firma C. G. Naumann während meiner Abwesenheit angefangen hatte. Das war ihm natürlich sehr unangenehm; trotzdem hat er nicht ewig gezürnt, sondern sich dem Archiv, nachdem er die Mangelhaftigkeit jener Bände selbst eingesehen hatte, mit seiner Arbeitkraft wiederum zur Verfügung gestellt. Gast empfand gerade so wie Rohde: „Das Einzige, wodurch wir alten Freunde dem theuren Erkrankten unsere Freundschaft beweisen können, ist, daß wir an seinem Werk mitzuhelfen versuchen; alles Andere ist leeres Geschwätz.“ Gast hat, wie alle wahren Freunde meines Bruders, dessen innersten Gedanken und höchstes Ziel begriffen: „Trachte ich denn nach Glück? Ich trachte nach meinem Werk.“ Und wie Rohde, hat auch Gast sich aus Allem, was er that, kein Verdienst gemacht. Als Rohde 1894 fünfzig gebundene Hefte der philologischen Schriften meines Bruders durchgearbeitet hatte und ich ihm meinen Dank dafür ausdrücken wollte, wehrte er ihn energisch ab: „Ihr Bruder hat seinen Freunden so unendlich viel gegeben, daß Alles, was wir thun, nichts ist im Vergleich zu Dem, was er uns gab!“ Wie haben die beiden alten Herzensfreunde Gersdorff und Rohde darunter gelitten, daß sie dem Freund in den letzten zehn Jahren vor seiner Erkrankung nicht mit innigstem Mitgefühl, mit Rath und That als Vertheidiger zur Seite gestanden und ihre Dankbarkeit zum Ausdruck gebracht haben! Wie bitter klangen ihnen meines Bruders Worte: „Ich sage es jedem meiner Freunde ins Gesicht, daß er es nie der Mühe für werth genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu studiren: ich errathe es aus den kleinsten Zeichen, daß sie nicht einmal wissen, was darin steht. Was gar meinen ‚Zarathustra‘ anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehen als eine erlaubte, zum Glück vollkommen gleichgiltige Anmaßung? Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag.“ Oder der erschütternde Schmerzensschrei: „Wie kommt es, daß nie Jemand dagegen protestirt, daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde? Und Jahre lang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe.“ Von Alledem weiß Dr. Horneffer, nach seinem Schriftchen zu schließen, nichts. Er ahnt nichts von dem leidenschaftlichen Schmerz, den mein theurer Bruder bei der Theilnahmlosigkeit seiner Freunde für sein Höchstes, sein Werk, empfunden hat; es ist ihm gleichgiltig, ob Nietzsche-Handschriften verloren sind und damit vielleicht der Abschluß einer der interessantesten Gedankenketten; er verräth, daß ihm jedes feinere Verständniß für die Persönlichkeit meines Bruders und die Art seines Schaffens fehlt. Und ich habe ihn einmal für einen guten Nietzsche-Kenner gehalten und die Fehler, die er während seiner Thätigkeit im Archiv gemacht hat, mit der Schwerfälligkeit seines Geistes entschuldigt!

Ach, wie will ich den Tag segnen, wo Friedrich Nietzsche nicht mehr „Mode ist“, wo man nicht mehr, ob man für oder gegen ihn redet und schreibt, mit diesem Namen Geld verdienen kann! Viele werden dann abfallen wie dürres Laub und nur der kleine Kreis Derer, die wirklich innerlich zu ihm gehören, wird bleiben und sich enger um diesen Namen schaaren. Dann wird endlich die köstliche und im Voraus gesegnete Zeit kommen, wo das Nietzsche-Archiv nicht mehr von neugierigen Fremden umlagert ist und wo, uns zur Freude, der jetzt so seltene und doch so ersehnte Gast einziehen kann: die feierliche Stille der Einsamkeit.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

# Das Ende.*)

Er hatte das Gefühl tiefer, brennender Scham. Sie hatte ihn gereizt, gereizt bis zum Aufschrei, bösartig gereizt mit gehässigem, höhnendem, sinnlosem Trotz. Aber wie oft hatte sie Das schon gethan! Und er war geduldig geblieben und hatte ihr nur immer wieder ruhevoll Gutes gesagt. Und war so lange voll zwingender Güte gewesen, bis das schöne, das hinreißend schöne Gesicht ihm gelächelt und sich ihm, geschlossenen Auges, zum Kusse gereicht hatte Und heute! Warum nur? Heute hatten seine Hände so gezuckt in nicht zu zähmendem Zorn, daß er ihren Kopf gepackt und geschlagen, wahrhaftig geschlagen, roh geschlagen hatte. Befreiung wars gewesen wie von langer Pein und doch im selben Augenblick tötliche Scham. Seine Lippen bluteten noch: so hatte er die Zähne darein gewühlt in erschrockener Qual.

Lähmend, verwirrend mußte seine unbeherrschte Wuth auf sie gewirkt haben. Erst war wohl blos Verwundern über ihr, dann langsam ein irres Jauchzen beinahe. Und ein Licht glomm auf in ihren Augen, ein glitzerndes, flirrendes, verschleiertes Licht, das er sonst bei ihr, flüchtig wie Blitzschein durch Wolken, nur in seinen seligsten Stunden gesehen hatte. Wie seltsam Das war!

Und wie sie ihm nachblickte, als er davonstürzte. Mit immer räthselvolleren Augen. Noch immer mußte er dem Ausdruck des Gesichtes nachsinnen, mit dem sie die Hand, die besiegt vor ihr zurückgewichen war, noch einmal zu fassen gesucht. Was hatte sie dabei gedacht? Was dachte sie jetzt? Sie war so stolz und hatte keinen Mann anders als in Demuth und dankbar vor sich gesehen; sie war stolz und schön und verwöhnt und zu befehlen gewohnt wie eine Königin. Und eine Königin hatte er immer in ihr gesehen, die Queen, die „nicht Unrecht haben kann“.

Und so elend hatte er sich gegen sie vergangen. Aber in dem schlangenschnellen Zucken ihres Mundes war Etwas gewesen, wartende Neugier und ein Verachten seiner Schwäche, ein Etwas, das ihn wie mit Worten gerufen hatte. Wenn Du ein Mann bist, so zeigs!

Erbärmlich! Rohe Körperkraft für Männlichkeit zu geben! Männlich wärs gewesen, zu sagen: Ich danke Dir; und zu gehen, um nicht wiederzukommen. Aber diese Kraft besaß er nicht. Das wußte er. Kein Mann, der sie geliebt, hätte diese Kraft besessen. Sie war zu unvergleichlich und zu unvergeßlich, zu sehr über jedes Traumbild seiner Jugend schön.

Wildschluchzende Sehnsucht erschütterte ihn, der Trieb, zu ihr zu stürzen und zu flehen: Vergieb und vergiß, wenn Du kannst! Vergiß, daß ich gesündigt habe an Deiner heiligen Schönheit und Dich mit harten Händen angerührt. Weil ich Dich liebe, nur weil ich Dich liebe, konnte ich Dich hassen. Und nie habe ich Dich heißer geliebt als in der Wuth dieses Hasses, die Dir wehthun wollte!

---

*) Eine Probe aus einem Novellenbande, der, unter dem Titel „Was keusche Herzen nicht entbehren können“, in diesen Tagen bei Otto Janke in Berlin erscheint.

Sie hatte ihn erwartet; fiebernd, in Gluth. Unmöglich, still und unbewegt zu bleiben. Sie rannte auf und nieder, auf und nieder und faßte thöricht tausend Dinge und ließ sie eben so thöricht wieder fallen in zwecklosem, sinnlosem Thun. Dazwischen rief sie seinen Namen und wahnsinnig zärtliche Worte, wie sie nie in ihrem Munde, nie in ihren Gedanken gewesen.

Endlich war sie erwacht, war erlöst! Sie war also doch nicht kalt, wie man sie traurig gescholten. Sie hatte Gluth wie die Anderen, noch heißere Gluth. Nur des Mannes Bettlerdemuth ertrug sie nicht. Einen Herrn, einen stolzeren Herrn hatte ihre stolze, herrische Seele gesucht.

Wieder genoß sie, rückerinnernd, geschlossenen Auges den Reiz des Schmerzes, den seine Hand ihr geschenkt, und Schauer rannen durch ihren Leib. Schauer, die sie sonst den Anderen gegeben, lustlos, an ihrer eigenen Sinnlichkeit verzweifelnd.

Solche Wonnen gab es und nur ein Zufall hatte ihr den Weg dahin gewiesen? Kein Zufall. Sie hatte ja immer und immer den Herren in ihm gewittert und gewußt. Mit beharrlichem Willen, in leidenschaftlichem Lauern hatte sie ihn gequält und gestachelt und war enttäuscht und voll Erbitterung gewesen, wenn er den tobend aufsteigenden Zorn mit übermenschlicher, irregeleiteter Kraft gebändigt und in sich zerdrückt hatte. Aber nun sollte er nicht mehr kämpfen müssen, nicht mehr kämpfen dürfen gegen den brutalen Willen in sich, den sie anbetete. Nur lieben sollte er sie, wie sie geliebt sein wollte, die ganze Süße der Sklaverei sie empfinden lassen und sie zwingen, sich ihm zu neigen und zu beugen, stolzlos, auf jeden Druck seiner Hand.

Wenn er nur käme, käme!

Sie warf sich ihm entgegen mit einem tief aus der Brust geholten, langgezogenen, anschwellenden Schrei, mit einem Lachen, das Schluchzen und einem Schluchzen, das Lachen war.

Er blieb erschüttert auf der Schwelle, wie er sie sah, und war voll staunenden Dankes dann, daß sie ihn so beschämend und beglückend empfing.

Noch hatte sie nicht bemerkt, daß er voll Reue gekommen, ohne ein Erinnern an das Selbstbewußtsein, das ihn sonst, selbst in ihrer Nähe, nie ganz verlassen, noch hatte sie so nicht Verachtung und verzweifelte Enttäuschung vor seiner Kleinheit überkommen: da hatte er begriffen. Ihm war, als falle er in einen qualvoll häßlichen Traum, einen Traum, den er am Rande eines Abgrundes träumen mußte. Er duldete in Apathie, die er wie Schmerz empfand, daß sie seine Hand, die sie hätte hassen müssen, flehend, fiebernd, in Verlangen, an Brust und Lippen preßte. Ihre heißen Lippen hatten zwischen athemlosen, zitternden Küssen wirre Worte, Worte voll Sklavensinns, der seines Herrn Zorn feig fürchtet und vergöttert und zu ihm betet.

Er erwachte, erschrak. Und nun packte ihn Ekel. Ekel, als hätte sich dem goldenen, reinen Trank, über den er sich, dürstend, freudig neigen gewollt, Schmutz und Schlamm und widerlicher Bodensatz beigemischt, — Ekel, von dem er fühlte, daß er ihn nie mehr verlassen würde.

Und draußen weinte er, lange, wie Kinder weinen; und wußte nicht, warum.

Rose Raunau.

# Kulturpolitisches.

Ein deutscher Gelehrter, der seine Politik aus dem Herbarium seiner historischen Erinnerungen bestreitet, schlägt vor, die Zwangsehe zwischen Kultus und Unterricht zu trennen. Der Gedanke ist alt und erlebt gerade in diesen Frühlingstagen des deutschen Liberalismus seine Auferstehung. Aber der Name und die Beziehungen des Gelehrten zum leitenden Staatsmann machen immerhin bemerkenswerth, wie er sich zur Forderung des Tages stellt. Also sei erwähnt, daß vorgeschlagen wird, Kultus, Medizinalangelegenheiten, öffentliche Wohlfahrtpflege und Kunstressort zu einem hohen Ministerio zusammenzulegen, den Unterricht aber einem Kopf zu überlassen, der sich im Labyrinth des öffentlichen Bildungwesens zurechtzufinden weiß. Die Begründung der Trennung liegt in den Bedürfnissen der Zeit; die Begründung der Wiedervereinung in dem Respekt vor den Ansprüchen der historischen Entwickelung, die die Wissenschaft als Poesie der politisirenden Beamtenprosa beimengt. Und damit auch die Logik nicht leer ausgehe, wird gesagt, daß die Wohlthätigkeit mit der Kirche, ihrer gütigen Mutter, schicklich unter einem Dach bleibe, während „andererseits" (im Professorendeutsch darf dies Wort nicht fehlen) die Wohlfahrtpflege oder Sozialhygiene doch auch wieder mit der Medizin in organischer Beziehung stehe. Das wird von ernsten Politikern ernsthaft erörtert. Und wie sollen die neuen Aemter heißen? Vielleicht darf Friedrichs des Großen Umschreibung für Kriegsministerium als Vorbild empfohlen werden: Departement für Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartirung- und Servissachen. Freilich hat diese Benennung nicht nur den deutschen Stil, sondern die (noch immer kosmopolitische) Logik für sich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Liegt Mecklenburg in der Kultursphäre? Es wird bestritten. Vielleicht mit Unrecht, wie die Thatsache beweist, daß alljährlich, wenn der Winterfrost der Frühlingssonne zu weichen beginnt, die Pastoren in ihrer Eigenschaft als Schulinspektoren ihre Landschulkreise bereisen, um an Kinder von elf bis vierzehn Jahren für das Sommerhalbjahr die sogenannte Diensterlaubniß zu ertheilen. Für diese besteht natürlich eine Norm, die, bei dem glänzenden Drill nach der bewährten Methode des Nürnberger Trichters, von Massen der mecklenburgischen Abcschützen erreicht wird. Nach der von dem Landeslehrerverein jüngst aufgenommenen Statistik war im Domanium etwa die Hälfte, in der Ritterschaft fast ein Drittel dispensirt; in der Ritterschaft nur ein Drittel, weil der normale Unterricht täglich nur von sieben bis neun Uhr dauert und häufigere Beurlaubungen für Tage und Wochen erfolgen. Preußen ist ein Kulturland: Das wird doch wohl auch von Denen nicht bestritten werden, die hören, daß die Zahl der unbesetzten Lehrerstellen hier dreitausend beträgt und über neuntausend Klassen stark überfüllt sind. Da die unbesetzten Stellen mitversehen werden, so ist selbstverständlich, daß die Klassen dieser „mitversehenden" Lehrer pädagogisch leiden. Durch den Lehrermangel werden also ungefähr fünfzehntausend Klassen mitbetroffen. Setzt man die Durchschnittszahl der Schüler pro Klasse auf fünfzig an (in Wirklichkeit ist sie höher), dann giebt es in Preußen drei Viertelmillionen Kinder, die, in Folge des Lehrermangels, keinen regelrechten Unterricht erhalten. Man nennt Das, mit einem Treitschke entliehenen Ausdruck, „sündliche Verwahrlosung des Unterrichtswesens", sollte sich aber hüten, der Unterrichtsverwaltung die Schuld an dem Lehrermangel zuzuschreiben. Die Schuld liegt vielmehr darin, daß Alle, die in-

telligent genug sind, sich Seminarbildung anzueignen, nicht mehr dumm genug sind, die unvergleichlich besseren Erwerbsaussichten zu ignoriren, die heute in Stadt und Land (selbst Land!) tausend andere Berufe gewähren. Die Muße des freien Mannes, jenes kostbare Gut, nach dem die „gelernten" Arbeiter aller Industrieländer nicht mehr in unthätig platonischer Liebe lechzen, lockt nur so lange, wie das Existenzminimum des freien Mannes damit verknüpft ist; und alle Bildung schärft, in einer vom Hang nach materiellem Wohlsein erfüllten Zeit, nur den Blick für diesen Parallelismus. In den Großstädten thun sich dem seminaristisch gebildeten Lehrer Entwickelungmöglichkeiten auf, die, wenn sie ausgenützt werden, den Gegensatz zwischen Besoldung, äußerer sozialer Stellung und dem Gefühl des inneren Werthes vielfach bis zur Unerträglichkeit steigern. Ist einmal, von Berufes wegen, der Weg zur Wissenschaft und allgemeinen Kultur beschritten, dann wird es unmöglich, von Staates wegen die Grenze festzusetzen, bis zu der das einzelne Individuum zu gehen hat, um nicht mit seinen Ansprüchen der Schulgemeinde lästig zu fallen. Bei allen begabteren Personen, die den undankbaren Beruf eines Volksschullehrers ergreifen, ist es ja doch nur der Zwang der Verhältnisse, der sie ins Seminar, statt auf die Universität, getrieben hat. Sie werden früh reif zur Berufsübung, früh erwerbsfähig und wirthschaftlich selbständig. Das hebt ihr Selbstgefühl. Auf dem Lande und in den kleineren Städten, die keine Anregung bieten, ist damit die Entwickelung so gut wie abgeschlossen; und die Zeit der vom Ehrgeiz beflügelten Regsamkeit ist bald vorüber. Aber in den Großstädten, wo selbst der Stumpfsinn zu einer Art Leben galvanisirt wird, befällt den Begabten jenes Fieber, sich zur Geltung zu bringen und jedes Mittel dazu auszunützen, das wohlthätige Gemüthszustände nur auslöst, wenn die Laufbahn als solche einen Aufstieg auf der sozialen Leiter ermöglicht. Diese Möglichkeit des Aufstieges fehlt eben dem begabteren Volksschullehrer, der Hunderttausende mit dem kümmerlichen Einjährigenschein oder dem dürftigen Primanerzeugniß viel höher klimmen sieht, ohne gesellschaftlich so werthvolle Funktionen wie er zu erfüllen: daher seine Verdrossenheit; daher auch, als letzte Folge, der Lehrermangel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Paritätisch: ein häßliches Wort für eine schöne Sache. Liebe, Duldung, „Alles, was der Mensch mit hohen Götternamen nennt", steckt dahinter. Konfessionell: ein Wort von klangschöner Wurzel und häßlichen Assoziationen, die in die trübe Atmosphäre von Haß, Streit, Mißgunst münden. Hören wir über diesen unser nationales Kulturleben vergiftenden Gegensatz Heinrich von Treitschke: „Die bureaukratische Bevormundung hat gerade auf dem Gebiete des Schulwesens, das unter allen das freieste sein sollte, ihren Höhepunkt erreicht. Zu unserem Heile wird freilich die heranwachsende Jugend durch den unschätzbaren Segen der gemischten Ehen, durch den erfrischenden Einfluß des bürgerlichen Verkehrs und eine ganz weltliche Zeitbildung meist sehr schnell wieder befreit von den bornirten Begriffen des konfessionellen Hasses; doch nur allzu Viele erkaufen diese Befreiung mit dem Verlust jedes tieferen religiösen Gefühls. Wir wollen nimmermehr den religiösen Unterricht verkümmern, der unserem Volk in allen schweren Zeiten Trost und Stärkung gab; wir wollen nur das alte Landesgesetz aufrecht erhalten, kraft dessen die Volksschulen Veranstaltungen des Staates, nicht der Kirche sind." Diese Worte wurden 1871 niedergeschrieben, unter dem gewaltigen Eindruck von Vorgängen, die den politischen Pessimismus beinahe zum Verbrechen stempelten. Und heute? Dr. Samuel Saenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Juni 1907.

# Nur ein paar Worte.

Ich habe bisher geschwiegen. Nicht nur, weil Träger hoher Staatswürden, civiler und militärischer, mich, mit stark beschwörendem Appell an den Patrioten, darum gebeten hatten. Auch, weil inneres Bedürfniß mich nicht zum Reden zwang. Täglich wurden mir, in wechselnden Meldungen, Anklagen, gerichtliche Verfolgungen aller Art angedroht. Diese Kriminalaktionen durfte ich nicht stören. Sollte ich, weil einzelne Redakteure die Güte gehabt hatten, mir eine Staatsretterthat zuzuschreiben, vor Alldeutschland mir ein Kränzlein aufsetzen? Nein. Den Kollegen bin ich für die gute Meinung dankbar. Die Berufsgenossen haben mich durch Lob nicht verwöhnt und es wäre alberne Koketterie, wollte ich thun, als freue die Anerkennung mich nicht. Ueber uns ist der Himmel so dunkel, das Unwetter unseren Häuptern so nah, daß zu kleinem Personalhader jetzt nicht Zeit bleibt. (Deshalb habe ich die anglodeutschen Journalistenfeste, einen köstlichen Satirenstoff, nicht behandelt.) In dem Kampf, den ich führen zu müssen glaube, ist jeder aufrechte Helfer mir willkommen. Doch diesmal haben die Herren meine Leistung wohl überschätzt. Vielleicht ist eine dem Reich, Haupt und Gliedern, drohende Gefahr seit dem dritten Maitag ein Bischen verringert; vielleicht. Wenn ich dazu auch nur ein Winziges mitgewirkt habe, kann ich künftig die Mängel allzu hastigen Mühens, allzu leidenschaftlicher Wesensart leichter tragen. Dem dünkelnden Höhenbewußtsein des Staatsretters bin ich aber recht fern. Ist im Wonnemonat Nützliches geschehen: nur die Anregung, nicht die Entscheidung konnte von einem Privatmann kommen. Der durfte sich nicht in den Vordergrund

drängen. Den Quark noch breittreten? Skandal verhüten wollte ich; nicht Skandal machen. Drum schwieg ich. Trotzdem mein Schweigen verdächtigt, trotzdem die Thatsache einer Herausforderung in die Presse gebracht, in mir ungünstigem Licht gezeigt wurde und hier und da ein Ordaliengläubiger mich, in solcher Beleuchtung, tadelnswerth fand. Das persönliche mußte einem höheren Interesse weichen. Hundert Redakteure haben mich, aus zwei Erdtheilen, um Nachrichten ersucht: und die Antwort erhalten, daß ich einstweilen nichts zu berichten habe. Unklug, sagte Mancher; denn von der anderen Seite strömten die Notizen ins Holzpapierreich. Klügelnder Menschenwitz spricht in solchem Handel aber nicht das letzte Wort. So lange es irgend möglich war, wollte ich schweigen. Nun befiehlt Nothwendigkeit, ein paar Worte zu sagen. Der erste Lärm ist verhallt und der Verdacht, ich wolle mit der Weltsensation ein Geschäft machen, nicht mehr zu fürchten. Längeres Schweigen würde schaden: der Sache, einzelnen Menschen und dem Ansehen des Reiches. Krankheit konnte mich jetzt nicht hemmen ... Zunächst sollen die Steinchen aus dem Weg.

In vielen Zeitungen stand, ich sei das Werkzeug der Rachsucht; das Werkzeug der Dame, die einst die Ehefrau des Grafen Kuno Moltke war, und des Wirklichen Geheimen Rathes Fritz von Holstein, der den Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld grimmig hasse. Die Beiden, hieß es, haben, einzeln oder als Verbündete, Harden zu der Fehde angestiftet. Die Behauptung ist erweislich unwahr. Die Dame, die den Namen des Grafen Moltke trug und der ich in ihrem traurigen Ehescheidungprozeß gern die von einem Laienverstand zu leistende Hilfe gewährt habe, ließ mich nie eine Regung der Rachsucht spüren. Seit ungefähr drei Jahren habe ich sie nicht gesehen; fast eben so lange haben wir keine Briefe gewechselt. Von meinen Absichten konnte sie nichts wissen; von meinen Fehden nur aus diesen Blättern erfahren. Den Fürsten zu Eulenburg und die ihm Verbündeten habe ich schon bekämpft, als Herr von Holstein noch in guten Beziehungen zu ihm stand. Im vorigen Hochsommer, nach seiner Entlassung, nach der Veröffentlichung seines an und gegen mich gerichteten Briefes, lernte ich den Wirklichen Geheimen Rath kennen; und fand ihn anders, als er mir geschildert worden war. Fand einen ungemein sensitiven, höchst gebildeten und klugen Mann, der unter dem tragischen Lebensschicksal gelitten hat, daß er nie ganz allein entscheiden konnte, stets erst einen Anderen (oft weniger Intelligenten und Erfahrenen) überreden mußte. Einen eifernden Patrioten, der, darin seinem großen Lehrer ähnlich, nur eine Leidenschaft kennt, die politische; und der auch einem ungnädigen König von Preußen, einem ihm selbst ungerechten sogar, bis in die Vendée folgen würde. War mein Urtheil über

ihn völlig falsch? Wir haben unter das Vergangene einen Strich gemacht. Herr von Holstein hat mich nicht mit einem kümmerlichen Injurienprozeß behelligt, sondern ist mir mit der Waffe, die wir Beide in der selben Schule führen gelernt haben, entgegengetreten und hat, da die Abwehr ihm würdig schien, gesagt: „Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten sich dann die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen im Haus des großen Kanzlers gezeigt worden ist.“ Das nenne ich nobel. Bin aber nicht zum Werkzeug dieser Excellenz geworden; fühle mich zum Werkzeug überhaupt untauglich. Unsere Urtheile weichen manchmal weit von einander ab. Herr von Holstein schätzt, zum Beispiel, den Fürsten Bülow höher, als ichs vermag. Den Siebenzigjährigen, der sich im Dunkel für Preußen und fürs Reich abgearbeitet und in der nachbismärckischen Zeit immerhin manchen Fehler gehindert hat, sollte man endlich in Ruhe lassen. Feiern zu müssen, ist für einen rüstigen Geist schlimm genug. Ich habe Herrn von Holstein, als er mir gefährlich schien, schroffer als irgendein Anderer angegriffen und einer der ersten Sätze, die ich aus seinem Mund hörte, war dieser: „Sie haben mich aus dem Amt gebracht! Daß Sie dem größten Mann des Jahrhunderts glaubten, kann Ihnen ja aber kein vernünftiger Mensch nachtragen.“ Heute ist dieser leuchtende Kopf machtlos; kann, wie Bismarck, auch er nach der Morgentoilette klagen: Mein Tagwerk ist gethan! Er hat mir nie zugemuthet, seinen Groll zu heirathen, im Geringsten nie die Schweigepflicht des Beamten verletzt. Laßt ihn aus dem Getuschel! Er ist für meine Urtheile, mein Wollen eben so wenig verantwortlich wie andere Herren seines Ranges, mit denen ich, wenn sie es wünschen, das politische Geschäft bespreche. Weder Hinterfrauen also noch Hintermänner. Ich stehe für mich allein. Trage allein die Verantwortung für mein Thun und Reden. Nur dafür freilich; nicht für das Gespinnst fremden Rockens.

Das gerade aber wird mir jetzt angesonnen. Die Sache will, daß ich mich dagegen wehre. Die Sache, die, nach der Erledigung häßlicher Personalien, nun zu betrachten sein wird. Was ist unterm Weidemond geschehen?

Am zweiten Mai hat der Kronprinz, nachdem er vergebens die Intervention eines Generals angerufen hatte, dem Kaiser ein paar Hefte der „Zukunft“ vorgelegt. (Die Angabe, schon vorher sei gegen den Fürsten Eulenburg und dessen Freunde eine Untersuchung eingeleitet gewesen, ist unrichtig.) Das war tapfer. Der Vater konnte barsch den Sohn in die Schranken des Dienstbezirkes weisen. Er thats nicht, ließ sich von drei hohen Beamten Vortrag halten; ungewöhnlich lange, ward am Hof geraunt. Bald danach erfuhr man, die drei zur Hofgesellschaft gehörigen Herren, die ich genannt hatte, seien in

Ungnade gefallen. Wieder ein paar Tage danach, Graf Kuno Moltke habe die Entlassung aus dem Amt des Kommandanten von Berlin erbeten und erhalten, Graf Wilhelm Hohenau sei verabschiedet und ins Ausland gereist, Fürst Eulenburg werde aus dem Reichsdienst scheiden. Ob der Entschluß, der diese Demissionen erzwang, allzu jäh, ob er nothwendig, durch welche Erwägungen er bewirkt war, kann ich nicht ermessen. Gegen Ende der ersten Maiwoche kam ein Echo der Vorgänge zu mir; sagte aber noch nicht, daß von mir Geschriebenes dabei irgendwie wichtig gewesen sei. Am sechsundzwanzigsten Mai stand in der Zeitung, Graf Kuno Moltke habe mich zum Zweikampf herausgefordert und werde, da ihm diese Satisfaktion geweigert worden sei, nun einen Strafantrag gegen mich stellen. Ich hatte das inzwischen Geschehene nur zwei zuverlässigen Vertrauensmännern erzählt, konnte auch den Namen des vom Grafen Moltke gewählten Anwaltes nicht kennen; die Fassung der Notiz zeigte Jedem, daß sie nicht von mir stammen könne. Sie aber gab erst das Signal zu dem Lärm, der dann zwei Wochen durchheulte. Ich wurde mit Fragen bestürmt: und erklärte höflich, die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Zu einer „Flucht in die Oeffentlichkeit" hatte ich keinen Anlaß. Der Kaiser war informirt; auf seine Entschlüsse mir eine Einwirkung anzumaßen, wäre mir lächerlich erschienen. Und jämmerlich, mit privaten Behelligungen ins Licht zu rennen. Jedes Geräusch, jede Aufbauschung mußte schaden; den Betroffenen und dem Reich, dem sie auch ohne Amt doch wohl dienen wollen. So dachten auch die Regirenden. Die im Verkehr mit der Presse sonst so Pfiffigen behielten diesmal aber das Instrument nicht in der Hand. (Wollten sie nicht? Verdarben Eingriffe der minorum gentium ihnen das Spiel?) Ein Höllenlärm entstand. In unserem Reichshaus und rasch dann natürlich auch draußen. In Nacht und Grauen hat eine tückische Kamarilla geherrscht. Eine Bande schmutziger Verbrecher. Leute, die strafbare Handlungen auf dem Kerbholz haben und längst im Gefängniß sitzen müßten. In der letzten Woche habe ichs mehr als einmal gelesen; und das derbe Wort dünkte Manchen noch nicht derb genug. Dazu darf ich nicht schweigen. An diesem weit übers Ziel hinaus schallenden Getöse nicht mitschuldig scheinen. Nichts davon habe ich gesagt; nichts je auch nur angedeutet. Hätte es nie gethan. Den Mund gehalten oder, wenns unerträglich wurde, in der Stille die Staatsgewalt angerufen. Unsere Lage ist schwierig genug. Sollen die Nachbarn glauben, Deutschland werde von ehrlosen Kerlen regirt?

Ich habe nicht geschrien; aber deutlich gesprochen. Am siebenzehnten November erzählte ich hier: wie Philipp Eulenburg sich gegen die Wilhelmstraßenfron gesträubt und später seinen Freund Bülow ins Staatssekretariat

des Auswärtigen (aus dem noch kein Kanzler gekommen war) bugsirt hat. Dann folgten die Sätze: „Seine Berichte (aus Wien) nahmen nach und nach Formen an, über die selbst der kaiserliche Freund den Kopf schüttelte. Wohin sollte die Reise gehen? Nur erfinderische Balkandiplomaten hatten bisher zu so neuen Ufern ihr neues Kähnchen gesteuert. Als politischer Mitarbeiter also auch vor dem Auge des Monarchen unbrauchbar; ab nach Liebenberg in den Ruhestand. Jahre lang war kein wichtiger Posten ohne seine Mitwirkung besetzt worden; hatte er staunend schon das Schwärmerauge gen Himmel gehoben, wenn ein Gesandter vorgeschlagen wurde, nach dem er nicht gefragt worden war. Ueberall fand der Spürblick sein Händchen. Wer Etwas wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn. Dann schien sein Stern zu erbleichen. Sein Günstling Bülow saß fest auf dem Platz an der Sonne; war Graf, Kanzler, Fürst geworden. Doch der Romantiker kam aus dem Exil zurück, wurde wieder eingeladen, ans Nordkap mitgenommen, besucht; und der revenant konnte dem Kanzler gefährlich werden. Er hat für alle seine Freunde gesorgt. Ein Moltke ist Generalstabschef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Varnbüler hofft man auch noch ein warmes Eckchen zu finden. Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und (ich habe noch lange nicht alle Affiliirten aufgezählt) von sichtbaren oder unsichtbaren Stellen aus Fädchen spönnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren. Daß ein Deutscher Kaiser Alles selbst regeln möchte, kann schon bedenklich stimmen; wird er, mit einem zu dramatischer Entladung hinneigenden Temperament, von einem ungesunden Spätromantiker und Geisterseher berathen, dann wäre, selbst bei genialer Begabung, nur eine Politik à la Victor Hugo denkbar; bei ansehnlichen Talenten eine à la Bouchardy, Sue oder D'Ennery. Solche Entwickelung wäre ein unabsehbares Unglück für das Reich und für die Monarchie und muß deshalb mit allen erreichbaren Mitteln verhindert werden. Heute weise ich offen auf Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld, Grafen von Sandels, als auf den Mann, der mit unermüdlichem Eifer Wilhelm dem Zweiten zugeraunt hat und heute noch zuraunt, er sei berufen, allein zu regiren, und dürfe, als unvergleichlich Begnadeter, nur von dem Wolkensitz, von dessen Höhe herab ihm die Krone verliehen ward Licht

und Beistand erhoffen, erflehen; nur ihm sich verantwortlich fühlen. Das unheilvolle Wirken dieses Mannes soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren." Das war doch deutlich genug. Der Generalstabschef gilt überall als ein bescheidener, gewissenhafter Gentleman und guter Soldat. Graf Moltke ist mir als ein liebenswürdiger Opernschwärmer geschildert worden. Herrn von Varnbüler halten Viele für einen klugen Salondiplomaten. Und von dem Charakter des Herrn von Tschirschky weiß ich nichts; als Politiker scheint er mir unzulänglich. Auch auf normwidrige Gefühlsregungen einzelner zum liebenberger Kreis gehöriger Personen habe ich hingedeutet; so behutsam, wie der Anstand befahl. Auf strafbare Handlungen? Niemals. Auf ein süßliches, unmännliches, kränkliches Wesen, das am Hof seit langen Jahren bespöttelt wurde. Diese Herren (den Generalstabschef, den Sachsen und den Schwaben rechne ich jetzt nicht dazu) sind durch hehre Freundschaft verbunden, wie man sie unter normalen Männern kaum findet. Spiritisten, Geisterseher, die auch mit der Majestät einen mystischen Kult treiben. Ein Einzelner dieses Schlages wäre zu ertragen. Eine Gruppe taugt nicht in unsere harte Zeit. Und vor Zeugen hat Einer aus diesem Schwarmfähnlein gesagt: „Wir haben um die Allerhöchste Person einen Ring gebildet, den Keiner durchbrechen kann." Wer diese Thatsachen kannte, hatte die Pflicht, zu reden. Auf die Gefahr, von neunundneunzig unter hundert Menschen nicht verstanden zu werden. So ist mirs gegangen. Alle, die nicht vorher selbst schon zu meiner Auffassung gekommen waren, merkten die Andeutung gar nicht. Sollten auch nicht. Die Wirkung war zu erreichen, wenn mich das Grüppchen verstand. So weit wars im Dezember 1906. Da wußten sie schon genau, was ich meine.

Strafbare Handlungen? Mit einer schmutzigen Kriminalgeschichte würde ich mich nicht abgeben. Die wäre auch politisch nicht wichtig. Nach den Aemtern des Staatsanwaltes und des Sittenpolizeikommissars langt mein Sehnen nicht. Mr. Stead, dem die deutschen Zeitungschreiber wie einem Patriarchen huldigen, dankt seinen Ruhm solcher Unsittenschnüffelei. Ich verzichte darauf. Wenn aber an der sichtbarsten Stelle des Staates Männer von abnormem Empfinden einen Ring bilden und eine durch Erfahrung nicht gewarnte Seele einzuklammern suchen, dann ists ein ungesunder Zustand. Ein höchst gefährlicher, wenn in diese Geisterringbildung der Vertreter fremder Machtinteressen aufgenommen ward. Um den Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches handelt sichs bei Alledem nicht. Der ist, nach der Judikatur des Reichsgerichtes, übrigens nur in sehr engem Rahmen anwendbar. In Berlin allein stehen auf der polizeilichen Liste Homosexueller Tausende, die nie etwas erweislich Strafbares gethan haben; und gegen die strafbarer Handlungen Verdächtigen gelingt nur selten der gericht-

liche Beweis. Zwischen dieser Schicht und den nicht mehr ganz Normalen, in deren Männerfreundschaft das sinnliche Lustgefühl kaum noch wahrnehmbar ist, giebt es sehr viele, sehr feine Abstufungen. Perversion und Perversität, Sexualempfinden und Sexualbethätigung sind sehr verschiedene Dinge. „Perversion des Geschlechtstriebes ist nicht zu verwechseln mit Perversität des geschlechtlichen Handelns, das auch durch nicht psychopathologische Bedingungen hervorgerufen sein kann. Perversion ist Krankheit, Perversität Laster." (Krafft-Ebing; aus dessen Psychopathia Sexualis, aus den Büchern der Doktoren Moll und Hirschfeld ist über diesen wesentlichen Unterschied mehr zu erfahren.) Auch das Sexualempfinden der Prinzen, Grafen, Barone, die in den letzten Jahren aus der Armee und der Hofgesellschaft verschwanden, war sicher sehr nuancirt. Wenn sie das Strafgesetz verletzt hätten, wären sie nicht mit dem Abschiedsbrief davongekommen. Wir müssen uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß die Geschlechtsempfindung mannichfache Varietäten zuläßt. Wer nicht zu den ganz Normalen gezählt wird, ist dadurch noch nicht in seinem Werth herabgesetzt. Fritzens Bruder Heinrich war homosexual (auch die Schwester wahrscheinlich). Und Fritz selbst? Sein Verhältniß zu dem Kammerdiener Fredersdorf, den er später zum Geheimtresorier machte und dessen Tod er wie den Verlust einer Hauptschlacht betrauert haben soll, ist seltsam; noch seltsamer das Gedicht, in dem er einem jungen, von ihm Césarion getauften Grafen zurief: Dans ce nouveau palais de noble architecture nous jouirons tous deux de la liberté pure dans l'ivresse de l'amitié; l'ambition, l'inimitié seront les seuls péchés taxés contre nature. War er geschlechtlich normal? Ignoramus. Eine Anomalie würde seine Größe nicht kürzen. Die konträre Sexualempfindung des Geschichtschreibers Johannes von Müller und des Dichters Walt Whitman gilt als erwiesen; den armen Oskar Wilde hat sie ins Zuchthaus geführt. Stehen die Drei darum kleiner vor unserem Blick? Menschen menschlich sehen: lehrte ihn Goethe. Unreife und Abhängige müssen vor sexualer Ausbeutung jeder Art geschützt werden. Ob es aber noch einen Sinn hat, einen Trieb als „widernatürlich" zu ächten, der, wie Alltagserfahrung beweist, nicht einmal wider die Natur keuscher Germanen ist? Die Antwort kann in ruhigeren Tagen gesucht werden. Heute wollte ich nur feststellen, daß keinem Prinzen oder Hofherrn hier strafbares Handeln vorgeworfen worden ist. Auch in ihrer Lebenssphäre gewiß nicht; ein Vergehen wäre mit ehrenvollem Abschied ja nicht gesühnt.

Mehr will ich heute nicht sagen. Wollte nur nicht daran mitschuldig sein, daß Deutschlands Ansehen noch ärger geschmälert und Herren, die der Vertrauensmann der Nation gestern mit seiner Freundschaft ehrte, heute der Kinä-

denmakel angeheftet wird. Ich habe sie bekämpft und gehöhnt, doch weder strafbaren Handelns bezichtigt noch auch nur beleidigt. Das ist auch in vielen Zeitungen anerkannt worden. Und die Staatsanwaltschaft hat den gegen mich gestellten Strafantrag abgelehnt; wahrscheinlich, weil sie einsah, daß nur auf künstlich zu konstruirenden Nothbrücken das Ziel, die Verurtheilung, vielleicht zu erreichen sein könne. Der Kaiser soll bitter darüber geklagt haben, daß er von den Berufenen nicht früher informirt worden sei. Und den Privatmann, der die Widrigkeit solchen Wagnisses nicht gescheut hat, sollte der Prokurator des Königs von Preußen packen? Ich habe nur meine Pflicht gethan; immerhin aber bewirkt, daß nach dem ersten Wuthgeheul über die „Kamarilla" dem Kaiser ein Loblied angestimmt wurde. Minder behutsam: und es kam anders. Fürst Philipp zu Eulenburg läßt seinen neuruppiner Anwalt an die Zeitungen schreiben, der durchlauchtige Klient habe gegen sich ein Ermittlungverfahren beantragt, um festzustellen, daß er nicht widernatürliche Unzucht getrieben habe. Dieses Verfahren wird schnell eingestellt werden. Wer hat denn behauptet, aus dem Handeln und Wandeln des Fürsten ergebe sich der Thatbestand des Paragraphen 175? Was ich bekämpft habe, ist: die Einwirkung normwidriger (wenn auch ideeller) Männerfreundschaft. So habe ichs seit Jahren genannt. Und in dem Buch, das Herr Iwan Bloch 1907 über das „Sexualleben unserer Zeit" veröffentlicht hat, fand ich jüngst den Satz: „Solche asexuelle, edle Liebe zwischen Männern leuchtet aus den Briefen des Grafen Arthur Gobineau an seinen Freund Philipp zu Eulenburg und Hertefeld hervor." Asexuell oder sexuell (auch Gobineaus Geschlechtsempfinden ist verschieden beurtheilt worden), edle Männerliebe oder ideelle Männerfreundschaft: normal ists nicht. Auch nichts, was den Menschenwerth unter allen Umständen mindert. Laßt Jeden seines Weges gehen; er mag sich wahren. Ich habe weder Beruf noch Neigung, die Triebe und Lüste Anderer zu bekritteln. Hier hat sichs um Politik gehandelt. Um Kaiser und Reich. Deshalb habe ich nie gefragt, wie die Herren Phili, Tütü, Willy Begierden stillen, die in ihrem Alter doch nicht mehr gar so wild sein können, und sie nie für straffällig, sondern nur als die dem Thron nächste Gruppe für schädlich gehalten (und mit mir dachten am Hof, in Ministerien, im Heer Hunderte so). Das wußten die Drei und ihr französischer Freund auch; wenigstens seit sechs Monaten ganz genau. Und fühlten sich, mit Recht, nicht in ihrer Ehre gekränkt. Wollen sie so spät jetzt Staatsanwalt und Amtsgericht bemühen: „Bin unverzagt, ich habs gewagt und will des Ends erwarten."

# Moebius.

Als ich vor drei Jahren ein Buch über die Psychologie der Hysterie abschloß und einem hervorragenden medizinischen Forscher die Zueignung antrug, bat er mich, mit überzeugender Motivirung, von meinem Wunsch abzustehen, und fügte hinzu: „Es giebt in Deutschland einen Forscher, zu dessen Betrachtungsweise die Ihrige die allernächsten Beziehungen hat. Ich meine Moebius. Ihm gehört Ihr Buch; und ihm gehört im Grunde auch Ihre Seele." Ob der leipziger Nervenarzt selbst daran geglaubt hat? Er hat mir regelmäßig seine Arbeiten geschickt, meine eben so regelmäßig mit sachlicher Kritik und doch mit freundlicher Sympathie gewürdigt (vor einer recht sanften Polemik schrieb er mir, es sei nicht bös gemeint), aber in dem einzigen längeren Brief, den ich neben vielen Karten von ihm besitze, sagte er: Wir gehen auf verschiedenen Wegen. Nun ist er längst tot und ich komme nicht mehr in die Lage, ihn zu fragen, ob er eine Widmung als Bekenntniß zu ihm oder nur als Ausdruck der Werthschätzung betrachten, ob er sie ablehnen oder entgegennehmen mag. Damals konnte ich dem Rath des Anderen nicht folgen, weil Moebius mir als Kritiker meines Buches eine zu wichtige Potenz bedeutete. Ein seltsames Gefühl bleibts jedenfalls, daß ich mit diesem Mann niemals gesprochen, ihn niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Nicht lange vor seinem Tode war ich ein paar Stunden in Leipzig und hatte den festen Willen, ihn diesmal zu besuchen. Ich ahnte nichts von seiner schweren Erkrankung. Wahrscheinlich hätte ich ihn gar nicht sprechen dürfen. Doch die Umstände warfen meine Zeitberechnung über den Haufen; sie trieben mich aus der grauen Pleißestadt, ohne daß ich meinen Vorsatz ausführen konnte.

So habe ich einen Mann, dem ich mit Gefühl und Verstand anhänglich war, nur aus der Ferne gesehen. Vielleicht (ich ahne es, wenn ich jetzt die Nekrologe Derer lese, die ihm räumlich Nachbarn waren), vielleicht hätte die körperliche Begegnung meiner Kenntniß seines Wesens nicht Erhebliches hinzuzufügen vermocht.

Zuerst packte er mich mit der Gewalt seiner Sprache (oder, genauer und mit dem alten Vischer zu reden: seiner Schreibe). Moebius hat den Wustmann nicht nur theoretisch genommen, wie die Leute, die sich heute einbilden, sie schrieben ein vortreffliches Deutsch, wenn sie kein „welcher" und kein „derselbe" anwenden. Seit Menschengedenken hat es keinen Gelehrten gegeben, der besser, keinen fast, der so gut Deutsch schrieb wie Moebius. Glänzender, geistreicher zwar Mancher; so gut dennoch wohl Keiner. Jeder Satz verräth die Persönlichkeit. So fängt sein Buch über Nietzsches Krankheit an: „Friedrich Nietzsche,

ein genialer Mensch, hat auffallende, vielfach anstößige Lehren vorgetragen und ist schließlich geisteskrank geworden. Die harte Thatsache giebt zu denken." Von dem Manne, der ein Problem so kurz und klar vor den Leser hinzustellen weiß, glaubt Jeder gern, daß er wirklich Etwas zu sagen haben wird. Und er hatte immer Etwas zu sagen („Wenn Herr Moebius aufsteht, so giebts immer was Interessantes", meinte ein Gegner von ihm) und sagte es kurz, einfach, klar. Wenn die Wissenschaft die Ergebnisse seiner Arbeiten längst überholt haben wird, werden sie unwandelbare Denkmale seiner Sprachkunst sein.

Was klar gesagt ist, war klar gedacht, behauptet eine oft angezogene Sentenz. Sie ist im Recht; nur muß man das „klar gedacht" nicht mit einem „richtig gedacht" verwechseln. Dem leipziger Doktor ging die Klarheit über Alles, schließlich auch über die Richtigkeit. Er hing so zärtlich an der Reinheit des Sprechens, daß er die „gräulichen Fremdwörter" auch aus der Wissenschaft streichen wollte, um mit den Bezeichnungen des guten Alltagsdeutsch auszukommen. Er sah wohl nicht, daß diese Streichung nur bei jungen Wissenschaften möglich ist, deren Begriffsbildung über die in der Sprache niedergelegten Begriffe noch wenig hinausreicht, daß aber jede Wissenschaft mit ihrem Fortschreiten in die Lage geräth, neue Wörter, konventionelle Bezeichnungen, eine „Terminologie" oder „Nomenklatur" zu erfinden, und daß dann das bequeme, weil eben der künstlichen Ausprägung einer gewollten Bedeutung am Wenigsten sich widersetzende Fremdwort sich einzustellen pflegt. Diese Abneigung hat seine Stellung zu den beiden Erkenntnißgebieten, die seine Lieblinge waren, der Seelenkunde und der Philosophie, merkbar mitbeeinflußt. Er mochte sie nur, so lange ihre Begriffe ihm in seinem wundervollen Deutsch ausdrückbar blieben, und darum mochte er sie in ihrer heutigen Gestalt überhaupt nicht recht. Er liebte die Philosophie als Weltdichtung und die Psychologie als einfache Seelenkunde, die mit der Feststellung dieses und jenes „Sinns" oder „Vermögens" befriedigt war. Aber die „wissenschaftliche" Philosophie und noch mehr die „wissenschaftliche" Psychologie hielt er für Mummenschanz. Er mochte nur so weit mitdenken, wie sich in dem historisch gewordenen Deutsch denken ließ. Das hat ihn dazu verführt, dieses Deutsch auch dort zu verwenden, wo es unzureichend war und Mißverständnisse schaffen mußte. Das so oft befehdete (und unglücklichste) seiner Schlagwörter, das vom „physiologischen Schwachsinn des Weibes", ist ein Beispiel dafür; denn erst durch eine lange Auseinandersetzung mußte dargethan werden, daß der Begriff des Schwachsinns für diesen Fall in einer vom üblichen Gebrauch abweichenden Weise verwendet ward. So hält noch mancher seiner lapidaren Sätze, die dem Gedächtniß, hat man sie einmal gelesen, sich unverlöschlich einprägen, eigentlich wissenschaftlichem Bedürfniß nicht Stand. Denen, die um jeden Preis einfach und klar sein wollen, geht es oft so; weil eben die Fragen, um die es sich handelt,

nicht alle einfach und klar sind, die Antworten es also auch nicht sein können. Diese einfachen Geister treffen oft den Nagel auf den Kopf, aber sie hauen eben so oft ganz daneben. Die Stellung, die Moebius zu den nervenärztlichen Behandlungmitteln (der „neurologischen Therapie") einnahm, zeigt dieses Schicksal in heller Beleuchtung. Er half mit wuchtigen Streichen den elektrotherapeutischen Aberglauben zerschlagen, der eine Weile unter den Aerzten grassirte; aber dem medikamentösen Aberglauben konnte er sich nicht entwinden. Es war doch so einfach und klar: der Körper ist eine chemische Werkstätte, also sind die körperlichen Vorgänge, auch die Krankheiten, am Sichersten durch Chemikalien zu beeinflussen. Man muß in die Retorte Reagentien schütten. Und er schüttete Bromsalz hinein, so viel nur hineinging. Da ist der Punkt, wo er ein schwacher Arzt war, er, der doch ein so gewaltig starker sein konnte. Er hat für das Brom das packende und richtige Wort geprägt: „Die es nöthig haben, vertragen es, den Anderen bekommt es schlecht". Aber er täuschte sich immer wieder über die Grenzen des Kreises Derer, die es nöthig haben. So kann die Einfachheit des Denkens den Denker trügen.

Das ist besonders leicht möglich, weil solche Denker Schleichwege und Schlupfwinkel vermeiden und dem Widerspruch dann nicht ausweichen können. In ihrer Klarheit verrennen sie sich oft. Auch Moebius hat sich manchmal arg verrannt. Ich selbst hatte ein kleines Erlebniß mit ihm, das mir seine Unlust zum Widerruf offenbarte. Er hatte meine Schrift „Nervosität und Kultur" in einer wiener Zeitung sympathisch besprochen, aber zu viel „Berlinerthum" darin gefunden. Ich schrieb ihm, daß ich die Kapitel, die er meinte, in Heidelberg und in meinem schlesischen Heimathnest geschrieben habe und frühere Aufenthalte in Berlin sich auf die Gesammtsumme von wenigen Tagen, kaum einer vollen Woche, beschränkten. Antwort: „Nach Ihrem Buch hatte ich Sie wirklich für einen eingefleischten Berliner gehalten. Nun, da es nicht ist: um so besser." Punktum. Um so besser! Das war Alles, was er antwortete. Er gab nicht zu, daß seine hauptsächlichen Einwendungen gegen meine Schrift damit hinfällig wurden.

Wenn so die Abneigung gegen alles Kompliziren und Diplomatisiren, gegen Umwege und Nuancen den Neurologen mitunter die Unvermeidlichkeit dieser Dinge für bestimmte Situationen allzu sehr verkennen ließ, so hat sie ihn doch auf die leuchtende Höhe seiner besonderen Lebensleistung geführt. Moebius war einer unserer besten Kritiker. Die wissenschaftliche Kritik ist bei uns recht jammervoll und in der Medizin giebt es kaum noch eine, die ernsthaft ihren Namen verdient. Wer sich an diesen traurigen Zustand gewöhnt hat, reißt die Augen auf, wenn eine Besprechung, eine Polemik von Moebius ihm zu Gesicht kommt. Ein wirklicher Kritiker großen Stils! Vor dem klaren Urtheil dieses Mannes fiel von allem Unechten der Schleier. Mit der ganzen Kraft des Hohnes, der Grobheit und selbst der Verachtung geißelte Moebius

die Herrschaft der Phrase, des bloßen Wortes, das Probleme zudeckt, statt sie zu lösen oder wenigstens einzugestehen. Nirgends scheint diese Herrschaft so unerträglich wie in der neusten Medizin, wo eine Sache oft Jahre lang für „erklärt“ gehalten worden ist, wenn eine griechisch-lateinische Mißgeburt von Terminus dafür gefunden war. Mit verzweifeltem Ingrimm ist Moebius gegen die Gedankenlosigkeit des Wortes Neurose zu Felde gezogen. Nicht einmal als bequeme Bezeichnung für die Krankheiten, denen gemeinsam ist, daß wir ihre Grundlage im Nervensystem nicht nachweisen können, wollte er es dulden, weil ers in den Köpfen, die es für mehr hielten, zu viel Verwirrung stiften sah. Er hat aber nicht etwa nur zerstört, sondern auch aufgebaut. Die Basedow-Krankheit hat er als Erster vernünftig gedeutet und für die Lehre von dem syphilitischen Ursprung der Tabes und Paralyse war seine unermüdliche und oft vernichtende Kritik der dieser Lehre sich widersetzenden Arbeiten die erfolgreichste Agitation. Seltsamer Weise hat er sich nicht gescheut, für den simplen Kausalzusammenhang, an den er glaubte, ein recht nichtssagendes Fremdwort, Metasyphilis, einzubürgern. Auch daß seine Lieblingeintheilung der Nervenkrankheiten in exogene und endogene, von außen verursachte und in der Anlage wurzelnde, ungemeine Schwierigkeit nur zudeckte, wollte er nicht bemerken. Wo ein einfacher Gedanke ihn besonders bestach, hat er sich dem sonst so gehaßten „Terminus“ verkauft.

Kärrnerarbeit galt ihm nichts. Er war ein exakter Forscher und kannte ei ne Literatur bis ins Kleinste und Feinste (Die ihn feuilletonistisch schalten waren böswillig oder unverständig); aber die Arbeit, die er schätzen sollte, mußte als im Dienst vorwärtsweisender Gedanken geleistet erkennbar sein. Er mochte die Hirnanatomie, die psychologische Experimentalarbeit nicht, weil ihm die Linie von ihren Ergebnissen zu den leitenden Ideen zu lang war und sein Augenmaß sich nur auf das Kurze und Schnurgerade einzustellen vermochte. In seinem Goethebuch hat er der vielverlästerten „Philologie“ ein Loblied gesungen; warum? Weil hier seiner Untersuchung das Geringfügige, Kleine, von der großzügigen Biographik Unbeachtete die werthvollsten Dienste als Material leistete. Ueber die Mühsal der Anthropometrie, besonders der exakten Schädelmessung, goß er dann wieder die Lauge seines Spottes aus.

Nicht, daß Einer sich abrackerte, fand er lobenswerth, sondern, daß Einem Etwas einfiel, mochte es noch so verwegen und noch so unbeweisbar sein. „Es ist durchaus erfreulich, wenn man sieht, daß neue Geister auftauchen und mit frischer Beweglichkeit sich an die Arbeit machen. Jeder Beitrag, der von eigenem Nachdenken zeugt, muß willkommen sein. Der Verfasser ist mir als beweglicher Geist bekannt, der gern neue Wege sucht.“ Diese Sätze schrieb er über mein Buch „Nervosität und Kultur“. Das wars, was ihm gefiel: daß ich ihm Einfälle zu haben schien; daß ich aber für die unverdrossene Kleinarbeit

der Experimentalpsychologie Etwas übrig halte, vergab er mir nicht; da gingen wir gleich „verschiedene Wege“. Er sah die Linie nicht, die diese Kleinarbeit mit den Einfällen, die ihn von mir interessirten, den Problemen der Völkerpathologie, verbindet. Den Menschen der großen Einfälle gehörte seine Verehrung. Er hat sich für Galls phrenologische Einfälle begeistert, hat Heinroth „gerettet“, der mit tiefsinnigen Gedanken über Glauben und Geisteskrankheit die Psychiatrie einst um Jahrzehnte zurückwarf, hat Charcot grenzenlos bewundert, auf seine Schüler noch immer mit Interesse gehorcht, Freuds Arbeiten lebhaft begrüßt, Kraepelins Bedeutung früh durchschaut; und aus Lombrosos berühmtem Einfall ist schließlich seine eigene Lebensleistung herausgewachsen: die Pathographie. Der Zusammenhang zwischen Genialität und Abnormität, den Lombroso aufblitzen ließ, bestach den leipziger Doktor, aber die Phrase vom „epileptischen Aequivalent“, die den Zusammenhang bei Lombroso wieder zudeckte, mißfiel ihm; und so ging er selbst an die Arbeit. Sie brachte ihm den größten Erfolg: die Schöpfung der Pathographie. In zwei, drei Jahrzehnten werden die Historiker aller Spielarten von Moebius als von einem Befruchter ihrer Probleme reden. Erlebt hat er diesen Erfolg nicht; nur den anderen, der ihn wenig freute, daß die medizinische Mitwelt anfing, auf dem Felde, das er bearbeitete, zu dilettiren, nach seinem Muster sich zu räuspern und zu spucken. Durch so plumpe Fehlgriffe wurde das Mißtrauen der geisteswissenschaftlichen Arbeiter zu lärmendem Protest aufgestachelt.

In der Pathographie hatte er, an der Schwelle des fünften Jahrzehnts seines Lebens, die eigentliche Liebe seines Geistes gefundeu. Wenn es dafür einen Beweis giebt, so ist es das Fehlen all der Nachtheile, die auf anderen Gebieten wissenschaftlicher Bemühung Klarheit und Einfachheit seines Denkens neben den Vorzügen gezeugt hatten. Er hat die theoretischen Probleme, die die pathographische Betrachtungweise aufwarf, nicht selbst gesondert und durchgedacht, so sehr er sich für sie interessirte; aber er hat sie praktisch meisterhaft gelöst, hat in der heiklen Frage, wie weit die Feststellung von Krankheit den irgendwie gearteten Werth einer Sache berühre, alle Klippen mit erstaunlicher Sicherheit umsteuert. Trotzdem gerade sein Werthurtheil sonst von äußerster Schroffheit und oft direkt ungerecht war. War er als Philosoph ein fesselnder Unterhalter, als Neurologe ein Anreger und glänzender Kritiker: als Pathograph, als Sämann im Grenzlande von Psychopathologie und Historie, ist er ein mit genialer Intuition schaffender Bahnbrecher geworden.

Seit etwa drei Jahren sanken seine Leistungen. Ich habe es gefühlt und ausgesprochen, ehe ich wußte, daß ein Krebsleiden ihn heimgesucht hatte. Die gelungene Operation konnte ihn nicht retten. Der Organismus wurde siech, obwohl die bösartige Geschwulst beseitigt war. An Dem, was Moebius nun noch auf den Markt warf, wars zu spüren. Das Unerfreulichste, was er in ge-

sunder Zeit hervorbrachte, war die Schrift über den physiologischen Schwachsinn des Weibes gewesen. Nicht wegen des schiefen Terminus. Die meisten Behauptungen sind unanfechtbar; und verdrießen mußte nur, daß keine davon neu war. Aber wegen ihres Tones: des Tones persönlicher Bitterkeit, die das Ganze als eine Umkleidung eigener trüber Eheerfahrung ahnen ließ. Erst in den späteren Zusätzen ist dieser Ton verklungen; hier scheint die Mutter an die Stelle der Gattin zu treten: so ritterlich und ehrerbietig wird die Haltung gegenüber den Frauen. Was den Schriften und Kritiken der letzten drei Jahre fehlt und anhaftet, ist etwas ganz Anderes. Moebius beginnt (auch in der Pathographie über Schumann) wie früher; aber der Flug erlahmt bald. Die Begründung wird eilfertig, lückenhaft, schwächlich; und plötzlich endet der Gedankengang. Das Ganze ein Fragment. Ermüdung liegt über den Blättern. Nur noch fertig werden! Man merkt die Hast. Und der Widerspruch wird gereizt, geht am Kern der Fragen vorüber, wird ungeduldig. Der „Schumann" kam, der „Scheffel" kam: die Gedanken eines alten, groben Mannes über die Schule kamen; ich wußte: Moebius ist krank. Anfragen mochte ich nicht; denn nach der Operation hatte ich auf eine Frage ein paar Zeilen erhalten, zwischen denen die Bitte zu lesen stand: Sprechen wir davon nicht weiter. Im Herbst kam ein Vorstoß, der ihn stark erregt hat: aus der Psychiaterschule Kraepelins die Bestreitung seiner pathographischen Diagnosen, überhaupt des wissenschaftlichen Werthes seiner pathographischen Arbeiten. Moebius antwortete ohne rechte Kraft. Im November bat er mich eilig um eine meiner theoretischen Arbeiten über die Pathographie. Sechs Wochen später erlag er einer Herzlähmung.

Ich habe ihn nur aus der Ferne gesehen. Ich traure nicht darum. Die Begegnung mit bedeutenden Geistern ist oft eine leise Enttäuschung. Wenn ich jetzt den Namen Moebius denke, so denke ich die Lebensarbeit, die in diesem Namen sich verkörpert. Das ist wohl das Beste; ganz gewiß das Ewige. Hätte ich ihn gekannt, am Ende stritte ich jetzt mit darum, ob er am Unglück seiner Ehe schuldig oder unschuldig war, ob er in seiner Universitätlaufbahn zurückgesetzt ward oder sich nur zurückgesetzt wähnte, ob von den Kranken, die sein Sprechzimmer aufsuchten, mehr erquickt oder enttäuscht von ihm gegangen sind. Ich weiß von Alledem nichts. Aber ich weiß, daß wir dem Gedächtniß dieses Unvergeßlichen am Besten und am Meisten in seinem Geist dienen, wenn wir seiner Lebensarbeit, der Pathographie, den Eintritt in das Reich erobern, an dessen Thore sie bisher vergebens geklopft hat: ins Reich der kulturwissenschaftlichen Forschung. Er hat geklagt, seine Rede verhalle, wie an einer toten Mauer, und er vernehme immer nur seine eigene Stimme. Diese Mauer müssen wir niederreißen. Dann wird der Widerhall seines Wirkens im Sonnenland unserer Hoffnungen weithin hörbar werden.

Karlsruhe. Privatdozent Dr. Willy Hellpach.

# Ritter und Wucherer.

Von je her hat sich dem sinnenden Beobachter die Wirklichkeit als ein Spiel von Gegensätzen dargestellt, die bald im Kampf, bald durch Vermählung alle Erscheinungen hervorbringen. Je nach der Kulturstufe, der Erkenntniß, dem Gebiet, auf das sich die Betrachtung lenkt, erhält das dominirende Gegensatzpaar verschiedene Namen: in der Mythologie finds männliche und weibliche Götter, in der Metaphysik Geist und Materie, in der heutigen Physik positive und negative Elektrizität, in der Astronomie Centripetal- und Centrifugalkraft, in der Biologie Keim und Milieu, in der Soziologie Fortschritt und Reaktion, Volksfreiheit und Absolutismus, Individualismus und Sozialismus, Kapital und Arbeit. Bei unseren angelsächsischen Vettern haben Thomas Buckle und Herbert Spencer den Gegensatz von military und industrial type in die Mode gebracht. Ihn modifizirt der Amerikaner Brooks Adams in seinem (deutsch im Akademischen Verlag in Wien erschienenen) geschichtphilosophischen Werk „Das Gesetz der Civilisation und des Verfalles." Er stellt einander gegenüber den imaginativen, emotionellen Menschen: Soldaten, Ritter, Priester, Bauer, und den ökonomischen: den Gewerbtreibenden, Händler, Geldverleiher. (Als ob nicht der Bauer der im eigentlichen Sinn ökonomische Mensch wäre und Jemand mehr an Einbildungen und Emotionen litte als der Börsenspieler!) Diese beiden Typen verhalten sich aber nicht konstant gleich den dem Gesetz der Erhaltung der Energie unterliegenden, in Physik und Metaphysik waltenden Kräften oder Wesen, sondern der erste herrscht in jedem Kulturanfang allein, erzeugt aus sich den zweiten und wird von diesem überwunden, vernichtet. Ein Drittes aber tritt hinzu, das man nicht wohl eine Kraft nennen kann, da es ein totes Ding ist, das trotzdem den Gang der Entwickelung bestimmt und leitet: das Edelmetall, das Hartgeld; je nachdem es ab- oder zuströmt, sich hierhin oder dorthin wendet, verhilft es dem einen oder dem anderen Typus zum Sieg. Das wird nun an der Geschichte der europäischen Menschheit gezeigt; einzelne Episoden aus Byzanz, der Prozeß gegen den Templerorden, die Reform Heinrichs des Achten in England, werden ausführlich erzählt.

Bei dem Umfang und der Mannichfaltigkeit des behandelten Stoffes müßten sich mehrere Fachgelehrte in die Kritik theilen. Das meint auch Theodor Roosevelt, der eine ziemlich lange kritische Einleitung zu dem Buch geschrieben hat. Am Wenigsten Grund zu Einwänden wird das der römischen Geschichte gewidmete Kapitel bieten: es beruht auf Niebuhrs und Mommsens Darstellung. Den Uebergang zur byzantinischen Geschichte begleitet die Bemerkung, die Regirung habe an den Bosporus verlegt werden müssen, weil das ökonomische Centrum dahin gewandert sei. Es wandert weiter, immer dem Goldstrom folgend, nach Bagdad, von da nach Kairo, von da zurück nach Venedig, Genua, Florenz.

Für Viele wird dieser Abschnitt der Geschichte, der trotz Gibbon ziemlich unbekannt geblieben ist, der interessanteste sein. Sehr drastisch wird dargestellt, wie Venedig durch die unpersönliche Macht der Entwickelung gegen die Absichten aller Betheiligten reich geworden sei. Außer dem Sklavenhandel hat der Handel mit Kriegsmaterial den venezianischen Reichthum geschaffen. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts bedrängte der kräftige byzantinische Kaiser Tzimisces Kairo, das „Holz, Eisen und Soldaten“ aus Venedig bezog. Tzimisces forderte die Unterdrückung dieses schmählichen Handels, der Muselmanen gegen Christen bewaffnete, und der Doge erließ Verbote dagegen, die wahrscheinlich aufrichtig gemeint waren. Aber je mehr der christliche Kaiser den Moslem bedrängte, desto nothwendiger brauchte Der das Kriegsmaterial, desto mehr mußte er dafür bieten; die Verbote steigerten natürlich den Preis noch weiter und machten den Handel um so gewinnreicher. Gegen wohlfeiles Holz und Eisen tauschte Venedig kostbare Brokate, Juwelen und indische Spezereien ein. Die Italiener sollen seitdem ökonomisch und reich geworden sein, weil sie nicht gleich den Nordländern imaginativ und emotionell waren. Hat der Verfasser Dantes „Hölle“ nicht gelesen und weiß er, trotz starker italienischer Einwanderung, nicht, daß die italienischen Arbeiter die emotionellsten aller Menschen und wegen ihrer Messerstecherei bei den Kameraden anderer Nationalität unbeliebt sind?

Die Darstellung des Mittelalters ist vielfach karikirt, weil der Verfasser phantasievollen französischen Schriften folgt und die guten deutschen Quellen und Quellenwerke nicht kennt. Es ist nicht wahr, daß die römische Hierarchie die nordischen Barbaren durch den Glauben an priesterliche Zauberkraft eingefangen und unterjocht habe. Die Germanenkönige, besonders Karl der Große und die Ottonen, haben die Geistlichen mächtig gemacht, weil diese Männer die einzigen Träger der Schreibkunst und des Buchwissens, auch in Verwaltung und Regirung geübt und darum das einzige Beamtenmaterial waren, mit dessen Hilfe unter Barbaren ein geordnetes Staatswesen errichtet werden konnte. Erst nachdem die Hierarchie durch Kulturleistungen stark geworden war, hat sie angefangen, den Aberglauben der Völker auszubeuten. Ganz falsch wird Heinrichs Gang nach Canossa dargestellt. „Seinen Truppen erschien diese Welt als ein ungeheurer, von phantastischen Fabelwesen erfüllter Raum, von der Art derer, wie man sie heute noch an den gothischen Thürmen abgebildet sieht, und diese Dämonen gehorchten dem römischen Mönch; ein unsagbares Grauen erfaßte die Truppen und sie ließen ihren Kaiser im Stich.“ Hätte der Verfasser ein paar Mönchschroniken aus dem früheren Mittelalter gelesen, so würde er erkannt haben, wie ungemein nüchtern und sogar ökonomisch die Deutschen dieser Zeit dachten und fühlten. Die Fratzen an den gothischen Domen hat nicht der Aberglaube, sondern der Humor gezeugt. Die Phantastik überwucherte erst in der romantischen Hohenstaufenzeit und hat ihre abscheulichen Orgien

im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert gefeiert. Heinrich der Vierte hatte kein stehendes Heer, sondern außer seinen eigenen Vasallen nur die der deutschen Prälaten, Herzoge und Grafen, die ihm feind waren. Wenn er ein Heer zur Bekämpfung Gregors haben wollte, so konnte er es haben: in Oberitalien strömten ihm die Todfeinde Gregors in Schaaren zu und boten sich ihm an. Er aber wies sie ab; ihrer Verachtung trotzend, zog er als Büßer in Canossa ein, um durch die Lösung vom Bann den deutschen Fürsten den Vorwand zu nehmen, den sie zur Absetzung des seit seinem Regirungantritt Verhaßten benutzen wollten. Nachdem Heinrich über seine deutschen Gegner Herr geworden war, vertrieb er Gregor aus Rom, setzte einen Gegenpapst ein und keiner seiner Krieger warf aus Furcht vor den Bannflüchen „des bösen Zauberers" die Waffen weg. Oft haben, vor und nach Canossa, deutsche Heere in Rom Päpste ein- und abgesetzt, ohne sich im Mindesten vor Zauber zu fürchten. Daß ein Interdikt, ehe es durch häufige Anwendung verächtlich wurde, großen Eindruck machte, wie der Verfasser bei Erwähnung des von Innocenz dem Dritten wegen des Königs Philipp August über Frankreich verhängten hervorhebt, ist richtig. Doch dieser Eindruck entsprang nicht lediglich dem Glauben oder Aberglauben. Friedrich von Raumer sagt in der Geschichte der Hohenstaufen: „Wer etwa nicht begreifen kann, wie diese Maßregel so sehr erschrecken konnte, bedenke einmal, wie es wirken würde, wenn jetzt die Schauspielhäuser (und Schaufenster, müssen wir Heutigen hinzufügen) geschlossen, Konzerte und Bälle untersagt und die übrigen Vergnügungörter gesperrt würden." Das Alles ersetzte ja damals die Kirche mit ihrer Pracht, ihren Bildern, ihren Festen, ihren Aufzügen; in der Kirche wurde ja auch wirklich Theater gespielt.

Wer wegen dieser Auffassung der Hierarchie als einer Genossenschaft von Zauberern Brooks Adams für einen Pfaffenfeind halten wollte, würde irren. Der Amerikaner verherrlicht den Bauer, den Soldaten, den Ritter, der wirklich ritterlich empfand, kämpfte und handelte und den Priester, den Mönch, die in aufrichtigem Glauben schufen und für ihre Einbildungen litten. Er liebt den Mönch, der Architektur, Malerei, Skulptur nicht um des Brotverdienstes willen betreibt. Die Kunst dieser Mönche „war nicht käuflich, sondern eine heilige, begeisterte Sprache, in der sie mit Gott verkehrten, in der sie das Volk unterwiesen, und in die Steine, aus denen sie ihre Bildwerke schufen, wußten sie einen poetischen Ausdruck zu legen, den die Worte nicht erreichen konnten. Das ist der Grund, warum die Gothik in ihrer Blüthezeit jenen erhabenen Schwung voll Reinheit und Würde hatte Die Entwickelung des Portraits pflegt man als Vorzeichen der nahenden Dekadenz aufzufassen; mit Recht, denn im Portrait kündet sich die Herrschaft des Reichthumes an." Die ökonomische Periode der Dekadenz leitet Philipp der Schöne ein. Er braucht Geld: darum begehrt er die Güter des Templerordens, den „der Fetischdienst"

reich gemacht hat. Er beschuldigt verleumderisch die edlen Ritter abscheulicher Verbrechen und erpreßt ihnen mit unerhörten Folterqualen unwahre Geständnisse, um sie verbrennen und ihre Güter konfisziren zu können. Hübsch pointirt sagt Adams vom fünften Clemens, der, als des Königs Kreatur, dem König zu Willen sein mußte: „So wurden die Gottesstreiter vom Statthalter Christi selbst zu Tode gefoltert, damit die Laien in den Besitz der Kirchengüter gelangen könnten.“ Genau nach dem selben Rezept verfuhr zweihundert Jahre später Heinrich der Achte, der die besten Mönche verleumdete und mit raffinirter Grausamkeit hinrichten ließ, schlechte Geistliche aber, die ihm als Werkzeuge bei der Klosteraufhebung dienten, belohnte. Uebrigens entsprach sein Verfahren dem Bedürfniß seines ökonomisch gewordenes Volkes. Die Reformation war nothwendig, weil die Gewerbtreibenden eine wohlfeilere Religion brauchten. An die Stelle der Absolution durch prunkende Kirchenfürsten, der Sühnung durch Messen und Ablässe setzte man die Rechtfertigung durch den Glauben allein, die gar nichts kostete. Das ist die karikirende Verdeutlichung einer wirklichen Seite der Reformation; nur soll sich der Laie nicht einbilden, daß damit die ganze große Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts erklärt sei. In der neuen Periode gingen Rittersinn und Rittersitte zu Grunde. Die Menschen ließen sich nur noch von schnöder Habgier leiten. Die Akkumulirung des englischen Kapitals wird sehr à la Marx erklärt. Kühne Seeräuber wie Franz Drake, gewissenlose Sklavenhändler wie John Hawkins haben die ersten Kapitalien zusammengescharrt. Dabei geht das geschichtphilosophische Schema einigermaßen aus dem Leim; denn beide Männer waren eifrige „Evangelisten“ (wie denn auch die Puritaner, die Hauptvertreter des ökonomischen Typus jener Zeit, höchst imaginative Menschen waren). Dann folgt der große indische Fischzug (Macaulays Darstellung des Prozesses von Warren Hastings wird gegen seine Kritiker in Schutz genommen). Erst das in Indien geraubte Gold und Edelgestein hat die englische Industrie, hat die moderne Technik geboren; ohne das gewaltige Geldkapital wären nach des Verfassers Ansicht die Dampfmaschine und andere technische Erfindungen werthlose Spielereien geblieben. Die Ueberschätzung der Edelmetalle mag er bei seinem Landsmann Carey gelernt haben. Im weiteren Verlauf der Entwickelung trieb nun der ökonomische Typus seinen konsequentesten Vertreter aus sich hervor, den Geldverleiher, den Wucherer. Der ist seit Waterloo zur Herrschaft gelangt: nicht nur der Soldat, der Priester und der Künstler, sondern auch der Bauer und der „Produzent“ sind seine Opfer oder seine Söldlinge geworden. Die französischen Milliarden 1871 haben diese Herrschaft vollendet. Die Gewalt des mobilen Kapitals wird ganz so geschildert, wie sie sich der naive Antisemit vorstellt: Die Geschäfte gehen, je nachdem die Rothschilde das Gold einsperren oder strömen lassen. Daß klassische deutsche Werke über Handel, Kapital und

Münzwesen (dieses spielt in dem Buche eine große Rolle) wie Ehrenbergs Zeitalter der Fugger, Aloys Schultes Geschichte des mittelalterlichen Handels zwischen Westdeutschland und Italien, Helfferichs Deutsche Geldreform unbeachtet geblieben sind, darf man ja dem Amerikaner trotz Professorenaustausch nicht übelnehmen. Aber zu verwundern ist, daß Roosevelt, der mehrere seiner Uebertreibungen zurückweist und unter Anderem auch seinen unklaren Produzentenbegriff bemängelt, ihn nicht an die Wandlung erinnert, die seit der doch schon abgelaufenen Aera Rothschild eingetreten ist. Die reichsten Männer von heute, die Carnegie, die Vanderbilt, die Rockefeller, die Krupp, die Thyssen und Henckel, sind doch nicht Geldverleiher, sondern Produzenten; noch weniger sind solche Produzenten Söldlinge oder Opfer der Geldverleiher. Freilich leihen auch sie Geld, aber nicht von einem Rothschild. Ihre Gläubiger sind die Aktienbesitzer, die meist wieder selbst Produzenten sind. Heute leihen mehr die Kleineren (natürlich nicht die ganz Kleinen, deren Scherflein zu unbeträchtlich ist, obwohl auch sie sparen) den Großen, auch dem Staat, als die Großen den Kleinen. Mit dem Bauernstand geht auch die menschliche Fruchtbarkeit ein; die Ehe löst sich auf oder ist blos noch Geschäft, während der Soldat aus Liebe freit und das Weib verehrt (Das mag stimmen): und so sterben die Völker. Roosevelt findet diese Perspektive zu pessimistisch, hält aber die kräftige Schilderung der häßlichen Auswüchse des Kapitalismus für sehr nützlich.

Abgesehen vom alten Rom, wo die sogenannten Ritter selbst die größten Wucherer waren, hat man ja die tragikomische Ehe von Ritter und Wucherer zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag bald zu beweinen, bald zu belachen gehabt; aber unser ganzes heutiges Wirthschaftleben als den Sieg der Wucherer über die Ritter darstellen, heißt denn doch, nicht blos eine Karikatur liefern (die Karikatur übertreibt ja nur wirklich vorhandene Züge), sondern ein Phantasiebild malen. Das Werk des Amerikaners ist ein geistreiches und unterhaltendes Buch, auch eine reichhaltige Materialiensammlung; aber hätte der Autor sich mit der Bitte um eine befürwortende Einleitung an einen König der historischen Wissenschaft gewandt, würde er ihn kaum so bereit gefunden haben wie den Souverain der großen Republik.

Mit der Uebersetzung wissenschaftlicher Werke ists aus bekannten Gründen ein Elend. Daß der wenig bekannte Prophet Peter von Oliva in einem deutschen Buch Pierre d'Olive genannt wird, mag hingehen, aber Peter den Einsiedler, den jeder Schulknabe kennt, darf man nicht Pierre l'Hermite nennen. Wohl mindestens zehnmal läßt der Uebersetzer Waaren mit „Florentinern" bezahlen (einmal finds wenigstens Goldflorentiner) aber fiorini d'oro, Florene, sind keine fiorentini, sondern, wie an einer Stelle richtig gesagt ist, „Goldgulden". Dieser eine Satz ist einem deutschen Buch entnommen; da hat der Autor das deutsche Wort „Goldgulden" wohl stehen lassen.

Neisse. Karl Jentsch.

# Unsterblichkeitgedanken.*)

Suchen wir uns darüber Rechenschaft abzulegen, worin die Unsterblichkeit unsterblicher Geister besteht, so gelangen wir zu merkwürdigen, der ersten Erwartung widersprechenden Ergebnissen. Fast scheint die Behauptung gerechtfertigt, der Werth großer Männer beruhe darauf, daß sie gelebt, nicht auf Dem, was sie gethan haben; denn alle positiven Leistungen tragen den Stempel der Vergänglichkeit. Und Solches gilt keineswegs nur von politischen Größen; es gilt nicht minder von den Helden des Gedankens; auch ihre Thaten werden überholt, werden zugedeckt.

Denken wir an Plato. Keiner wird seine Unsterblichkeit bestreiten wollen; und doch: die spezifisch platonischen Wahrheiten, sofern Wahrheit ein Endgiltiges, Abgeschlossenes bezeichnen soll, sind längst ins Grab gesunken. Man lasse sich durch die modernen Interpretationen des Platonismus nicht täuschen: Philo gelang es sogar, zwischen der mosaischen Religion und der alexandrinischen Philosophie eine Art Gleichung herzustellen. Eine Thatsache läßt sich auf unendlich viele Weisen deuten; doch ändert Das nichts am Charakter der Thatsache selbst. Und die platonische Philosophie, wie ihr Urheber sie verstand, ist mit unseren Anschauungen sicherlich unvereinbar. Platos Voraussetzungen wurzelten in seiner Zeit, in der griechischen Sprache, den griechischen Begriffen; und diese vermögen wir kaum mehr zu denken. Platos „Idee" war für ihn selbst ganz gewiß nicht das „Gesetz", als das wir sie heute auffassen; dessen Begriff war damals noch nicht geboren, noch nicht möglich. Warum ist Plato unter solchen Umständen unsterblich, eine noch heute lebendige Kraft? Nicht, weil er zu seiner Zeit groß war. Das geht uns heute nicht mehr das Mindeste an. Rein historische Werthe giebt es nur für die Bücherweisheit, nicht für das Leben; was nicht lebendig fortwirkt, ist für dieses tot. Die Vergangenheit an sich ist etwas gänzlich Gleichgiltiges. Sie entwerthet sich in direktem Verhältniß zur Entfernung. Und wenn wir nun zugestehen müssen, daß die platonische Philosophie, wie sie Plato verstand, für uns wirklich keinen unmittelbaren Lebenswerth mehr besitzt: woran liegt dann, noch einmal, ihre Unsterblichkeit? Sie bezieht sich nicht auf Das, was Plato abschloß, sondern nur darauf, was er ins Leben rief; auf die Fragen, die er aufwarf, nicht auf die Antworten, die er für sie fand; sie liegt an den Richtungen die er wies, nicht an den Grenzen, die er setzte. Richtungen sind ihrem Wesen nach unbegrenzt, münden im Unendlichen; alle Grenzen aber sind endlich und gelten im letzten Grunde nur für Den, der

*) Aus dem Werk „Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungwelt", das im Herbst bei J. F. Lehmann in München erscheint.

sie absteckte. So sind die Schranken, bei denen Platos Denken Halt machen mußte (Das heißt: die Erkenntnisse, die er für endgiltig hielt), heute überstiegen.

Wie sollte es auch anders sein? Jeder vermag nur Das zu erfüllen, dessen Voraussetzungen seine Zeit enthält; wir sind vom Zeitgeist allseitig bedingt; und dieser wandelt sich von Epoche zu Epoche. Im perikleischen Athen hätte Kant seine Kritiken beim besten Willen nicht schreiben können; und heute wiederum hätte er Manches anders gefaßt als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Epoche bedingt die Ergebnisse, zu denen wir gelangen, die Grenzen, bei denen wir uns bescheiden müssen. Gegen diese äußere Macht hilft kein Genie. An der üblichen Redensart, große Männer eilten ihrer Zeit voraus, ist gewiß etwas Wahres, doch ist sie an sich nicht richtig: große Männer eilen nicht ihrer Zeit, sondern nur ihren Zeitgenossen voraus; sie können in Wahrheit nicht einen Schritt weiter gelangen, als die Voraussetzungen des Zeitgeistes verstatten; sie vermögen nur Das zu verwirklichen, was in diesen schon vorgebildet war. Die tiefste Originalität und der eigentliche Ewigkeitwerth genialer Denker beruht daher nicht auf den Zielen, die sie erreichten, sondern auf den Wegen, die sie betraten, den Richtungen, die sie einschlugen.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Richtungbegriff, wie ihn die Kristallographie etwa verwendet. Man kann einer Geraden beliebige Grenzen stecken, ohne das Mindeste an ihrem Wesen zu ändern; ob die Kraftrichtungen, welche die Gestalt des Kristalles bestimmen, von den Begrenzungflächen in kleiner oder großer, endlicher oder unendlicher Entfernung abgeschnitten werden, ändert nichts am Charakter des Körpers. Die Richtungen bleiben die selben, wie immer sie beschränkt werden; sie bleiben ihrem eigenen Wesen nach grenzenlos, wenngleich der Körper begrenzt ist; ihr Sinn ist unabhängig von aller Außenwelt. Umgekehrt steht es mit den Grenzen: diese sind schlechthin äußerlich bedingt; sie hängen vom Material ab, das für das Wachsthum zur Verfügung stand, vom mehr oder weniger freien Raum, in dem es vor sich gehen konnte. Daher kann von ihnen aus nicht unmittelbar auf das spezifische Wesen des Kristalles geschlossen werden; dessen Symmetriegrad ist prinzipiell unabhängig von der Art der Begrenzungflächen. Das selbe Verhältniß begegnet uns auf geistigem Gebiet: die Form des Denkens (also die Art der Problemstellung, der Gesichtspunkt, von dem es ausgeht) hängt mit dem Material, das es betrifft, der Sphäre, die es beherrscht, nicht wesentlich zusammen; die materialen Grenzen tangiren die eigentliche Geistesrichtung nicht. Plato hätte auch zu Oedipus' Zeiten platonisch gedacht; nur hätte diese virtuelle Form unter den damaligen Umständen sehr anderen Ausdruck gewonnen als in der Aera des Peloponnesischen Krieges, eben so wie der Kristall innerhalb der engen Grenzen des Mineralganges anders wächst als in freier, gesättigter Lösung; und im selben Sinn wäre Plato, als Nachfolger Kants geboren, bei den Ergebnissen gewiß nicht

stehen geblieben, bei denen sich die Erkenntnißkritik des Sokrates-Schülers bescheiden mußte. Denken wir uns den selben Plato in den genannten drei so sehr verschiedenen Epochen thätig: es ist sicher, daß er in jedem der Fälle zu anderen Schlüssen gelangt wäre; und doch läge den drei, ihrem äußeren Ausdruck nach beinahe unvergleichbaren Philosophien eine identische Geistesform zu Grunde. Diese allein aber ist es, auf die sich Platos Unsterblichkeit bezieht. Alle Grenzen, alle Ergebnisse sind zeitlich, können durch die Folgezeit aufgehoben werden. So ist es dem großen Athener ergangen, so wird es jedem künftigen Denker ergehen; es ist ganz und gar unmöglich, endgiltige Schlüsse zu ziehen. Aber wie die Kraftrichtungen, die das Wesen des Kristalles bezeichnen, unendlich sind, obgleich sie endlichen Ausdruck gewinnen, gerade so ist die Denkart eines Platon ewig, trotzdem die Grenzen, in denen sie sich verkörperte, die Ergebnisse, zu denen sie gelangte, zeitlich und vergänglich sind. Die Unsterblichkeit großer Denker betrifft immer nur die Art ihres Denkens, nicht ihre Gedanken.

Wer sich dieser Wahrheit bewußt geworden ist, wird zunächst einmal gerechter gegen die Vergangenheit sein, als heutzutage üblich ist. Moderne Naturforscher verkünden frohlockend: Cuvier oder Lavoisier sind überholt! Moderne Philosophen: Platos Philosophie ist heute nicht mehr zu halten! Wie könnte es denn anders sein, da wir doch annehmen, daß die Wissenschaft fortschreitet? Sollen wir uns damit brüsten, daß zweimal Zwei Vier ergiebt? Erbauen wir uns lieber, demüthig staunend, an den unendlichen Aussichten, die uns Platos Genius eröffnet hat: die wird Keiner überschreiten, Keiner je erschöpfen. Die wichtigste Folge der genannten Erkenntniß wird aber sein, daß Der, dem sie wirklich aufging, in der Bewerthung eigener Leistungen um ein Erkleckliches bescheidener werden dürfte. Er wird sich nicht mehr einbilden, ein ewiges Problem aus der Welt geschafft, ein Welträthsel für immer gelöst zu haben. Er wird sich sagen: Wenn schon Plato und Kant und Schopenhauer und alle Größten die letzten Dinge nicht zu ergründen vermochten: wie sollte mirs gelingen? Er wird jeden Anspruch auf Endgiltigkeit von vorn herein aufgeben und sich damit bescheiden, ein Kind seiner Zeit zu sein. Ferner aber wird er sich sagen (und Das ist das positive Moment): Sollte es nicht möglich sein, gerade durch den Verzicht auf unumstößliche Ergebnisse dauernde Werthe zu schaffen? Die Nachwelt entkleidet die Philosophien schnell genug des zeitlichen Gewandes, läßt nur den nackten Ewigkeitwerth bestehen: wie, wenn der Autor hierin der Zukunft vorgriffe? Das ist kein unmögliches Beginnen. Gewiß wird kein Denker selber zu entscheiden wagen, ob sein Gesichtspunkt der Ewigkeit würdig ist; dieses äußerste Urtheil kann nur die Nachwelt fällen. Doch steht es allerdings in seiner Macht, seine Gedanken so vorzutragen, daß sie, falls sie von Werth sind, auch unverändert fortleben können.

Umfriedigen wir das Problem durch die Aufstellung einiger Axiome. Was von den großen Geistern geblieben ist, sind die Richtungen, die sie wiesen, nicht die Grenzen, die sie steckten; der Werth einer Wahrheit liegt einzig und allein in ihrer Produktivität; nur was fortzuwirken vermag, ist werthvoll; nur das Ende ist berechtigt, das in sich den Keim zu neuen Anfängen birgt: folglich kommt es auch im geistigen Schaffen, gerade wie im persönlichen Leben, nur auf das Eine an: „allezeit ein anhebender Mensch zu sein", wie Meister Eckart sich ausdrückt. Was ich aufrühre, kann durch Aeonen nachzittern; was ich niederschlage, ist schon heute tot. Wer da denkt, soll die Probleme zu ewigem Leben erwecken, nicht sie aus der Welt zu schaffen suchen. Der Denker sei ein Lebenspender, kein Mörder; und wer die Welt endgiltig zu erklären unternimmt, Der trachtet der Menschheit nach dem Leben.

Was also sollen wir thun? Erinnern wir uns der wenigen unbedingt unsterblichen Gedankengestalten, die es giebt; es sind ihrer wirklich nicht viele: die Fragmente des Heraklit, einige Worte Christi, ein paar indische Sprüche, etliche Sätze Goethes und Weniges mehr. Was zeichnet diese Urworte aus? Daß die begrenzte Form einen unbegrenzten Gehalt birgt, daß sie offene Richtungen weist, nichts innerlich abschließt; es sind gleichsam reine Gesichtspunkte, unberührt und unbeengt durch materielle Schranken. Darum vermögen sie in allen Grenzen zu leben, überall konkrete Gestalt zu gewinnen. Jedes Zeitalter wird über die Tiefe des Weisen von Ephesos staunen und jedes wird sich seine dunklen Worte anders deuten. Sie Alle aber werden Recht haben: der Gesichtspunkt, die geistige Form, hängt mit den Grenzen, die sie verwirklichen, nicht wesentlich zusammen; daher können Gedanken, die nichts als Gesichtspunkte sind, sich für keinerlei Deutung entscheiden. Sie geben sich Allen hin, überdauern alles Verständniß; ihr Wesen ist Ewigkeit. Wenn es möglich ist, die Grundideen Plato auch modern zu verstehen und die Lehren Jesu Christi so zu deuten, daß sie unseren jüngsten Anschauungen gerecht werden, so hat Das die selbe Ursache. Ja, wo es sich um die letzten Tiefen handelt, da ists wohl ganz unmöglich, eindeutig zu sein. Die Schlußverse des Faust, deren Bedeutung Jeder ahnt, hat wohl Goethe selbst nicht verstanden. Sie mögen sich ihm nach reinen Klangassoziationen gebildet haben; sie kamen ihm wie Musik, gesetzmäßig und geheimnißvoll. Im Angesicht der äußersten Tiefen bleibt diese allein noch ausdrucksfähig; das Denken wankt, das Wort verstummt.

Und das Gefühl wird zum Gedanken
Und der Gedanke zum Gefühl.

(Benno Geiger.)

Das Tiefste ist immer Das, was man verschweigt; und die größten Gedanken sind die, welche schwindelnd an der Grenze des Unbegreiflichen stehen und der Seele die Ahnung ungeheurer Räthsel vermitteln.

Hermann Graf Keyserling.

# Der Architekt.*)

Von einer kleinen Gruppe moderner Geister, die inzwischen zu einer mächtigen Partei angewachsen ist, wurde vor zwanzig Jahren etwa der Versuch begonnen, die Baukunst in ihrem ganzen Umfang wieder mit dem Leben in Berührung zu bringen. Zu einer tiefgehenden Revolutionirung hat dieses Vorgehen inzwischen zu führen vermocht, weil uns nicht romantisch willkürlich Bedürfnisse diktirt und frei erfundene Formen dafür angeboten worden sind, sondern weil sich die Erneuerer mit rechtem Instinkt an bereits vorhandene Kräfte gehalten haben, die einer endgiltigen Befreiung durch das Bewußtsein harren. Eine Art von Selbstbesinnung führte zu diesem merkwürdigen Reformationversuch, der sich von Tag zu Tag durch Thaten besser zu legitimiren weiß. Nachdem sich die erste Verwirrung den politischen, sozialen, wirthschaftlichen und ethischen Zuständen der neuen Zeit gegenüber gelegt hat und die Formen eines rohen Parvenuthums nicht mehr unumschränkt herrschen, denkt der moderne Mensch über die eigene Art, über die Kraft und die Schwäche seiner historischen Determination und über seine besonderen Kulturaufgaben nach und sieht mit Erstaunen, daß er in allen entscheidenden Fragen wieder von vorn beginnen muß, trotzdem ihm ein paar Jahrtausende ihre Resultate zureichen. Er muß, um den ererbten Reichthum nur erwerben zu können, arbeiten, als stünde er nackt und bloß der Nothdurft gegenüber; um zu Ergebnissen zu gelangen, die ihm vollständig zugehören, darf er für eine Weile nichts sehen als nur die Zwecke und Mittel, die die Verhältnisse seiner Zeit ihm gewähren können.

---

*) So heißt der zehnte Band der unter dem Kollektivtitel „Die Gesellschaft" vom Dr. Martin Buber in der Literarischen Anstalt von Ruetten & Loening herausgegebenen „Sammlung sozialpsychologischer Monographien". Ein Band, der nicht unwürdig ist, in dieser Sammlung mit Mauthners „Sprache", Schweningers „Arzt", Simmels „Religion" vereint zu sein. Das, hoffe ich, wird schon das hier veröffentlichte kleine Fragment erweisen. Ueber Schefflers Art, über sein erfolgreiches Mühen, von einem Kunstzweig aus das ganze Gebiet deutscher Kultur zu überschauen, brauche ich nichts mehr zu sagen. Was er in dem neuen Buch wollte, lehrt das Schlußwort: „Mehr als sonstwo hat der Laie in sich selbst zu blicken, wenn die Entartung der Baukunst in unserer Zeit besprochen wird. Er darf die Schuld nicht allein den Berufsarchitekten aufbürden. Wenn von den Architekten freilich eine Berufsidealität so gut zu fordern ist wie vom Maler oder Dichter, so kann doch nie von ihm verlangt werden, er solle bauen, ohne daß ihm lebendige Bedürfnisse der Allgemeinheit, seien diese nun abstrakt religiöser oder greifbar materieller Art, dazu Anlaß geben. Daß er es im höchsten wie im einfachsten Sinn nicht kann, daß er durchaus ein Geschöpf sozialer Energien ist, war auf diesen Seiten zu erweisen." Die Unfreiheit des Architekten wird gezeigt, doch auch seine Macht („einem Staatsbeamten ist er vergleichbar, der auch über ihm menschlich und geistig Ueberlegene Bestimmungrecht hat, selbst aber wieder einem höheren Staatsgedanken untersteht"); von dem Unternehmer, dem Baugelehrten, dem Beamten, dem Handwerker und dem Künstler wird gesprochen; und auf das Idealbild des „freien Baumeisters" hingewiesen, „der sich nebenbei auch als einen sozialen Beamten fühlt." In engem Rahmen entsteht so ein klares, ernster Betrachtung werthes Bild von den Betriebsformen, den inneren Nothwendigkeiten und äußeren Unfreiheiten, von dem Wesen und Wollen der Architektur unserer Tage.

In dieser Bewegung, die eine neue Epoche einleitet, wie immer man auch die Resultate der ersten Jahre werthen mag, spielt der Architekt eine entscheidende Rolle. Oder vielmehr: die leidenschaftlichsten Kulturarbeiter machen sich zu Architekten, um den Einfluß gewinnen zu können, auf den es ihnen ankommt. Die Art, wie Dieses geschehen ist und täglich noch geschieht, ist im höchsten Maß lehrreich für den Betrachter historischer Entwickelungen. Der Zeitgeist scheint in diesem Fall dem klugen Spottwort Recht zu geben, daß Niemand von einer Sache so wenig verstehe wie Der, dessen Beruf sie ist. Denn des zünftigen Architekten hat sich die revolutionirende Energie bei dieser Erneuerung der Baukunst nirgends bedient. Dafür ist ein leistungsfähigeres Architektengeschlecht aus instinktkräftigem Autodidaktenthum hervorgegangen; wieder ist bestätigt worden, daß es in entscheidenden Fällen immer das Genie des Laienthums ist, das die großen Entschlüsse in der Welt- und Kulturgeschichte faßt und ausführt. Der Berufsarchitekt unserer Tage wäre der Freiheit und Leidenschaft, die zu so kühner Arbeit erforderlich sind, niemals fähig gewesen. Die verwickelten Aufgaben können nicht von Verbildeten und Entarteten gelöst werden, sondern nur von elementar empfindenden Neulingen. Um sie aufzufinden, hat die Natur auch diesmal wieder ihren ganzen geistreichen Scharfsinn aufgewandt und durch die Drastik ihrer Mittel, durch die Simplizität der Kombination verblüfft. Die Erneuerer gehen durchweg aus den Reihen der Maler hervor. Doch nein: Maler sind sie eigentlich nie gewesen, trotzdem sie vor der Staffelei ihre Kunstmission begonnen haben. Wären sie echte Malernaturen, so hätten sie sich ja eben nicht von ihrer Staffelei fortlocken lassen. Sie sind von ihren Instinkten vielmehr zuerst auf die Malerei hingewiesen worden, weil nur in dieser freieren Kunst der auf sich erneuernde Weltgefühle basirende bildende Instinkt die ersten Bestätigungen suchen, die ersten Erfüllungen finden konnte. Tektonen waren diese Männer schon, als sie noch Bilder produzirten. Der architektonische Formdrang saß ihnen bereits im Gefühl, als sie noch Feld, Wolken und Menschengestalten nachzubilden suchten. Darum erstarrten den Stilisirenden diese Objekte der Natur zu Ornamenten, worin eine architektonische Kausalpsychologie schlummerte; die Darstellung von Naturgegenständen war ihnen nur Vorwand, nur eine Uebergangsbeschäftigung. Dennoch sahen sich diese Talente in den Grenzen der Malerei lange Zeit festgehalten, weil dort allein die Freiheit individueller Kraftproben möglich ist. Nirgendwo sonst hätte der bildunglüsterne Kulturinstinkt sich selbst so gut dressiren können. In der angewandten Baukunst wären Vorarbeiten dieser Art nicht einmal denkbar.

Nicht zu beantworten wird die Frage sein, ob es ein künstlerisch bildender Trieb war, eine innere Nöthigung zu bestimmter Formgestaltung, wodurch diese Künstler zu Kulturstreitern gemacht worden sind. Das heißt: ob die künstlerische Begabung, als das Primäre, die ihr nöthigen Bethätigungsgebiete aufgesucht und, da sie keine vorfand, geschaffen hat oder ob im Gegentheil ein leidenschaftlicher Kulturwille, ein Trieb sozialer Art zuerst den Talenten neue Formmöglichkeiten gezeigt hat. Solche Untersuchung würde schließlich auf die Frage hinauslaufen, ob das Hühnchen früher da war oder das Ei. Jedenfalls erscheinen die neuen architektonischen Formenbildungen heute untrennbar von der besonderen Art bewußt gewordener Bedürfnisse; sie scheinen hervorgegangen aus Logik und sachlicher Vernunft: und doch bequemt sich diese Logik und Vernunft auch wieder sorgfältig dem sehr charakteristischen Formgefühl an. Eins ist ohne das Andere undenkbar.

Der typische Entwickelungweg des aus der Malerei oder auch wohl aus der Skulptur zur Architektur strebenden Talents ist durchaus bezeichnend für diesen Zusammenhang des Künstlerischen mit dem Sozialen. Er verläuft so, daß sich zuerst in den Tafelbildern der Reformatoren ein origineller, ornamental dekorativer Formdrang zeigt; dieser löst sich dann langsam vom Naturgegenstand und wird reines, beziehungloses Ornament; dieses Ornament sucht darauf gewerbliche Anwendung; solche praktische Anwendung zieht in der Folge die Beschäftigung mit dem Handwerk und mit allen Dingen des Gewerbes nach sich, aus dem dekorativen Ornament wird also die tektonisch argumentirende Form, angewandt auf nützlichen Hausrath; vom Handwerk aus wird dann das ganze Interieur erobert, der Zeichner von Stühlen und Schränken bildet sich zum Innenarchitekten aus; und von hier ist es schließlich nur noch ein Schritt bis zur Architektur. Dieser Entwickelungsgang wäre nun aber undenkbar, wenn nicht zugleich Arbeitmöglichkeiten geschaffen würden. Das in solcher Weise entstehende neue Ornament kann nicht gewerblich werden, bevor nicht die Herren des Gewerbes, die Industriellen und Handwerker, ihre zu schmückenden Fabrikate ausliefern. Damit Das geschehe, müssen sie von der allgemeinen Meinung gezwungen werden, die gewohnte Form zu Gunsten der neuen aufzugeben. Das kann immer erst nach langen Meinungskämpfen geschehen, in denen nicht nur von dem Gegenstand und dem Ornament ästhetisch die Rede ist, sondern auch von Gewohnheit, Gefühl und Geschmack, von Nationalität und Internationalität, von Fortschritt und Konservatismus. Um einen Buchdeckel mit neuart gen Verzierungen versehen zu dürfen, muß der Künstler vorher mit seiner Weltanschauung eine andere Weltanschauung bekämpft haben. Dieser Kampf wiederholt sich stärker noch, wenn der Fortschreitende unternimmt, neue Formen für Stühle, Tische, Thüren und Metallgeräthe zu erfinden. Immer tönt ihm ein „Warum?“ entgegen; und immer muß er, um es zu beantworten, von den ursprünglichsten und verwickeltsten Fragen des Sozialen, Wirthschaftlichen und Kulturellen sprechen. Eine Erneuerung des Interieurs setzt eine völlige Erneuerung der Lebensformen und Lebensbedürfnisse der Bewohner oder wenigstens doch eine Erneuerung des Bewußtseins voraus und es muß der Sieg einer umfassenden Lebensidee genannt werden, wenn der Künstler endlich in der Architektur sein wahres Bethätigungfeld erreicht. Neben der künstlerischen Selbsterziehung merken wir also eine Erziehung zur sozialen Kultur; hier und dort wird der Boden gewonnen oder verloren, hier und dort werden neue Werthe, wahre und falsche, erzeugt. Und die allgemeine Negation, die den Neubildungen nothwendig vorangehen muß, bezieht sich eben so sehr auf Lebensformen wie auf Kunstformen.

Wenn das Ziel innerhalb der hier gewählten Betrachtungweise mit einem Wort bezeichnet werden soll, kann man sagen, die Bewegung bemühe sich, die von der Zeit zersetzte Universalität des architektonisch gerichteten Willens wiederherzustellen, sie strebe danach, dem Architekten wieder die organisatorischen Fähigkeiten zu verleihen, die er seit dem Beginn der modernen Zeit im Berufspartikularismus eingebüßt hat. Wer nun aber die schroffen Gegensätze ermessen kann, die eine unnatürliche Arbeitstheilung im Architektenberuf erzeugt hat, wer die trennenden Elemente erkennt, die heute zwischen Baubeamten und Unternehmern, Handwerkern und Gelehrten, Papierkünstlern und Technikern stehen, wird einsehen, daß eine umfassende Revolutionirung des Denkens auf vielen Gebieten geleistet werden muß,

um die Vereinigung der disparaten Theile wieder möglich zu machen. Die fernsten Dinge müssen aufs Neue angeschaut, die ganze Welt profan-wirthschaftlicher und geistig-sozialer Kräfte muß in Bewegung gesetzt werden, damit die Synthese zur That werden kann. Nicht das Individuum allein, das diese Arbeit zu leisten sich anschickt, kommt also in Frage. Es kann nicht einen Schritt thun in seinem Streben, wieder Herr der gesammten Raumkunst zu werden, wenn seine Zeit, seine soziale Umwelt diesen Schritt nicht auch thut. Darum wird dieser Versuch einer Berufssynthese zum Versuch einer Kultursynthese. Er ist symbolisch für das Wollen einer ganzen Zeit. Gelingt es dem Architekten, wieder zu werden, was er früher war: ein Organisator aller zweckvoll bauenden und raumschmückenden Kräfte, so ist es auch zur selben Zeit gelungen, die elementaren sozialen Energien unseres Lebens harmonisch zu organisiren. Eins ist ohne das Andere unmöglich. Alle die großen Zeitfragen stehen hinter dem Problem dieser modernen, noch im Kunstgewerblichen verweilenden Bewegung. Der neue Architektentypus, der aus dem Laienthum oder aus der Malerei autodidaktisch hervorgeht, repräsentirt nicht nur seinen Beruf: jeder Schritt seiner Entwickelung rührt vielmehr an ein Schicksal der Allgemeinheit.

Daß es sich in dieser großen Reformation um Nothwendiges handelt, beweist sehr deutlich die Aehnlichkeit ihres Verlaufes in fast allen europäischen Kulturländern und bei allen führenden Geistern. Er begann überall damit, daß sich der Künstler (Künstler noch ohne Beruf!) als Anwalt neuer Lebensgedanken fühlte. Dieser Künstler glaubte sich berufen, die Bedürfnisse profaner und idealer Art genau zu prüfen, rücksichtlos kämpfend zu negiren, was ihm darin falsch, erlogen oder gedankenlos übernommen erschien, und tendenzvoll zu betonen, was darin lebendig, zukunftstark und zwecklos ist. Bevor er überhaupt sichtbar zu bilden begann, dachte er als Kulturphilosoph die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten der neuen Zeit durch; er griff auf das Urweltliche, auf die elementarsten Vorbedingungen sozialer Kultur zurück und suchte so zu ergründen, welchen Weg er selbst verfolgen müsse. Seine Gedanken führten ihn zu den Punkten, wo sich das architektonische Spiel mit der elementaren Gesetzmäßigkeit im Religiösen zu verlieren beginnt, aber auch zu einem zum Theil utopischen und zum Theil ganz sachlich wirthschaftlich gerichteten Sozialismus. Die Ruskinnaturen, die Kulturethiker mit dem zu altruistischen Ueberschwang aufreizenden Temperament sind von der Bewegung dieser Jahrzehnte nicht zu trennen. Ueberall hat die ungeheure Korruption im internationalen Parvenupolis leidenschaftliche Moralisten nnd Eiferer gegen den Mißbrauch des edelsten Menscheitbesitzes hervorgebracht. Wir finden sie als Schriftsteller und Agitatoren. Am Häufigsten aber sind die Künstler ihre eigenen Propheten. Es ist nicht Zufall, daß Ruskin, Morris und ihre ganze Schule, daß Van de Velde und die meisten der kontinentalen Nutzkünstler im Anfang ihrer Thätigkeit überzeugte Sozialisten und Kommunisten waren. Die Verhältnisse machten sie dazu. Jede schwärmende Jugend geräth ins Lager der Weltverbesserer; aus Unzufriedenheit. Sie stellt sich ein Ideal vor Augen und ist empört, wenn die Welt es nicht praktisch verwirklichen will oder kann. In diesem Fall aber war die Unzufriedenheit berechtigt, weil heute die einfachsten Gesetze der Beschränkung mißachtet und die werthschaffenden Gedanken auf den Gebieten der Kunst und der Ethik durch Phrasen ersetzt werden. Dieser Künstler-Sozialismus war (so ists bei der Jugend stets) gährender, unreifer Individualismus. Was sich wirthschaftpolitisch gab, war moralisch gemeint; das Revolutionäre war im Grunde recht

konservativ. Es giebt ja so gut einen reaktionären Sozialismus, wie es einen revolutionären Konservatismus giebt. Der agitirende Künstler predigte dem modernen Menschen Beschränkung auf seine wirklichen Bedürfnisse und Verzicht auf künstliche Reizungen, wie die Halbbildung sie liebt; er verwies auf die Zeiten großer Kunst, geschlossener Kultur, erinnerte an die leichtsinnig aufgegebenen Traditionen und zeigte als Ziel den Willen, das chaotisch Formlose wieder in eine feste und dauernde Form zu bringen. Der beste Beweis für die Gutartigkeit dieses Sozialismus waren die Verkündungen der Ruskin und Morris, nur die Handarbeit könne vom modernen Industrialismus erlösen. Diese beiden Utopisten haßten die Maschine, die Industrie, die Eisenbahn. Ihr Sozialismus war Romantik, jene Romantik, die entsteht, wenn das Individuum mehr will, als es kann. Aber selbst noch, als das sozialistische Glaubensbekenntniß mit Industrie und Maschine zu rechnen begann, als es in der That revolutionär wurde, war es immer mehr eine frühe Form des Aristokratismus als etwas Anderes. Wahre Künstlernaturen sind stets aristokratisch veranlagt. Und es handelt sich um wirkliche Künstlertemperamente, die sich ihre Schaffensmöglichkeiten langsam erobern mußten. Erst als sie eine kleine Anzahl von Auftraggebern mit ihren sozialistischen Moralpredigten, sachlichen Vernunftgründen und theoretischen Argumenten überzeugt hatten, konnten sie beginnen, ihre Kunstgedanken praktisch anzuwenden. Jede Möglichkeit war ihnen genommen, das einfachste Ornament nur auf einen Buchdeckel zu zeichnen, bevor es nicht Buchbinder gab, die ihre Buchdeckel dafür zur Verfügung stellten. Und solche Buchbinder gab es erst, als die Predigten im Publikum zu wirken begannen und eine bescheidene Nachfrage den Versuch lohnend erscheinen ließ. Die vielen von den Künstlern und ihren literarischen Helfern geschriebenen Bücher dieser Epoche werden für alle Zeiten merkwürdig sein. Hinter einem Pathos, das aus dem Bewußtsein hervorging, Anwalt grundlegender Geschehnisse der Zeit zu sein, steht überall eine heiße Ungeduld, praktisch zu bilden. Hinter dem Eifer, zu überzeugen, hinter den weitausholenden Gedankengängen erblickt der Leser heute schon den wahren Instinkt für die Länge des Entwickelungweges, der noch vor dem Künstler liegt: des Weges zur Baukunst. Giebt es aber Worte, die zu groß sind, wenn es sich um die Vorbereitung zu einer völkerumfassenden, alle Künste des Raumes beherrschenden, alle Willensregungen der Kollektivpsyche praktisch und geistig befriedigenden Baukunst handelt? Es ist die Größe des Zieles, was die Künstler heute noch mit so schwerem und oft verstimmendem Tonfall reden läßt.

Sieht man genauer zu, so findet man, daß sich dieser Ueberschwang durchaus auf Realitäten stützt. Die mit alttestamentarischem Pathos ausgesprochenen Sätze verhallen nicht im bodenlosen Raum der Romantik, sondern beziehen sich auf sehr wirkliche, sehr nothwendige, oft sogar auf sehr profane Dinge. Welche Geistesanstrengungen sind nicht nöthig gewesen, um dem modernen Hausbesitzer die Vorzüge eines sachlich gebauten Landhauses, eines vernünftig und zweckmäßig möblirten Zimmers beizubringen; welche Aufregung hat es verursacht, als die Künstler versuchten, einen Stuhl so zu konstruiren, wie ihr Formempfinden es ihnen als kausal und charakteristisch erscheinen ließ, als sie verlangten, der Käufer solle auf Renaissance- und Rokokomöbel verzichten, um Formen zu wählen, die seiner Art angemessen sind! Um das Geschäftshausprinzip von allem überkommenen Formalismus des Miethhauses zu befreien und es aus seinen eigenen Bedingungen rein entstehen zu

lassen, war ein Kampf nöthig, als handle es sich um Religionstreitigkeiten. Und wo immer der moderne Architekt heute noch versucht, aus dem wohlerwogenen Bedürfniß und aus seinem angeborenen und anerzogenen Formengefühl Architekturen monumentaler Art hervorzubringen, da hat er sein Unternehmen gegen das akademische Dogma zu vertheidigen, als wäre er ein Lästerer der höchsten Güter.

Ein guter Kampf wars, den der werdende Architekt in den Jahren seiner Entwickelung geführt hat. Ein Kampf gegen alle Halbheit und Feigheit, gegen die Furcht, das nothwendig Gegebene frei und muthig anzuerkennen und Rosen von den Dornen selbst zu pflücken. Hätte dieser Kampf auch nur die Impotenz der über die ganze civilisirte Welt verbreiteten, alles Natürliche erstickenden modernen „Bildung" gezeigt, so wäre er schon zu segnen. Aber er hat mehr erreicht. Er hat bedenken gelehrt, worin die Nothdurft unserer Tage besteht, wie die wahren Bedürfnisse beschaffen sind, wie sie sich entwickeln und konsolidiren können und wie ihnen die natürliche Befriedigung zu schaffen ist. Das Müssen unserer Zeit haben wir in diesen Kontroversen kennen gelernt. So hat der Architekt oder vielmehr Der, der es werden will, seine Pflicht des freiwilligen sozialen Beamtenthumes im feinsten und höchsten Sinn geübt, hat die staatlich bureaukratischen Beamten damit beschämt und ihnen die Herrschaft über die Geister an entscheidenden Punkten entrissen. Zum legitimen Anwalt sozialer Gemeinschaftbedürfnisse hat sich der von der Malerei erzogene Architekt gemacht, indem er sich Schritt vor Schritt die einzelnen Gebiete zurückzuerobern anschickt, die er beherrschen muß, wenn er einst wieder der große Organisator sein und die Baukunst vorbereiten will, worin sich der Geist einer ganzen Zeit, einer ganzen Rasse spiegelt.

Das erste dieser Gebiete, worauf der Künstler seine Thätigkeit erstreckte, war das Handwerk. Mußte er ein Apostel und Agitator werden, um den Kulturgedanken zu propagiren, so mußte er sich eine Weile in einen Universalhandwerker verwandeln, um dem Sachlichkeitgedanken Geltung zu verschaffen. Auch hier war es nöthig, auf die elementaren Bedingungen, auf die einfachsten Bedürfnisse zurückzugreifen, um den formalistisch befangenen Handwerkergeist einer lebendig zweckmäßigen Arbeit fähig zu machen. Der Künstler traf auf seinem Weg zur Architektur ein vollkommen korrumpirtes Handwerk, das seinem Wollen unmöglich Organ sein konnte. Korrumpirt durch die Maschine, die in wenigen Jahrzehnten die Handarbeit auf die Hälfte eingeschränkt hat und für die ein spezifischer Stil so bald nicht gefunden werden kann. Die technischen Erfindungen sind nicht nur dem Kunstsinn, sondern auch der einfachen Werkvernunft vorangeeilt; da für die Maschine eine aus der Begegnung von Gebrauchszweck und Herstellungbedingungen hergeleitete Arbeitmethode nicht gleich gefunden werden konnte, war man skrupellos daran gegangen, die gebräuchlichen Werkformen der Handarbeit recht und schlecht auf die Maschine zu übertragen. Das war nicht möglich, ohne daß jeder Reiz der Handarbeit aufgeopfert, das organisch Gedachte künstlich, das Individuelle roh schematisch gemacht wurde. Dem Handwerker entglitt die Verantwortung für seine Arbeit; wo er früher hatte denken und probiren müssen, da bediente er jetzt nur noch eine Maschine und achtete darauf, daß diese richtig funktionirte. Da nicht mehr Gelegenheit war, die Werkstättentraditionen anzuwenden, wurde sie vergessen und an ihre Stelle trat schnell und siegreich die empirisch erworbene Routine. Nicht mehr auf Bedürfniß, Zweck und Schönheit des Gegenstandes richtete sich der Gedanke,

sondern darauf, wie der unpersönlich gewordenen Nachfrage möglichst wohlfeil ein mannichfaltiges Angebot gemacht werden könne. Der parvenuhaften Geschmacklosigkeit von der Maschine künstlich Befriedigung schaffen zu lassen, galt und gilt zum größten Theil noch heute als das erstrebenswerthe Ziel des ganz kommerziell und industriell gewordenen Handwerks.

Aber die Nachfrage begnügte sich nicht damit, daß sie wohlfeiler von der Maschine empfing, was einst die Handarbeit geleistet hatte Sie verlangte, je mehr die Produktion nun vervielfacht werden konnte, auch vervielfachte Formen. So kam es wie von selbst dahin, daß die historischen Schmuckformen aller Zeiten auf die Maschine eingerenkt wurden, daß die schauderhafteste industrielle Nachahmung des ehrwürdig Alten aufkam und für eine noch fehlende eigenthümliche Maschinenkunst aushelfen mußte. Aus dieser Zeit stammen die Teppiche, worauf barocke Plafonds dargestellt sind, Tapeten, die Sammetstoffe imitiren wollen, Möbel, die wie gothische oder antike Architekturen aussehen, und alle die Schrecknisse eines toll gewordenen Geschmackes, wovon seitdem so oft die Rede war. Als diese charakterlose Handwerksindustrie entstand und zum Theil sogar staatlich in den Kunstgewerbeschulen organisirt wurde, konnte das Bauhandwerk natürlich nicht zurückbleiben. Bald gab es kaum einen Handwerker mehr, der noch im Stande war, ein Fenster, eine Thür in guten Verhältnissen anzufertigen oder frei aus der Masse heraus organisch scheinende Stuckornamente zu modelliren.

Die Aufgabe des modernen Künstlers ist es geworden, die alte Handwerkstüchtigkeit in Erinnerung zu bringen und die Maschinenarbeit über das noch Technische hinaus werk- und kunstgemäß zu entwickeln. An die Werkstättentradition, an die Reize einer soliden und individuellen Handarbeit erinnerten vor Allem die Engländer, Morris an der Spitze; die Konsequenzen aus dem nothwendig Gegebenen zogen Van de Velde und die Kontinentalen, indem sie unternahmen, der Maschinentechnik eigene Ausdrucksformen abzuringen. Der Künstler begann, als er auf seinem Entwickelungwege in die Werkstatt, in den Maschinensaal gelangte, die Materialien wieder auf ihre Möglichkeiten, Bedingungen und Schmuckfähigkeiten zu untersuchen, die verschluderten Techniken zu studiren und konsequent auszubilden und diese neuen Erfahrungen, die im Grunde alte, verloren gegangene Erfahrungen sind, auf die lebendigen Bedürfnisse, wie er sie verstanden wissen will, anzuwenden. Er fragte sich ernsthaft: Was kann die Maschine und was soll sie? Und die Antwort, gewonnen aus der Annäherung von klug beschränkter Forderung und angespannter Leistungfähigkeit, war stets eine charakteristische, eine moderne Form. Auf diesem Wege liebevollen Studiums wurde eine neuartige Verbindung von Hand- und Maschinenarbeit geschlossen; selbst die fabrikmäßig hergestellte Waare erhielt einen Schimmer des Individuellen. Alte Techniken wurden erneuert und jeder die spezifischen Ausdrucksmöglichkeiten abgewonnen; eine Aesthetik eigener Art ergab sich dem Probirenden aus den Materialexperimenten; und aus der Handhabung des Werkzeuges gingen Anregungen für eigenthümliche Form hervor. Die reichen Resultate eines anfangs unzulänglichen Probirens und des endlichen Gelingens liegen seit Jahren vor Aller Augen. Schon giebt es wieder eine Kunst der Töpferei und Glasfabrikation, des Webstuhles und des Farbendruckes; der Tischler wird einer verständigen Werkstattarbeit zurückgegeben, der Bildhauer lernt wieder unmittelbar an der Mauer mit Meißel und Modellirholz arbeiten und ein einziger Gedanke der Sachlichkeit und Logik beginnt, alle Berufe zu durchdringen.

Friedenau. Karl Scheffler.

# Selbstanzeigen.

**Vom Menschensohn. Christus-Erzählungen. Mit Bildschmuck von Philipp Schumacher. Köln a. Rh., J. P. Bachem.**

Eine Probe:

Das Gastmahl der Sünder.

Eines Abends hatten die Zöllner ein Gastmahl gerichtet und saßen nieder, um sich daran zu erfreuen. Weil die ehrbaren Frauen nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten, hatten sie sich die Mädchen aus den schlechten Kneipen dazu eingeladen. Die waren in ihrem besten Putz erschienen, lachend und johlend, daß man es drei Straßen weit hören konnte.

Die Zöllner wollten nun mit den Mädchen recht lustig sein. Aber wie es so kam: als sie eine Weile beisammen gewesen waren, ging es mit der lauten Fröhlichkeit nicht mehr weiter, denn sie war ja nur gemacht und fand keinen Widerhall in den Herzen der Gesellschaft. Da sah es nämlich gar trüb und traurig aus und es sprach eine Stimme darin zu den Männern: „Was habt Ihr von all Eurem Geld und Gut und Wohlleben? Es drückt Euch wie ein Mühlstein und wird Eure Seelen zur Hölle niederziehen, denn der Fluch von Witwen und Waisen, von obdachlosen Männern und hilflosen Greisen hängt daran!“ Und zu den Mädchen sprach die Herzensstimme auch und redete also: „Was hilfts Euch, daß Ihr jung und schön seid? Besser wäre es Euch, einäugig und blatternarbig zu sein, als auf der Bahn des Lasters dahin zu gehen, immer weiter und immer tiefer in den Sündenpfuhl hinein, bis zum schrecklichen Ende! Weh Euch!“

Als nun die Stimme so redete und sich nicht betäuben noch überschreien ließ, da wurden die Zöllner und Sünderinnen sehr betrübt, aßen nicht und tranken nicht, sondern saßen da wie bei einem Leichenmahl, bebten vor dem Zorn Gottes und wußten weder Rath noch Hilfe; denn sie konnten ihre Sünden nicht mehr ungeschehen machen, und wenn sie ihre rechte Hand, ja, die Augen aus dem Kopf dafür gegeben hätten. Es wurde so still im Gemach, daß man das Knistern der brennenden Lampen hören konnte, und von draußen her klang das Rieseln der Brunnen herein und das Rauschen der hohen Baumwipfel im Nachtwind. Plötzlich zuckte eins der Mädchen zusammen und rief: „Wer kommt da die Gasse herab und geht auf das Haus zu? Wessen Schritt ists?“ Alle horchten auf, denn der Klang dieses Schrittes war ihnen bekannt, obwohl sie ihn heute zum ersten Mal hörten. Er tönte wie das Wehen des Frühlingswindes, vor dem der Winter entflieht . . . „So schreitet nur Einer“, flüsterten die Lauscher mit erblassenden Lippen und sahen einander erschrocken an. „Jesus von Nazareth kommt zu uns!“

Nun war der Richter vor der Thür und ihr Verdammungurtheil sollte gesprochen werden. So dachten die armen Sünder und einige von ihnen sprangen auf, um zu fliehen, aber ihre Füße waren wie angewurzelt, daß sie nicht fortkonnten; andere sanken in die Kissen ihrer Lager zurück und suchten sich darin zu verstecken; die Mädchen aber schmiegten sich in einem zitternden Haufen zusammen und hielten die Hände vor ihre geschminkten Gesichter.

Dabei kam der Schritt immer näher. Und siehe: nun trat Einer über die Schwelle, dessen Anblick war eitel Güte und Barmherzigkeit, dessen Hände waren

Allen entgegengestreckt, wie die eines Bruders, der zu seinen Geschwistern kommt, und dessen mildlächelnde Lippen sprachen den Gruß: „Der Friede sei mit Euch!“

Einen Augenblick lang standen Alle wie erstarrt; dann löste sich der Bann in einem tiefen Aufathmen und der Hauswirth wagte, vorzutreten, um den wunderbaren Gast zu begrüßen. „Wie geschieht mir, daß Du zu uns kommst, o Herr!“ stammelte er verwirrt und befangen.

„Ihr habt mich ja eingeladen!“ antwortete der Menschensohn.

„Wir . . . ? Wann hätten wir gewagt, Dich einzuladen, Herr?“ fragten Alle durcheinander, mit großem Staunen.

„Euer Leid um Eure Sünden hat mich gerufen. Und nun bin ich bei Euch, um das Nachtmahl mit Euch zu halten.“

Langsam, langsam begriffen die armen Seelen, daß der Herr ihre befleckte Menschlichkeit noch so weit achtete, daß er als Mensch mit ihnen verkehren wollte, um ihnen seine Güte zu beweisen. Wie sie sich nun beeilten, ihn zu ehren und zu bedienen! Sie rückten ihm das beste Polster zurecht, sie boten ihm einen Goldbecher mit edlem Wein, sie setzten ihm die auserlesensten Speisen vor und in ihre verdüsterten Augen kam ein sanftseliges Leuchten, als sie sahen, daß Jesus ihr Mahl annahm und mit den Sündern aß, als seien sie Gerechte.

Auch die Mädchen wagten sich nun herbei, eine nach der anderen, nachdem sie sich vorher die Schminke von den Gesichtern gewischt hatten, weil sie sich der grellen Farben schämten. Sie nahmen ihre Blumenkränze von Kopf und Schultern und legten sie um das Lager des Herrn herum, so daß es aus lauter Blüthen herausschaute; dann kauerten sie sich ihm zu Füßen auf der Erde nieder und blickten auf den Heiland, mit großen, nach Gnade hungernden Augen.

Der Menschensohn aber sprach zu den armen Sündern und Sünderinnen wie eine Mutter zu ihren Kindlein; er erzählte ihnen eine wundersame Geschichte von einem Vater, der zwei Söhne hatte. Der eine war brav, aber der andere lief vom Haus weg und ergab sich einem schlechten Lebenswandel, ward bitter dafür gestraft und litt und büßte, bis er das Einzige that, was nothwendig war: er machte sich auf und ging zu seinem Vater, um dessen Verzeihung zu erflehen.

Wie die Sünder aufhorchten, um nur ja kein Wort zu verlieren! Wie sie die Qualen des verlorenen Sohnes verstanden und wie ihre Herzen vor Angst pochten, was nun der Vater mit dem Reuigen beginnen werde! Weinend sprachen sie seine Worte nach und schlugen sich dabei an die Brust: „Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor Dir, ich bin nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße!“

Jesus aber blickte die Armen mild an mit seinen Heilandsaugen und seine Stimme klang sanft wie der Ruf der Turteltauben im Wald, als er ihnen weiter erzählte, wie der Vater den Wiedergefundenen an sein Herz nahm uud wie er sich freute, ihn bei sich zu haben, und wie das ganze Haus mit ihm jubelte, genau so, wie der Vater im Himmel und seine Engel sich freuen, wenn ein Sünder Buße thut.

Da verklärten sich all die bekümmerten Gesichter der Zuhörer, der letzte Rest von Härte, Gemeinheit und Tücke wich daraus, bis sie gut und unschuldig aussahen, wie damals, als sie noch am Knie der Mutter spielten, und wie Kinder hoben sie die Hände und flehten, in rührendem Vertrauen: „Herr lehre uns, was wir zu thun haben, um in das Reich Gottes zu kommen!“

Jesus aber sah ihren guten Willen und begnadigte sie deshalb. Er hob die

Hand über ihre Häupter und sprach sie los von ihren Sünden, daß diese ausgetilgt wurden vor dem Angesicht Gottes. Dann lehrte er sie den Weg des Lebens und redete die ganze Nacht mit ihnen, bis er bei Tagesgrauen von ihnen schied, um an anderen Seelen das Werk seiner Gnade zu thun. Sie geleiteten ihn weit vor die Stadt hinaus; zum Abschied segnete er sie und sie knieten im Feld und schauten ihm nach, so lange sie sein weißes Gewand noch schimmern sahen. Nachher aber gingen sie hin und gaben ihr unrecht erworbenes Gut an die Armen, verdienten sich von nun an ihr Brot mit ehrlicher Arbeit, waren oft beisammen im Gebet und Andacht und lebten bußfertigen Herzens in allen guten Werken, gleich Gerechten.

Als die Pharisäer und Schriftgelehrten davon hörten, ärgerten sie sich und spotteten: „Dieser Jesus nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen.“ Das kam dem Herrn zu Ohren und er sprach: „Wahrlich, ich sage Euch, daß die bußfertigen Zöllner und Dirnen vor den Kindern Gottes in das Himmelreich eingehen werden!“

Düsseldorf. Anna Freiin von Krane.

**Die moderne Friedensbewegung. B. G. Teubner, Leipzig. Eine Mark.**

In diesem Buch ist der Versuch gemacht worden, das Wesen, die Ziele und die Geschichte der Friedensbewegung, gegen die jetzt so viel geschrieben wird und über die man im Allgemeinen so wenig unterrichtet ist, kurz darzulegen. Im ersten Kapitel werden die landläufigen Mißverständnisse widerlegt, im zweiten Kapitel wird das haager Werk, im dritten das Rüstungproblem dargestellt. Das fünfte Kapitel giebt einen Ueberblick über die Entwickelung und den Umfang der modernen Friedensbewegung. Im sechsten Kapitel versuche ich eine chronologische Darstellung der pazifistischen Bewegung vom Gottesfrieden auf der Kirchenversammlung zu Clermont im Jahr 1095 bis zur Verminderung des Rüstungbudgets an der franko-italienischen Grenze im Dezember 1906. Gerade diese chronologische Darstellung kann den Umfang und die Erfolge der modernen Friedensbewegung deutlich veranschaulichen. Daß mein Büchlein einem Bedürfniß entspricht, glaube ich mit den beiden Aussprüchen zweier deutschen Völkerrechtsjuristen zu erweisen, die ich als Motto voransetzte und die hier kurz wiedergegeben seien. Professor Niemeyer in Kiel sagte: „Die Bedeutung der Friedensbewegung fordert, wegen ihrer nicht ferner leugbaren positiven Erfolge, aber auch wegen ihrer weitergehenden positiven Bestrebungen, die ernsteste Beachtung. Die praktische wie die wissenschaftliche Völkerrechtspflege sind jedenfalls nicht mehr in der Lage, die Friedensbewegung als Utopie bei Seite zu schieben, müssen sie vielmehr als Faktor der Entwickelung respektiren.“ Professor Zorn in Bonn, einer der Delegirten Deutschlands auf den Friedenskonferenzen, sagte: „Die moderne Friedensbewegung lediglich mit einem spöttischen Achselzucken abzuthun, wie es vielfach noch heute in Deutschland Mode ist, geht nicht an; ihre Ideen sind in der ganzen Welt verbreitet und bilden einen nicht unbedeutenden Faktor im heutigen Völkerleben, müssen also sorgsam beachtet werden, zumal sie an einzelnen Stellen unzweifelhaft schon direkten Einfluß auf die praktische Politik gewonnen haben und ihr mittelbarer, indirekter Einfluß gar nicht in Abrede gestellt werden kann.“ Den zahlreichen Skeptikern, denen ich namentlich unter den Lesern der „Zukunft“ zu begegnen hoffe, mögen diese Aussprüche Veranlassung geben, sich die kleine Arbeit und die Friedensbewegung selbst einmal in der Nähe anzusehen.

Wien. Alfred H. Fried.

# Halbjahresabschluß.

Der dreißigste Juni hat für die Börse fast die selbe Bedeutung wie der einunddreißigste Dezember. Viele Aktiengesellschaften schließen die Bilanzen per Ultimo Juni, machen Dividendenvorschläge und geben der Spekulation Gelegenheit, den Kurs der Aktien an der Höhe der Rente zu ermessen. In solchen Zeiten regt sich die Lust am Spekuliren mit neuer Kraft. Diesmal hat langer Schlaf den Körper gestärkt. Die Leute, die der Ruhe bedurften, haben sich erholt und, vom eintönigen Plätschern des Springbrunnens im Lichthof der Börse eingelullt, sich auf den schattigen Stammplatz in Karlsbad oder Gastein geträumt. Jetzt möchte man noch in letzter Stunde das Geld für die Sommerreise verdienen. Ein paar Dividendenschätzungen haben die Erwartungen aufs Höchste gespannt: Bochumer, Rheinstahl und Phönix, so heißt es, werden drei Prozent mehr als im Vorjahr geben. Das wird als gute Vorbedeutung betrachtet, obwohl „Schätzungen" immer unsicher sind; bis die Anträge herauskommen, kann anderes Wetter sein. Und dann dauerts wieder Wochen bis zur Generalversammlung, die erst den Punkt über das i und die Dividende auf den Coupon setzt. Trotzdem: man hat lange genug auf Anregungen gewartet und will mit der Sonnenwendhausse nicht bis zu den Tagen des Hundes zögern. Die Möglichkeit einer (wenn auch nur vorübergehenden) Kurssteigerung ist nicht ausgeschlossen. Die meisten Kurse sind ja noch viel niedriger als im Juni 1906 und im Januar 1907 Als Beispiele wähle ich Gesellschaften, deren Betriebsjahr Ende Juni abläuft:

| | 5. 6. 06 | 5. 1. 07 | 14. 3. 07 | 5. 6. 07 |
|---|---|---|---|---|
| Bochumer | 256,80 | 252,— | 223,50 | 227,75 |
| Laura | 246,25 | 246,70 | 225,— | 225,— |
| Hoesch | 249,— | 249,60 | 217,10 | 229,10 |
| Deutsch-Luxemburg | 212,— | 206,— | 170,60 | 187,50 |
| Bismarckhütte | 347,25 | 350,— | 315,— | 325,50 |
| Phönix | 218,10 | 227,75 | 192,— | 205,90 |
| Rheinstahl | 210,— | 208,— | 181,— | 193,25 |
| Rombacher | 227,10 | 224,75 | 204,— | 195,— |
| Wittener Guß | 287,— | 272,60 | 232,— | 252,25 |

Dabei sind die Werke gut beschäftigt, Bochumer, Rheinstahl und Phönix sollen diesmal 2 oder 3 Prozent mehr vertheilen, die Quartalsergebnisse der Laurahütte sind besser als im vorigen Jahr: trotzdem ist der Aktienkurs um 20 bis 30 Prozent niedriger als im Juni 1906. Und seit dem tiefsten Stand im März dieses Jahres war die Erhöhung gering. Sind die fetten Jahre wirklich vorüber? Die meisten Geschäftsberichte glänzen noch in leuchtenden Farben; täglich hört man von Aufträgen, die auf Monate hinaus Beschäftigung sichern, und selten nur wird vor überschwänglichen Erwartungen gewarnt. Im Privatgespräch aber äußern sich gerade die Erfahrensten oft anders; und man sollte ihre Stimme nicht überhören.

Die Berichte aus den Montanbezirken widersprechen einander. Während von der einen Seite gemeldet wird, bei den Eisenwerken sei von einem Nachlassen der Konjunktur und einer Verschlechterung des Abrufes nichts zu merken, heißts auf der anderen Seite, die Schwächung des Eisenmarktes sei unverkennbar und eine lebhaftere Bewegung für die nächste Zeit kaum zu erwarten. In dieser Wirrniß findet man sich schwer zurecht. Wahr ist, daß die Nachrichten vom englischen und

amerikanischen Eisenmarkt sehr günstig lauten. In Middlesbrough nehmen die Vorräthe von Clevelandeisen immer mehr ab und Amerika hat so großen Bedarf, daß die Nachfrage nach deutschem Roheisen und Halbzeug beständig wächst. Dem Weltmarkt gehts also gut; fraglich ist nur, wie weit wir davon profitiren können. Die Ausfuhr von Eisen und Eisenwaaren zeigt, nach den vorliegenden Ziffern, keine ununterbrochen ansteigende Kurse, sondern läßt im April schon einen Rückgang gegen den März erkennen; und die Exportüberschüsse dieses Jahres bleiben hinter den Ergebnissen des vergangenen Jahres zurück. Diese Entwickelung verläuft also nicht parallel mit dem Weltmarktgeschäft und zeigt, daß der Export bei uns vernachlässigt worden ist. So lange ein starker inländischer Bedarf dafür einen Ausgleich bietet, hat die Vernachlässigung nichts zu sagen; wenn jedoch die Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes sich verringert, muß, unter normalen Umständen, das Ausland die überschüssigen Mengen aufnehmen Diese Möglichkeit muß also offengehalten werden. Fast möchte man glauben, daß die großen Montanverbände diese Nothwendigkeit vergaßen, als sie die Ausfuhrvergütungen beseitigten. Zuerst thats das Kohlensyndikat; jetzt ist ihm der Stahlwerkverband gefolgt. Wird der Export durch künstliche Mittel nicht am Leben gehalten, so hat er, wenn man ihn braucht, vielleicht die besten Absatzgebiete verloren. Das ist die eine Sorge der Industrie. Auch die zweite rührt vom Stahlwerkverband her. Dieses neu organisirte Kartell hat sich bis jetzt als Ruhestörer erwiesen. Die Betheiligungziffern haben bekanntlich eine Verschiebung erfahren: mehr Stabeisen und weniger Halbzeug. Dadurch wird, wie ich hier schon einmal sagte, die Absatzkontrole des Verbandes geschwächt. Jetzt fürchtet man die Folgen des Systemwechsels und möchte am Liebsten durch Errichtung eines neuen Stabeisenverbandes dem Stahlwerkverband eine Stütze bieten. Die reinen Walzwerke aber, denen der Bezug des Halbzeuges und der Export der Fertigfabrikate erschwert wird, bangen um ihre Existenz. Auch die Bauthätigkeit läßt nach und der Bedarf an Trägern, Haken, Riegeln, Schlössern wird geringer. Das Trägergeschäft hat eine wichtige Stellung im Eisenhandel und der Stahlwerkverband ist, bei der weiter vorgeschobenen Position des Stabeisens, auf den guten Absatz von Trägern angewiesen. Jetzt ist der Leihgeldzins so hoch, daß nicht viel gebaut wird, also auch das Trägergeschäft stockt. Ein wenig beachtetes Symptom dieser Verhältnisse ist der Rückgang des Kurses von Hypothekenbankaktien; eine seltene Erscheinung, da die Dividenden der meisten Pfandbriefinstitute kaum je einer Schwankung ausgesetzt sind. Gefährlich ists für die Hypothekenbanken nicht; die Haupteinnahme, die aus der Differenz zwischen Pfandbrief- und Hypothekenzinsen kommt, bleibt ihnen ja. Schlimm dagegen ists für das Baugewerbe und die von ihm lebenden Industrien; wenn Pfandbriefe im Betrag von zwei- bis dreihundert Millionen keinen Absatz finden, fehlen diese Summen natürlich den Bauindustrien.

Der Geldmangel hindert die Werke, durch Erweiterung der Anlagen sich der gesteigerten Nachfrage anzupassen. Die Zunahme der Roheisenproduktion, die von 1901 bis 1906 von 7¾ auf 12½ Millionen Tonnen gestiegen war, hat sich in den ersten Monaten dieses Jahres beträchtlich verlangsamt. Die Betriebe haben die Grenzen ihrer Leistungfähigkeit eben erreicht und könnten sie nur erweitern, wenn sie neue Anlagen herzustellen vermöchten. Dazu aber gehört Geld; und das ist in der Zeit des Halbjahresabschlusses noch immer knapp. Der amtliche Wechselzinsfuß ist um 1 Prozent höher als im Juni 1906 und trotzdem ist der Status der Reichsbank noch

um 100 Millionen schlechter als im vorigen Jahr. Man hofft, noch im Juni werde es möglich sein, den Diskont auf 5 Prozent zu ermäßigen. Damit ist aber zur Beseitigung der Geldknappheit nicht viel gethan, denn der Industrie kommts heute gar nicht darauf an, ob sie 6 oder 7 Prozent für Bankgeld zahlen muß: wenn sie nur überhaupt welches bekommt. Der Generalsekretär der Oesterreichisch-Ungarischen Bank, Hofrath Pranger, hat in der Generalrathssitzung erklärt, daß eine Ermäßigung des Bankzinsfußes, der 4½ Prozent beträgt, für dieses Jahr ausgeschlossen sei; man müsse mit einer Erhöhung der Rate rechnen. So siehts schon in Oesterreich aus, wo das Geschäftsleben doch ruhiger ist als bei uns. Der Unterschied pflegt sich gewöhnlich in einer einprozentigen Differenz des Wechselzinsfußes auszudrücken. Die ist schon vorhanden; das Höchste, was wir also erwarten dürfen, ist ein Minus von ½ Prozent. Die Bankleiter sehen den Dingen gelassen zu. Die Börse brauchen sie nicht; wenigstens hat jüngst einer der Bankenkönige stolz erklärt, wenn sie wollten, würden sie das gesammte Börsengeschäft in die Bankenbureaux verlegen. Das ist leicht gesagt und der Ruf eines originellen Kopfes mit solchen Paradoxen billig erkauft. Wenn sich das Effektengeschäft aus der Oeffentlichkeit der Börse immer mehr hinter die verschlossenen Schalter der Banken verzieht, kommen wir aber zu ungesunden Zuständen. Einem Bankherrscher wurde neulich der Satz zugerufen: „An der Börse sitzt Ihr, daß man glauben muß, die Pleite sei schon da; und in Euren Depositenkassen stopft Ihr den Leuten so viele Papiere in den Rachen, wie hineingehen.“ Drastisch; aber deutlich als Ausdruck des Verhältnisses, das zwischen Börse und Banken besteht.

Die Zukunft der drei- und dreieinhalbprozentigen Anlagepapiere macht den Banken manche Sorge. Schon glauben Viele an eine Umwerthung aller Werthe. Als Bayern eine vierprozentige fundirte Anleihe aufnahm, hieß es, die neue Aera der vierprozentigen Staatsanleihen habe begonnen. Viel Lärm um nichts. Bayern hatte erst vor sechs Jahren eine vierprozentige Anleihe emittirt, deren Betrag fast dreimal so hoch war wie die Summe der jetzigen Emission. Wenn die bayerische Regirung, wie das Reich, Preußen, Württemberg und Oldenburg, Schatzanweisungen ausgegeben hätte, müßte sie jetzt unverhältnißmäßig höhere Zinsen dafür bezahlen, als die anderen Schuldner für ihre Schatzwechsel aufgewendet haben; auch ist der Betrag der neuen bayerischen Anleihe nicht so hoch, daß die Transaktion besondere Beachtung verdiente. Wer einmal vier Prozent zahlt, braucht sie darum noch nicht immer zu zahlen; ungewöhnliche Umstände fordern ungewöhnliche Mittel. Die Kurse sind gefallen, weil der Zinsfuß höher geworden ist. Da die Bewegung des Zinssatzes von der wirthschaftlichen Konjunktur abhängt, wird das Geld wohl wieder einmal billiger und das Kursniveau für die Anleihen höher werden. Dann brauchen die Regirungen nicht mehr „Geldnothpreise“ für ihre Anleihen zu zahlen, sondern können getrost wieder auf den alten Typus zurückkommen. Die Verblüffung über die vierprozentige Bayern hat allerlei Aengste erregt. Die Hypothekenbanken, hieß es, können nur noch 4½ prozentige Pfandbriefe ausgeben. Was diese Nothwendigkeit für den gesammten Kredit bedeuten würde, ist Denen, die solche Möglichkeit andeuteten, wohl nicht in den Sinn gekommen: für den Immobiliarkredit eine Erhöhung des Zinsfußes auf 5 Prozent. Das wäre, wenn man die gesammte Verschuldung in Deutschland auf 40 Milliarden und die Verzinsung auf 4 Prozent gleich 1600 Millionen veranschlagt, eine Mehrausgabe (für Zinsen) von 400 Millionen Mark jährlich. Um diesen Betrag würde das Gesammtvermögen und damit die Kaufkraft des Volkes verkürzt werden. Spielt lieber nicht mit dem Feuer! Ladon.

# Militaria.

(Aus Briefen.)

Hat man zur Sünde keine Kraft,
So wird man schließlich tugendhaft.

I. Je näher der Termin der Haager Konferenz heranrückte, desto eifriger bemühten sich die Staaten, wohlgerüstet (natürlich nur mit Argumenten) auf dem Friedensschauplatz zu erscheinen. Besonderen Eifer soll Englands König gezeigt haben. War er nicht von Jugend auf zum Friedensengel prädestinirt? Er will die Welt glücklich machen; Manche sagen: Wenns sein muß, sogar mit Waffengewalt. Und wieder Andere beklagen, daß er bei den entarteten Nachkommen Michels kein Verständniß finde. Nach vielhundertjährigem Schlummer sind wir erwacht und unseres Rechtes uns bewußt geworden; aber auch, seit wir Kraft und Fähigkeit zu entwickeln vermochten, das Sorgenkind der Welt, besonders das unserer englischen Vettern. Schlimm genug, daß aus dem Harlekinkleide des alten Reiches ein einfarbiger, gutsitzender und dauerhafter Rock hergestellt wurde; unerträglich ist und bleibt aber, daß englische Baumwolle, Eisenwaaren und andere Artikel von Jahr zu Jahr schwerer mit deutschen Erzeugnissen konkurriren konnten und ihnen hier und da sogar weichen mußten. Dazu das rasche Wachsthum der deutschen Kriegs- und Handelsflotte. Das Alles gefährdet, nach britischer Auffassung, den Weltfrieden. Deshalb war König Eduard so fleißig. In Paris, Kartagena, Gaeta; auch mit Kopenhagen und Christiania soll der Verkehr recht lebhaft gewesen sein. Er hat überall Freunde gefunden und nicht nöthig gehabt, die haager Bundesgenossen mit der Abtretung von Gibraltar, Malta, Cypern zu bezahlen. Wenn England von Abrüstung spricht, denkt es zunächst natürlich an die Flotte; es will die Vortheile der insularen Lage in Ruhe genießen und gegen Störungen des Handels und der Lebensmittelzufuhr gesichert sein (das im eigenen Land Produzirte reicht ja nur für einen Zeitraum von vier bis sechs Wochen). In einem Krieg Englands gegen eine kontinentale Großmacht werden nicht die Machtmittel den Ausschlag geben; eine Landung in England ist heute höchst unwahrscheinlich und Seeherrschaft allein könnte den Kontinentalstaat nicht niederzwingen. Nachgeben muß das Land, das den durch den Krieg bewirkten Nothstand nicht länger zu ertragen vermag. Vor dieser Gefahr aber können England die größten Dreadnoughts nicht schützen; auch nicht die Schiffe der spanischen Zukunftflotte, die einigermaßen an châteaux en Espagne erinnern. Von dieser Gefahr ist Großbritanien ärger bedroht als ein kontinentaler Großstaat. Denkbar wäre deshalb, daß England im Haag seinen alten Widerstand gegen die Freigebung des auf der See schwimmenden Privateigenthumes fallen ließe. Dann dürften die Kontinentalmächte sich nicht durch den humanitären Schimmer des Antrages blenden lassen, sondern nur ihr eigenes Interesse bedenken. Die englische Marine soll unter allen Umständen ja so stark bleiben wie die Flotten der beiden nächstgrößten Seemächte; heute erreicht ihr Tonnengehalt fast den der drei nächstgrößten Flotten: einerlei also, ob ein paar Kasten ausrangirt, ein paar neue Schiffe noch nicht sofort gebaut werden. Der two power standard bleibt. Außerdem will Brasilien drei, Chile und Argentinien je ein Schiff vom Dreadnought-Typus in England bauen lassen; von Spanien wissen wir noch nichts Genaues. Wenns mit dem Weltfrieden nichts wird und die Noth befiehlt, kann keine Macht der Erde die englische Regirung hindern, diese fünf

modernen Kriegsschiffe ihrer Flotte einzugliedern. Die Seeherrschaft und der Küstenschutz ist den Briten also noch ziemlich sicher. Ist damit aber, wie in der Zeit von Trafalgar, alles Wünschenswerthe gewonnen? Damals konnte das Inselreich seine Bevölkerung ernähren und noch Lebensmittel exportiren. Heute wäre bald Nahrungmangel, die Preise würden nach kürzester Frist auf eine den Arbeitern unerreichbare Höhe steigen: und dann hülfe die stärkste Flotte nicht; dann müßte das Land des Union Jack kapituliren, wenn es nicht im Stande wäre, die erforderlichen Riesenzufuhren über See zu sichern. Da ist der wunde Punkt in der britischen Weltmacht. Auch bedenkt mancher Engländer schon heute, daß im Bau der Unterseeboote wichtige Fortschritte gemacht worden sind. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo man zum Transport von Truppen auf kurze Strecken Schiffe von zehntausend und mehr Tonnen bauen und verwenden kann. Rule, Britania, rule the waves?

II. Spätherbst 1891. Etwa zwanzig Monate waren seit der Entlassung des Fürsten Bismarck vergangen. Volldampf voraus nahm das Staatsschiff den damals noch neuen Kurs. Die sichere Hand des treuen Piloten, des alten, fehlte. Noch wußte man nicht, wohin es gehe, mit welcher politischen, welcher wirthschaftlichen Ladung das Schiff heimkehren werde. In einem der Balkanstaaten, bei deren Regirenden man nur die Epidermis zu entfernen braucht, um Tataren zu finden, und deren Vertreter in Paris in der Anrede als Comte oder Prince, sonst aber als Tzigane bezeichnet zu werden pflegen, stand damals ein beträchtlicher Regirungauftrag zur Lizitation oder Adjudikation (so nennt mans ja wohl). Von deutschen Häusern konkurrirte eins der angesehensten der Montan- und Maschinenindustrie (nicht die Firma Krupp). Ein paar Jahre vorher noch hatte es umfangreiche Aufträge nach eigenen Projekten zur Zufriedenheit des Balkanstaates ausgeführt. Trotzdem erhielt, wider alles Erwarten, diesmal die französische Industrie den Auftrag. In einem Gespräch, das der Vertreter der deutschen Firma bald nachher mit einem deutschen General hatte, koramirte ihn Dieser mit den Worten: „Na, diesmal seid Ihr ja hereingefallen; daran werden wohl Eure hohen Preise schuld gewesen sein.“ „Nein, Herr General“, war die Antwort, „nicht unsere hohen Preise tragen die Schuld, sondern unser Generalagent. Vor wenigen Jahren hatten wir einen geschickteren.“ „Wer wars denn damals?“ „Der Herzog von Lauenburg, der zu jener Zeit allerdings noch Fürst Bismarck hieß.“ Der General soll ein nicht sehr kluges Gesicht gemacht und sich recht unfreundlich abgewandt haben An dieses wahre Geschichtchen wurde ich jedesmal erinnert, wenn ich in den letzten Jahren las, kleine Staaten im äußersten Osten oder Westen Europas oder gar in Südamerika hätten ihr Kriegsmaterial bei französischen Fabriken bestellt. Das geschah nicht ganz selten. Der deutschen Industrie sind auf diesem Weg wohl hundert Millionen entgangen, von denen auch den Banken eine wahrscheinlich nicht kleine Finanzirungprovision zugefallen wäre. In Frankreich verbünden sich Regirung und Finanz, um der heimischen Industrie Aufträge zu verschaffen, die fremde Staaten zu vergeben haben. L'argent français est une force nationale. Il est donc très naturel qu'il serve à des fins nationales. Im April stands im Temps; und bei der Besprechung eines in der letzten Zeit viel erörterten Auslandsgeschäftes sagte der selbe Redakteur, das französische Geld könne nur verwandt werden avec des garanties non seulement financières, mais aussi politiques. Wir aber sehen, daß Serbien und Bulgarien, Spanien und Portugal (und nicht sie allein) ihr Kriegsmaterial anderswo kaufen, und fragen betrübt: Où sont les neiges d'antan?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Juni 1907.

# Die Freunde.

## „Hardens Rückzug."

Pendant que le public s'entretient d'un procès dont le fond et les détails excitent sa curiosité; pendant que les gazetiers, vendus aux intérêts des différents partis, le défigurent de toutes les manières; pendant que les méchants accumulent sur moi les plus absurdes calomnies; enfin pendant que les honnêtes gens consternés gémissent sur la foule des maux dont un seul homme peut être à la fois assailli: laissons jaser l'oisiveté, dédaignons les libelles, plaignons les méchants, rendons grâce aux gens honnêtes et présentons ce mémoire à mes juges, comme un hommage public de mon respect pour leurs lumières et de ma confiance en leur intégrité.

Beaumarchais: Mémoire contre Goëzman.

„Bin unverzagt, ich habs gewagt und will des Ends erwarten": mit diesem Wort Huttens hatte ich vor acht Tagen geschlossen. Freundliche Menschen haben mir, viele, für die ruhige Haltung dieses Artikels gedankt. Sie war vom Pflichtgefühl befohlen. Seit der Kronprinz furchtlos seinen Vater informirt, der Kaiser, nach dem Vortrag eines Kabinetschefs, drei Günstlinge ins Dunkel gewiesen hatte, war wüster Lärm entstanden. Wurde über die Gestürzten und deren Sozien, über ihr politisches Thun und menschliches Treiben Unerhörtes gedruckt und verbreitet. Ich muß ein paar Stimmen citiren:

„Im Gerichtssaal wird man auch von Gesundbetern und Spiritisten vernehmen, von Homosexuellen und Erpressern; und wird am Schluß das Gefühl haben, als ob man einen schlecht geschriebenen Hintertreppenroman durchstudirt hat. Es gibt Leute, die schon jetzt dieses Gefühl haben, obwohl die Pforte noch nicht einmal zollbreit geöffnet ist.“ (Leipziger Neuste Nachrichten.) „Es ist traurig, zu sehen, daß die selben Diplomaten und Hofelemente, die einen Unterdruck auf die deutsche Politik ausüben, auf der anderen Seite als willige Werkzeuge des schlimmsten Aberglaubens und der lächerlichsten Verkehrtheiten und Thorheiten auftreten. Was sonst nur Liebhaberei und Spielerei älterer und beschränkter Damen sein kann, wird hier feierlich Wesenseigenthum ernster, in hohen Rängen stehender Männer.“ (Wiener Extrablatt.) „Die Staatsraison spricht nicht dafür, unsere schmutzige Wäsche öffentlich, vor Europas ergötztem Auge, zu waschen. Potsdam muß freilich gründlich ausgeräuchert werden; und nicht Potsdam allein.“ (Neue Badische Landeszeitung.) „Wir berühren diesen schmutzigen Fall nur mit den Fingerspitzen; völlig ignoriren kann man ihn nicht, weil er hochpolitischen Charakter hat und zum Verständniß der Geschichte unserer inneren Politik nicht unbeachtet gelassen werden kann.“ (Magdeburgische Zeitung.) „Die skandalösen Vorkommnisse sollen den Kaiser in ganz besonderen Zorn versetzt und sein moralisches Reinlichkeitbedürfniß soll sich namentlich dagegen empört haben, daß man, ohne daß ers ahnte, kompromittirende Leute bis in seine nächste Umgebung habe gelangen lassen.“ (Neue Freie Presse.) „Daß in dem liebenberger Kreis Verfehlungen gegen den Paragraphen 175 vorgekommen sind, wie behauptet wird, scheint festzustehen.“ (Tägliche Rundschau.) „Der Kaiser ist über die bittere Erkenntniß der letzten Wochen tief verstimmt, um so mehr, als einwandfrei feststeht, daß viele Vorgänge, die zu den Veränderungen in seiner Umgebung geführt haben, längst öffentliches Geheimniß waren und bewußt dem Monarchen vorenthalten worden sind. Gerade Diejenigen, die den Kaiser am Ehesten hätten informiren müssen, haben es unterlassen; erst das offene Manneswort des von jungen, vornehm denkenden Offizieren unterrichteten Kronprinzen hat den nothwendigen Wandel in den wenig würdigen Zuständen am Hof bewirkt.“ (Militärisch-Politische Korrespondenz.) „Die Namen, die in der berliner Gesellschaft genannt werden, gehören den ältesten Adelsgeschlechtern und der intimsten Umgebung des Kaisers an und es scheint, als ob in dieser höchsten Schicht der Gesellschaft eine wahre Seuche krankhafter Perversität gewüthet hätte. Die Gerüchte, die sich mit diesen Persönlichkeiten beschäftigen, sind keineswegs erst heute aufgetaucht. Seit Jahr und Tag spricht man in der

Gesellschaft vertraulich blinzelnd über diese Dinge." (Die Welt am Montag.) Das ist noch lange nicht das Schlimmste. In hundert Zeitungen wurden strafbare Handlungen und bis an die Grenze des Landesverrathes reichende Zettelungen eines Hofklüngels behauptet. Ich durfte nicht zur Steigerung des Lärms, nicht zur Schmälerung deutschen Ansehens mitwirken. Sagte deshalb: „Mein Verdienst ist gering und dem dünkelnden Höhenbewußtsein des Staatsretters bin ich recht fern; wenn Nützliches erreicht ward, ists dem Kronprinzen und dem Kaiser zu danken; nur die Anregung, nicht die Entscheidung konnte von einem Privatmann kommen. Ich war nicht Werkzeug der Rachsucht, sondern habe auch in diesem Fall meine Ueberzeugung selbst erworben und trage für ihren Ausdruck die Verantwortung. Nur für das von mir Ausgesprochene freilich; nicht für ein weit übers Ziel hinaus schallendes Getöse. Unsere Lage ist schwierig genug; sollen die Nachbarn glauben, Deutschland werde von ehrlosen Kerlen regirt? Daß in der Hofsphäre Strafbares geschehen sei, habe ich bis heute nicht behauptet noch auch nur angedeutet. Was ich bekämpft habe, ist: die Einwirkung normwidriger (wenn auch ideeller) Männerfreundschaft. Wollen die Bekämpften versuchen, durch Gerichtssprüche mich jetzt für mein Handeln strafen zu lassen: Bin unverzagt, ich habs gewagt und will des Ends erwarten." Das war der Inhalt des Artikels. Ich hoffte, von dem leidigen Handel einstweilen nicht mehr sprechen zu müssen. Wozu? Das politische Ziel war erreicht, der schädliche Einfluß gehemmt. Und am Boden Liegende schlägt der Aufrechte nicht.

Es soll nicht sein. Ein großer Theil der Presse, die vierzehn Tage lang die „politische That des Kamarillasturzes" gepriesen hatte, veröffentlichte nun Schimpfartikel, die mir den letzten Rest bürgerlichen Ehrenrechtes absprachen. (Viel hatte ich ja nicht mehr zu verlieren. Von Bismarck gemiethet, von Witte bestochen, von der Berliner Handelsgesellschaft gekauft, auf dem dresdener Parteitag als ein Schachermauschel schlechtester Sorte angeprangert: da blieb nur noch ein armsäliger Rest.) „Harden nimmt Alles zurück und kriecht ins Mausloch. Hat gekniffen, als er zum Zweikampf herausgefordert wurde, und kneift jetzt, da er vor Gericht soll. Ist auf der kläglichsten Retirade. Kann nichts beweisen. Will sich der Verantwortung entziehen. Erbärmliche Klatschkomoedie." Und so weiter. (Ich hoffe, nächstens eine Sammlung mit Autorenangabe veröffentlichen zu können.) Verwöhnt bin ich nicht; habe an Fälschung meines Wollens und Handelns das Aergste erlebt. Traute diesmal aber zuerst nicht dem Auge. Der Einzige, der in dieser ganzen Sache Etwas gewagt hat, bin ich. Die jetzt Gestürzten hatten ein niedliches Plänchen (das nun auch ans Licht soll) gegen mich geschmiedet und mir, als es mißlungen war, sanftmüthige

34*

Botschaft gesandt: weder Drohung noch Schmeichelrede hat mich eingeschüchtert. Ich allein bin für meine Behauptungen verantwortlich und müßte die Folgen tragen, wenn der (in solchen Fällen, jeder Kriminalist weiß es, besonders schwierige) Wahrheitbeweis nicht gelänge; wie ich die harten Folgen offener Rede über die Lehrjahre des Kaisers getragen habe. Und die Leute, die nichts riskirt, die den Effekt meiner Anregung als eine kaum noch erhoffte Wohlthat verherrlicht und ein kanibalisches Jubelgeheul angestimmt haben, nennen mich nun feig? Wenn ichs sein wollte: würde der Jämmerlingswunsch mir dann nützen? Was ich geschrieben habe, ist gedruckt, ist verbreitet, ist in der Hand des Richters. Der würde sich um elende Ausflüchte des Angeklagten nicht kümmern. Der hat zu prüfen, was zwischen den braunen Deckblättern der „Zukunft" stand, was als wahr erwiesen wird: und danach zu urtheilen. Wer „kneifen" wollte, mußte sich sputen; durfte nicht kostbare Zeit verlieren. Das war ja einer der Gründe, die mich vierzehn Tage lang schweigen hießen. „Täglich wurden mir, in wechselnden Meldungen, Anklagen, gerichtliche Verfolgungen aller Art angedroht. Diese Kriminalaktionen durfte ich nicht stören." („Zukunft" vom fünfzehnten Juni 1907.) Bis ich eine Anklageschrift im Haus hätte, wollte ich nicht sprechen; als ich sie hatte, konnte kein Beschönigungversuch mir helfen. Wollte ich ihn unternehmen? Nein. (Dazu hätte ich, wie sich zeigen wird, in der Stille oft genug Gelegenheit gehabt.) Mein Handeln wird nicht durch journalistische, sondern durch politische Erwägungen bestimmt. Ich bedachte das Interesse des Reiches und hörte gern auf die Bitte hoher Staatswürdenträger: „Das Ziel ist erreicht, der Skandal schon zu laut geworden; nur Sie können ihn mildern". Warum nicht? Die Männer, die mir als Gruppe gefährlich schienen, waren auf des Kaisers Befehl vom Thron entfernt. Persönlichen Groll hege ich gegen sie nicht. Wünsche weder, daß sie als Verbrecher behandelt, noch gar, daß gute, historische Preußennamen geächtet werden. Ich konnte gelassen reden.

Mußte. Mich auch von den Schreiern losmachen, die hinter mir herjohlten. Und werde drum geschimpft. Von Leuten, die vielleicht Pikanterien erhofft, vielleicht die „paar Worte", durch die der Maisturm entfesselt war, nie gelesen oder längst vergessen hatten. Rückzug? In Krieg und Politik kann der Tapferste ihn nöthig und nützlich finden. Bismarck hat hundertmal Artikel abgeleugnet, die auf sein Geheiß geschrieben waren, hundertmal bestritten, was er selbst gesagt hatte; und darin wenigstens ist Fürst Bülow sein gelehriger Schüler. Auch in unserem Fall ließe sich über die Nützlichkeit eines Rückzuges reden. Das Ziel erreicht, das scandalum schon viel zu arg: die Geschlagenen mögen sich auf Goldener Brücke ins Freie retten. Das zu erwirken, lag nicht

in meiner Macht. Als meine Absicht erfragt wurde, antwortete ich: Von mir habt Ihr (Regirende) keine Mehrung des Lärmes zu fürchten; so lange ich irgend kann, schweige ich; und muß ich reden, so werde ich schwichtigen, nicht schüren. Giebts unter dem Schreibervolk denn nur ein Häuflein, das anders als subaltern-journalistisch zu denken vermag? Ich konnte mich nicht zurückziehen: denn meine Worte sind gedruckt und im Bereich des Gerichtes. Und ich wollte auch nicht. Die Behauptung, ich habe meine Kritik der Gruppe Eulenburg einzuschränken, abzuschwächen, zu mildern versucht, ist albern. Diese Kritik, die mir im Interesse des Deutschen Reiches und des Deutschen Kaisers nothwendig schien und deren Wirkung ich für nützlich halte, werde ich in ihrem ganzen Umfang vor dem zuständigen Gerichtshofe vertreten. Nur das von mir Gesagte freilich. Was Andere, als sie es ungefährdet thun zu dürfen glaubten, in nicht immer klarer Absicht hinzugefügt haben, mögen sie selbst verantworten. Und, wenn es ihnen Vergnügen macht, Den schimpfen, der sich durch einen scharfen Grenzstrich von ihnen geschieden hat. Ihn feig und skandalsüchtig schelten. Einer Erwiderung, dachte ich, bedarf es nicht. Die Schmutzwässerchen versickern ja bald. Noch hoffte ich, schweigen zu können. Es sollte nicht sein.

Am fünfzehnten Juni hatte ich, als Zeuge in einem vom Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld gegen sich bei der prenzlauer Staatsanwaltschaft beantragten Ermittlungverfahren, dem Herrn Ersuchten Richter des charlottenburger Amtsgerichtes auf die Frage zu antworten, welche Thatsachen und Beweismittel ich dafür anführen könne, daß sich Fürst Eulenburg strafbarer Handlungen im Sinn des Paragraphen 175 schuldig gemacht habe. Ich antwortete:

1. Ich habe niemals ausgesprochen, daß Fürst Philipp zu Eulenburg sich gesetzlich strafbarer Handlungen schuldig gemacht habe. Ich selbst kann irgendwelche gesetzlich strafbare Handlungen des Fürsten Eulenburg nicht bezeugen, da ich persönlich niemals eine solche Wahrnehmung gemacht habe.

2. Von den Personen, die mir Mittheilungen über den Fürsten Eulenburg gemacht haben, habe ich die Ermächtigung, sie zu nennen oder ihre Mittheilungen weiterzugeben, für das *hier schwebende Verfahren*, in dem ich nicht Beschuldigter, sondern Zeuge bin, nicht erbeten. Ich fühle mich deshalb, als Herausgeber und Redakteur der „Zukunft", verpflichtet, in dem *hier schwebenden Verfahren* diese Personen nicht zu nennen und ihre Mittheilungen nicht weiterzugeben.

3. Wegen der Veröffentlichung meiner den Fürsten Eulenburg mitbetreffenden Aeußerungen ist von dem Grafen Kuno Moltke gegen mich ein Strafverfahren eingeleitet worden. Ich bin weder verpflichtet noch bereit, über Handlungen, die ich als Angeklagter zu vertreten habe, unter dem Zeugeneid auszusagen.

4. Die Selbstanzeige des Fürsten Eulenburg, die zur Eröffnung des hier schwebenden Verfahrens geführt hat, ist offenbar durch meine soeben erwähnten Aeußerungen veranlaßt worden. Fürst Eulenburg will also in meinen Aeußerungen den Vorwurf einer

gesetzlich strafbaren Handlung sehen. Das heißt: eine Beleidigung. Ich bin also der Möglichkeit ausgesetzt, wegen dieser Aeußerungen von ihm angeklagt zu werden.

5. Das Gesetz gewährt dem Zeugen das Recht, sich zur Sache überhaupt nicht zu äußern, wenn (wie Löwe, Kommentar zur Strafprozeßordnung, Zwölfte Auflage, Note 6 zu § 54, sagt) „durch die Sachlage die Möglichkeit gegeben ist, daß der Zeuge Punkte berühren muß, deren Darlegung ihm die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde." Diese Möglichkeit ist hier gegeben.

6. Aus den angegebenen Gründen verweigere ich jede weitere Aussage.

Paragraph 175 des Strafgesetzbuches lautet: „Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechtes oder von Menschen mit Thieren begangen wird, ist mit Gefängniß zu strafen; auch kann auf Verlust der Ehrenrechte erkannt werden." Auf die einzige Frage, die mir gestellt war, konnte ich also mit einem runden Nein antworten (denn nie habe ich bisher behauptet oder auch nur angedeutet, daß Fürst Eulenburg widernatürliche Unzucht treibe) und dann schnell in mein Arbeitzimmer heimkehren. Ich habe mich (trotzdem es das Bequemste gewesen wäre und mehr von mir nicht verlangt wurde) nicht mit der Verneinung der Frage begnügt, sondern so deutlich, wie der enge Rahmen einer gerichtlichen Zeugenaussage gestattet, den Fürsten auf den Weg hingewiesen, auf dem er, wenn es ihm noch nöthig scheine, mein Urtheil über ihn (und die Grundlagen dieses Urtheils) kennen lernen und als unhaltbar erweisen könne. Die Zumuthung, über Handlungen, die er als Angeklagter zu vertreten haben wird, sich als Zeugen vernehmen zu lassen, würde kein Ernsthafter auch nur erörtern. Müller hat von Schmidt und Meyer gesagt, sie hätten sich der Erpressung schuldig gemacht. Schmidt reicht die Privatklage gegen Müller ein. Meyer läßt ihn als Zeugen vernehmen, erfährt dabei, auf welche Grundlagen die Anschuldigung sich stützt, kann versuchen, sie, in Abwesenheit des Beschuldigers, zu zermorschen und ihn, wenn erst protokolirte und beeidete Aussagen vorliegen und Material für den Entlastungbeweisversuch herbeigeschafft ist, mit etwas getrosterer Zuversicht auf die Anklagebank bringen. Solche Komoedie läßt selbst unsere recht unvollkommene Strafprozeßordnung nicht zu. Nehmen wir, zu Unrecht, einmal an, es habe sich um widernatürliche Unzucht gehandelt. Die Feststellung dieses Deliktes, sagt Herr von Liszt in seinem Lehrbuch des Deutschen Strafrechtes, „bietet kaum überwindliche Schwierigkeiten." Sind sie zu überwinden, wenn der Ankläger der Vernehmung seiner Gewährsmänner nicht beiwohnen, ihnen nicht Fragen stellen, die Antworten nicht kommentiren und kritisiren kann? Auch der Laie merkt, daß solches Verfahren nur Hokuspokus wäre. Ich habe mehr gethan, als ich thun mußte; nicht die Pflicht des Zeugen nur: auch die muthigen Anstandes erfüllt.

Ein furchtloser Kriminalist ersten Ranges hat den Wortlaut meiner Aussage bestimmt. Wer behauptet, in dieser Aussage sei der Wille zu einem „Rückzug" zu spüren, ist ein Ignorant oder fälscht wider besseres Wissen die Wahrheit.

Dennoch fand ich die Behauptung in vielen Blättern. Führen da Ignoranten und Fälscher das Wort? Der Redakteur darf die Namen der Leute, die ihm Etwas anvertraut haben, wider deren Willen keinem Gerichtshof der Erde ausliefern: tausendmal las ichs. Hier hat ein Redakteur, auf jede Gefahr, das Berufsgeheimniß gewahrt und, statt durch eine weit aufgethane Thür zu entschlüpfen, die Folgen seines Thuns auf sich genommen. In einem Verfahren, über dessen rechtliche und sittliche Bedeutung keinem Unbefangenen, Juristen und Laien, ein Zweifel kommen kann. Fürst Eulenburg hat an die prenzlauer Staatsanwaltschaft geschrieben, ein „Schriftsteller von dem Ruf Maximilian Hardens" (dieser Phili ist doch ein Prachtexemplar!) habe ihm widernatürliche Unzuchthandlungen nachgesagt (die unrichtige Angabe paßte Seiner Durchlaucht jetzt in den Kram); die Anklagebehörde möge Harden nun fragen, welche Beweismittel er habe. Nichts weiter. Ich war der einzige Zeuge. Was sonst gedruckt ward, existirt für den Herrn von Liebenberg nicht. Schmeichelhaft. Ich antworte: Die Beschuldigung, die Deine Schlauheit mir unterschiebt, habe ich nie ausgesprochen; willst Du wissen, wie ich zu meinem Urtheil über Deine Gesammtpersönlichkeit gelangt bin, so wähle gefälligst den Weg, den minder hoch geborene Erdenkinder beschreiten müssen, wenn sie ans Ziel wollen. Weil ich Das gethan habe, werde ich von Zeitungschreibern angespien. In dem Augenblick, wo von zwei Seiten mir die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung, mit all ihren einem schon schwer belasteten Menschen fast unerträglichen endlosen Behelligungen, droht. Von sehr liberalen, sehr demokratischen und natürlich auch sozialdemokratischen Schreibern bespien. Wünsche gesegnete Mahlzeit. Ihr seid herzige Helden, Ihr Hüter der deutschen Freiheit.

Seid, nebenbei, aber auch Esel von Gottes Gnaden. Konntet Ihr Euren dummen Neid, Eure schäumende Wuth nicht, der Sache wegen, für eine Weile dämmen? Ihr habt den Sturz des Fürsten Eulenburg wie ein Heilswunder bejauchzt. Habt geschrien, alles gegen ihn Vorgebrachte sei Euch längst bekannt gewesen. (Warum thatet Ihr dann nicht das Maul auf? Weil Ihr Memmen seid und für den Hosenboden zittert?) Und wenn ich nachher so dumm, so gemein gehandelt hätte, wie Eure Spelunkenphantasie träumt und wie Ihr selbst hundertmal, in jedem unbeträchtlichen Injurienprozeß, gehandelt habt, durftet Ihr mir nicht in den Rücken fallen. Jetzt nicht. Mich zu schimpfen, fand sich schon noch die Zeit. Sehnt Ihr Euch danach, Phili in der Glorie zu sehen?

Ihr könnts erleben. Ihr habt ihm bestätigt, daß er ohne Schuld und Fehl ist. Daß ich niederträchtigen Klatsch aufgetischt und dann den kläglichsten Rückzug angetreten habe. Aus dem Fall Eulenburg ist ein Fall Harden geworden, stand im Berliner Tageblatt. Nicht meine Zeugenaussage, aber Eure Atteste kann Durchlaucht Phili dem Kaiser vorlegen. Und auf den Platz des vertrauten Freundes zurückkehren. Feierlich, bitte ich; durchs Brandenburger Thor. Ein so Unschuldiger, so frivol Verdächtigter darf die sichtbarste Genugthuung fordern. Meldet ihm in einer Adresse Eure Ergebenheit oder schicket ihm eine Deputation ins Ukergebiet. War Euer Urtheil gerecht, so hat ers verdient... Und eine Partei, die eine so kindisch dumme Presse hat, will im Deutschen Reich herrschen!

Nicht Alle thaten wie diese ruppige Schaar; und vor jedem Redlichen ziehe ich gern den Hut. Auch wenn er mein Handeln tadelt, von dessen Nothwendigkeit ich ihn noch nicht zu überzeugen verstanden habe. Im Hannoverschen Courier las ich: „Durch die Presse geht ein gewaltiger Zorn gegen Herrn Harden; man ist über ihn ganz furchtbar sittlich entrüstet. Schaut man näher zu, so findet man freilich leicht, daß das Hauptmotiv so übermäßig ethisch nicht ist. Es ist vielmehr die Entrüstung der um ihr Schauspiel Betrogenen. Man hat zwei Wochen geharrt und inzwischen geschlürft, was irgendein Reporter aufzutischen wußte; nun, da auch in der dritten das große Spektakelstück ausbleibt, stürmt man die Kasse und will sein Geld wieder haben. Was hatte man denn eigentlich erwartet? Wie war denn überhaupt der Hergang der Dinge? Herr Harden hatte, so sagt man und so sagt er jetzt selbst, zwischen November und Mai mehrfach auf ein anormales Empfindungleben im liebenberger Kreis angespielt. Wir sind doch Alle leidlich versirte Leute, die zwischen den Zeilen zu lesen wissen. Aber, Hand aufs Herz, wer von uns hat denn früher diese Andeutungen beachtet und verstanden? Verstanden hat man sie nur in Liebenberg und an die große Glocke wurden sie erst gehängt, als (sicher nicht durch Herrn Harden) die Nachricht in die Blätter kam, der Herausgeber der ‚Zukunft' habe einen Waffenhandel mit dem Grafen Moltke abgelehnt und müsse deshalb vor den bürgerlichen Gerichten verklagt werden." Und in der londoner Finanzchronik (vom fünfzehnten Juni): „Daß der Herausgeber der ‚Zukunft' (die freundlichen Lobsprüche, die hier folgen, lasse ich weg) mit seiner Feder einen bösen Spuk bannte und die Clique unverantwortlicher und deshalb um so gefährlicherer Rathgeber ins Herz traf, ist ein Verdienst, das ihm die Ehrenmitgliedschaft aller Preßverbände und journalistischen Vereinigungen im Reichsgebiet eintragen sollte. Daß nicht auf den Skandal, sondern auf sein Ende abgezielt wurde, dafür giebt es der inneren wie der äußeren Beweise genug. Harden hat, seit das Tagesinteresse sich fast ausschließlich diesem Skan-

dal zuwandte, kein Wort mehr darüber geäußert, obwohl der Eigenthümer der ‚Zukunft‘ von einer weniger strengen Diskretion des Herausgebers beträchtlichen Gewinn im Voraus hätte münzen können; und er hat eben so wenig gezögert, mit seiner patriotischen Ueberzeugung sich ins Feuer zu wagen, trotzdem er sich darüber klar sein mußte, daß seine Anklage die Stellung des Fürsten von Bülow, den er nicht für den geeigneten Piloten des deutschen Staatsschiffes hält, unleugbar befestigte. Verstünden die Großindustriellen der Zeitungmache ihr Handwerk, sie würden die ganze lyrische light brigade mobil machen zum Hymnus auf den Winkelried der Presse.“ Der so schrieb, lebt wohl schon lange nicht mehr in Berlin. Der Hymnus wäre auch unverdient. Zwar: privatim betheuern die Leute mir ihre „Verehrung“ und thun, als wären sie überselig, wenn ich für ihre Blätter mal einen Artikel schriebe. In ihrer Oeffentlichkeit aber lassen sie Stinkbomben gegen mich schleudern; oder sehen schweigend zu, wenn ringsum die Kothkugeln auf mich niederprasseln. „Vielleicht fällt er diesmal endlich. Vorsicht! Wer weiß denn, wies wird?“

Beruhigt Euch, wackere Herzen: es wird gut. In dieser Sache ist nur meine Gesundheit gefährdet (für die Ihr Allzuzärtlichen ja nicht zu beben braucht); nicht meine Ehre. Diese Sache ist so sauber und so sicher, ich habe sie so ernsthaft bedacht und so behutsam angefaßt, daß ich sie jeden Tag vor jedem Tribunal vertreten kann. Sogar ein aus demokratischen Zeitungschreibern zusammengesetztes müßte mein Wollen und meine Zurückhaltung loben. Ihr habt Anderes gehört? „Der arme Harden ist dupirt, fällt gräßlich herein, und was glänzend begann, wird glanzlos enden.“ Das ist noch das Glimpflichste. Ich kenne den Text; kenne auch die Verfasser. Und rathe ihnen, Diplomaten, Grafen, Anwälten, Redakteuren, fortan doch ein Bischen vorsichtiger zu sein; wenigstens, wenn sie eine Aufsichtinstanz, einen Standesgerichtshof über sich haben. Daß Graf Kuno Moltke im Kommandanturgebäude Reportern sein Herz ausschüttet und daß diese Reporter dann die Dame, die das Unglück erlebt hat, Gräfin Moltke zu heißen, umlauern und Winkelklatsch gegen sie sammeln, mag hingehen. Die Art aber, wie seine Vertrauensmänner und die seines fürstlichen Freundes durch Geraun, Artikel (die selbst skrupellose Zeitungleiter manchmal doch gar zu „subjektiv“ finden), Notizen gegen mich Stimmung machen, ist mit guten Kriegssitten nicht mehr vereinbar. Cavete: adsum! .. Keiner kennt meine Beweismittel; was darüber in der Presse gesagt wurde, ist dummes Zeug. Ich habe jede Auskunft geweigert (über die Mittel, die sie erwirken sollten, könnte ich amusante Geschichten erzählen). Vielleicht wars ein Strategiefehler, daß ich mir nicht durch Gewährung von „Informationen“ Helfer warb. Ich wollte nicht. Ueberließ den Gegnern das

Feld. Ich wollte an neuem Lärm nicht mitschuldig werden. Auch, in so ernster Zeit (Haag, russische und österreichische Krisis, im Mittelmeer ein Dreibund, im Erdosten ein Vierbund gegen Deutschland), nicht mit Preßfeinden hadern. Vierzehn Tage lang schwieg ich. Schrieb dann einen Artikel, der nicht meine prozessuale Lage bessern konnte (Das war unmöglich und unnöthig), aber die Aufregung im Lande dämpfen sollte. Und dachte, nun bis zum Gerichtstag wieder schweigen zu können. Es soll nicht sein. Das Geheul könnte ich ertragen; nicht die Gefährdung des politisch Erreichten. Wer mich jetzt schmäht, schädigt die wichtige Sache, die gestern zur Reichsrettung aufgebauscht ward. Deshalb muß ich weiterreden. Die Meinungmacher, die offiziösesten vornan, wollen es. Die Verantwortlichkeit fällt auf das greise Haupt ihres Meisters.

## Constantia et virtute.

Bismarck hat mir zuerst von Philipp Eulenburg gesprochen. „Als Politiker nicht ernst zu nehmen. Als Diplomat auf wichtigem Posten nicht verwendbar. Aber sehr schicklich, belesen, liebenswürdig; Etwas wie ein preußischer Cagliostro. Augen, die mir das beste Frühstück verderben könnten. Werden will er nichts; weder Staatssekretär noch Kanzler. Die Zeitungen wissen da nicht Bescheid. Er denkt: L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux (wie es ja wohl in dem Stücke Voltaires heißt, das Napoleon in Erfurt vor dem Parquet von Königen aufführen ließ). Mehr verlangt er nicht. Schwärmer, Spiritist, romantisirender Schönredner im Stil von Radowitz (Vater), der so geschickt den Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs machte. Für das dramatische Temperament unseres Kaisers ist die Sorte besonders gefährlich. Wenn er in der Nähe des hohen Herrn ist, nimmt Eulenburg Adorantenstellungen ein. Meinetwegen ganz aufrichtig. Nützlich ist Anbetung Unsereinem aber nie. Sobald der Kaiser aufblickt, ist er sicher, dieses Auge schwärmerisch auf sich geheftet zu sehen. ‚Pater ecstaticus, auf- und abschwebend‘: Faust letzter Akt. Hier ists kein pater, sondern ein filius. Nicht Phili, sondern: fili. Einer von Denen, die mir das Geschäft störten, aber nie zu fassen waren. Mit allerlei Mystizismus und Spuk hat er sich wohl mehr beschäftigt als mit Politik; im diplomatischen Examen hats gehapert.“ Auch ein normwidriges Empfinden des Mannes, der damals in München Gesandter war, hat Bismarck, wie bewiesen werden kann, schon angedeutet. Den zweiten Kanzler half Phili (dessen Kandidat damals zunächst der kluge und ernste Graf Botho Eulenburg war) unter allbekannten Umständen stürzen. Kurz vorher hatte er noch gesagt, er „fürchte“ diesen Sturz. Fürchte auch die Exigenzen einer berliner Staatsstellung. „Sein Verhältniß zum Kaiser könne durch den steten persön-

lichen Verkehr und die Vorträge gestört werden; und doch sei gerade dieses freundschaftliche Verhältniß sehr wichtig und dem Kaiser nützlich, da er sich bewußt sei, vom Kaiser nie Etwas zu verlangen und ihm nur ehrliche Rathschläge zu geben. Durch diese vermittelnde Stellung werde er größeren Nutzen stiften als durch seine Thätigkeit als Leiter des Auswärtigen Amtes. Er bat mich, Holstein von dem Gedanken, ihn als Nachfolger Marschalls vorzuschlagen, abzubringen". (Hohenlohes „Denkwürdigkeiten".) Habemus confitentem reum. Wichtiges freundschaftliches Verhältniß, ehrliche Rathschläge, vermittelnde Stellung: Das ist, wir wissens von Lagarde, Gerlach, Bismarck, die stille Thätigkeit einer Kamarilla. Hohenlohe wurde Kanzler. Mit dem Rest seiner Greisenkraft hat er den Liebenberger gehaßt. (Warum? Sein dritter Memoirenband würde es vielleicht lehren; sicher Bismarcks Darstellung der Krisis von 1889/90.) Mußte ihn aber in der wiener Botschaft dulden; wo er auch von den österreichischen Hohenlohes ungern gesehen wurde. Noch schlechter stand er mit Marschall. Im Prozeß Leckert-Lützow hat er, als beeideter Zeuge, ausgesagt: „Ich habe absolut keine Beziehungen zu Herrn von Tausch gehabt, als vollständig äußerliche gesellschaftliche bei der Begegnung im dienstlichen Leben." Gesellschaftliche Beziehungen zwischen einem Botschafter und einem Kriminalkommissar? Die Beziehungen seien „oberflächlich" gewesen; „mit Machinationen intriganter Natur oder mit Verleumdungen habe ich weder in diesem Prozeß noch sonst in meinem Leben jemals zu thun gehabt und werde ich niemals zu thun haben." (Amtliches Stenogramm.) Nur oberflächliche Beziehungen zu Tausch; niemals intriguirt: Das hat der Botschafter beschworen. Später mußte er zugeben, daß er Tausch ersucht habe, ihm „Interessantes" mitzutheilen. „Das kann sich aber wohl nur auf das Interessante bezogen haben, was damals unser Leben mit sich brachte; die Reise Seiner Majestät des Kaisers und so weiter." Dunkel ist der Rede Sinn. Der Kriminalkommissar hat die Beziehungen anders dargestellt. Behauptet (freilich nicht im Gerichtssaal), der Verkehr sei reger, der Auftrag anders gewesen. Behauptet, auch von Eulenburgs Freund Moltke empfangen worden zu sein. Bewiesen, daß der Botschafter ihn als seinen „lieben Herrn von Tausch" in einem Brief ansprach. Er wurde, als des Meineides Verdächtiger, im Dezember 1896 verhaftet (und später freigesprochen). Der Botschafter reiste krank nach Wien zurück.

Als die „Flucht in die Oeffentlichkeit" mißlungen, Tausch freigesprochen war, konnte Herr von Marschall nicht in Berlin bleiben. Onkel Chlodwig war schon recht senil. Wer sollte das Auswärtige Amt leiten? Eulenburgs (und Holsteins) Kandidat war Herr Bernhard von Bülow. Duzbruder Philis und des Grafen Kuno Moltke, der als Militärbevollmächtigter der Deutschen

Botschaft in Wien attachirt war. Bülows wollten nicht nach Berlin. Frau von Bülow fuhr an die Donau und beschwor Eulenburg, ihren Mann und sie in Rom zu lassen. Vergebens. Warum er nicht das Staatssekretariat übernehme. „Ich will lieber Königmacher als König sein.“ Bülow mußte in die Wilhelmstraße. Eulenburg wurde Fürst und mit Vererbungrecht ins preußische Herrenhaus berufen. In München hatte er sich dem französischen Diplomaten Lecomte befreundet, wie zwanzig Jahre vorher dem Grafen Gobineau, Frankreichs Vertreter in Stockholm. In Wien hatten seine Kinder von Rothschild eine Million geerbt. Mit allen Stärken wirkte sein Stern jetzt herab. Nicht sehr lange. Herr von Kiderlen, einst ein Vertrauter, war als allzu kecker Witzbold verdächtigt und aus der Hofsonne weggeschickt worden. Nun kams zu einem Konflikt mit Herrn von Holstein; einem politischen. Im Herbst 1901 wurde Eulenburg in der Vossischen Zeitung, Holstein (und dessen Freund Hatzfeldt) in der Neuen Freien Presse schroff angegriffen. Fürst Phili mochte fürchten, für den Artikel, der, mit seinen Intimitäten, nicht aus dem Hirn eines Journalisten stammen konnte, haftbar gemacht zu werden, und bat telegraphisch den Leiter des Auswärtigen Amtes, „dem Verfasser des perfiden Artikels sein schärfstes Befremden auszusprechen“; wenn dieser Bösewicht zu erforschen sei (was in Wien, am Ort der Veröffentlichung, doch leichter sein mußte). Die Depesche wurde, auf Bülows Weisung, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht; und in der wiener Fichtegasse mit einem heiteren, einem nassen Auge gelesen. Ende Oktober war der Kaiser in Liebenberg; und sein Kanzler, Graf Bülow, reiste ihm nach. Krisis? Alles blieb ruhig. Längst aber wußten die Eingeweihten, daß Bülow den Protektor enttäuscht habe. Zu eng mit Holstein liirt? Zu viel Einfluß auf den Kaiser, der auch seinen Bernhard nun als Freund behandelt? Zu stark a's Causeur und deshalb im Wettbewerb gefährlich? Einerlei. Die Duzbrüder konnten einander nicht mehr ausstehen und der Kanzler wußte, daß er nirgends einen ärgeren und schlaueren Feind habe als in Liebenberg. Da lebt der Fürst, seit er nicht mehr im Dienst ist.

Lebt (so sagt er) nur seiner Neigung zu Kunst und Wissenschaft und kümmert sich nicht im Geringsten um Politik. Warum nicht? Spiritist, Dichter, Komponist. Er hat schlimme Theaterstücke geschrieben, stand für die Nachfolge Bothos von Hülsen mit Hochberg ein Weilchen zur engeren Wahl und strebt vielleicht nur noch als Poet (Erich und Erika, Abenderzählungen, Märchen und Träume, Skaldensänge, Methlieder, Märchen von der Freiheit) nach dem Lorber. „Es ist das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer Etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kraft haben.“ Goethes Wort paßt auf ihn. Vielleicht

hat ers eingesehen und wenigstens das politische Geschäft wirklich aufgegeben. Geisterseherei, indischer Okkultismus, Wikingers Meerfahrerlust: auch damit läßt sich auf dem ukermärkischen Hof Samuels Hertefeld leben. Jedem erzählt es der Schloßherr: und Keiner glaubts. Vier Kanzler, vier Staatssekretäre haben über ihn gestöhnt. Einstimmig sagten alle Würdenträger und Politiker, die ich kennen lernte: Phili hat den größten und den unheilvollsten Einfluß auf den Kaiser; und Philis Vertrauensmann und kritiklos williger Helfer am berliner Hof ist Graf Moltke, der Stadtkommandant.

## Paragraph 175?

Im Jahr 1901 mußten die Grafen Fritz Eulenburg (Philipps Bruder) und Fritz Hohenau, weil sie in homosexuelle Händel verwickelt waren, aus der Armee scheiden. Damals erinnerte ich an Krafft-Ebings Wort: „Krankhafte Naturerscheinungen werden nicht durch Strafen amovirt.“ Tadelte die „liebe Pharisäergesellschaft, die sich in keuscher Wollust des Lenzskandals freue“. Forderte die Abschaffung des Paragraphen 175, der nicht nütze, nur Schaden stifte, der Erpressung Vorschub leiste und Strafkammern zwinge, über psychisch-somatische Abnormitäten zu Gericht zu sitzen. Seitdem haben sich in der Oberschicht diese Fälle so gehäuft, daß die Gegner des Paragraphen daran denken mußten, neben den unmündigen auch die abhängigen Menschen zu schützen. Kranke soll man nicht strafen (die romanischen Rechte thun es nur, wenn outrage public à la pudeur festgestellt ist); aber dafür sorgen, daß die Dienstgewalt nicht zu Sexualzwecken mißbraucht, Knaben, Jünglingen, zu Gehorsam verpflichteten Männern nicht zugemuthet werden kann, von Geschlechtsgenossen beischlafähnliche Handlungen hinzunehmen. Der Paragraph nützt nicht; in Berlin, sagt Herr Dr. Hirschfeld, leben mindestens zehntausend homosexuelle Männer: und nur vierzehn sind im ganzen Jahr 1905 auf Grund des Paragraphen 175 verurtheilt worden. So lange er aber gilt, muß man ihn ohne Ansehen der Person anwenden. Das ist nicht immer geschehen. Die Sache ist verdammt ernst. Mein Gefühl sträubt sich gegen die Vorstellung der „Urningliebe“. Mein Verstand muß zugeben, daß Menschen von starkem Geist und tiefem Sittlichkeitgefühl zu dieser Varietät gehörten. (Manche freilich auch, die, weil sie von Jugend auf Etwas zu verbergen hatten, von Jahr zu Jahr unwahrhaftiger wurden und schließlich, neben anderen Weibermerkmalen, auch die hysterischer Verlogenheit annahmen.) Soll man diese Menschen ächten? Das wäre unvernünftig und grausam. Darf man ihre öffentliche Propaganda dulden? Das wäre dumm und antisozial. Sie sind untüchtiger, doch nicht weniger ehrenhaft als wir Normalen. Der öffentlich kontro-

lirbare Ehrbegriff, allzu oft habe ichs schon gesagt, reicht nur bis an den Nabel; was weiter unten geschieht, geht links und rechts keinen Fremden an. Deshalb habe ich von all den Homosexualfällen, die mir im Lauf der letzten Jahre zur Kenntniß kamen, keinen behandelt, den nicht der Zusammenhang mit einem anderen Delikt schon ans Licht gebracht hatte. Trotzdem mit den Einzelheiten, pathologisch und psychologisch werthvollen, ganze Bände zu füllen waren. Vergehen und Verbrechen auszuspüren, ist nicht meines Amtes. Der Skandalsucht Futter streuen: ein widriges Gewerbe. Die Geschlechtshandlung ist der privateste Akt. Nur wenn sie ein nationales oder soziales Rechtsgut antastet, darf der Fremde sie entschleiern. War sie das Ergebniß freier Uebereinkunft, die wohlthätig wirkende Rechtsgüter respektirt, so ist sie öffentlich hörbarem Urtheil entrückt.

Ists auch das Geschlechtsempfinden, das alles menschliche Wollen färbt? Ich glaube: Nein. Wenn uns ein großer misogyner Künstler lebte, dessen Bildwerk den Leib des Weibes ausschlösse: wäre eine ausschöpfende Charakteristik seines Schaffens ohne Erwähnung dieses sexualpsychischen Zustandes möglich? Wer ohne Fug eine Geschlechtshandlung ans Licht zerrt, ist ein Schwein oder ein Denunziant. Wer ohne Sittenrichterhochmuth, ohne den Schutzmann oder die Heuchelgendarmen herbeizuwinken, als Politiker oder als docteur ès sciences naturelles, auf das normwidrige Geschlechtsempfinden einer mächtigen Gruppe hinweist, kann nützlich wirken. Frankreich hätte, unter dem letzten Valois, die Schrecken des règne des mignons nicht erlebt, wenn es zu rechter Zeit gewarnt worden wäre. Und Heinrich der Dritte kannte den Kitt, der seine Freunde zusammenhielt. Dem Herrscher, der von solcher Gefühlsperversion nichts ahnen, die Blutfarbe des eng um ihn gezogenen Kreises nicht sehen kann, schuldet Jeder, der zufällig davon weiß, warnende Wahrheit.

Im vorigen Herbst schien das Aergerniß kaum noch aufzuhalten. Schon hatte es die Schlösser der Adlervilla am Heiligen See gesprengt; wurden die Geschichten von Hannes und Willy in Kasinonischen erzählt; wußte Mancher, daß einem Prinzen, einem General aus der Suite des Kaisers, einem Major nächstens die letzte Dienststunde schlagen müsse; zwei Hohenzollern und dem Schwager eines deutschen Bundesfürsten. Niemand wagte, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen. Erpressergeschichten und Selbstmorde kamen hinzu. Immer neue Namen von vornehmem Klang wurden genannt. Offiziere baten mich drängend, meine Kenntniß des wuchernden Uebels mindestens anzudeuten. Das werde wirken. Die Armee dürfe nicht leiden; wenn es so weiter gehe, sei der Skandal unvermeidlich und aus der Lache werde es dann sehr hoch aufspritzen. Ich konnte nichts thun. Allgemeinheiten über Homosexualismus nützen nicht. Und Schlafzimmerluft aufschnüffeln? Den Denunzianten spielen? Unmög=

lich. Auch Spezialärzte schrieben mir. „Daß sich oben die Fälle so häufen, kann noch ein Glück werden, wenn es uns den schädlichen Paragraphen vom Hals schafft. Die Erregung ist besonders unter den Offizieren groß. Für ein offenes Wort wird man Ihnen dankbar sein." Ich konnte nicht. Privatsachen! Berlin hat einen homosexualen Polizeipräsidenten gehabt, der sein Amt sehr gut versah. Im Heer sorgen die Vorgesetzten schon für die nöthige Zucht. Und was bedeuten ein paar Uebertretungen des Urningparagraphen? Doch nur, daß auf der Höhe die selben Menschen wie im Thal wohnen und daß die Geschlechtsvarietät kein Entartungmerkmal ist. Kräftige, Germanenhelden gleichende Männer waren beschuldigt. Schließlich gehts doch ohne Skandal vorüber. Wenn nur nicht ein Kutscher oder Bursche die Leute vom „Vorwärts" auf die Fährte bringt!

Von den Herren, denen Paragraph 175 gefährlich werden konnte, habe ich hier nie gesprochen. (Ein Fehler? mag sein; vielleicht wäre manches Familienunglück vermieden worden. Doch irgendwo fühlt fast Jeder sich von Zwirnsfäden festgebunden. Das Delatorische schreckte mich ab.) Wer behauptet, ich habe dem Fürsten Eulenburg und dem Grafen Moltke solche Verfehlung nachgesagt, sie, noch so leise, auch nur angedeutet, hat meine Artikel nicht gelesen oder längst wieder vergessen und schiebt mir das nun in anderen Blättern Gefundene zu. Ein Amtsgerichtsrath fragte mich: „Hat Graf Moltke Sie wirklich verklagt? In der ‚Zukunft' haben Sie kein Wort gesagt, das ihn beleidigen konnte." Ein Landgerichtsrath: „Ich habe bei kühlem Blut die acht inkriminirten Hefte noch einmal genau durchgesehen. Vielleicht könnten Eulenburg und Lecomte vor Gericht ihr Glück mit einiger Aussicht auf Erfolg (wenn Sie nämlich gar kein Beweismaterial hätten) versuchen. Was Moltke betrifft, wäre es einfach wahrheitwidrig, wenn Sie zugäben, irgendetwas Beleidigendes (ganz abgesehen vom Paraprapheu 175) über ihn veröffentlicht zu haben." Diese Stimmen sind nicht vereinzelt. Aus acht Artikeln, die über einen Zeitraum von sechs Monaten vertheilt waren, eine Beleidigung destilliren: sonderbares Trachten. Um so sonderbarer, als die Herren sich vorher nicht beleidigt gefühlt, sondern im höflichsten Ton eine Verständigung gesucht hatten.

## Friedensboten.

Während des Marokkostreites haben wir ernste Schwierigkeiten dadurch gehabt, daß die Herren Rouvier und Bourgeois der friedlichen Gesinnung des Deutschen Kaisers allzu sicher waren. Ein Gegner, der gewiß ist, daß es zu einer Waffenprobe unter keinen Umständen kommen wird, fordert mehr als einer, der mit der Möglichkeit blutiger Entscheidung rechnen muß. Das Livre Jaune lehrte, wie gut man in Paris über berliner Stimmungen informirt war; in

den Germinaltagen von Algesiras war mans noch besser. Von wannen kam diese Wissenschaft? Woher wußte der Botschafter Bihourd genauer als der Staatssekretär Richthofen, was Wilhelm der Zweite heischen und gewähren wolle? Warum fand Fürst Radolin Herrn Rouvier bis ans Herz hinan kühl? Bihourds erster Gehilfe war der Botschaftrath Lecomte, der Intimus des Fürsten Eulenburg. Der hat über Gobineau einst geschrieben: „Unser modernes Geschlecht bedarf des Balsams, den der Verkehr mit solchen herzenswarmen Naturen bringt. Wir verdorren unter dem System. Die erwärmende Flamme des glühenden Geistes, die lodernd mit den Gluthen des in Güte überströmenden Herzens zusammenschlägt, zündend, erquickend, aufrüttelnd: wo brennt sie? Wo leuchtet sie uns? Sie ist eine Gabe des Himmels, die er uns selten spendet. Darum mögen wir jubeln, wenn sie uns glüht!" Eine Probe aus den Briefen Gobineaus (der Phili seinen „Herzensfreund" zu nennen und mit den Worten zu schließen pflegte: „Vale et me ama!") „Lehnen wir uns fest an die Herzen, die uns lieben, und sagen wir uns Eins: Wenn wir viel leiden, so giebt man uns auch viel Liebe: und Das läßt uns wohl manche Last tragen. Geliebt zu werden, ist so viel!" Im Verkehr zwischen Herrn Lecomte und Phili war der Ton gewiß nicht minder überschwänglich. Ich denke nichts Arges. Der Fürst ist ein guter Deutscher aus altem Haus, durfte sich den Freund des Kaisers nennen und kann stets nur Deutschlands Vortheil gewollt haben. Ich denke mir, daß er zu dem Franzosen 1905 ungefähr so gesprochen hat: „Bülow läßt sich von Holstein treiben und Holstein ist ein kleinlicher Mensch ohne idealen Schwung. Unser erhabener Herr aber kennt keinen höheren Wunsch als den nach friedlicher Verständigung mit Eurem schönen Kulturland; und wenn sie Euch in der Wilhelmstraße chicaniren: auf seine große Seele könnt Ihr bauen. Er wird nicht erlauben, daß man Euch Unziemliches zumuthe, und wegen der kleinen marokkanischen Differenz niemals das Schwert ziehen, das er als Diener des Höchsten führt." So ungefähr; nur wohl mehr im Hymnenton. Unpatriotisch ists nicht. Kann aber gefährlich werden. Und ist sehr gefährlich geworden. Daß der Fürst an dem „Friedenswerk der Konferenz" mitgewirkt hat, direkt und indirekt, ist nicht nur durch die Verleihung des Schwarzen Adlers bestätigt. Erweislich wahr ist auch, daß er vor Holstein, als dem Vater aller Schwierigkeiten, gewarnt hat. Lecomte sein Freund, Holstein sein Feind; und in der pariser Presse täglich: M. de Holstein veut la guerre ou l'humiliation de la France! (Auch jetzt ist er, seit Phili im Schatten steht, ja wieder der Schwarze Mann des Matin, Figaro und unserer anderen lieben Nachbarn.) Das geht nicht. Macht ohne Verantwortlichkeit darf heute nicht

mehr geduldet werden. Den Leitern des politischen Geschäftes kein Unberufener die Kreise stören. Am Wenigsten darfs ein Schwärmer und Geisterbeschwörer.

Im November und im Dezember 1906 habe ich den Fürsten und seine Freunde hier ziemlich scharf bespöttelt. Als die Artikel „Praeludium“ und „Dies irae“ erschienen waren, kam ein Herr zu mir, um Frieden zu stiften. Eulenburg fühle sich von mir gehaßt und wisse gar nicht, was ich von ihm wolle. Später: er sei zur Disposition gestellt, kümmere sich nicht um Politik und sei durch familiäres Ungemach ganz gebrochen. (Flucht eines Sekretärs, der ihm Magier und Liebling gewesen war, mit einer Tochter des Fürsten, die seine Frau wurde und mit der ein Bruder das Haus verließ. Die traurige Sache war schon bekannt, ist aber hier nie erwähnt worden.) Noch weniger wisse der Stadtkommandant, warum ich seinen Namen genannt habe; er sei dem Fürsten seit vierzig Jahren befreundet, als Politiker nie hervorgetreten und diene seinem König nur als Soldat. Antwort: Ich habe keinen Grund, die Herren zu hassen. Das süßliche, kränkliche Wesen, das sie am Hof treiben, ihre spiritistischen Künste, ihr mystischer Kaiserkult: Das scheine mir, wie Vielen, eine Gefahr. So gings mehrmals hin und her. Am Ende sagte ich: „Der Kaiser kann nicht wissen, daß er von einem Kreis abnorm empfindender Männer, nur weibfeindlicher oder homosexualer, umgeben ist. Kommts heraus, ehe er einzugreifen vermochte, so giebts den schlimmsten Skandal, den wir erlebt haben. Deshalb muß jedes anständige Mittel angewandt werden, das den Kaiser aufklären kann. Mit sehr behutsamem Finger habe ich, ganz leise, bisher auf diese Dinge hingewiesen, weil die Gefahr näher rückte. Ich bin froh, wenn ich mich damit nie wieder zu beschäftigen brauche. Diese Möglichkeit tritt ein, sobald der Fürst seine Hand aus dem politischen Spiel läßt, aus dem Rath der Krone verschwindet und auch den Stadtkommandanten nicht als seinen Vertreter für Personalien und Hofpolitik bestellt. Daß ers gethan habe, ist mir von ernsten Männern gesagt worden, die ihn in der Nähe sahen.“ Auch diese Botschaft wurde der Gruppe übermittelt. Bald hörte und las ich, der Fürst gehe für ein paar Monate nach Territet und werde sich völlig still halten. Der Friedensstifter, der mirs erzählte, war am Ziel. Und ich konnte schweigen. Ein anderer dem Fürsten Vertrauter besprach mit mir das familiäre Mißgeschick. Wir stimmten darin überein, daß man das einmal Geschehene hinnehmen, das legitime Glück der jungen Leute nicht stören solle. Da erfuhr ich auch, daß in Liebenberg der Botschaftrath Lecomte mit dem Kaiser zusammengebracht worden sei. Ungewöhnlich. Nur mit dem Chef der Mission verkehrt sonst der Souverain. Aber Fürst Eulenburg war ja fort und kam wohl erst nach Jahresfrist wieder.

Von Beleidigung, Duell, Klage war bei Alledem nie die Rede gewesen.

Warum auch? Wer nicht in jedem Wesenszug normal ist, wer das leise Lustgefühl, das Frauenreiz ihm nicht gewährt, in Freundschaften hinüberrettet, ist deshalb noch nicht minderwerthig. War die Diagnose falsch, so konnte man drüber lachen; war sie richtig, so hatte nur Einer mehr sie gestellt. Solche Dinge bleiben ja nie verborgen. Ich schwieg nach der Abrede. Bis der Fürst, allzu früh, zurückkam, in Wiesbaden auf den Kaiser zu warten schien, an einer hastigen Versöhnung Frankreichs gearbeitet und getuschelt wurde, Phili solle im Reichsland Statthalter werden. (Und Lecomte an den Quai d'Orsay übersiedeln? Dann hatten wir die Romantikergefahr in der gefährdetsten Flanke!) Da schrieb ich wieder; ein paar nicht freundliche, auch nicht beleidigende Worte. „Einseitige Rücksichtnahme ist eine Dummheit", hat Bismarck gesagt. Das gilt auch für unbesiegelte Pakten. Das mögen auch die Herren bedenken, die mich zwingen, wider meine Gewohnheit Privatgespräche ans Licht zu bringen.

Alles ringsum still. Am zweiten Mai brachte der Kronprinz seinem Vater zwei Hefte der „Zukunft." Draußen erfuhr Niemand davon. Allmählich verbreitete sich das Gerücht von Ungnade und Zorn, Untersuchung und Abschied. Den Wahn, der Redakteur einer Wochenschrift könne mit seinen „paar Worten" diesen Sturm entfesselt haben, hätte Jeder verlacht. Am sechsundzwanzigsten Mai stand im Lokalanzeiger, Graf Moltke habe mich „stellen lassen" und, als die Herausforderung abgelehnt war, den Staatsanwalt gegen mich angerufen. Nun erst wurde der Zusammenhang offen . Wer aber traut Wilhelm zu, er werde einen Fürsten und zwei Grafen wegschicken, weil Unfreundliches über sie gedruckt worden ist? Geduldet Euch fein. Eines Tages erfahrt Ihr vielleicht noch, was in den ersten Maitagen geschah. Graf Wilhelm Hohenau konnte keine Rechtfertigung versuchen. (Sein Fall war längst vorausgesehen; nur am Hof nicht.) Die Anderen thatens. Jeder auf seine Art...

Die Meldung, ich sei „gestellt" worden, ist unwahr. Im Auftrag des Stadtkommandanten hat mich sein Vetter, Graf Otto Moltke, in meiner Wohnung besucht. Nicht als Kartellträger, sondern in der (ausgesprochenen) Absicht, eine Verständigung zu erreichen. In einem langen, von Beiden ruhig und höflich geführten Gespräch versuchten wirs. Die mir artig angebotene Möglichkeit, meine Worte ins Harmloseste umzudeuten, benutzte ich nicht, sondern wiederholte, was ich im Dezember dem Freunde des Grafen Kuno Moltke gesagt hatte: die Gruppe nicht normal empfindender Männer scheine mir auf diesem Platz gefährlich. Zögerte aber keine Sekunde, das Ehrenwort als vollgiltig anzunehmen, mit dem Graf Kuno Moltke bekräftigte, niemals das Strafgesetz verletzt zu haben. Daß ich ihm solche Verletzung nicht zugetraut habe, wußte er. Ich hatte nach dem Zweck der Aktion nicht zu fragen und schrieb den folgenden Brief:

Grunewald, am elften Mai 1907.

Seiner Hochgeboren dem Herrn Klosterpropst und Oberstlieutenant Grafen Otto von Moltke. Euer Hochgeboren hatten die Güte, mir mitzutheilen, daß Ihr Herr Vetter, Graf Kuno Moltke, mit seinem Ehrenwort Ihnen bekräftigt hat, er habe niemals mit männlichen Personen geschlechtlichen Umgang irgendwelcher Art gehabt. Auf diese Mittheilung erwidere ich gern, daß ich keinen Grund habe, an der Wahrhaftigkeit des Eurer Hochgeboren gegebenen Ehrenwortes zu zweifeln.

In vollkommener Hochachtung habe ich die Ehre zu sein
Euer Hochgeboren ergeben
Harden.

Der Besucher bat mich dann noch, das früher in der „Zukunft" behandelte Thema, wenns mir irgend möglich sei, nicht mehr zu berühren. Dazu, sagte ich, nie wieder gezwungen zu werden, ist mein Wunsch; ich that es stets ungern und nur unter dem Zwang eines Pflichtbefehles. Dann stimmen wir also überein und können weitere Konsequenzen wohl vermeiden ... Der Besuch hatte mich überrascht (der Name war am Telephon unverständlich geblieben); nun mußte ich mich fragen, ob ich richtig gehandelt habe. Sicher, als ich das Ehrenwort sofort annahm. Das streifte meine Diagnose ja nicht einmal. Wenn Jemand mich gewinngierig nennt, kann meine Versicherung, nie als Dieb in ein Haus eingebrochen zu sein, ihn nicht widerlegen. Vielleicht wars aber ein Fehler, nicht gleich zu sagen, daß und warum ein Zweikampf mir in diesem Fall nicht angebracht scheine und daß ich, wenn personalpolitisch Alles beim Alten bleibe, mir das Recht zu freier Kritik auch weiterhin wahren müsse. Noch am selben Mittag schrieb ich an den Herrn Abgeordneten Grafen Moltke:

Euer Hochgeboren ersuche ich, das Folgende als wesentliche Ergänzung meines heutigen Briefes zu betrachten:

Aus unserem Gespräch bleibt ein von Euer Hochgeboren ausdrücklich angeregter Punkt zu erledigen: die Konsequenz, die sich ergeben könnte, falls meine heutige Erklärung nicht genügte. Es würde mir, in diesem Fall, nicht angebracht scheinen, auf die Bahn persönlichen Konfliktes zu folgen. Die Institution des Duells hat den Zweck, eine auf anderem Wege unsühnbare Beleidigung zu sühnen und zu bestatten, sie jeder weiteren Erörterung zu entziehen. Der Zweck dieser Institution kann und soll aber nicht sein, die Aufhellung eines Thatbestandes zu hindern. Ein Zweikampf würde die streitige Sache formell erledigen, eine spätere Feststellung der Wahrheit aber unmöglich machen. Dazu dürfte ich nicht beitragen. Denn wenn ich auch keinen Grund habe, an der Wahrhaftigkeit des innerhalb bestimmter Grenzen gegebenen und mir zur Kenntniß gebrachten Ehrenwortes zu zweifeln, so kann es, trotz allen persönlich empfindsamen Bedenken, doch politische Pflicht werden, die allgemeine Rückwirkung einer normwidrigen (wenn auch ideellen) Männerfreundschaft, an deren Bestehen und an deren ins Politische überschweifender Tendenz ich nach gewissenhafter Prüfung authentischer Dokumente nicht den geringsten Zweifel habe, als erweislich vorhanden zu zeigen.

In vollkommener Hochachtung habe ich die Ehre zu sein
Euer Hochgeboren ergeben
Harden.

Berlin, den zwölften Mai 1907.

Eurer Hochwohlgeboren bestätige ich den Empfang des mir soeben unter „Eingeschrieben“ zugegangenen zweiten Schreibens vom Elften dieses Monats.

Ich finde keine Veranlassung, auf den materiellen Inhalt desselben, so weit er sich auf Ihre Person und Ihre Entschlüsse bezieht, zur Zeit näher einzugehen. Dies um so weniger, als der von Ihnen vorgebrachte Grund für die Nichtvollziehung eines Zweikampfes ja nur bedingte Bedeutung hat und mit dem Zeitpunkt wegfällt, wo durch weitere Untersuchung des ganzen Falles die ganze, auch Ihnen nothwendig erscheinende Klarheit erzielt sein wird. Diese zu erwirken, lag und liegt naturgemäß auch im Interesse meines Klienten. Es kann und darf ihm meines Erachtens nichts daran liegen, einen Zweikampf, der immerhin seinen Mund für immer schließen könnte, schon in einem Moment herbeizuführen, wo vor der Oeffentlichkeit der durch Ihre Schriften auf den blanken Schild seiner Ehre geworfene Schatten noch nicht als für immer entfernt angesehen werden könnte.

Ihre Auffassung, daß mein Klient sein mir gegebenes Ehrenwort über sein sexuelles Verhalten zu Männern irgendwie begrenzt habe, weise ich als durchaus irrig zurück. Ueber Das, was Sie unter einer „normwidrigen ideellen Männerfreundschaft“ verstanden wissen wollen, darf ich zur Klärung einer möglichst baldigen schriftlichen Erklärung entgegensehen.

Euer Hochwohlgeboren

ganz ergebener O. Moltke.

Dieser Brief hatte nicht mehr den höchst höflichen Ton des Gespräches. Da war von einer Ehrverletzung (die durch die Annahme nicht normalen Empfindens nicht bewirkt werden konnte) nicht die Rede gewesen. Natürlich auch nicht von einem Zweikampf. Handelte sichs um eine Ehrenfrage, dann mußte unzweideutig, auch für den Fall einseitiger Publikation, festgestellt sein, was von mir gesagt und was darauf erwidert war. Ich antwortete:

Grunewald, am vierzehnten Mai 1907.

Eurer Hochgeboren Brief vom zwölften Mai habe ich zu empfangen die Ehre gehabt. Etwas darauf zu erwidern, scheint mir nach der jetzigen Sachlage nicht angebracht. Sollte es nothwendig werden, so würde das bisher Geschriebene ausreichen, um den unlösbaren Zusammenhang der Wahrheit- und der Ehren-Frage vor der Oeffentlichkeit zu erweisen.

In vollkommener Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Euer Hochgeboren ergeben

Harden.

Die letzten beiden Briefe bedürfen keines Kommentars:

Berlin, den sechzehnten Mai 1907.

Euer Hochwohlgeboren habe ich die Ehre mitzutheilen, daß mich mein Vetter, der Generallieutenant Graf Kuno Moltke, beauftragt hat, Sie zum Zweikampf herauszufordern, da Sie seinem guten Ruf zu nah getreten sind und eine Revokation Ihrerseits nicht eingetreten ist. Ich bitte, mir binnen vierundzwanzig Stunden mitzutheilen, ob Sie diese Forderung annehmen oder nicht. Im ersteren Fall bitte ich, mir so bald wie irgend möglich Namen und Adresse Ihrer Sekundanten mittheilen zu wollen. Sollte mir binnen

vierundzwanzig Stunden keine Antwort zugegangen sein, so würde ich die Forderung als abgewiesen betrachten müssen.

Euer Hochwohlgeboren ganz ergebenster
Otto Graf Moltke,
Oberstlieutenant a. D.

Grunewald, am siebenzehnten Mai 1907.

Eurer Hochgeboren habe ich die Ehre mitzutheilen, daß ich das Schreiben vom sechzehnten Mai heute erhalten habe. Ich antworte darauf das Folgende:

In der Unterredung, die, auf Euer Hochgeboren Wunsch, am elften Mai in meiner Wohnung stattfand, deuteten Euer Hochgeboren (übrigens in objektivem, ruhigem Ton) auf die Konsequenzen hin, die sich aus meinen gelegentlichen, auf Jahre vertheilten Aeußerungen über den Grafen Kuno Moltke ergeben könnten. Als ich, nach Ihrem Weggang, die Unterredung in mir rekapitulirte, sah ich, daß ich diese Andeutung unerwidert gelassen hatte. Noch am selben Mittag schrieb ich deshalb Eurer Hochgeboren, daß und weshalb ein Zweikampf in solchem Fall für mich nicht in Frage kommen könnte: weil er nämlich die Feststellung des wahren Thatbestandes, die doch den Kern der ganzen Angelegenheit bildet, endgiltig unmöglich machen würde. In Ihrer Antwort vom zwölften Mai bekundeten Euer Hochgeboren zwar eine in manchem Punkt von meiner abweichende Anschauung, sagten jedoch, daß eine Aufklärung der wirklichen Sachlage auch im Interesse Ihres Herrn Klienten mehr als alles Andere zu wünschen sei, und stimmten mit mir darin überein, daß man an ein Duell jetzt nicht denken dürfe.

Diesen Standpunkt hat, wie ich aus Eurer Hochgeboren Briefe vom sechzehnten Mai ersehe, Ihr Herr Auftraggeber nun aber verlassen. Er wünscht den Zweikampf, über dessen sachliche Folgen Euer Hochgeboren mit mir übereinstimmten, sofort; ohne Hinblick auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Aufklärung.

Ich habe die Gründe nicht zu beurtheilen, die den Herrn Generallieutenant Grafen Kuno Moltke veranlaßt haben, Euer Hochgeboren mit der Vertretung dieses veränderten Standpunktes zu beauftragen. Mein Standpunkt hat sich nicht geändert. Für mich kann, schon aus dem in meinem Briefe vom elften Mai angegebenen Grund, das Duell nicht in Betracht kommen.

In vollkommener Hochachtung habe ich die Ehre zu sein
Euer Hochgeboren ergeben
Harden.

Die Herausforderung erreichte mich fünf Monate nach den Dezemberverhandlungen, dreiunddreißig Tage nach meiner letzten kritischen Bemerkung über den Grafen Moltke, zwei Wochen nach der Intervention des Kronprinzen. Das von mir erbetene Gutachten eines Generals, eines hohen Civilbeamten, eines jüngeren Offiziers lautete einstimmig: Auch wenn die besonderen Umstände nicht die Annahme der Herausforderung verböten, wäre sie abzulehnen, weil sie viel zu spät und offenbar erst unter dem Druck äußerer Verhältnisse erfolgt ist. Die Thatsache der Herausforderung ist nicht von mir in die Oeffentlichkeit gebracht worden. Im Dezember 1906, im Mai (Moltke) und Juni (Eulenburg) 1907 konnte ich mich geräuschlos zurückziehen. Thats aber nicht. Als mir die Klage des Grafen Moltke zugestellt war, durfte ich Denen widersprechen, die ihn und seinen Freund strafbarer Handlungen beschuldigt hatten.

# Monismus und Dualismus.

Οὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον.

Der Mensch wird in seinem Handeln von zwei Motivenreihen bestimmt: von konkreten, intensiv und unmittelbar wirkenden sinnlichen Verstandesbegriffen und von abstrakten, indirekt wirkenden, umfänglichen Vernunftbegriffen, die ihm als solche durch Klangbilder und Wortgefüge der Sprache vermittelt werden. Zwischen Beide ist er als freies Wesen in die Mitte gestellt. Da die sinnlichen Motive auch das Thun der Thiere bestimmen, so sind die abstrakten Vernunftbegriffe für den Menschen charakteristisch. Je höher auf der Stufenleiter der Abstraktion ein Vernunftbegriff steht, je umfangreicher er also ist, desto mächtiger und erfolgreicher kann er sich als Motiv des Handelns geltend machen, als Gegengewicht gegen imperative sinnliche Antriebe das Schicksal und die ganze Lebensrichtung eines Menschen entscheidend bestimmen. Ja, ganzer Völker: die Geschichte der Menschheit ist voll davon. Im Alterthum und in der neuen Zeit regiren religiöse Vorstellungen und allgemeine Weltanschauungen das Geschick der Nationen und mehr rothes Blut ist in ihrem Dienst verströmt als aus anderen Gründen. Auch seit Dogma und Wissenschaft unblutig sich streiten und ein schwarzer Tintenstrom sich durch die Welt ergießt, haben zwar die Kämpfe scheinbar eine mildere Form angenommen, aber nur scheinbar: in der Tiefe wühlt und gährt es wie im vulkanischen Erdinnern. Das unterirdische Grollen entlädt sich immer wieder in gefährlichen Eruptionen und der ungeschlichtete Streit der Weltanschauungen zeigt seine ungeschwächte, furchtbare Kraft, die von einem milden Humanitätwahn zu seinem eigenen Schaden unterschätzt wird. Sind unversöhnliche Gegensätze zu stark gespannt, so muß die zusammenhaltende Kraft endlich erlahmen und das Gebäude harmonischer Gegenwirkungen einstürzen. Auf dem Gleichgewicht von Verstand und Vernunft ruht auch der Bestand des Menschenthumes.

Unsere Zeit ist dadurch ausgezeichnet, daß durch das Anwachsen der Wissenschaft, also durch den steigenden Besitz abstrakter Vernunftbegriffe und das dadurch bewirkte, früher in diesem Grade nicht gekannte Aufschließen der gegenständlichen Welt, das ruhige Gleichgewicht ins Schwänken gebracht worden ist. Ein Zurückbleiben hinter den Forderungen der höchsten Denkthätigkeit droht mit Vernichtung; und doch ist eine allmähliche Vorbereitung und Erziehung dazu so nöthig wie bei Fausts verjüngendem Hexentrank. Vor unseren Augen scheint ein großes, aber unreifes Volk an solcher Vernunftinfektion sich verbluten zu wollen.

Je mehr die Geistesstürme die Welt durchtoben, desto eher, sollte man meinen, müßte Philosophie sich versöhnend ins Mittel legen. Aber Philosophie ist weit entfernt, Dies thun zu können; denn sie ist selbst in sich gespalten.

Πολλὰ τὰ δεινά; nichts aber ist schrecklicher als die Vernunft, der Mensch in seinem Wahn. Die unverstandene Vernunfterkenntniß wühlt im Boden wie ein Erdbeben; mühsam aufgebaute gesellschaftliche Bildungen der Menschen werden in Frage gestellt. Die Wissenschaft selbst ist es, die uns vor die furchtbare Entscheidung stellt und nicht warten will.

Alle Wissenschaft drängt auf Einheit. Das liegt im systematischen Aufbau der abstraktiven Vernunftbegriffe, die im Dienste der Wissenschaft stehen. Allein der alte Streit der Eins und der Zwei, der Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus, taucht unter anderem Namen immer wieder auf. Materialismus ist Monismus, Spiritualismus ist immer dualistisch, da er den Gegensatz von Körper und Geist, als verschiedener Substanzen, festhält. Dagegen ist der alte dualistische Gegensatz „Gott und Welt" dem Weltenschöpfer gegenüber kein echter Gegensatz, da dieser sich aus gleichwerthigen Begriffen zusammensetzt, also im räumlichen, nicht im zeitlichen Sinn gilt. Wenn Einheit die Zweiheit als zeitliches Moment in sich enthält, so kann nicht von Dualismus die Rede sein; und daher ist alle Religion (das Zusammenschieben der Gegensätze im Pantheismus, Deus sive natura, zeigt es deutlich) im Grunde genommen Theomonismus. Immer ist hierfür entscheidend, wohin man den Einheitbegriff verlegt. Es bedarf nur einer leicht vollziehbaren Drehung des Denkens aus der kausalen oder Zeitrichtung heraus, wie sie ganz unwillkürlich geschieht und immer geschah, auch wo man sich keine Rechenschaft darüber gab, um den Monismus der theologischen Weltanschauung in den Dualismus eines wirklichen Gegensatzes „Gott und Welt" und zweier verschiedenen Substanzen, Körper und Geist, zu verwandeln. So war im dogmatischen Dualismus, den die exakte Wissenschaft verwirft und auch niemals wird zulassen können, der für das Sittengesetz entscheidende Unterschied von sittlicher Freiheit und kausaler Naturgesetzlichkeit, den der Materialismus oder, besser gesagt, der Hylomonismus gefährdet, wohl geborgen und sicher untergebracht. Weiter verband sich der theoretische Monismus der Philosophie, der platonische Logomonismus (worin das zur Idee erhobene, in der Abstraktion vom Sinnlichen übrig bleibende Denkgebilde des Begriffes an die Stelle des Seins tritt) oder die rationalistische Weltanschauung (die auf diesem „logocentrischen Irrthum" oder der Verwechselung der beiden Begriffe Denken und Sein beruht) ganz naturgemäß mit der dualistischen Ansicht. Heute beherrscht der Logomonismus so sehr das gesammte Denken der philosophischen und der unphilosophischen Welt, daß der neue Versuch der exakten Wissenschaft, ihn zu durchbrechen, nothwendig immer in den gegensätzlichen Irrthum des Hylomonismus umschlagen oder ausarten muß. Zum Sein gelangt die Naturbetrachtung nur durch Materie, das „positiv" Gegebene; beide Weltanschauungen aber gelangen nicht hinter das Denkgebilde der Vorstellung. So konnte der theoretische Monismus der

naturwissenschaftlichen Weltanschauung, der Materialismus, im Sinn der praktischen Vernunft auch nicht viel Schaden stiften: er blieb im schlimmsten Fall Vater der berühmten „Doppelten Buchführung". Die Lage änderte sich nicht viel, so lange nur aus Demokrits tiefem Brunnen geschöpft wurde. Materialistische Ansichten hat es, wie Albert Lange uns schildert, immer gegeben; auf die Kreise Hochgebildeter beschränkt, galten sie als ein Zeichen wissenschaftlichen Strebens. Man konnte den dogmatischen Dualismus aus Herzensgrund verachten und doch dem heterogenen Sittengesetz aufs Strengste gehorchen.

Erst als der Logomonismus der Philosophie in den kritischen Werken Kants und seiner Nachfolger die Frage des Dualismus wieder schärfer ins Auge faßte und strenges Denken sich auch in der Philosophie einbürgerte, und besonders, als, auf den Spuren Galileis, die exakten Naturwissenschaften ihren Siegeszug durch die Welt nahmen und alle Lebenskreise durchdrangen: da erhob auch der theoretische Hylomonismus wieder sein Haupt. Mit anderen Worten: Naturwissenschaft, die so hoch gestiegen war, daß sie sich von ihrer Seite her den höchsten Problemen näherte, wollte sich nun auch daran machen, sie zu lösen. Vergeblich stellte sich diesen Bestrebungen der kantische Kritizismus, der den Materialismus an der Wurzel angegriffen hatte, in den Weg; er blieb unverstanden oder er hatte auf seinem rationalistischen Boden selbst zu wenig Stoßkraft. Philosophie entfernte sich immer mehr von einer der wissenschaftlichen Grundlage der materialistischen Weltanschauung ebenbürtigen Position. So konnte es geschehen, daß die aus fremden Landen nach Deutschland importirte Philosophie des Positivismus (gleich unglücklich im Wort wie in der Sache) in den Vordergrund trat. Ist der Positivismus Monismus, so kann er nichts Anderes sein als Hylomonismus, also Materialismus. Denn das Gegebene, einheitlich Positive, das der physischen Weltbetrachtung zu Grunde Liegende, ist sicherlich nichts Anderes als die Materie, das Raumerfüllende, auch wenn die Materie uns als solche nur erscheint. Metaphysischer Monismus, das Einzige, was außerdem möglich wäre, ist Positivismus gewiß nicht; denn Metaphysik wird von ihm verabscheut. Der sicherste Beweis für die materialistisch-monistische Einseitigkeit des Positivismus liegt aber darin, daß Freiheit als eine besondere Art der Naturnothwendigkeit hingestellt, als heterogener Begriff geleugnet und als solcher mitsammt dem dogmatischen Dualismus verworfen wird.*)

Inzwischen aber haben sich die Zeiten geändert. Der theoretische Hylo-

*) Metaphysischer Monismus ist Positivismus sicherlich nicht; denn er löst Freiheit in Naturnothwendigkeit auf, nicht umgekehrt, und verschmilzt die zwei heterogenen Begriffe zu einem einzigen, woher eben der Name. Dann aber ist dieses Einzige Physis, also Materie. Täuschung ist hier groß und schleicht sich eben so leicht ein; denn es kommt nur darauf an, wohin der nachher zu spaltende

monismus ist nicht mehr auf die wissenschaftliche Kreise beschränkt. Mit den Kenntnissen in den Naturwissenschaften, ohne die das nackte Leben nicht mehr bestehen kann, bahnten sich die materialistischen Grundanschauungen den Weg in die breiten Massen und wurden hier natürlich zum Dogma. Nun hatte die Menschheit wieder unter zwei Weltanschauungen zu seufzen, die Beide den wissenschaftlichen Boden verlassen hatten: Monismus contra Dualismus. Und so steht der Streit ungeschlichtet noch heute.

Der Monismus, der die naturwissenschaftlich Denkenden fast ausschließlich beherrscht, ringt nach philosophischer Begründung seiner Anschauung; und dieses Ringen ist die eigentliche Signatur unserer Zeit.

Wehe der Menschheit, wenn der Sieg ihm zufallen sollte! Und was kann sich seinem Siegeslauf entgegenstellen? Nur die Ueberzeugung, daß Freiheit mit Naturnothwendigkeit nicht zusammenfalle; daß sie ewig geschiedene und einander entgegengesetzte, unvereinbare Begriffe seien und daß der Mensch in diesem Sinn, um mit Kant zu reden, Bürger zweier Welten sei. Dieser Dualismus allein kann die Welt vom sittlichen Untergang retten, dem der Monismus sie augenscheinlich zutreibt, kann das furchtbare Katallysma abwenden, das der Menschheit droht.

In diesem Punkt ist der Positivismus selbst unwissenschaftlich. Die Gefahr der positivistischen Weltanschauung liegt aber in dem gewaltigen wissenschaftlichen Rüstzeug, das sie den bekämpfenden Waffen, wie die Mathematik, fast unzugänglich macht. Freiheit aber, ein Begriff, den Physik von sich abweist, ist und bleibt Begriff einer hintersinnlichen Welt, deren Erfassung allerdings bis jetzt, so weit bekannt ist, der Wissenschaft gänzlich widerstrebt hat. Keine dogmatische Ansicht ist mehr stark genug, Wissenschaft aufzuhalten, weil diese sich mit dem physischen Leben selbst verbunden hat; und so ist gewiß, daß, wenn der Begriff der Freiheit der Metaphysik und nicht der Physik angehört, nur noch eine Behandlung der Metaphysik im streng wissenschaftlichen Sinn uns helfen kann; eine wissenschaftlich unanfechtbare Lehre vom Hintersinnlichen (nicht Uebersinnlichen) oder vom Vorbewußten; eine Lehre vom Sein selbst, im Gegensatz zu einer Lehre vom Gedachten (das ja auch dem Sein angehört), also im Gegensatz zur rationalistischen Weltanschauung.

Ohne Monismus keine Wissenschaft, ohne Dualismus kein Sittengesetz. Zwischen den Hörnern dieses furchtbaren Dilemmas ist die Menschheit heute eingezwängt, wie der Mann im Syrerland. Alles Vertuschen, alle Feinheit in

Einheitgedanke verlegt wird, während Begriffe so leicht mit einander verschmelzen. Möge der Positivismus sagen, was er wolle: Freiheit und Verursachung sind heterogene, unvereinbare Gegensätze, die zwei verschiedenen Welten angehören. Unwissenschaftlich denkt, wer Das nicht einsehen will. Freiheit ist die stärkste, die einzige, aber unüberwindliche Vertheidigungwaffe des Dualismus.

der Handhabung biegsamer Begriffe einer kunstgeübten Vernunft kann hier nicht helfen. Woher soll die Versöhnung der Gegensätze, feindlicher Mächte von gleicher Stärke, kommen?

Eine Durchbruchsstelle kann in der Lehre vom Gegensatz gefunden werden, einem wegen der Verwandtschaft von Gegensatz und Widerspruch von den Logikern gemiedenen Gebiet. Gegensatz ist dem Wesen nach Vereinheitlichung zweier Verschiedenheiten. Es handelt sich hier also in der That nicht um Eins oder Zwei, sondern um Eins und Zwei, also um eine Verbindung dreier Begriffe, eine Kunst von allen Zeiten, die schon im Faust als Irrthum verbreitend, als Hexeneinmaleins verdächtigt worden ist. Hier ist aber keine Gefahr. Der Begriff Mensch spaltet sich in Mann und Weib, Nenner und Zähler vereinigen sich im Begriff Bruch; diese Trias von Begriffen kann auch nach dem Gesichtspunkt der Ueber- und Unterordnung in Gestalt einer Kugelpyramide aufgestellt werden und Beides würde der Logik nicht widerstreiten. Hier soll aber das Problem nur berührt, nicht weiter verfolgt werden. In meiner „Metaphysik“ und „Lehre vom Leben“ habe ich mehr darüber gesagt.

Sigmaringen. Alfons Bilharz.

# Kirchenzauber.

Ich liebe diese kleinen katholischen Kirchen des Südens so sehr. Da draußen hält der jubelnde Frühling seinen Einzug, überströmend von leuchtenden Farben, ein lächelnder Sieger: und da drinnen ist ein kühles Halbdunkel, das das Auge sanft umschmeichelt. Schwere Weihrauchwolken durchziehen den Raum, in dem das Licht durch farbige Fenster sich bricht, und da hinten vor dem Hochaltar flimmert unstet die kleine Flamme der Ewigen Lampe.

Und vor einem der Altäre kniet ein Priester. Seine hohe, schlanke, junge Gestalt verschwindet fast in der faltenreichen Pracht seiner üppig gestickten Gewänder, sein scharf geschnittenes Gesicht hebt sich in fahler Blässe von dem dunkeln Hintergrund ab und in diesem Antlitz leuchten in fanatischer Gluth seine Augen. Regungslos liegt er und betet lange und inbrünstig; und dann erhebt er sich lautlos. Kaum daß sein Schritt in dem hohen Raum widerhallt. Und nun ist er durch eine kleine Pforte verschwunden.

Und meine Gedanken eilen ihm nach — fragend. Um was mag er wohl gebetet haben? Wollte er in brünstigem Flehen seinen Heiligen versöhnen, dem er glaubte nicht genug gethan zu haben? Oder war es nur eins der vielen Gebete, die die Regel seines Ordens ihm zu verrichten befiehlt? Doch er war ja so jung und seine Hand hatte gebebt und sein Auge unsicher geschaut und seine Lippe ge-

zuckt. Wars gar ein heißer Wunsch und brennende Sehnsucht, die ihn an den Stufen des Altars niederzwangen, ein wildes Beten und Rufen um Erfüllung und zugleich um Verschonen? Denn es gab doch auch die Zeit, da er das schwarze Kleid noch nicht trug mit seiner strengen Entsagung. Und wenn es der Inhalt seines Lebens war, dem er entsagte: was wiegt seiner machtvollen Kirche die zerbrochene Sehnsucht eines einzigen armsäligen Menschenkindes?

Sie braucht nur ergebene Diener, deren keiner mehr Etwas für sich will, die nur noch opfern, nie mehr wünschen. Und sie eilen zu ihr, ihre Diener, von der betäubenden, sinnverwirrenden Macht ihres Kultus bezwungen.

Schwere Weihrauchwolken durchziehen den Raum; sie umgrenzen auch meine Sinne mit engen und immer engeren Kreisen. Die Gedanken mögen nicht mehr haften in alten Bahnen, sie flattern wie verängstigte Vögel im Käfig, sinken wie sie matt zu Boden und ergeben sich dem Zauber dieser Macht. Der Kampf hat aufgehört. Nur Ruhe wollen sie, Ruhe. Und Ruhe und Frieden bieten diese hohen Hallen, die das Mysterium ewiger, hingebender Liebe umschließen. Ruhe und Frieden für Den, der sich ganz ergiebt und als Preis den ganzen Menschen und die ganze Seele zahlt.

Und ich sehne mich, zu geben, was sie verlangen, für Ruhe und Frieden. Habe ich denn noch meine Seele, daß ich sie geben kann? Da draußen im Lärm der Welt ist sie doch entstellt und zerstückelt worden. Da kam der Größere und Mächtigere, dem meine Seele im allzu ungleichen Kampf nicht gewachsen war, und hat ihr das Eigene genommen und da vernichtend und dort verletzend sie umgebildet, daß ich selber meine Seele nicht mehr kenne und nicht wage, in ihre umgeschaffenen Tiefen zu dringen. Und doch ist in ihr noch die große, hoffnungfrohe Sehnsucht des Vogels, der sich in seinem Käfig müde geflattert hat und der da immer noch glaubt, daß doch eines Tages sein Käfig sich noch öffnen müsse und die Unendlichkeiten des ewigen Himmels sich ihm bieten; und die ewige Liebe im unendlichen All müsse durch die schöpferische Kraft der Wiedergeburt alle alten Wunden dann heilen.

Leise hat die Kirchenthür sich geöffnet und ich wache auf aus dem sehnsüchtigen Traum, eine in Frieden wohnende Sklavin dieser Mystik zu sein . . . Das Licht am Hochaltar flackert, vom Windzug bewegt, auf; ein Mädchen aus dem Volk tritt ein. Befangen und scheu schreitet sie vorwärts und opfert bebend ein Wachskerzlein am Altar der Maria und leise dringen die Worte ihres Gebetes zu mir herüber: „Und gebenedeit bist Du unter den Weibern und gebenedeit die Frucht Deines Leibes Jesus Christus! Amen!“ Und dann spricht sie weiter und erzählt der gütigen Heiligen all ihre Schmerzen. Und nun erhebt sie sich, von einer Last befreit, und schlägt ihr klares Auge voll tiefen Vertrauens und sieghafter Gewißheit auf zu der Gestalt des gekreuzigten Erlösers: und für sie öffnen sich die Mauern der Kirche und ihr gläubiges Gebet aus hoffnungfroher, hingegebener Seele dringt hinauf zu der ewig schaffenden, unendlichen, geheimnißvollen Urkraft des Alls.

Nun schreitet sie hinaus und ich folge ihr auf den Marktplatz, wo unter der blendenden Sonne lebhafte Gruppen sich drängen. Das ist der Alltag, der mit lautem Treiben sein Recht beweist. Doch mit meinem Blick schweift mein Sehnen noch einmal zurück nach dem mystischen Zauber dieser katholischen Kirche des Südens, die ich so liebe.

Nelly Schmoller.

# Orientalia.

Türkische Finanzen, Bagdadbahn, Bagdadbank, Finanzgeschäfte in Persien: Orient und kein Ende. Das Abendland hält von den heimischen Kapitalchancen einstweilen nicht viel und sucht im nahen und fernen Osten das Heil. Wenn man den Orient betrachtet, springt immer nur gleich die Politik heraus, wie der Teufel aus dem Kinderspielkasten. Politische Fragen kümmern uns hier aber nicht; nur finanzielle. Deutsche Bank, Orientbank, alias Dresdener Bank, Schaaffhausenscher Bankverein, Nationalbank für Deutschland werden genannt, sobald von Orientgeschäften die Rede ist. Die Deutsche Bank muß das Geld für den Weiterbau der Bagdadbahn schaffen und an die Erhöhung des Kapitals der Anatolischen Eisenbahngesellschaft denken. Direktor Gwinner war wieder einmal in Paris und hat wohl versucht, französisches Geld für die beiden Bahnen zu interessiren, die nach den Wünschen Frankreichs und Englands nicht deutsche Unternehmen sein dürften. Denn Deutschland, sagt man dort, will ja nur Anatolien, Mesopotamien und Persien wirthschaftlich ausbeuten und als Wirthschaftvormacht sich dann politische Vortheile sichern. Deshalb machen Briten und Franzosen unseren Finanzpionieren am Goldenen Horn Schwierigkeiten; sie wollen zerstören, was Georg von Siemens nach langwierigen Verhandlungen in Stambul erreicht hat. Gerade bei der Bagdadbahn hatte man aber auf die Mitarbeit der Franzosen gerechnet. Die Antheile an dem zum Bahnbau erforderlichen Kapital wurden für die durch die Banque Ottomane vertretene französische Gruppe auf 40, für die Gruppe der Deutschen Bank auf 60 Prozent festgesetzt. Als der Firman des Sultans vom einundzwanzigsten März 1903 dann die endgiltige Konzession ertheilt hatte und die Société Impériale Ottomane du Chemin de fer de Bagdad mit einem Aktienkapital von 15 Millionen Francs gegründet war, wurde die Gleichberechtigung beider Gruppen proklamirt. Und darum Räuber und Mörder? Die Engländer zeigten ihre Abneigung wenigstens offen (wenn ihre Regirung anfangs auch wohlwollend schien) und die englische Gruppe lehnte die ihr angebotene Betheiligung ab. Bisher ists ohne sie gegangen. Doch können englische Intriguen die Fortsetzung des Bahnbaues erschweren. Die englische Finanzgruppe, der die Betheiligung angeboten war, sollte von der Regirung die Zustimmung zu einer Aenderung der türkischen Handelsverträge erwirken, durch welche die Zolleinnahmen der Türkei erhöht und so die für den Ausbau der Bahn nothwendigen Garantien gegeben würden. Die handelspolitischen Zustände der Türkei scheinen uns vorsintfluthlich; daran sind weniger die Türken schuld als die interessirten Großmächte, die, wenn sichs nicht um ihre eigenen Grenzen handelt, für den Grundsatz der offenen Thür sind und, mit Berufung auf alte Kapitulationen, die Türkei gezwungen haben, den niedrigen Einfuhrzoll von 8 Prozent zu behalten, während ringsum die Zollmauern immer höher wurden. Die Türkei durfte ihre Wirthschaft nicht besser schützen, ihre Einnahmen nicht erhöhen. Die Finanzen sind denn auch in trostloser Verfassung und alle Bemühungen, sie zu verbessern, sind erfolglos geblieben. Wer diesen Zustand verurtheilt, muß aber bedenken, daß ihn die Großmächte bewirkt haben, die ihren Waarenimport nicht durch hohe Zollschranken gehemmt sehen wollen. Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Türkei beruhen auf einem Freundschaftvertrag aus der Zeit des Alten Fritzen (1761); ein 1890 abgeschlossener Tarifvertrag ist nie in Kraft getreten. Der

achtprozentige Einfuhrzoll soll nun endlich auf 11 Prozent erhöht werden. Die sechs Großmächte haben die Konvention am fünfundzwanzigsten April 1907 unterzeichnet; wenn bis Ende Juni keiner der Kontrahenten seine Zustimmung zurückgezogen hat, gilt der höhere Zollsatz. Die Frist von zwei Monaten wurde auf Verlangen Englands festgesetzt; sollte England die Zollerhöhung vereiteln wollen? Dafür, daß die aus der Zollerhöhung für die Bagdadbahn erhofften Vortheile nicht erlangbar sind, hat die franko britische Eifersucht schon gesorgt. Die zu erwartenden Ueberschüsse, die der türkischen Staatsschuldenverwaltung zufließen und den Weiterbau der Bagdadbahn sichern sollen, sind nämlich der Osmanenbank bis zum Jahr 1910 für Vorschüsse, die das Institut der türkischen Regirung gewährt hat, verpfändet worden. Das letzte, vor einigen Wochen ausbezahlte Darlehen betrug 200 000 türkische Pfund. Das war John Bulls Geschoß; und sollte die Bagdadbahn tötlich treffen. Unser Botschafter protestirte in Yildiz. Wenn die Deutsche Bank aber in Paris nicht Geld zum Bahnbau findet, wird nicht viel zu machen sein. Um die Kilometergarantie für die erste, 200 km lange Theilstrecke Konia-Eregli leisten zu können, hatte die Pforte eine vierprozentige Anleihe im Betrag von 54 Millionen Francs aufgenommen. Die finanzielle Zukunft der Bagdadbahn liegt jedenfalls noch in tiefem Dunkel.

Die Deutsche Orientbank hat mit der Deutschen Bank Fühlung gesucht. Das war verständig. Wenn zu den internationalen Konflikten noch deutsche Konkurrenzkämpfe kämen, wäre aus dem Orient nichts zu holen. Die von beiden Gruppen beabsichtigte Gründung einer Bagdadbank hat in der englischen Presse großes Aergerniß gegeben. Sie lärmte über die deutsche Expansion nach Persien und der asiatischen Türkei. Sieht man in London die alte Khalifenstadt zu neuer Macht aufblühen und zum wichtigsten Handelsemporium Vorderasiens werden? Sieht man auf dem Sitz Haruns al Raschid Herrn Eugen Gutmann als Beherrscher aller Gläubiger? Daß die Unternehmerin der Bagdadbahn den Hauptpunkt ihrer Gleisstrecke zu einem wirthschaftlichen Vorposten ausbauen möchte, kann ihr Niemand verargen. Im Geist Georgs von Siemens würden die Herren Gwinner und Helfferich jedenfalls nicht handeln, wenn sie die Besetzung der wichtigsten Bahnlinienpunkte bis in die Zeit aufschöben, wo die Gleise diese Plätze erreicht haben. Von der 2500 Kilometer betragenden Gesammtstrecke ist erst der zehnte Theil in Betrieb; der Bahnbau kann also noch viele Jahre dauern und inzwischen könnten Andere die fettesten Bissen wegschnappen, wenn die Deutschen die Hände in den Schoß legten. Die Bagdadbahn soll bis zum Persischen Golf gehen; auch Persien wird für uns also kommerziell wichtig. Noch sind da die Handelsbeziehungen gering. In den beiden südpersischen Häfen Buschir und Bender Abbas nehmen persische und indische Handelshäuser die ersten Plätze ein. Im Jahr 1904 wurde für 138 Millionen Mark importirt; der Werth der Ausfuhr (Seide, Opium, Datteln, Baumwolle, Türkise, Teppiche, Rosinen, Mandeln, Gummi und Kautschuk) betrug 92 Millionen Mark. Im Jahr 1905 bezifferte sich die Staatsschuld auf 72 Millionen Mark; Gläubiger ist Rußland. Die Einnahmen, deren Verwendung schwer festzustellen ist, stammen nur aus den Zöllen. Rußland und England möchten sich in das Land theilen: Nordpersien für das Zarenreich, Südpersien für Großbritanien. Der persische Kaufmann, dem man Intelligenz und Unternehmergeist nachrühmt, ist in Tiflis und Nishnij-Nowgorod zu Haus und besucht den Geschäftsfreund in Moskau. Die südpersischen Firmen stehen in regem Verkehr mit londoner Handelshäusern, die nach Indien, Afghanistan, China

liefern, große Mengen besonders beliebter Artikel für diese Absatzgebiete einkaufen und deshalb niedrigere Preise fordern können. Das sichert diesen Exporthäusern ein gutes Geschäft; doch der deutsche Kaufmann braucht sich dadurch nicht abschrecken zu lassen, sondern darf muthig auf den von den deutschen Banken gewiesenen Weg folgen.

Die Deutsche Orientbank hat von der persischen Regirung die Erlaubniß zur Errichtung einer Filiale in Teheran erhalten. Ob und wann sie von dieser Konzession Gebrauch machen wird, ist noch nicht sicher. Zunächst hat sie einen Vertreter, der den berühmten Namen Gutmann trägt und deshalb die Ehre erlebte, mit dem Geheimen Kommerzienrath Eugen Gutmann verwechselt zu werden, nach der persischen Hauptstadt entsandt; er soll die Aussichten einer deutschen Bank prüfen. Warum die Engländer sich über dieses Projekt so aufgeregt haben, ist nicht einzusehen. Ist England etwa bescheiden im Hintergrund geblieben, wenn sich ein Vortheil bot? Nein: mit kecker Hand hat es zugegriffen. Deutschland darf nicht anders handeln; und es sucht in Persien nur kaufmännischen Gewinn. Schon als die Hamburg-Amerika-Linie vor einem Jahr einen Dampferdienst nach dem Sudan und nach Persien einrichtete (ohne sich, wie sie sonst pflegte, vorher mit den älteren ausländischen Interessenten verständigt zu haben), zeigten die Engländer sich sehr mißtrauisch. Das persische Projekt der Orientbank hat sie ganz aus dem Häuschen gebracht. Die Imperial Banc of Persia ist eine englische Bank; Britanien darf sich also rühmen, das erste persische Finanzinstitut zu beherrschen. Trotzdem las man jetzt in englischen Blättern, die neue persische Nationalbank (die der persischen Regirung eine größere Anleihe verschafft hat) sei nicht als Staatsinstitut anzusehen und deshalb ein Abkommen zwischen ihr und der Orientbank ohne wesentliche Bedeutung. Der Zweck dieser Schreiberei ist zunächst nicht erkennbar. Solche Konsortialgeschäfte liegen ja noch in weiter Ferne.

Wir wollen hoffen, daß die Orientbank sich ihrer Pionierstellung würdig zeigt. Nach Jahren leidiger Stagnation bietet sich jetzt die Gelegenheit, neues Gebiet zu erobern. Deutschland soll aus den Handelscentren des Ostens verdrängt werden; da ist nicht nur Gewinn, sondern auch Ruhm zu holen. Das erste Vorschußgeschäft der Orientbank soll man freilich, auch wenn es, trotz Constans, gelingt, nicht allzu laut preisen. Der Finanzminister des Großherrn brauchte 300 000 türkische Pfund, weil Krupp neue Kanonen nur liefern wollte, wenn die alten Rechnungen bezahlt würden. Die Osmanenbank wollte nicht mehr pumpen, auch die Deutsche Bank sagte zunächst, mit einem Blick auf die Bagdadbahn, Nein und sprach dann gegen die Verpfändung des Fonds für militärische Rüstungen (Tedschhizat-i-askarie), der schon für die deutsche Anleihe vom Jahr 1905 verpfändet sei und deshalb unangetastet bleiben müsse. Die Banque Ottomane wollte dem Finanzminister nicht aus seiner Noth helfen, sah aber seine Verhandlungen mit der Orientbank sehr ungern. Nun kanns erreicht, kann zum ersten Mal von einem fremden Institut das Monopolrecht der Osmanenbank auf die Finanzgeschäfte der türkischen Regirung durchbrochen werden. Ein Erfolg der Deutschen Orientbank wäre den Beziehungen der hinter ihr stehenden Dresdener Bank zur Firma Krupp (Personalunion durch Hartmann) zuzuschreiben. Der Vorschuß fließt ja in die Kassen der essener Kanonenfirma, der Gutmanns Concern damit einen Dienst erwiesen hat. Die Deutsche Bank wird der Orientbank diesen „Erfolg" nicht neiden; das Orientproblem soll ja von den beiden Bankgruppen in schöner Friedensgemeinschaft gelöst werden. Die ist auch nöthig. Nur viribus unitis können die Deutschen gegen die englisch-französisch-russische Macht aufkommen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Juni 1907.

# Moritz und Rina.

Kressin, Johannes der Täufer 1907.

Mein Geliebter! Meine Seele!

So, sagt man, reden in unseren besten Kreisen heutzutage Männer (soi-disant) einander an. Warum nicht die graue Schwester das immer noch expansive, aufs Ganze gehende Bruderherz? Brauchst also keinen Schreck zu kriegen. Vor unbequemer Zärtlichkeit bombensicher. Auf seine alten Tage explodirt das an Deinem Busen abgekühlte Kathrinchen nicht mehr. Stimmung noch gar nicht hundstäglich. Trotzdems hier jetzt einfach zum Heulen schön ist. Wärme mangelhaft. Aber selbst ein hart gesottener Sünder aus Moabiterland würde für ein Weilchen am Ende fromm, wenn er morgens in diese grüne Pracht guckte. (Was man bei anständigen Landleuten „morgens“ nennt; der geehrte Kulturmensch kehrt dann vom Pariser Platz wahrscheinlich erst in die Hansabeletage heim.) Dieses Frühkonzert! Als ginge es im Extrazug geraden Wegs in den Himmel. Und in jedem Jahr sorgt der Herrgott für Ueberraschung. Hätte geschworen, daß nach diesem endlosen Winter nichts Rechtes werden könne. Nun Alles 1a. Die Klitsche (nicht mal für frischen Anstrich ist, „bei den Kursen“, Dein Schwager zu haben) bis an den Blitzableiter gnädig mit Weinlaub bedeckt; sieht beinahe wieder herrschaftlich aus. Rothdorn, Linden, Rosen noch etwas zurück. Aber Geranien, Stiefmütter und allerlei Weißes die schwere Menge. Die Erdbeerenbeete, sonst Mariens Reich, schon wie volle Krebsschüsseln; zwischen hochrothen Scheeren ein paar blasse Näschen und Beinchen. Der Kletterpfirsich hat so reichlich angesetzt, daß wir, auch wenn drei Viertel abfallen

weit über eine Mittelernte kommen. Und auf den Feldern stehts nicht so schlecht, wie man befürchtet hatte. Ein Segen, daß wir in den ersten Junitagen zurück konnten. Kennst meine Litanei (die in moderne Zeit und „Weltanschauung“ natürlich nicht mehr paßt): Nur unterm Herrnauge wird ordentlich gearbeitet. Deshalb hat Mieze, das gute Ding, sich auch so gesputet; immer voll Rücksicht auf Mama, die vor der Ernte ihr Lebtag nicht fern von Pommerland war. Deine Lotte hatte wieder mal richtiger gerechnet als ich. Wie mir zu Muth ward, als Eure Depesche höchste Eisenbahnzeit meldete, ist nicht zu beschreiben. Wäre am Liebsten auf die Lokomotive geklettert, um mehr Dampf aufzumachen. Jeder Aufenthalt unterwegs eine Fegfeuerqual. War ja auch wirklich zu spät; und gerade in den letzten Wochen hätte sie mich gebraucht. Unvergeßlich, wie sie schwach und bleich, mit offenem Haar, in ihrem Bett lag, das abgezehrte Pfötchen hinhielt und sich kaum freuen konnte; neben ihr das weiße Bündel mit dem braunrothen, brüllenden Kopf. Kein Junge: zuerst ists immer eine Enttäuschung. Hattest Recht, mich zu tadeln und zu erinnern, daß unser Fürst, als Herbert sein Erstgeborenes angezeigt hatte, telegraphirte: „Marie war auch ein Mädchen.“ Unsere ja auch. Als ihr das Haar aufgesteckt und mich in der Ecke ausgeweint hatte, war Alles in Ordnung. Was konnte ich schließlich nützen? Ging ja glatt; und nachher so rasch vorwärts, daß sie am fünfzehnten Tag auf die Chaiselongue durfte. Katharina Charlotte Johanna (nach der treuen Jeannette des Deichhauptmanns). Der Pastor, mir zu hof- und domhaft, machte es glimpflich. Und daß Du „ohne alle Apparate“ (Bellachini) feiertest und mir fremde Courgäste erspartest, danke Dir noch heute. Was Lotka an Kind und Kindeskind gethan hat, vor und nach der schweren Stunde, ist nicht zu vergelten. Mehr als die Mutter, hélas! Kommt davon, daß man die Brut aus dem Nest gelassen hat. War sie aber zu halten? Alles zu früh; viel zu hastig. Nach neuster Mode. Auch das Würmchen.

Nun heißt man Großmutter; und der Landwehrmajor läuft mit verklärten Blicken herum und mimt dem Philemon. Bis auf die einfältige Frommheit, versteht sich am Rand. „Laßt uns läuten, knieen, beten und dem alten Gott vertraun“: dazu langts nicht. Thut aber, als sei die Stunde gekommen, „letzten Sonnenblick zu schaun“. Ohne alkoholische Nachhilfe gerührt wie Apfelmus. Jeder Zoll Großpapachen. Was seinen Liebreiz nicht mehrt. Kein Plaisir, neben einem Mümmel zu hausen, wenn man sich, quand même, noch leidlich in Form fühlt. Geistig, liebwerther Lächler; die Fassade gebe ich schon lange billig. Er! „In unserem Alter.“ „Wenn ich Ostern noch erlebe.“ Als ob Beide so an die Neunzig. Galant war er nie (warum gerade er, noch heute 'ne

Brezel); jetzt der Jammermann Moor neben ihm ein rüstiger Heldengreis. Dabei pas si bête; noch gar nicht verwrangelt. Man so thun, sagte Bismarck. Auf präzise Fragen giebt er für seine Verhältnisse oft ganz gescheite Antwort. Wer mag aber fragen? Man dämmert so sacht hin. Um diese Jahreszeit hat Jeder bei sich zu thun und Besuch ist nicht zu fürchten. Da fühlt er die Leere doppelt. Kein Kind, kein Kegel im Haus. So lange das Mädel hier war, ritt er wie ein Landstallmeister, machte die weitesten Touren mit ihr; und ist nun auf keinen Gaul mehr zu bringen. Der Junge muß helfen. Der weiß ihn zu nehmen. Ob er aber kommt? Vielleicht nur auf dem Sprung. Ungeheuer strebsam, seit er den Karmesinstreifen trägt (nicht im bösen Sinn natürlich); und mit den p. t. Gefühlen wohl noch anderswo engagirt. Riecht man auf zehn Meilen. Sein alter Herr würde nie zugeben, daß zu einsam; ist aber. Keine Ansprache, nennt mans in Oesterreich. Keinen Mann zum Ausschwatzen. „Auf dem selben Fleck immer die selbe Frau, wenn man heimkommt": hat etwas Wahres. Da erst recht, wo, wie unter uns, von Intimität nicht die Rede sein kann. Bei mir ists anders. Was ich an Gedankenaustausch mit meinem Geschlecht haben könnte: danke für Backobst und ähnliche Südfrüchte. Im Superlativ achtbar; doch nicht mein Typ. Also auf mich angewiesen. Mieze ist ja in Sicht und wird (so pflegte sies zu citiren) die sinnenden Runzeln wohl wieder von der Stirn ihres Jobberpapas wegbaden; wenn er bis dahin nicht Kopf und Kragen verloren hat. Meine Freude hält sich in gemäßigter Zone. Der Herr und Gebieter ist und bleibt doch die Hauptsache (soll auch). Kommt er mit, dann hängt sie an seinem Blick; muß er am Königsplatz schwitzen, dann ists ihr das halbe Vergnügen und sie sitzt täglich Stunden lang über feinen Briefbogen von Liebmann. Wir altmodischen Weiber sind nun mal nicht fürs Theilen. Na, man hat seine Arbeit und seine Sorgen. Bleiben Einem die Leute zur Ernte? Hält sie das Nähren aus oder muß eine Amme heran? Da rennen die Tage. Wo steht denn geschrieben, daß uns von draußen Freude beschert werden muß?

Tröstet, tröstet mein Volk, heißts in der Johannisepistel, mit der mein Morgen anfing. Nie schien mir Trost nöthiger. Kinder, wie siehts in der Welt aus! Zwar: an Krieg glaube ich nicht. Trotzdem im ersten (und letzten; seitdem nur Karten) Brief des Jungen stand, in der Großen Bude gelte für den Juli die Parole: Feldzug oder Urlaub. Warum denn? Wüßte nicht, wer ein Interesse daran haben sollte, unter dem Wurstkessel, in dem wir schmoren, rasch noch helleres Feuer anzumachen. Ahne freilich nicht, was in der Küche los ist. Zu tête-à-tête kamen wir in Berlin diesmal ja kaum. Frau Wöchnerin hielt mich fest; und wenn sie einschlief, fielen auch der Dame im Silber-

haar die Aeuglein zu. Also uninformirt bis in die Pechhütte; bis auf die paar Tips, die mir gabst, und auf frühere Belehrung. Nicht vergessen, daß mir im März schriebst, Bethmann-Hollweg werde zum Ersatz Posadowskys aufgespart, und prophezeitest, sobald im Haag der Rummel begonnen habe, werde Onkel Eduard den Neffen ins Inselreich einladen. Beides pünktlich eingetroffen. Alle Achtung. Davon wird aber der Kohl noch nicht fett. Von Deiner Weisheit auf den Grund zu hören, darf ich für absehbare Zeit nicht hoffen; ziehst mondäne Nordsee jedenfalls wieder Ferienruhe im Bauernhaus vor. Verlassen, verlassen; kein Mensch denkt an mich. Und die Erde ist wüst und finster.

Dunkler und wüster als je. Nach Allem, was wir erlebt haben, auch kein Wunder. Herr Fiekco ist nicht mein Genre; seine Thierreichsgeschichte gerade jetzt aber lehrreich zu lesen. „Mehrheit setzte durch. Roß, Löwe, Tiger, Bär, Elephant und Rhinozeros traten auf und brüllten laut: Zu den Waffen! Lamm, Hase, Hirsch, Esel, das ganze Reich der Insekten, der Vögel, der Fische ganzes menschenscheues Heer, Alle traten dazwischen und wimmerten: Friede! Der Feigen waren mehr denn der Streitbaren, der Dummen mehr denn der Klugen: Mehrheit setzte durch. Das Thierreich streckte die Waffen und der Mensch brandschatzte sein Gebiet." Weißt besser als ich, welchen Namen heute Löwe und Esel tragen; manchmal schon adelige. Muß so kommen, wenn Schwache und Dumme das große Wort führen. Freiheit! Je viens d'en prendre. In der Neuen Welt soll sie ja wohl residiren. Soll es weder Herren noch Knechte geben. Wers glaubt, wird selig. Patzkes Jüngster, der drüben war und offene Augen hat, erzählts anders. Elend und Schmutz bis über die Puppen. Der arme Mann, dessen Stimme Herr Rosenfeld (so muß er einmal ja geheißen haben) braucht, klagt über niederträchtige Ausbeutung, der reiche über Pöbelmißgunst, die ihn nicht zu Athem kommen lasse. Bleibt das Recht, den Präsidenten einen Ochsen zu schimpfen. Macht doch allein noch nicht glücklich. Und unser schönes Nachbarland (so hats, nach der Zeitung, S. M. in Kiel genannt)? Selbst für den Geschmack des mir von brüderlichem Leichtsinn Gefreiten gehts da radikal genug zu. Sozialüstlinge aller Sorten. Schöne Bescherung! Ein Strike nach dem anderen. Im Süden (wo wir uns in den alten guten Hotels so behaglich fühlten) Rebellion, weil der Winzer seinen Wein selbst zu Spottpreisen nicht mehr los werden kann, und meuternde Truppen. Gut für uns. Möchte die Gesellschaft, die mit Aufrührern verhandelt und unbotmäßige Soldaten nicht zu strafen wagt, während einer Invasion sehen. Aerger als 70. Wird sich auch hüten. Aber die Folge von liberté und égalité. In Rußland haben sie die Rasselbande ja weggejagt. Auf wie lange? Wenns

wieder zu krachen anfängt, wird Niki nervös und öffnet der Horde den Taurier-palast. (Stolypin gefällt mir übrigens; doch ein Mann, kein Wachsklümpchen in der Hand eines wildgewordenen Professors.) Lange genug hatte der Unfug gedauert. Daß die Leute schließlich die Auslieferung überführter Verschwörer weigerten, paßte zu allem Vorangegangenen. In Oesterreich wirds, fürchte ich, nicht viel besser. An die neunzig Sozialdemokraten. Ein Dutzend rother Kerle mußte der arme Franz Joseph in seiner Hofburg empfangen. Hast Du Worte? Aber man wollte, mit anderem Komfort der Neuzeit, ja das Allgemeine Wahlrecht haben. Sonst nicht auf der Höhe. Fahr'n mer, Euer Gnaden? Nichts für die Ergebenste. Aber um den noblen und gebildeten Adel ist mirs leid.

Bei uns sind die Jakobiner noch nicht ganz obenauf. Geben sich aber alle erdenkliche Mühe; und wie lange der Damm noch hält, wissen die Götter. Draußen: Du meine Güte! Wenn ich von Bündnissen, Abkommen, Verständigungen lese, wird mir blümerant. Neuer Dreibund, neuer Vierbund. Alles ohne uns. War man nicht gewöhnt. Dabei ewiges Juchhe, wenn Fremde uns die Ehre ihres Besuches schenken. Englischen Zeitungschreibern, die Herrn John Bull über Deutschland den Buckel vollgelogen haben, wird in der Orangerie der Frühstückstisch gedeckt (daß S. M. dann vom Roß herunter zu ihnen sprach, ungefähr wie Gutsherr zu schmausenden Knechten, gefiel mir; merkwürdiger Weise auch ihnen). Und in den kieler Berichten lese neben den üblichen Armours, Ballins, Huldschinskys diesmal Rohan, Decazes, Chocolat-Menier und anderes bedenklich Französisches. Mir unklar, warum Leute, die uns in kalte Finsterniß gebracht haben, sich hier sonnen dürfen. La bouteille d'encre. Können uns nicht mehr rühren und hätten allen Grund, steif zu sein. Was drin vorgeht, noch schleierhafter. Herr „von" Studt: na ja; galt längst als fällig und wäre wohl schneller gerutscht, wenn der Mob nicht versucht hätte, ihn zu stoßen. Warum aber Posadowsky gerade jetzt? Hat den Zolltarif gemacht, kennt unseren Osten und wußte immer, wo Barthel den Most holt. Nicht liberal genug? Fehlte noch, daß Ministerexistenz davon abhängig würde. Die Beamten waren nicht gut auf ihn zu sprechen, seit von Großindustriellen für Agitation zwölftausend Mark gefordert und seinen Direktor Woedtke dann als Sündenbock geschlachtet. So erzählt mans; kann für Richtigkeit aber nicht bürgen. Mir hat der Mann imponirt. Auch wenn ein Redegipfel zu röthlich strahlte. Alter Stil. Ernsthaft, ohne Theatermätzchen, fleißig und an allen Ecken beschlagen. Größtdenkbarer Gegensatz zu Seiner Durchlaucht, zu der nun mal kein Herz fassen kann. Wurde er etwa dadurch unmöglich? Einen, der solche Leistung aufzuweisen hat, sollte man nicht wegschicken, weil seine Nase

nicht gefällt. Von den neuen Herren weiß Unsereins nichts Gewisses. Muß schon froh sein, wenn nicht wieder aus Kontor und Börse. Du alte Preußenherrlichkeit! Unverständlich, weshalb noch vor der Nordlandreise. Der Innere hatte offenbar doch keinen Dunst davon, daß die Sense gedengelt wurde, die ihn mähen sollte. Für Adolf, den Abgeklärten, giebts natürlich kein Welträthsel. „Erstens braucht Bethmann den Sommer, um sich halbwegs einzuarbeiten, was in diesem Reichsamt kein Pappenstiel ist. Zweitens mußte der Kanzler, wie wir Geschäftsleute (wirklich: wir!) sagen, flink die Konjunktur ausnützen. Die Eulenburgerei hat er vom Hals. Jetzt oder nie: aufs Ganze! Nach der Reise hätte S. M., trotz Rücker-Jenisch als Bordbülow, sich um das Geschrei nach homogener Regirung vielleicht nicht bekümmert und dran gedacht, daß Allerhöchstselbst Posadowsky aus Posen importirt. Jetzt Depression, Neigung, auf populäre Vorschläge einzugehen; und daß der Personenwechsel populär, beweist Godefroys seliger Erbe durch Ausschnitte. Drittens: fünf Monate nach der Paarung muß am Reichsleib schließlich schon was zu merken sein. Viertens: acht gute Groschen für ein neues Thema, damit nicht noch länger über Männerliebe, Gesundbeterei, Spiritismus, Kamarilla etc. pp. gesprochen wird." So erklärt ers. Ueberzeugt mich aber nicht. Las doch, die Campagne gegen die Liebenberger sei zu Ende und der Ankläger habe ungeordneten Rückzug angetreten. (Trotzdem die Philiner mir Gräuel, war ich froh; einen Augenblick schiens ja, als sollten ein paar unserer besten Namen in die Schweinerei verwickelt werden. Die Folgen nicht auszudenken.) So kanns nicht gewesen sein. Wie? Werds hienieden sicherlich niemals erfahren.

Macht nichts. Daß kein Grund zum Jubel, weiß nur allzu gut. Selbst wenn 's Gravenhage keine peinliche Ueberraschung bringt. (Ist Marschall, dem die Misere der neunziger Jahre doch zu danken, in diesen Dingen denn zuverlässig?) Bei dem Namen fällt mir ein, wie fatal die Flucht ins Oeffentliche werden kann. Baucis kriecht so schnell, wie es die greisen Beine erlauben, ins Private zurück. In der sechsten Woche nach Trinitatis ist Mariechen, wenn nichts dazwischen kommt, wohl reisefähig. Ihr Vater ließe den alten Gäulen schon jetzt am Liebsten Stallruhe, um für die Einholung zu schonen; mit jungen Pferden zu gefährlich. Muß mich dran halten, wenn bis dahin fertig werden will. Das ganze Haus zu putzen. Solche Wohnscheune nur erträglich, wenn jeder Winkel propper wie Grenadierlederzeug. Die Marinefamilie muß eigenes Heim haben. Schlafzimmer, Kinderstube, Salon. Nur die Fütterung gemeinsam; sonst sollen sie sich at home fühlen und vor Störung sicher sein. Nicht leicht zu machen. Das Quartier des Jungen gebe ich nicht her; ist bis

auf den frischen Bettüberzug immer bereit. Also müssen wir Alten zusammenrücken; im Sommer, wo man die kühlen Stunden draußen, die heißen auf der Veranda verlebt, kein Unglück. Die Möblirung macht, ohne Pumpinstitut und Ladewigs großes Portemonnaie, einige Schwierigkeit. Baby bekommt Miezens Frühgarnitur. Noch Alles da (nur zu neuer Wickelkommode aufgeschwungen) und, nachdem mit Tutchen ganze Farbentöpfe verpinselt, fast elegant. Die Erwachsenen werden nicht ganz so gut versorgt; müssen sich eben nach der Decke strecken. An Bord hats der Herr Kapitänlieutenant schlechter; hier wenigstens Frau und Kind nebenan. Frau und Kind: die Leute feixen mich an, wenn ichs sage. Denen ists immer noch „unser Fräulein" und der Gedanke, sie als eine Mama wiederzusehen, geht ihnen nicht ein. „Und Elisabeth kam ihre Zeit, daß sie gebären sollte." „Und Du, Kindlein, wirst ein Prophet des Herrn heißen." „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg! Machet auf dem Gefild eine ebene Bahn unserem Gott!" „Das Heu verdorret, die Blume verwelket, aber das Wort unseres Herrn bleibet ewiglich." Dir böhmische Dörfer. Johannistag! Wirf einen Pferdekopf ins Sonnwendfeuer, alter Heide, Blumen vom Schleswiger Ufer in Eure Spree und empfiehl an diesem midsummerday das junge Reis der Gunst Deiner (sehr sonderbaren) Götter. Nur ein Mädchen? Bist sicher, daß ihr nicht Schulden zu zahlen brauchst. Solltest heute, nach dieser unpolitischen Hausmutterepistel, doch einsehen, wie bescheiden die armen Frauen sein können. Hast die beste gefischt. Und zu oft vergessen, wer auch nur ein Mädchen war:

Nina.

Berlin, am Tag der Floßschmach 1907.

Fru Frekke von Preußen!

In Deinem Kalender steht heute Jeremias; in meinem die Schande vom Niemen (sprich: Memel). Säkulartag. Den wir auf unsere Art feiern müssen. In der Geschichtstunde ein Fressen für den Kurländer, der wieder mal Treulosigkeit der Moskowiter demonstriren konnte. Faßte die Sache am falschen Zipfel. Alexander hielt sich ganz brav. J'ai souvent couché à deux, jamais à trois, pfaucht Bonaparte. Denkt dabei an Oesterreich; wäre aber für ein Kollateralbündniß (Rumantsow) mit Preußen erst recht nicht zu haben. Was soll der Zar thun? Im Paraderock der Preobrashensker, schwarz-roth-gold, weiße Hosen, Dreispitz mit Federbusch, ist er in das mit Zweigen und Blumengewinden ausgeputzte Floßhäuschen geeilt. Muß das brutalste Wort des Korsen allerliebst (charmant) finden. Und wagt sogar, für Preußen zu reden. Erwirkt ihm den Waffenstillstand vor der Räumung der letzten schlesischen und

pommerschen Plätze. Daß Friedrich Wilhelm schlecht behandelt wird, kann Alexander nicht hindern. „Schmeichelt der Eitelkeit des Kaisers“, hatte er den Preußen gerathen. Friedrich Wilhelm kanns nicht. Sieht mürrisch zu Boden, stammelt mit schwerer Zunge sein Sprüchlein und läßt sich wie ein Schuljunge abkanzeln. Der Zar will nicht, daß Preußen von der Landkarte verschwindet? Schön. Zu Macht darf es aber nie wieder kommen. „Eine nette Armee! So handelt kein wahrer König! Ihr Hardenberg, der meinen Gesandten nicht empfangen wollte, darf mir nicht vors Auge!“ Sechsundzwanzigster Juni 1807. Tröstet, tröstet mein Volk! Gar nicht so schwer. Ein anständiges Stück sind wir seitdem doch vorwärts gekommen. Solche Behandlung nicht mehr denkbar. Die sogenannte Welt sieht freilich anders aus. Erstes Wort Alexanders: Sire, je hais les Anglais autant que vous. Worauf Napoleon: En ce cas la paix est faite. Heute ist Frankreich der Makler, der zwischen England und Rußland den Abschluß macht. Eppur si muove! Unser Planetchen nämlich. Kann sich auch wieder so drehen, daß wir obenauf kommen. Ehe die Enkelin die Silbermyrthe aufsetzt. Will deshalb von dem Mann der Klagelieder heute nichts hören.

Nicht etwa zu ruchlosem Optimismus bekehrt. Kein Bein. Nur, was Ninas zornige Liebe Abgeklärtheit nennt. Resignation mit brauner Butter und Parmesan. Können die ältesten Leute verdauen. Bleibt uns denn Anderes? Wer an Gemeineigenthum und ähnlichen Spuk glaubt, kann lachen. Der Royalist hat sich sattgeschimpft und nur noch die Hoffnung aufs bessere Diesseits. Hast von Deinem Standpunkt aus ja Recht, wenn über das Freiheitgequak die berühmte Schippe ziehst. Ist aber mal die Route. Wer den Peitschenstiel in der Hand hat, läßt ihn nicht gern los. Ein so nützliches Erziehungmittel; und thut dem Gewöhnten nicht weh. Va bene, so lange die Anderen den verlängerten Rücken hinhalten. Thun Europäer aber nicht mehr. Rußland ist eine Sache für sich. Da muß noch gehauen werden; mit Maß und nach gerechtem Spruch, versteht sich. Witte hat selbst zugegeben, daß sein Wahlrecht ein Unsinn war. Mußte vielleicht aber kommen. Sonst hätten die Radikalsten nicht so schnell abgewirthschaftet. Die Verschwörung nehme ich nicht auf den Diensteid. Wohl mehr à la Angot: schwarzer Kragen und blonde Perücke. Alles wiederholt sich nur im Leben. Der Konvent sollte 1793 dem pariser Pöbel zweiunddreißig Girondisten, die Duma dem Zaren jetzt ungefähr eben so viele Sozialdemokraten (russischer Sorte) ausliefern. Alle Tyrannen ähneln einander, ma mie. Lange ging die Geschichte nicht mehr; und Stolypin, der kein Ueberflieger ist, aber nicht stiehlt, feste Nerven hat und arbeiten kann (für einen Russen, negativ und positiv, eine Riesenleistung), fand, daß mit den Analphabeten und Klugschwätzern

Zeit genug vertrödelt sei. Das Heer aufwiegeln, den Polen den Ausschlag jeder Entscheidung lassen: finis Russiae. Die Gelegenheit war günstig. Der Bauer denkt in dieser Jahreszeit nicht an Politisches, Geld ist noch zu haben und der größte Theil der Armee zuverlässig. Wenn Nika endlich aus dem Käfig kröche, würde er bejubelt. Trotz Staatsstreich und Belagerungzustand. Daß Leuten, die mit dem eigenen Haushalt nicht fertig werden, nicht Budgetrecht und Legislative anvertraut werden darf, ist in diesem Jahr Manchem klar geworden. Im Herbst wird mans, mit verändertem Wahlgesetz, noch einmal versuchen. Vielleicht giebts Etwas wie den preußischen Landtag lobesam. Wird aus den Kadeten, die bisher gascognisch stolzirten, ein wohlanständiger Nationalliberalismus, aus Purischkewitsch (den man, schon weil er die Deutschen nach ihrem Werth schätzt, bei uns nicht so ungehobelt schelten sollte) der Führer einer großen konservativen Partei, dann läuft die nicht mehr von Polen kutschirte Karre wieder ein Weilchen. Die Duma bewilligt ein Dutzend Milliarden für Eisenbahnen und Landeskultur: und Kokowzew bekommt, mit englischer Hilfe, so viel Geld, wie er haben will; braucht höchstens fünf Prozent und sanftere Behandlung der Kinder Israels zu versprechen. Auch ohne Parlamentirerei wäre die Lage nur gefährlich, weil Selbstherrschaft ohne Selbstherrscher unhaltbar ist. Einstweilen geht das Geschäft und der Kunde hat sich an pünktliche Zahlung gewöhnt. Wozu der Lärm? Gott bewahre uns vor einer russischen Demokratie! Die wäre der Todfeind des Deutschen Reiches.

Was wir wohl läsen, wenn in Russenland sechshunderttausend Bauern gegen die Regirung aufgestanden wären? Da Frankreich der Schauplatz ist, nimmt mans nicht ernst. Steuerstrike, Kommunalbeamtenstrike, Meuterei, Straßenkampf: Bagatellen, wie die vierzehn Schottenkadaver um Heißsporns Rappen. Ob Herr Clemenceau, der noch verantwortlich zeichnet, es auch so empfindet? Sein Ansehen ist ein Bischen lädirt. Den homme de gouvernement glaubt man ihm nicht mehr. Zu viel Geist und zu wenig Schöpferkraft. Journalist, nicht Politiker. Uns fast unverständlich; weil der radikale Chauvin auf deutschem Boden nicht wächst. Noch ein Prophetenkränzchen, bitte. Vorausgesagt, daß der alte Kampfhahn sich nur durch internationale Errungenschaft halten werde. Franko-japanisches, franko-spanisches, anglo-spanisches Abkommen; Italien, das noch nicht ungenirt ist, als heimlicher Partner. Davon lebt der Mann, der drei Viertel seiner Grundsätze verleugnet hat und von Jaurès als Reaktionär behandelt wird; lebt auch jetzt also von Eduards Gnaden. Wenn drüben so stramm auf Prestige gearbeitet wird, müssen wir wachsam sein. Deshalb auch ich nicht sehr entzückt von kieler Gesellschaft. Daß

die Snobs aller Länder hinströmen, um einen richtig gehenden Kaiser nah zu sehen und für einen Händedruck an der Brücke parat zu sein, versteht sich. Die Hoheit von Monaco ist als Agent der Republik dort und die Rohan, Decazes & Co. wollen auch irgendwas. Timeo Danaos (Adolf kennt den Vergil wie seine Westentasche); selbst wenn sie Rennpreise stiften. Der Nachbar ist nach dem Winter des Mißvergnügens merkwürdig munter geworden. Am dreizehnten Juni war Herr Jules Cambon, Botschafter der Republik, mit zwei Sekretären in Dresden. Feierlicher Empfang beim König; der Ministerpräsident, Geheimrath von Stieglitz und ein Sekretär anwesend. Nach der Uebergabe des Beglaubigungschreibens Besuch bei Johann Georg und der Prinzessin Mathilde. In unseren Zeitungen stand nichts darüber. Lohnt aber. Besondere Aufmerksamkeit des Präsidenten Fallières, die Herr von Tschirschky den sächsischen Landsleuten servirt, damit sie erkennen, was er vermag? Oder Beginn neuer Mode? Bis in den Juli 1870 verkehrte Sachsen direkt mit Frankreich (Graf Seebach, der Vater des Intendanten, war der letzte Chef der Sachsenmission in Paris). Seitdem besorgt das Reich die Geschäfte. Solls nun anders, der Franzos wieder bei allen deutschen Höfen akkreditirt werden? Bismarck hätte mindestens eine Vase zerschmissen. Die Sachsen schwören, Friedrich August voran, aufs Reich und Mißtrauen wäre Blech. Aber seltsam, daß nach siebenunddreißig Jahren der Separatverkehr mit deutschen Fürsten und Bundesstaatsministern wieder anfängt. Cui bono? Nicht der Reichseinheit. Was zu besprechen ist, kann und soll in der Wilhelmstraße besprochen werden. Das Verlangen nach Centralisirung des diplomatischen Verkehrs hat kein Partikularrecht geschmälert; und der Drang, aus den einzelnen Residenzen französische Wunschfracht auf schiffbaren Kanälen nach Berlin zu bringen, wäre auch ohne hundertjährige Rheinbunderinnerungen unzeitgemäß. Der erste Erfolg des sanften Heinrichs, den die französische Presse mit auffälligem Eifer lobt. Nach geräuschvollen und ertraglosen Reisen das erste Lebenszeichen. Weniger wäre mehr. Nach Westen überhaupt zu viel Betrieb. Mit Frankreich ist auf Jahre hinaus für uns nichts zu machen. Wer an die Möglichkeit glaubt oder sie vorspiegelt, muß enttäuschen: denn vor dem Abschluß würde die hochnothpeinliche Frage (nach dem Reichsland) gestellt, die der Deutsche nicht dulden darf. Keinen Knicks also und keine Faust. Sonst haben wir das Geschwür von Europa (Bismarcks Wort) nächstens wieder auf unserer Westflanke ... Senile Geschwätzigkeit? Kennst mein Herz noch lange nicht. Muß bis zum Uebelwerden wiederholt werden. Ceterum censeo: Jeder Versöhnungversuch bringt uns in Kriegsgefahr.

Die sonst nicht zu fürchten, wenn aus dem Grafenhag nicht etwa noch

Ueberraschung kommt. Die Dornen hat die erfreulich lebhafte Diskussion auch schlechten Augen gezeigt; ein Bischen Vorsicht noch: und wir kommen ohne schmerzhafte Schramme durch. So herunter, daß dann Halleluja. Marschall war hier nicht mein Mann. Hat, primo, als Jurist aber die für die Konferenz nöthige Vorbildung und, secundo, am Goldenen Horn in achtbarem Umfang zugelernt. Keiner, der für die Ueberzeugung den Kopf unters Beil legt. (Ausgestorbene Rasse.) Will aber von Oeffentlicher Meinung gut angeschrieben sein und weiß, daß auch aus Konstantinopel nichts mehr zu holen, wenn noch ein einziges Mal nachgeben. Daß Mr. Stead (dieser gutmüthige Friedensquäker soll auch einen versöhnlichen Brief unseres Herrn Kanzlers schwenken) ihn mit solchem Eifer lobt, könnte verstimmen. Doch wohl nur Sprenkel für die Drosseln. Das internationale Oberprisengericht ganz gut, weil ein Hinderniß britischer Willkür. Und Wehrmachtbegrenzung hat ihre Schrecken verloren. Auf den Leim kriecht der Deutsche nicht. Weiß nachgerade, daß er kleben bleibt. Das ist erreicht. Fast so viel schon wie bei Haby. Spurlos ist das Jahr seit Algesiras nicht vorübergegangen. Trotzdem alle offiziösen Puppen tanzen und man thut, als seien die alten und neuen agréments und Bündnisse Kinderspiel. Sinds nicht. Verdammt ernsthaft. Auf allen Seiten die Welt mit Brettern vernagelt. Rühren wir uns, dann haben wir eine Koalition auf dem Nacken, die sich im Mittelmeer und im Großen Ozean für diese Stunde freimachen kann. Zweck der neusten Assekuranzverträge. Die außerdem für Marokko wichtig. Was bietet Reinette für die Algesirasakte, wenn die Mittelmeermächte ohne (ist zu sagen: wider) uns einig sind? Makulaturpreis wäre das Höchste. Siehe übrigens mein Geehrtes von Ultimo März. Still sitzen. Den Mund halten. Sich nichts gefallen lassen. Nach 1807 kam 1870. Von Tilsit gings nach Sedan. Furchtlos abwarten. Mehr zu thun, hat das Genie des vierten Kanzlers uns nicht erlaubt.

Bleibt aber Trumpf. Hic et ubique (Philemon wie Wasser). Sobald mans ohne Gemüthsbewegung anschauen gelernt hat, ists das Lustigste, was je erlebt. Nie hatte ein Minister schlechtere Bilanzen: und gegen die Hymnen kommt kein Bohnenlied auf. Chlodwig ließ den Herrgott einen guten Mann sein und las französische Kitzelromane; übergab die Geschäfte immerhin aber noch in anderer Verpackung, als sein Erbe sie morgen übergeben mußte. Einsam, bedroht, nicht die lumpigste Kohlenstation in Sehweite; wenns den Herrschaften paßt, vielleicht von den Kolonien abgeschnitten. Eduard kann lächeln und einladen. Wer ist verantwortlich? Der ist verantwortlich. Salami. Mit Stolz nennen wir ihn trotzdem den Unseren. Daß er sich zu den Agrariern gerechnet, das Centrum verhätschelt, die Südwestsuppe eingebrockt, uns mit England brouillirt, mit

Italien kompromittirt, den marokkanischen Abschluß umfrisirt hat: ihm ist Alles verziehen. Denn er kann reden (et encore! Nur in unserer Duma ist diese Witzpredigerei eine Nummer) und läßt schreiben. Denn er ist artig und wickelt Jeden in Blümchen, sagt Jedem Elogen, über die ein Pavian in reiferen Jahren als Empfänger erröthen würde. Ueber die Leistung läßt sich nicht streiten. Alles verpulvert. Das Rennen macht immer wieder der Mann. Der paßt in die Welt. Kommt uns aber nicht billig. Hat die besten Ressortleute weggebissen. Miquel, Podbielski, Posadowsky. Und sich jedesmal lauten Applaus geholt. Da war der arme Studt. Wackerer Oberpräsident. Kriegt den Kultus (weil der große Ministerialfritz bequem mit ihm fertig wird) und giebt sich die redlichste Mühe. Macht ein Schulgesetz, dem selbst die Nationalliberalen („damit das Centrum uns keins diktirt") zustimmen. Wagt sich tapfer gegen die Polen vor und prästirt auch sonst diligentiam. Kann aber nicht reden. Nicht wesentlich ungeschickter als Andere; nur eben des Wortes nicht mächtig. Statt offen zu bekennen: „Redner bin ich nicht, verwalte meine Sachen aber anständig und sauber", versucht ers stets aufs Neue. Wird zum Türkenkopf, nach dem Alle zielen. Ist der Herr Ministerpräsident schuld? Gott bewahre! Der hat doch nicht verlangt, daß man sich in der Prinz-Albrecht-Straße mit den schwarzen Männern gut stelle. Der konnte einen unbrauchbaren Kultusminister doch nicht, mir nichts, Dir nichts, abschieben. Der bekommt die beste Hundstagscensur, als Studt das Amtliche gesegnet hat. Himmlisch. Einfach noch nicht dagewesen.

Der casus Posadowsky ist ernster. Stimmt, daß vom Kaiser entdeckt. Sein stärkster Treffer. Caprivi schwankte, als Maltzahn nicht mehr ins System paßte, zwischen Huene, Aschenborn, Schraut. Drei Oberpräsidenten empfahlen den posener Landeshauptmann; er kam ins Reichsschatzamt. Fürchte auch, daß in Sachen Woedtke nicht zu retten. Reichsamt des Inneren, wo Boetticher abgelöst, hatte vom Centralverband Deutscher Industrieller zwölftausend Mark erbeten; „zum Zweck der Agitation für den Entwurf eines Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitverhältnisses". Jencke wollte „das etwas eigenthümliche Verlangen aus nahliegenden Gründen nicht zurückweisen" und gab, für Krupps Rechnung, fünftausend Mark. Die übrigen siebentausend wollte Bueck durch ein Cirkular auftreiben, das der rothe Schoenlank ans Licht brachte. Woedtke mußte die Schuld auf sich nehmen, durfte nicht mehr in den Reichstag, verlor sein Amt und hat das Herzleid nicht lange überlebt. Eine böse Geschichte. Der allzu Moralische ist mit dem Urtheil rasch fertig. Dein Bruder nicht. Einer mußte fallen. Posadowsky stand vor einer Riesenarbeit, die nur er leisten konnte, und stieß den Entbehrlicheren hinab. Ich lasse den Stein liegen und sage: Wer

so viel geleistet hat, mehr als seit Bismarcks Tagen im Reich und in Preußen Einer, ist solchen Fehls wegen nicht zu verdammen. Den Mann zu sehen, war eine Erquickung. Immer ernst und mit dem Herzen bei seiner Sache. Keinen Blutstropfen zu der Paradomanie von heute. Einer, der mit grauem Haar noch zu lernen und zu wachsen vermochte. Ideen hat nur er in den Reichstag gebracht. Und Jeder hätte geschworen: Der vertritt nicht, was ihm ganz gegen den Strich geht. Liberal? Natürlich nicht im Sinn altmodischer Fraktion. Doch ein Mann ohne Vorurtheil und von vernünftiger Duldsamkeit. Sozialist? Nicht mal ein kathedraler. Doch so gerecht und ohne Prunk evangelisch, daß er das Klassenbewußtsein überwand und sich zerarbeitete, um die Millionen für den Kampf ums Dasein besser zu rüsten. Merkst, Vielliebchen, daß beinahe pathetisch werde. Schluß. Seit Jahren wird gegen ihn gehetzt. „Ziffernmensch". „Aktenwurm". „Weltfremder Theoretiker". Noch das Sanfteste. Er wußte, daß S. M. ihn zu schwerfällig finde, der Kanzler nicht riechen könne. Jetzt werden ihm allerlei Intriguen nachgesagt. Dummes Zeug. Dazu hatte er gar keine Zeit. Daß er gegen die Auflösung war, ist richtig; hat sich, als einmal beschlossen, aber mit ihr abgefunden. „Das durfte nicht so hastig gehen": war sein schroffstes Wort. Daß die Rothen Beträchtliches verlieren würden, hat auch der Manager im Dezember nicht geglaubt. Und wer von den Beiden mit dem Centrum intimer war, hat Jeder, der nicht blind sein wollte, gesehen. Arenberg war das Kanzlers Spezi und Orterer wurde von der Durchlaucht wie ein Potentat empfangen. Quand même: „ein Pfaffenknecht, der in die Blockaera nicht taugte". Meinetwegen. Wenn der Block, wie ein Schneemännchen im August, geschmolzen ist, werden Deutsche noch dankbar von Posadowsky sprechen. Weiß nicht, ob er sich beim Becher je einen Agrarier genannt hat. Aber gethan, was der Andere nur malte. Dafür ist er nun weggeschickt. Ohne viel Federlesen aufgefordert worden, den Platz zu räumen. Die Teckelgeschichte, unvorsichtige Worte der Frau, die an einen Umzug von 74 nach 77 zu denken schien, Rivalenneid: vielleicht gings wirklich nicht weiter. Daß der Kanzler sich die Gehilfen wählt, ist in der Ordnung. Wer solche Opfer fordert, muß aber danach sein. Und seine Sachlichkeit nicht dadurch beweisen, daß er den Besten hinausdrängt und die Freiherrlichkeit der Stengel und Tschirschky gewähren läßt.

Beim Urtheil über die neuen Männer muß ich passen. Der königsberger Moltke war sogar für den Kanzlersitz schon im Gerede und ist jedenfalls kein Bureaukrat. Schade nur, daß gerade im preußischen Inneren ewiger Wechsel und Keiner recht warm wird. Bethmann-Hollweg (man sollte die bonner Borussen an der Spitze mal zählen; nichts dagegen, aber ein Bißchen viel) eine

ganze Ecke über Durchschnitt. Gebildet und mit einem Hang ins Moderne (Pardon!); aber nicht stämmig genug für das Reichsamt des Innern. Wirds getheilt, dann meldet sich für die minder politische Hälfte auf Dernburgs Spur erröthend wohl kaufmännischer Ehrgeiz. Bethmann ist wirthschaftlich liberaler als Posadowsky; für mäßigen Zoll und für die berühmte Selbsthilfe. Kränkelt aber: und soll nun auch in Preußen Vice sein, dem Durchlauchtigen also die ganze Arbeit abnehmen. (Rheinbaben, der Nächste dazu, ist ihm zu forsch, zu reich an Gedanken, zu temperamentvoll, wird deshalb mit dem Schwarzen Adler abgefunden und gleicht dem vom Förster angeschlagenen Baum, dessen letzter Tag nicht mehr fern ist.) Wer preußischer Minister war, wird nicht gern Staatssekretär; steigt vom Kollegen des Kanzlers ja zur Untergebenheit herab. Bei Bethmanns Gesundheitverhältnissen ein doppeltes Opfer. Für den Kultus mit humanistischer Beilage hat man das mit Recht so beliebte unbeschriebene Blatt genommen. Adickes war wohl nicht zu haben und andere Kandidaten von Ruf wollten nicht allzu sehr in Althoffs Hand sein. Zu machen ist doch nichts, so lange Staat und Kirche zusammengemörtelt sind und unser gutes Preußen sich einbildet, noch immer die besten Schulen zu haben. Daß nach diesem Revirement die nie Getrübte aber den deutschen Liberalismus begehrlich findet, kann mir kaum denken. Die Bescheidenheit selbst. Zwei Staatssekretäre ihrer Farbe sollte die blockirte Linke schon zu Weihnacht bekommen. Konnten nicht geliefert werden. Artige Kinder schreien nicht. Kriegen sie was? Bethmann theilt, Stengel wird täglich welker. Und der Bülow ist ja, der Bülow gerettet.

Die Konjunktur ausnützen: Das war, wie vor sechs Monaten, die Forderung des Tages. Dein spekulativer Philosoph hat den Nagel wieder aufs Köpfchen getroffen. Mit totsicherem Instinkt auch die Bedeutung des liebenberger Handels erkannt. Schon vorbei? Unwahrscheinlich, mein Schätzchen. Das mit dem Rückzug ist Preßblech. Das dicke Ende kommt nach und ich fürchte, wir werden mehr hören, als uns lieb ist. „Mein Geliebter! Meine Seele!" Für den Anfang nicht übel. Bist also im Bild. Für Spiritismus, Schwarze und Weiße Magie, Gesundbeterei wohl ebenso wenig zu haben wie für die süßeren Sachen. Halten wir uns ans Politische, so ist die Wirkung der Rede werth. Monsieur Lecomte wird dem Lande nicht mehr schaden. In keinem Staatsgebäude so leicht wieder eine séance veranstaltet werden. S. M. ist Leute los, die nicht in seine Nähe paßten (Charon hat den Kahn übrigens noch nicht wieder angekettet; wittert er noch was?), und braucht nicht mehr aus Harfners Mund zu hören, er hab: das Zweite Gesicht der Stuarts geerbt. Bleibts dabei, kann die Brust sich freier heben. Ueber die Sichtbaren mag Jeder nach Wissen und Gewissen urtheilen.

Spirits, Coulissenschieber und im Dunkel schwärmende Freunde der Männerpaarung erreicht unser Auge nicht. Jetzt hat Reserve Ruh. Auch dem Kanzler gönne ichs. Die verfolgte Unschuld hatte so viel zu leiden. Phili, Miquel, Stuebel, Podbielski, Ernst Hohenlohe, Studt, Posadowsky: Alle hemmten ihn im Lauf nach dem Siegerkranz. Alle sind fort: und die Bahn ist nun frei. Holt er die grüne Krone? Adolf hat die ganze Barschaft auf Villa Malta gesetzt.

Der ist mein Trost in Thränen. Der letzte Edelmannn alten Schlages. Zärtlicher Gatte und treuer Vater. (Hat sicher auch alle faulen Papierchen vor der Dividendenebbe abgestoßen.) Daß Dich jetzt, wo noch freyjahaft prangst, mit dem Gedanken ans Altern vertraut macht, schlechtweg meisterlich. Wäre nie drauf gekomnen. Als die Wochenpflegerin zu dem Kind sagt: „Großchen ist da! Na, nu kuck' mal die Omama an!" ... Bitte: hast gezuckt. Und ich Esel mit Eichenlaub wollte die dumme Person entschuldigen und trat erst recht ins Fettnäpfchen. Adolf der Weise hat den psychologischen Moment sofort gefunden. Jetzt oder nie. Sah oft genug (Herrgott: in Familien natürlich), wie furchtbar die feinsten Frauen unter dem Herbstschauer leiden. Keinen Uebergang finden. Ihre eigene Karikatur werden. Weil sie glauben, ohne das plump „weiblicher Reiz" genannte Fluidum nicht leben zu können, und künstlich nachhelfen. Alles erspart er Dir. Längst vor der Krisis. Und wenns bei Fru Frekke dann je so weit kommt (Weiß mans? Auch die Tugend hat ihre Ninons), sieht sies lächelnd. Pferdeköpfe und Spreebouquets? Ninas Enkelkind braucht keinen Sonnwendzauber. Kein säuerliches Damenlächeln, Sieglinde; sonst wird tiefe Ergriffenheit nur noch, zu volksthümlichen Preisen, markirt. Für das Familiäre sorgt Lotte. Die, bei strömendem Regen (hier jeglichen Tag), wieder „das Allernöthigste" einholt; für Baby natürlich, das erst vier Gummipuppen, zwei Nickmänner und ein unzerreißbares Bilderbuch hat. Laß ihr die Freude. Erlebt sie zum ersten Mal und hielt nie einen Adolf am Busen. Dein Bruder ist nicht der Schlimmste (war in allem Monogamischen auch vor der Abrüstung, trotz Spott und Hohn, immer ein Muster), zu Gefühlsexpansionen aber verdorben. Vielleicht von Dir, der Vierteljahresberichte wichtiger als die zierlichsten Karessen. Alles wohlauf und, trotz Hundewetter, in Reisestimmung. Marie könnte morgen auf die Eisenbahn. Geduld kann aber nie schaden. (Bitte, den geehrten Landsleuten und Reichsleitern mitzutheilen.) Hast gezweifelt, daß wir sie selbst in Kressin abliefern? Festsetzen geht leider nicht. Mittagessen, Gang über die Felder, ein Stündchen für unsere Gräber: und über Kiel an die Nordsee. Kur, nicht Vergnügen. Das bringt nur das Wiedersehen Deinem

Moritz.

# Der Normale und die Homosexuellen.

Das Interesse der Homosexuellen an einer richtigen Beurtheilung ihrer Persönlichkeit ist leicht einzusehen und auch in den letzten zehn Jahren oft genug erörtert worden. Nun ist aber diese Beurtheilung durchaus nicht von ihnen selbst abhängig (obwohl sie durch ein geeignetes Verhalten in viel höherem Grade dazu beitragen können, als es bisher der Fall war), sondern in erster Linie von der Einsicht und dem guten Willen der anders Empfindenden. Da jedoch die menschliche Natur so geartet ist, daß sie bei jeder Konzession bewußt oder unbewußt fragt, welcher Vortheil und welcher Gewinn für sie selbst dabei zu erwarten sei, und erst, wenn sie das für sie Nützliche einsieht, aufhört, gleichgiltig zu sein, scheint es mir der Mühe werth, heute einmal im Zusammenhang zu untersuchen, ob und weshalb auch für die Normalsexuellen die Befreiung der Homosexuellen wichtig ist.

Da ist zunächst zu erwähnen, daß jeder Homosexuelle einem mehr oder minder großen Familienkreis angehört. Er hat eine Mutter, die oft mit besonderer Liebe an dem Kind hängt, dessen Sonderart sie fühlt, ohne sie freilich in ihres Wesens Kern zu erkennen; er hat einen Vater, Brüder und Schwestern und Andere, die ihm verwandt oder verschwägert sind. Für sie Alle ist es natürlich von Belang, ob ein von ihnen geschätzter Mensch sich eines Tages als „Sittlichkeitverbrecher" erweist, ins Gefängniß kommt oder zum Revolver greift. Ist dieser Angehörige in Wirklichkeit aber gar kein Sittlichkeitverbrecher, gehört er vielmehr nur zu einer in ihrer Eigenart bisher noch nicht richtig erkannten und genügend bekannten Abart der Gattung Mensch, so erduldet nicht nur der Homosexuelle unverschuldet sein schweres Geschick, sondern auch seine Familie unverdient Schande, Schmerz und oft auch ideellen und materiellen Schaden.

Bedenken wir nun, daß die Zahl der Homosexuellen ungleich größer ist, als man früher glaubte (nach zuverlässigen Statistiken soll unter fünfzig Personen im Durchschnitt eine rein homosexuelle sein), so ist bei einer falschen Beurtheilung der Homosexuellen jede zweite bis dritte Familie der Gefahr ausgesetzt, in einen höchst unangenehmen Familienskandal verwickelt zu werden. Thatsächlich würden solche Familienskandale auch fast täglich vorkommen, wenn nicht Zweierlei davor schützte: die Heimlichkeit homosexueller Handlungen und die milde, wenn auch recht ungleiche Handhabung des Gesetzes. Ungleichheit aber ist in solchem Fall fast identisch mit Ungerechtigkeit. Würde ich mich nicht durch mein Berufsgeheimniß für gebunden erachten, so wollte ich mich anheischig machen, fast auf jeder Seite des Gothaischen Almanachs Familiennamen zu bezeichnen, unter deren Trägern mir im Lauf meiner Praxis mindestens einer als homosexuell bekannt geworden ist.

Durch ein homosexuelles Familienmitglied können aber die heterosexuellen Verwandten nicht nur indirekt, sondern auch direkt Nachtheile haben. So, wenn das Verlöbniß einer Schwester, die Karriere eines Bruders, der Gesundheitzustand der Mutter eines Homosexuellen schädlich beeinflußt werden. Für all Das könnte ich Beispiele anführen. So kenne ich einen Fall, wo das Verlöbniß eines jungen Mädchens mit einem Marineoffizier zurückging, weil ihr Bruder als homosexuell bekannt wurde; einen anderen, in dem ein Herr einen höheren Posten nicht erhielt, weil ein ihm Verwandter in eine homosexuelle Sache verwickelt war. Diese Einbuße an menschlichem Wohl wird erst aufhören, wenn das homosexuelle Problem eine gerechte und richtige Lösung gefunden hat. Als gelöst aber kann es erst dann angesehen werden, wenn mit ruhiger Unbefangenheit ein Mann oder eine Frau, denen man eifrig zur Heirath zuredet, sagen kann: „Bedaure, ich bin homosexuell." Unter den heutigen Verhältnissen haben, wenn auch schon ein gewisser Fortschritt wahrzunehmen ist, nur die wenigsten Homosexuellen den Muth zur Wahrheit. Und so sehen wir denn, daß Bekannte und Verwandte, vor Allen die Eltern, den Homosexuellen vielfach zur Heirath drängen, ihm „Partien vorschlagen" unter eingehender Schilderung aller dabei für ihn sich ergebenden äußeren Vortheile. Viele geben schließlich nach, das Gefühl der eigenen Vereinsamung tritt als verstärkendes Motiv hinzu: und so kettet sich auch hier wieder das Los eines normalen Menschen an das eines oder einer Homosexuellen.

Ich will hier nicht auf die wiederholt erörterte Frage eingehen, ob überhaupt und unter welchen Umständen ein homosexuell Empfindender heirathen darf, auch nicht prüfen, ob er sich nicht einer schweren Unterlassung, ja, eines Betruges schuldig macht, wenn ers ohne Aufklärung seines Partners thut. Die Zahl der unglücklichen Ehen, der Eheirrungen und Ehescheidungen würde wesentlich geringer, wenn nicht der Homosexualität, vielfach sogar schon dem Junggesellenthum und Altjungfernthum ein so arger Makel anhaften würde. Wer nicht heirathet, weiß schon, weshalb er es nicht thut. Als neulich in Berlin ein homosexueller Handwerker, der verhaftet werden sollte, sich erschoß, sagte die fast gleichgiltig danebenstehende Ehefrau zu dem anwesenden Beamten: „Er hat nicht nur seinem Leben, sondern auch seiner schrecklichen Ehe ein Ende bereitet."

Diese Seite des homosexuellen Problems hat auch bei negativer Betrachtung für die Normalsexuellen noch eine praktische Bedeutung. Homosexuelle Männer und Frauen, die heirathen, besetzen häufig Plätze, die für andere reservirt sind. Nehmen wir einmal den gar nicht so seltenen Fall, ein homosexuelles junges Mädchen, das nicht zur Ehe taugt und neigt, heirathe einen normalen Mann, mit dem sie in kühler kinderloser Ehe lebt. Hätte das junge Mädchen gesagt: „Ich kann nicht heirathen, ich bin homosexuell", so hätte der Mann ein zur Ehefrau geeignetes, sich danach sehnendes und trachtendes Mädchen zur glücklichen Frau und Mutter machen können. Wenn nur die zur Ehe Tauglichen heiratheten, dann brauchten weniger Geschlechtswesen unbefriedigt zu verkümmern.

Allerdings gelingt es manchmal Homosexuellen, eine Ehe auch fruchtbar zu gestalten. Da tritt uns aber ein Argument entgegen, das für die Allgemeinheit von noch größerer Bedeutung ist als die Verhütung von Familienskandal und unglücklichen Ehen: das Interesse der Rassenhygiene.

Man spricht heute viel von Züchtungpolitik, erblicher Belastung und Degeneration. In der That ist es eine wichtige Aufgabe, das Gefühl der Verantwortlichkeit vor den entstehenden Kindern zu heben und zu stärken. Alle Bestrebungen, die darauf hinzielen, für eine gute und gesunde Nachkommenschaft zu sorgen, verdienen den Dank der Nation. Müssen wir, wenn wir im Naturwalten überhaupt einen Sinn erblicken wollen, nun aber nicht annehmen, daß ein zur Fortpflanzung führender Verkehr den daraus hervorgehenden Kindern nicht zur Förderung dienen kann, wenn er widerstrebend, mit Abneigung oder sogar erzwungen vollzogen wird?

Die theoretische Voraussetzung, daß die Homosexuellen nicht gute Erhalter der Art sein können, scheint durch die Erfahrung bestätigt zu werden. Wir besitzen zwar noch keine Statistiken über die Nachkommenschaft von Homosexuellen; ich kann aber Fälle anführen, die immerhin sehr zu denken geben. Ein homosexueller Offizier aus Süddeutschland heirathete, sehr gegen seine Neigung. Seine beiden Töchter sind Prostituirte in Berlin. Ein homosexueller Gymnasiallehrer verheirathete sich mit einem älteren Mädchen, der Tochter eines väterlichen Freundes: sein einziger Sohn kam als Achtzehnjähriger in eine Irrenanstalt. Vom Standpunkt der Degeneration und Züchtunghygiene ist jedenfalls der Verkehr eines Homosexuellen mit einer Person des gleichen Geschlechtes weniger gefährlich und der Beachtung werth als der Verkehr eines Homosexuellen mit einer Person des anderen Geschlechtes. Oft ist jetzt von Heirathverboten die Rede: für hochgradig Tuberkulöse, stark Alkoholische, florid Syphilitische. Wenn § 175 etwa durch ein Heirathverbot für ausgesprochen Homosexuelle ersetzt werden könnte, so würde, glaube ich, damit beiden Theilen, den Normalen und den Homosexuellen, in gleicher Weise gedient sein.

Wenn der Verkehr männlicher Homosexueller in Deutschland nur etwa so bewerthet würde wie jetzt der Verkehr weiblicher Homosexueller (also als eine Privatangelegenheit zweier Erwachsenen, in die sich hineinzumischen als taktlos gilt), dann bliebe uns mancher Skandal erspart; nicht nur den Familien, sondern auch vielen Berufsständen und Korporationen. Alljährlich verliert unsere Armee tüchtige Offiziere, die sich wegen Homosexualität erschießen, desertiren, ihren Abschied nehmen oder bekommen. Mit Recht sagte mir einmal ein Kriegsgerichtsrath, als wieder einmal ein Offizier, dem man eine glänzende Karriere vorausgesagt hatte, nebenbei der einzige Sohn und Stolz seiner Mutter, in Folge einer homosexuellen Geschichte, und zwar der üblichen (er war in die Hände eines Erpressers gefallen), entlassen wurde: „Wir wären froh, wenn

§ 175 fiele. Handelt es sich um einen Untergebenen, so kommen wir mit den Bestimmungen über den Mißbrauch der Dienstgewalt aus. Brauchten wir uns um homosexuelle Affairen von Offizieren so wenig zu bekümmern wie um die heterosexuellen Privatangelegenheiten, so würden sicher die Fälle mit Untergebenen sich erheblich verringern, die anderen könnten wir dann ignoriren und uns blieben viele gute Offiziere erhalten."

Aehnlich ist es mit Staats- und Privatbeamten; auch von ihnen werden alljährlich viele aus ihrer Laufbahn geschleudert. Dieser Ausfall an Menschenmaterial, an geistigen Potenzen, an materiellen Mitteln kann aber, wenn er, auf falschen Voraussetzungen beruhend, überflüssig ist, für die menschliche Gesellschaft als solche nicht gleichgiltig sein. Was hätte Oskar Wilde der Menschheit noch an Kunstwerken zu schenken vermocht, wenn er nicht in Folge seiner Homosexualität von der Höhe des Schaffens in das Zuchthaus und in einen frühen elenden Tod getrieben worden wäre! Ein angesehener Jurist, Professor Kohler, hat allen Ernstes einmal den Vorschlag gemacht, man solle bei geistig hochstehenden Homosexuellen eine Ausnahme von der Regel machen und sie toleriren. Das wäre aber doch allzu ungerecht gegen die ohnehin schon ungünstig gestellten unteren Klassen. Ein Beispiel anderer Art. Wenn zwei Großkaufleute, wie Krupp und Israel, statt den (berechtigten oder unberechtigten) Anschuldigungen der Homosexualität zu erliegen, ihr Geld in einem Land verzehrt hätten, wo das Gesetz homosexuellen Verkehr nicht verbietet, dann hätte unser Fiskus viel Steuergeld verloren. Mancher Homosexuelle zieht heute eine freiwillige Verbannung den ihm drohenden Gefahren vor. Auch der Finanzminister könnte sich also für die Aenderung des Paragraphen verwenden. Sein Interesse geht sogar noch weiter. Wenn die Homosexuellen nicht antisoziale Schädlinge sind, sind die Kosten für ihre Verfolgung, die Voruntersuchungen, Gerichtsverhandlungen, die Gefängnißstrafen unnöthig und die ersparten Gelder könnten Kulturzwecken zu Gut kommen.

Sind die Auswanderer und die Vielen, die sich scheu und verschüchtert von aller öffentlichen Wirksamkeit zurückhalten, damit sie möglichst wenig beachtet werden, nur ein Verlust für ein Staatswesen, so bilden die vielen deklassirten Homosexuellen, die aus ihrem Beruf, ihrer Laufbahn geschleudert wurden, die immer tiefer sinken, weil sie nichts Rechtes mehr mit sich und ihrem Leben anzufangen wissen, geradezu eine Gefahr, indem sie aus fälschlich dafür gehaltenen zu wirklichen Feinden der menschlichen Gesellschaft werden. Wie muß solchem Mann zu Muth sein, wenn er einen Kameraden, einen Studienfreund, der in Sachen der Liebe durchaus nicht prüd war, in hoher Stellung wiederfindet, während er, an Können und Aussichten ihm einst durchaus ebenbürtig, an seiner Homosexualität gescheitert, nun mühsam als Agent, Vermittler oder Klavierspieler sein Leben fristen muß! Solche Schicksale verbittern, machen mißmuthig,

erzeugen Menschenverachtung und Menschenhaß, unter denen die normale Bevölkerung dann selbst wieder leidet. Wie anders sähe es aus, wenn man die Homosexuellen tolerirte, sie sich als tüchtige Glieder der menschlichen Gesellschaft bewähren ließe, wozu sie oft alle Fähigkeiten haben!

Uebrigens kann das mangelnde Vertrauen der Homosexuellen zu einer Kirche, die sie verstößt, einer Behörde, die sie verjagt, einer Justiz, die sie, ihrer Auffassung nach zu Unrecht, bestraft, einem Arzt, der ihnen aus Unwissenheit die Ehe als Heilmittel empfiehlt, einer Gesellschaft, die sie verhöhnt und beschimpft, auch auf objektiv und gerecht denkende Normale übergreifen; auch sie können einer Obrigkeit mißtrauen lernen, die sich mit den Befunden wissenschaftlicher Forschung in Widerspruch setzt und völlig inkonsequent handelt, da sie bei Männern verfolgt, was sie bei Frauen freiläßt, unter vielen ähnlichen Akten als straffällig nur beliebige und unter sehr vielen Personen nur ganz wenige herausgreift, die ihr zufällig in den Weg laufen.

Noch in einer anderen Beziehung hat die Gesammtheit ein Interesse daran, daß der Bann von den Homosexuellen genommen wird. Wenn eine größere Bevölkerungsgruppe aus irgendwelchen Gründen Diebe, Erpresser, Räuber, Betrüger, Fälscher nicht anzeigt, und zwar nicht etwa aus Mitleid, um sie zu schonen, sondern aus Furcht, um sich zu schonen, so schützt sie das antisoziale Verbrecherthum und leistet ihm Vorschub zum Nachtheil des Staatsganzen, zum Schaden der oft noch besserungfähigen Leute selbst. Das geschieht, unter dem Druck der heutigen Gesetzgebung und Anschauung, jetzt nur allzu oft. Nicht leicht wird Jemand eine Anzeige erstatten, wenn er Gefahr läuft, mit auf die Anklagebank zu kommen oder auch nur auf disziplinarischem Wege gemaßregelt zu werden. Dieses Risiko aber läuft der Homosexuelle, da der von ihm angezeigte Erpresser gewöhnlich nichts Eiligeres zu thun hat, als aus dem Untersuchungsgefängniß eine Gegenanzeige auf Grund des Paragraphen 175 einzureichen. Und immer noch kann es vorkommen, daß solche Anzeige beachtet wird. Vor einiger Zeit erbat ein Offizier, dem ein Erpresser innerhalb einer Woche zwölftausend Mark abgenommen hatte, meinen Rath. Als ich ihm dringend empfahl, den chanteur festnehmen zu lassen, fragte er weiter: „Wird meinem Regiment Mittheilung gemacht, auch wenn ich, ohne mich im Sinn des Paragraphen 175 strafbar gemacht zu haben, nur als Zeuge auftreten muß?" Als ich diese Möglichkeit, nach früheren Erfahrungen, nicht abweisen konnte, sagte er: „Dann muß ich eben weiter zahlen."

Wenn heute in einigen Großstädten, wie Berlin, Hamburg, Breslau, München, die Kriminalpolizei den Homosexuellen bis zu einem gewissen Grad mit Verständniß entgegenkommt, so beruht Das nicht nur auf der durch persönliche Erfahrung gewonnenen Kenntniß und Erkenntniß der eigentlichen Natur der Homosexuellen, sondern auch darauf, daß die Polizei hofft, im Bund mit den

Homosexuellen gegen das eigentliche Verbrecherthum, unter dem Diese mehr als die Normalen zu leiden haben, wirksam vorgehen zu könnnen.

Bei richtiger Beurtheilung kann der Homosexuelle auch manche zu leichtsinnigem und schlechtem Lebenswandel neigende Menschen vom Untergang erretten. Schon jetzt sehen wirs manchmal. Wie oft nimmt sich ein Homosexueller eines heruntergekommenen Menschen an, der arm, verwaist, elend, stellung- und wohnunglos ist, erhält ihn, läßt ihn Etwas lernen und sucht ihn nach Möglichkeit zu heben, zu bilden und zu fördern. Was von Arm und Reich gilt, gilt auch von geistig Reichen und geistig Armen, Erfahrenen und Lernenden, Aelteren und Jüngeren. Jede Förderung menschlicher Persönlichkeit steigert aber die Volkskraft. Der Homosexuelle kann so im negativen und im positiven Sinn, indem er den Freund vom Schlechten zurückhält und zum Guten anhält, dem Einzelnen und der Gesammtheit nützen. Voraussetzung ist natürlich, daß in solchen Bündnissen das Seelische, Geistige, Veredelnde, das Bedürfniß nach Anlehnung in den Vordergrund, der Gedanke an körperliche Berührungen in den Schatten tritt.

Der Homosexuelle muß nach einer Entwickelung streben, die bewirkt, daß, wenn von ihm die Rede ist, wie beim heterosexuellen Mann und Weib an seine Persönlichkeit, an seinen Typus als etwas Ganzes, auch wohl an die seelische Richtung seiner Neigung gedacht wird, nicht aber an etwa damit im Zusammenhang stehende Akte, wie es heute meist noch geschieht. Aus dem Recht, daß man sich um seine Privatsache nicht kümmere, wenn er keines anderen Menschen Recht und Willen verletzt, erwächst dem Homosexuellen die Pflicht (die man ja auch von dem Normalen verlangt), seine Liebe nach Möglichkeit edel und segenreich zu gestalten.

Wollte ich mein Thema völlig erschöpfen, so müßte ich vor Allem noch auseinandersetzen, wie wichtig die Kenntniß des homosexuellen Problems für das psychologische Verständniß der Menschen im Allgemeinen ist, von wie hohem Werth besonders auch für die individuelle Erziehung und die Berufswahl, von wie starkem Einfluß bei der Bewerthung und Behandlung menschlicher Individualitäten und Individuen. Das Gesagte aber dürfte genügen, um zu zeigen, daß der Normale auch im eigenen Interesse, nicht etwa nur aus Menschlichkeit und Gerechtigkeitsinn, bestrebt sein sollte, an der Bewältigung dieser Kulturaufgabe mitzurathen und mitzuwirken.

Charlottenburg. Dr. Magnus Hirschfeld.

# Meister Perez, der Organist.*)

Als ich in Sevilla in der Vorhalle der Kirche zur Heiligen Agnes auf den Beginn der Weihnachtmette wartete, erzählte mir eine Pförtnerin des Klosters die folgende Geschichte. Natürlich war ich danach noch ungeduldiger, diesem Wunder beizuwohnen.

Trotzdem war nichts weniger wunderbar als die Orgel bei Sankt Agnes, nichts gewöhnlicher als die geschmacklosen Motetten, womit uns der Organist in jener Nacht bedachte. Als ich aus der Kirche trat, konnte ich mich nicht enthalten, die Pförtnerin mit spöttischem Lachen zu fragen: „Woher kommt es, daß die Orgel des Meisters Perez heute so schlecht spielt?“

„Ei“, entgegnete die Alte, „weil es nicht seine Orgel ist.“

„Nicht seine? Was ist denn aus der geworden?“

„Die ist vor Alter in Stücke gefallen; sie war auch schon hübsch alt!“

---

*) Gustavo Adolfo Becquer, der 1836 in Sevilla geborene Sohn eines spanischen Malers von deutscher Abkunft, wird zu den Neu-Romantikern gezählt. Herr Stauf von der March sagt (in der Einleitung zu dem bei Dr. Franz Ledermann erscheinenden Band „Legenden“, dem die hier abgedruckte Erzählung entnommen ist) über ihn: „Kaum ein Dichter hegt für die Vergangenheit solche fromme Verehrung wie Becquer. Diese rührende Anhänglichkeit an eine versunkene Welt kleidet seine starke künstlerische Individualität in den azurblauen Königsmantel des naiven Lyrismus (hier vermag man deutlich den Einfluß des germanischen Ursprunges zu erkennen) und krönt sie mit dem phosphoreszirenden Heiligenschein der religiösen Phantastik (Einfluß der romanischen Erziehung).“ Den mit neun Jahren verwaisten Knaben hatte eine wohlhabende Taufpathin ins Haus genommen und, unter der Bedingung, daß er ein ehrsamer Kaufmann werde, zum Erben ihres Vermögens bestimmt. Dazu konnte der Erwachsende sich nicht entschließen. Eines Tages lief der Achtzehnjährige aus dem Haus und kam mit leeren Taschen in Madrid an. Mangel, Sorge für den nächsten Morgen, bitterste Noth wurden nun seine Gefährten. Er schrieb Feuilletons, Kritiken, Operntexte; kam aber nicht vorwärts. Als sich Schwindsuchtsymptome zeigten, verschafften Freunde ihm den Posten eines Schreibers bei der Direktion der Bienes Nacionales mit einem Jahresgehalt von ungefähr fünfhundert Mark. Auch diese Stellung verlor er bald wieder, weil er, statt Akten abzuschreiben, gute Bücher gelesen oder mit dem Zeichenstift Skizzen entworfen hatte. Das Schreiben brachte nichts ein; Becquer versuchte sich nun als Maler. Später, als er die „Legenden“ und die „Briefe aus meiner Klause“ veröffentlicht hatte, gings etwas besser. Er konnte das Land durchstreifen, die Reste römischer und arabischer Kultur aufsuchen und in seiner Phantasie das alte, versunkene Spanien wiederaufbauen. Doch immer saß die Sorge an seinem Lager. Und arm, wie er gelebt hatte, ist er in der Weihnachtzeit des Jahres 1870 gestorben. Seit ihm ein geliebter Bruder entrissen war, siechte er hin und konnte sich des mählich beginnenden Ruhmes kaum noch freuen. Die lauteste Anerkennung haben im ganzen spanischen Sprachgebiet seine Gedichte (Rimas) gefunden, die sehr oft komponirt worden sind. Von den Prosaschriften hatten die „Legenden“, die wir jetzt kennen lernen, den stärksten Erfolg. Er selbst dachte über seine Leistung gering. „Kleinigkeiten, die ich machte, um den Hunger zu stillen.“ Der Name des Deutsch-Spaniers, der diese Kleinigkeiten schuf, ward in der Heimath dennoch vom Ruhm gekrönt.

„Und die Seele des Organisten?“

„Sie ist nicht mehr erschienen, seit man die zerfallene Orgel durch die jetzige ersetzt hat.“

Wenn es vielleicht einem meiner Leser, nachdem er diese Geschichte gehört, einfallen sollte, mir die selbe Frage zu stellen, so weiß er jedenfalls schon, warum sich ein so seltsames Wunder nicht bis auf unsere Tage erhalten hat.

## I.

„Seht ihr dort Den im Purpurmantel, eine weiße Feder auf dem Barret, der aussieht, als trage er alles Gold der indischen Galeonen auf seinem Wams? Den, der just aus der Sänfte steigt, um die Hand der Dame zu bieten, die im selben Augenblick ihre Sänfte verlassen hat und sich nun nähert, von vier Fackeln tragenden Pagen begleitet? Es ist der Marqués von Moscoso, ein Verehrer der verwitweten Gräfin de Villapeñeda.

Man erzählt sich, daß er, ehe seine Augen mit Wohlgefallen auf dieser Dame haften blieben, nach der Tochter irgendeines reichen Herrn angelte; aber der Vater des Fräuleins, von dem man einander zuflüstert, er sei ein Bischen geizig ... Aber still! Sprich vom Wolf: und der Wolf steht auch schon hinter der Thür! Seht Ihr ihn, wie er unter dem Schwibbogen von San Felipe daherkommt? Er geht zu Fuß, in einen dunkeln Mantel gehüllt, und ein einziger Diener schreitet ihm mit einem Windlicht voran. . . .“

„Jetzt ist er gerade gegenüber dem Heiligenbilde!“

„Habt Ihr das Komthurkreuz bemerkt, das bei der Verbeugung vor dem Gnadenbild auf seiner Brust erfunkelte? Wahrlich: ohne dieses stolze Adelszeichen würde ihn Jedermann für einen Kaufherrn aus der Schlangengasse halten. Das ist eben der Vater, von dem wir sprachen! Schaut nur, wie ihm die Leute Platz machen und wie sie ihn ehrfürchtig grüßen. Ganz Sevilla kennt ihn wegen seines ungeheuren Vermögens. Er allein hat mehr goldene Randdukaten in seinen Schränken, als unser Herr, der König Don Philipp, Soldaten besitzt, und aus seinen Schiffen könnte man eine Kriegsflotte zusammenstellen, die genügen würde, um selbst dem Großtürken Trutz zu bieten. Seht nur, seht den Haufen von großmächtigen Herren! Das sind die vierundzwanzig Ritter. Holla! Holla! Hier ist auch der Vlamländer, den, wie man sagt, die Herren vom Grünen Kreuz*) noch nicht beim Kragen genomen haben; sie wagens nicht, weil er bei den Baronen in Madrid so viel gilt.

„Der kommt nur in die Kirche, um die Musik zu hören!“

„Nein! Wenn Meister Perez mit seiner Orgel Dem nicht faustgroße Thränen aus den Augen preßt, kann er sicher sein, daß Der keine Seele mehr im Leibe hat; vielleicht schmort sie schon in den Bottichen des Gehörnten**).“

„Ach Nachbarin, es steht schlimm, sehr schlimm; mir scheint, es wird hier eine Rauferei geben! Ich laufe in die Kirche, denn nach Allem, was ich sehe, werden hier mehr Schläge zu kriegen sein als Vaterunser.“

„Schaut, schaut! Die Dienstmannen des Herzogs de Alcalá biegen um die Ecke des Platzes San Pedro und im engen Frauengäßchen, scheint mir, zeigen sich die von Medina-Sidonia!“

---

*) Die Inquisition.

**) Im Original: Pero Botero.

„Habe ichs Euch nicht gleich gesagt?“

„Schon haben sie einander gesehen! Schon schließen sie sich in dichte Reihen. Die Volkshaufen zerstieben. Die Häscher, die bei solchen Gelegenheiten von Freund und Feind gehauen werden, ziehen sich zurück. Schon rennt auch der Herr Stadtrichter mit seinem Amtsstab und seinem ganzen Ruhm in die Vorhalle. Und da sagt man noch, daß es eine Gerechtigkeit giebt!“

„Ja, für die armen Teufel!“

„Gehen wir! Schon blinken im Dunkel die Schilde! Lieber Herrgott, steh uns bei!“

„Schon fallen Hiebe! Nachbarin, hierher! Bevor sie uns die Thore vor der Nase zuwerfen!... Aber still! Was ist Das? Kaum haben sie angefangen: da hören sie schon auf.“

„Was ist da für ein Flammenschein! Lohende Fackeln! Eine Sänfte! Das ist der Herr Bischof!“

„Die Allerheiligste Jungfrau von Amparo, die ich gerade in meinen Gedanken angerufen, hat ihn mir zu Hilfe geschickt! Niemand weiß, was ich dieser edlen Heiligen schuldig bin! Mit welchen hohen Zinsen zahlt sie mir die Kerzen zurück, die ich ihr jeden Sonnabend anzünde!“

„Schaut, wie erhaben er in seinem violetten Gewand und dem rothen Hut aussieht. Gott erhalte ihn noch so viele Jahre auf seinem Thron, wie ich mir zu leben wünsche! Wenn er nicht wäre, stünde durch den Zwist der Herzoge halb Sevilla schon längst in Flammen.“

„Seht die Pharisäer an, wie sie zur Sänfte des Prälaten tänzeln, um seinen Ring zu küssen!“

„Wie sie hinter ihm herziehen und sich unter seine Dienerschaft mischen!“

„Wer möchte sagen, daß die Zwei, die jetzt die besten Freunde zu sein scheinen, wenn sie sich in einer kleinen halben Stunde in einer dunklen Gasse treffen...“

„Das sind die Selben!“

„Gott behüte mich, zu denken, sie seien Memmen. Sie haben schon öfter Beweise von Muth gegeben, bei vielen Gelegenheiten gegen die Feinde unseres Herrn und Königs. Aber es ist doch wahr: wenn sie einander suchten mit dem Wunsch, sich auszusöhnen, hätten sie sich gewiß schon längst gefunden und wir wären mit einem Schlag diese ewigen Streitereien los, bei denen ihre Verwandten und Vasallen gewinnen, die doch nur die Ketten fester anziehen.“

„Aber kommt, Nachbarin, gehn wir in die Kirche, ehe sie vollgepfropft ist; denn in solchen Nächten pflegt es drinnen so voll zu sein, daß eine Stecknadel nicht zur Erde fallen könnte.“

„Haben da einen guten Fang gemacht, die Nonnen mit ihrem Organisten. Ob wohl je dieses Kloster in solchem Ansehen stand wie jetzo? Andere Klöster haben Meister Perez großartige Angebote gemacht.“

„Selbst der Herr Erzbischof hat ihm ja Goldene Berge versprochen, nur um ihn in den Dom zu kriegen. Aber er: nein! Lieber sterben, als seine geliebte Orgel verlassen.“

„Ihr kennt nicht den Meister Perez?

Na freilich, Ihr seid fremd in diesem Stadtviertel. Das ist Euch ein heiliger Mann! Zwar arm, aber wohlthätig wie kein Anderer. Er hat nicht einen einzigen

Verwandten außer seiner Tochter, keinen Freund außer seiner Orgel; und sein ganzes Leben hat er dem Zweck geweiht, die Unschuld der Tochter zu beschützen, und die Register der Orgel in Ordnung zu halten. Wie schade, daß die Orgel so alt ist! Aber man merkts gar nicht. Er versteht sie so geschickt herzurichten und behandelt sie so, daß man geradezu einem Wunder zu lauschen glaubt."

„Weil er sie so gut kennt; er hat Alles im Griff."

„Aber ich weiß nicht, ob ich Euch schon gesagt habe, daß der Arme von Geburt aus blind ist? Und mit welcher Engelsgeduld trägt er sein Unglück! Wenn ihn Jemand fragt, was er dafür gäbe, sehen zu können, so antwortet er: Viel, aber doch nicht so viel, wie Ihr glaubt. Denn er hat Hoffnung . . ."

„Hoffnung, zu sehen?"

„Ja, ‚und bald', setzt er, mit seligem Lächeln, hinzu. ‚Ich bin sechsundsiebenzig Jahre alt; schon hübsch lange schleppe ich mich durchs Leben. Bald werde ich den Herrn sehn!'"

„Der Aermste! Freilich wird er ihn sehen, weil er bescheiden ist wie der Stein auf der Straße, der sich von der ganzen Welt mit Füßen treten läßt."

„Immer sagt er, er sei nichts Anderes als ein armer Klosterorganist, und doch könnte er selbst dem Kapellmeister der Kathedrale im Orgelspiel Unterricht geben. Schon sind ihm alle Zähne in seinem Amt ausgefallen. Sein Vater war auch Organist. Ich habe ihn nicht gekannt, aber meine Mutter (Gott gebe ihr den ewigen Frieden!) sagte, er habe ihn immer mit auf den Chor genommen, auf daß er den Blasbalg trete. Später zeigte der Knabe solche Anlagen, daß er, als müsse es so sein, nach des Vaters Tode das Amt erbte. Und was für Hände er hat! Gott segne sie! Er verdiente, daß sie ihn nach der Straße Chicarreros trügen und in Gold fassen ließen! Er spielt immer schön; in einer Nacht wie dieser thut er aber wahrhaftige Wunder. Er zeigt nämlich eine tiefe Verehrung für die Ceremonie der Weihnachtmette, und wenn die Heilige Hostie emporgehoben wird, just um Zwölf, die Stunde, in der unser Herr und Heiland Jesus Christus zur Welt gekommen ist, da gleichen die Töne seiner Orgel Stimmen von Engeln. Wozu soll ich erzählen, was Ihr in dieser Nacht hören werdet? Es genügt, zu sehen, wie sich Alles, der ganze Flor von Sevilla, selbst der Herr Erzbischof, in ein so unscheinbares Klösterlein drängt, um ihn zu hören. Und Ihr dürft nicht glauben, daß vielleicht nur gebildete Leute, die Etwas von der Musik verstehen und seine Verdienste zu schätzen wissen . . . Nein: auch das gewöhnliche Volk! All die Haufen, die Ihr mit Kienfackeln herbeiströmen seht, ihre Weihnachtlieder singend, unter dem Lärm der Tambourins, Klappern und Pauken, sind gegen ihre Gewohnheit, sich in der Kirche herumzustoßen, stumm wie das Grab, sobald Meister Perez die Hände auf die Orgel legt. Und wenn sie zu spielen anfängt! Aus allen Augen stürzen dicke Thränen. Und wenn er aufhört, hört man einen langen, schier endlosen Seufzer. Das ist der Athem, den die Anwesenden zurückgehalten haben. Aber kommt! Schon haben die Glocken zu läuten aufgehört; die Messe fängt gleich an! Für die ganze Welt ist heute eine Weihenacht; aber für uns ist sies noch mehr als für Andere!"

Mit diesen Worten näherte sich die gute Frau, die ihrer Nachbarin Führerdienste leistete, der Vorhalle des Klosters zur Heiligen Agnes. Dort drängte sie sich mit einigen geschickten Ellbogenstößen in die Kirche, wo sie in der bei der Thür zusammengepferchten Menge verschwand.

Das Gotteshaus war überreichlich erleuchtet. Der von den Altären strömende und um sie wogende Sturzbach von Lichtern spiegelte sich in dem reichen Schmuckwerk der Damen, die auf den von Pagen ausgebreiteten Sammetpfühlen knieten und aus den Händen ihrer Duennen die Gebetbücher empfingen und einen leuchtenden Kreis rings um das Gitter des Presbyteriums bildeten. In der Nähe dieses Geländers, eingehüllt in farbige, goldverbrämte Mäntel, aus denen grüne und rothe Bänder hervorsahen, standen, in der einen Hand den Hut, dessen Federn bis zur Erde herabfielen, die andere auf dem polirten Kreuz des Schwertes oder mit dem Heft des reichausgelegten Dolches spielend, die vierundzwanzig Ritter mit einer Menge des vornehmsten Adels von Sevilla; sie schienen so eine Mauer zu bilden, um ihre Frauen und Kinder vor der Berührung mit dem Pöbel zu bewahren. Das niedere Volk, das im rückwärtigen Teile der Kirchenschiffe wie ein schäumendes Meer hin- und herwogte, brach in Jubelgeschrei aus und begleitete es mit einem unharmonischen Getön der Klappern und Tambourins, als der Erzbischof herannahte, der dicht neben dem Hauptaltar auf einem scharlachfarbigen Thronstuhl Platz nahm und, umringt von seinem priesterlichen Gefolge, das Volk dreimal segnete. Das war das Zeichen zum Beginn der Messe.

Trotzdem dauerte es noch einige Zeit, ehe der Celebrirende erschien. Die Menge, die ungeduldig wurde, fing an, sich zu rühren, die Ritter tauschten einige halblaute Worte und der Erzbischof schickte einen seiner Diener in die Sakristei, um zu fragen, weshalb die Ceremonie noch nicht anfange.

„Meister Perez ist erkrankt, schwer erkrankt; es ist ihm unmöglich, an dieser Mitternachtmette theilzunehmen“, lautete die Antwort.

Die Nachricht verbreitete sich augenblicklich im Volk. Den traurigen Eindruck zu schildern, den sie auf die anwesenden Massen übte, wäre kaum möglich. Genug: in der Kirche entstand solcher Lärm, daß der Stadtrichter aufstand und die Häscher, indem sie sich zwischen die Menge drängten, alle Mühe aufwenden mußten, um Ruhe zu schaffen.

In diesem Augenblick nahte sich ein widriger, magerer, knochiger und dazu noch schielender Mensch dem Thron, auf dem der Prälat saß.

„Meister Perez ist krank“, sagte er, „die Messe kann nicht beginnen. Wenn Eure Eminenz es wünscht, so werde ich in seiner Abwesenheit auf der Orgel spielen. Denn Meister Perez ist weder der erste Organist der Welt noch wird es nach seinem Tode nöthig sein, aus Mangel an einem geschickten Spieler das Instrument vermorschen zu lassen!“

Der Erzbischof nickte zum Zeichen seiner Erlaubniß. Schon brachen einige der Gläubigen, die diesen sonderbaren Menschen als Neidhart aller Organisten und als Feind des Meisters Perez kannten, in Rufe der Unzufriedenheit aus: als sich urplötzlich in der Vorhalle ein wildes Getöse erhob. „Meister Perez ist da! . . . Meister Perez ist da! . . .“

Auf das Geschrei Derer, die sich um die Thür drängten, wandten alle Köpfe sich dorthin.

Wirklich: Meister Perez war in einem Armsessel in die Kirche gekommen, aschfahl, mit eingesunkenen Augen, und nun stritten Alle um die Ehre, ihn auf den Schultern tragen zu dürfen. Weder die Abmahnungen des Arztes noch die Thränen seines Kindes: nichts hatte ihn vermocht, im Bett zu bleiben.

„Nein", sagte er, „es ist heute das letzte Mal, ich weiß es, und will nicht sterben, ohne meine Orgel besucht zu haben, gerade in dieser Nacht, in der Weihenacht. Kommt! Ich will! Ich befehle es! Gehen wir in die Kirche!"

Seine Sehnsucht wurde erfüllt. Auf den Schultern trugen sie ihn auf den Chor und die Messe begann. Eben schlug die Uhr der Kathedrale die zwölfte Stunde.

Introitus, Evangelium und Offertorium waren schon vorbei und es kam der feierliche Augenblick, wo der Geistliche die Heilige Hostie mit den Fingerspitzen erfaßt und emporhebt.

Eine Weihrauchwolke von blauen Wellen erfüllte den Raum der Kirche; die Glocken klangen mit schütterndem Ton und Meister Perez legte die zittrigen Finger auf die Tasten der Orgel.

Die hundert Stimmen der metallenen Pfeifen erklangen in einem einzigen, mächtigen, langen Akkord, der sich allmählich verlor, wie wenn ein Windstoß seinen letzten Hall verweht hätte.

Diesem ersten Akkord, der einer von der Erde zum Himmel aufschwebenden Stimme glich, folgte ein zweiter, zart und lieblich, der allgemach anschwoll, immer stärker und stärker, bis er in einem Strom entfesselter Harmonien auseinanderwogte. Es war die Stimme der Engel, die, den Weltraum durchdringend, zur Erde fliegt. Dann hörte man gleichsam fernen Hymnengesang, von den Heerschaaren der Seraphim gesungen, tausend Hymnen, die zusammenklingend eine einzige bildeten, die Begleitung einer wundersamen Melodie. Ein Ozean von geheimnißvollen Tönen; und wie ein silberner Nebel wars über den Wellen des Meeres.

Bald verloren sich ein paar einzelne Klänge und gleich darauf die übrigen; die in einander verschlungenen Töne begannen sich zu entwirren. Schon waren es nur noch zwei Stimmen, deren Echo in einander klang. Dann blieb nur einer, ein einziger, langer, wie ein Lichtstrahl hinzitternder Ton. . . .

Der Priester senkte das Haupt und über seinem kahlen Schädel erschien im blauen Dunst des Weihrauchs, wie in einem azurnen Schleier, die Hostie vor den Blicken der Andächtigen. In diesem Augenblick löste sich der Ton, den Meister Perez mit einem Triller anhielt, und der Ausbruch einer gewaltigen Harmonie erschütterte das Gotteshaus, in dessen Winkeln die zusammengepreßte Luft erbrauste und die farbigen Scheiben der Fenster in ihren schmalen gothischen Bogen erzitterten. Aus jeder der Noten, die sich in einem so machtvollen Akkord vereinigten, entwickelte sich ein Thema; bald nah, bald fern, jetzt leuchtend, jetzt dumpf, als wollten Gewässer und Vögel, Winde und Blätter, Menschen und Engel, Erde und Himmel, jedes nach seiner Art, Hymnen zur Geburt des Erlösers jauchzen.

Die Volksmenge lauschte mit Staunen und Bewunderung. In Aller Augen glänzten Tränen.

Der die Messe lesende Priester fühlte, wie ihm die Hände bebten. Denn was er mit ihnen emporhob, war Der, den Menschen und Erzengel grüßten, war sein Gott! Und ihm war, als sehe er den Himmel offen und die Hostie sich in den Leib Christi verwandeln.

Die Orgel tönte fort. Aber ihre Klänge wurden allgemach schwächer, wie eine Stimme, die von Echo zu Echo eilt und leiser wird und leiser, je weiter, desto leiser . . . Da ertönte ein Schrei vom Chor, ein verzweifelter, durchdringender Schrei, der Aufschrei eines Weibes. Der Orgel entrang sich ein falscher, ungewöhnlicher Ton, wie ein Schluchzen, ein Stöhnen: und sie verstummte.

Die Menge drängte sich auf die Stiegen der Galerie, wohin alle Gläubigen, aus ihrer frommen Andacht gerissen, ihre Augen voll Unruhe wendeten.

„Was ist geschehen? Was geht dort vor?“ fragte man einander, aber Niemand konnte es sagen, obgleich sich Alle bemühten, es zu errathen.

Die Verwirrung wuchs immer mehr und der Lärm drohte die für eine Kirche ziemliche Ordnung zu vernichten.

„Was war da?“ fragten die Damen den Stadtrichter, der, von den Häschern gefolgt, auf die Galerie drang und nun ganz blaß und bewegt dahin eilte, wo ihn der Erzbischof erwartete, der just so neugierig wie die Anderen war, die Ursache des Lärmes zu hören.

„Was giebts?“

„Meister Perez ist soeben gestorben!“

In der That sahen die ersten Andächtigen, die, über die Stiegen drängend, auf die Galerie gelangt waren, den armen Organisten, wie er mit dem Antlitz auf die Tasten seines alten, morschen, noch immer dumpf nachhallenden Instrumentes hingesunken war, und zu seinen Füßen die kniende Tochter, die schluchzend und stöhnend ihn vergebens anrief . . .

## II.

„Guten Abend, meine theure Sennora, Donna Baltasara! Kommt Ihr heute auch zur Mitternachtmette! Ich hatte die feste Absicht, in die Pfarrkirche zu gehen, aber was da vorgeht . . .“

„Wohin geht Vincento? . . .“

„Wo Alle hingehen.“

„Und doch ist mir, seit Meister Perez gestorben, wie wenn mir ein Stein aufs Herz fiele, wenn ich ins Kloster der Heiligen Agnes trete. Der Arme! Das war ein Heiliger!“

„Ich kann sagen, daß ich ein Stück seines Gewandes wie eine Reliquie hüte; er verdients; bei Gott und bei meiner Seele! Wenn sich unser Herr Erzbischof der Sache annimmt, werden ihn unsere Enkel sicherlich auf den Altären sehen. Aber wie Gott will. Die Toten und die Abwesenden haben keine Freunde. Heutzutage zieht nur Das an, was neu ist. Ihr versteht mich schon. Was? Ihr wißt nichts von Dem, was geschehen ist? Wirklich! Wir Zwei sind einander darin ganz gleich! Aus unserem Haus in die Kirche und aus der Kirche nach Haus, ohne uns um Das zu kümmern, was man spricht oder nicht spricht. Nur höre ich, so nebenbei, doch ein Wörtchen hier, ein Wörtchen dort, fast ohne es zu wollen.“

„Ja, so ists auch bei mir!“

„Mir scheint, es ist schon eine ausgemachte Sache, daß der Organist vom Heiligen Romanus, der schielende Kerl, der nichts Anderes zu thun hat, als die übrigen Organisten zu verschwärzen, dieser schlampige Bursch, der eher einem Schlächter vom Fleischthor ähnlich sieht als einem christlichen Orgelspieler, diese Nacht statt des Meisters Perez spielen wird. Auch Ihr werdet es vielleicht schon wissen; es ist in ganz Sevilla ja bekannt, daß sich dazu kein Anderer hergeben möchte. Nicht einmal seine eigene Tochter, die doch spielen gelernt hat und die nach dem Tode des Vaters als Novize ins Kloster eingetreten ist. Natürlich. Uns, die wir gewohnt sind, die wunderbaren Töne zu hören, erscheint alles Andere schlecht. Ob-

gleich der Mensch sich bemüht, alle Vergleiche zu vermeiden . . . Aber sobald das Kloster beschlossen hat, daß zu Ehren des Verstorbenen und zum Zeichen der Trauer die Orgel in dieser Nacht stumm sein solle, meldet sich unser Mann und behauptet, er getraue sich, zu spielen.

Nichts ist so dreist wie die Unwissenheit! Freilich ists nicht seine Schuld, sondern die Schuld Derer, die in diese Entweihung gewilligt haben. Aber so gehts auf dieser Welt! Man könnte fast denken, daß sich von einem Jahr zum anderen nichts geändert hat. Die selben großen Herren, der selbe Prunk, das selbe Gedränge in der Thür, die selbe Aufregung in der Vorhalle, und die selbe Menge in der Kirche! Ach, wenn der Tote auferstehen könnte! Er möchte lieber noch einmal sterben, nur um nicht seine Orgel unter solchen Händen winseln zu hören!

Deshalb (wenns wahr ist, was mir die Leute aus diesem Stadtviertel erzählt haben) will man diesem Eindringling auch einen netten Streich spielen. Sobald der Augenblick kommt, wo er die Hände auf die Tasten legt, geht die Katzenmusik auf den Tambourins, Klappern und Pauken los . . . Aber still: schon tritt der Held in die Kirche!"

„Jesus! Was für eine Stieglitzjacke, was für ein Halsfutteral! Ein netter Kerl!"

„Kommt! In einer kleinen Weile wird der Erzbischof eintreffen und die Messe anfangen. Mir ist, als sollte diese Nacht auf ein paar Tage zu reden geben!" Damit drängte sich die gute Frau in das Innere der Kirche zur Heiligen Agnes, wo sie sich nach ihrer Gewohnheit mit den Ellbogen durch die Menge den Weg bahnte.

Die Ceremonie begann. Das Gotteshaus war von dem selben blendenden Lichterglanz erfüllt wie im vergangenen Jahr. Nachdem der neue Organist durch die Mitte der Andächtigen, die das Kirchenschiff erfüllten, zum Prälaten gegangen war und dessen Ring geküßt hatte, stieg er auf den Chor, woselbst er ein Orgelregister um das andere mit eben so affektirter wie lächerlicher Wichtigthuerei aufzog. Unter dem im Hintergrund der Kirche in dichtem Mischmasch zusammengedrängten Volk ließ sich ein dumpfes, verworrenes Gebrause hören, das sichere Anzeichen nahenden Sturmes.

„Ein Hanswurst, der mit seiner Gescheitheit dick thut", sagten die Einen.

„Ein Esel, der, nachdem er seine Orgel verdorben hat, daß sie krächzt und ächzt wie eine Weberknarre, hierherkommt, um das Werk des Meisters Perez zu entweihen", meinten die Anderen.

Und während der Eine den Mantel ablegte, um vorbereitet zu sein, wenn er auf die Pauke hämmern solle, der Andere die Klappern untersuchte und Alle sich rüsteten, Lärm zu machen, je mehr, desto besser, wagte es fast Keiner, den sonderbaren Menschen zu vertheidigen, dessen hoffärthiges und pedantisches Gehaben ein so wunderliches Gegenstück zu der bescheidenen und freundlichen Güte des Meisters Perez bildete.

Endlich war der erwartete Augenblick gekommen, wo der Priester, nachdem er sich verbeugt und einige Worte gesprochen, die Hostie zwischen die Finger nimmt. Die Glocken läuteten und ihre Töne bebten, gleichsam ein Regen von kristallenen Klängen; die durchsichtigen Wellen des duftigen Weihrauchs stiegen zur Höhe und die Orgel setzte ein.

Ein ohrenzerreißendes, wildes Getöse erfüllte in diesem Augenblick die Räume des Gotteshauses und erstickte den ersten Akkord. Schalmeien, Dudelsäcke, Tam-

bourins, Klappern: alle möglichen Instrumente ließen gleichzeitig ihre durchdringenden Töne hören. Aber das verworrene Lärmen und Brausen dauerte nur ein paar Sekunden. Wie es angehoben: eben so plötzlich verstummte es.

Der zweite Akkord, der voll, mächtig und hallend ertönte, wurde von den metallenen Pfeifen der Orgel lange ausgehalten und glich einem Wasserfall silberner Harmonien. Himmlische Klänge, wie sie in Augenblicken der Begeisterung das Ohr berühren. Gesänge, nur von der Seele begriffen, von Lippen aber niemals auszudrücken. Töne, einer fernen Melodie entrissen und vom Winde getragen. Blätterrauschen, das mit zartem Gelispel, ähnlich dem des Regens in Baumkronen, niederweht, Lerchentriller, die aus Blumen emporsteigen. Mit Worten nicht erklärbare Töne, mächtig wie das Rollen des Donners. Engelschöre ohne Rhythmus und Takt, eine unbekannte Himmelsmusik, die nur die Phantasie versteht. Geflügelte Hymnen, die zum Thron des Herrn aufzuschweben scheinen, ein Wirbelsturm von Licht und Klang. All Das quoll und brandete und brauste durcheinander aus den hundert Stimmen der Orgel, ergreifender durch seine Macht, geheimnißvoller durch seine Poesie, phantastischer in seiner Färbung, als je ein Ohr es vernahm.

Als der Organist vom Chor herunterstieg, war die Menge, die sich um die Stiege drängte, ihn sehen, ihm Bewunderung ausdrücken wollte, so groß, daß der Stadtrichter, nicht ohne Grund für ihn besorgt (er konnte im Gedräng erdrückt werden) einigen von seinen Alguazils befahl, ihm mit ihren Stäben den Weg zu bahnen, damit er zum Hauptaltar gelangen könne, wo der Erzbischof seiner harrte.

„Seht", sagte Dieser, als man den Organisten vor ihn führte, „ich bin aus meinem Palast nur hierhergekommen, um Euch zu hören. Werdet Ihr auch so dickköpfig sein wie Meister Perez, der mir niemals den Weg ersparen, zur Weihnachtmette niemals in der Kathedrale spielen wollte?"

„Ich verspreche", erwiderte der Organist, „im nächsten Jahr nach Eurer Eminenz Willen zu thun. Denn um alle Schätze der ganzen Welt würde ich diese Orgel nicht mehr berühren."

„Und weshalb?"

„Weil", stammelte der Organist, der die Aufregung nicht bemeistern konnte, „weil sie alt und schlecht ist und es Einem unmöglich wird, durch sie Alles auszudrücken, was man will . . ."

Der Erzbischof schritt in Begleitung seiner Dienerschaft aus der Kirche.

Sänfte um Sänfte entfernte und verlor sich in den Krümmungen der benachbarten Gassen. Die Gruppen in der Vorhalle zerstreuten sich langsam in verschiedenen Richtungen und die Pförtnerin wollte schon das Thor zum Eingang in den Vorraum schließen, als sie hier noch zwei Weiber fand, die vor dem Bild unterm Bogen des Heiligen Philipp, sich bekreuzend und ein Gebetchen flüsternd, eben fortgehen wollten und schließlich plaudernd ins Gäßchen De Las Duennas einbogen.

„Was wollt Ihr, meine theure Sennora Donna Baltasara?" sagte die Eine; „mir ists nun einmal so angeboren! Jeder hat sein Steckenpferd. Und wenn es mir auch die barfüßigen Kapuziner betheuern würden: ich glaube es doch nicht. Der Mensch ist mein Lebtag nicht im Stande, so zu spielen, wie wir eben gehört haben. Ich habe ihn doch tausendmal und nicht einmal in der Pfarrkirche beim Heiligen Bartholomäus gehört, von wo ihn der Herr Pfarrer fortjagen mußte, weil er nichts konnte und so spielte, daß sich der Mensch die Ohren lieber mit

Baumwolle verstopft hätte. Und dann: man braucht ihm nur ins Gesicht zu sehen; und das ist doch, wie man sagt, der Spiegel der Seele. Ich denke an den armen Meister Perez; mir ist, als ob ich ihn heute gesehen hätte. Wie leuchtete sein Gesicht, wenn er in einer Nacht wie der heutigen von der Galerie kam, nachdem er durch seine Kunst die Hörer mit Bewunderung erfüllt hatte! Was für ein gütiges Lächeln und was für eine lebendige Farbe! Er war alt und doch war er wie ein Engel! Der flog nicht, hast Du nicht gesehen, von der Treppe, als ob ihn oben ein Hund angebellt hätte, noch sah er so kalkweiß aus wie ein Toter. Kommt, Sennora Donna Baltasara, mir könnt Ihr glauben, die reine Wahrheit könnt Ihr mir glauben. Ich hab' Verdacht, daß die Sache einen Haken hat!"

Mit diesen Worten bogen die beiden Weiber um die Ecke und verschwanden.

## III.

Abermals verging ein Jahr.

Die Aebtissin des Klosters zur Heiligen Agnes und die Tochter des Meisters Perez sprachen mit einander halblaut im Schatten des Kirchenchores.

Die Glocke rief zwar unablässig die Andächtigen, aber nur ab und zu schritt eine Gestalt durch die jetzt stille und verlassene Vorhalle und wählte sich nach einem Griff in das gesegnete Weihwasser einen Platz irgendwo im Kirchenschiff, woselbst einige Nachbarinnen aus dem selben Stadtviertel den Beginn der Weihnachtmesse ruhig abwarteten.

„Nun seht Ihr", sagte die Aebtissin, „Eure Furcht ist übertrieben kindisch. Fast Niemand ist in der Kirche. Ganz Sevilla drängt sich heute nachts in die Kathedrale. Spielt auf der Orgel und spielt ohne alle Angst; denn wir werden blos in klösterlicher Gesellschaft sein! Aber Ihr verharrt in Schweigen und seufzt weiter? Was ist Euch? Was habt Ihr?"

„Ich habe Furcht!" rief das Mädchen mit tieferregter Stimme.

„Furcht? Wovor?"

„Ich weiß nicht! Vor etwas Uebernatürlichem! Heute, in der Nacht ... Seht, als ich Euch sagen hörte, daß Ihr Euch verpflichtet hieltet, mich bei der Messe spielen zu lassen, wollte ich voll Freude über diese Auszeichnung die Register der Orgel durchmustern und stimmen, um Euch heute überraschen zu können. Ich kam auf den Chor mutterseelenallein, ich öffnete die zur Orgel führende Thür. Vom Thurm der Kathedrale schlug es gerade eine Stunde. Ich weiß nicht, welche. Aber die Töne der Glocken waren so traurig und klangen lange nach, lange, und klangen immerdar. Die ganze Zeit über, während ich wie angewurzelt auf dem Platze stand. Und diese Zeit schien eine Ewigkeit. Die Kirche war leer und dunkel. Dort hinten, in der Tiefe, blinkte wie ein verlorener Stern am Nachthimmel ein erlöschendes Lichtchen, das ewige Licht in der Ampel vor dem Hochaltar. Bei seinem schwachen Schein, der die ganze tiefe Schauerlichkeit des Dunkels desto deutlicher macht, sah ich (o Mutter, bezweifelt es nicht!) einen Mann, der, schweigend und mit dem Rücken gegen mich gekehrt, mit der rechten Hand auf den Tasten der Orgel hin- und hergriff, mit der linken indessen die Register zog; und die Orgel klang! Unbeschreiblich! Jeder Ton schien ein Seufzer zu sein, der schon in der metallenen Pfeife erstickte, und die in den Höhlungen der Pfeifen zusammengepreßte Luft strebte, sich auszubreiten, gab einen dumpfen, fast unhörbaren, aber doch wirklichen Klang

von sich. Und die Uhr auf der Kathedrale schlug noch immer und der Mann berührte noch immer die Tasten. Mir war, als hörte ich seinen Athem. Vor Grausen erstarrte mir das Blut in den Adern. Ich fühlte im Körper Eiseskälte und Feuer in den Wangen. Dann wollte ich schreien, aber ich konnte nicht ... Der Mann wendete mir endlich sein Antlitz zu und erblickte mich ... Nein: ich irre, er erblickte mich nicht, denn ... er war blind ... Es war mein Vater!"

„Ach, Schwester, laßt diese Phantasien, mit denen der Böse Geist die schwachen Sinne zu beunruhigen strebt! Betet ein Vaterunser und ein Ave Maria zum Erzengel Michael, dem Führer der himmlischen Heerschaaren, daß er Euch beistehe gegen die argen Geister. Bindet Euch um den Hals ein Skapulier, das die Reliquien des Heiligen Pachomius berührt hat, des Beschützers gegen Versuchungen, und geht auf den Chor zur Orgel. Die Messe beginnt sogleich und die Leute sind schon ungeduldig. Euer guter Vater ist im Himmel und von dort wird er eher zur Unterstützung seiner Tochter bei dieser heiligen Ceremonie herniedersteigen, die für ihn ja stets der Gegenstand besonderer Ehrfurcht gewesen ist, eher kommen, um seine Tochter zu begeistern, als um ihr Entsetzen einzujagen!"

Die Aebtissin setzte sich in ihren Sessel inmitten der Klosterschwestern. Die Tochter des Meisters Perez öffnete mit bebender Hand die zum Chor führende Pforte, um auf der Bank vor der Orgel Platz zu nehmen, und die Messe begann....

Die Messe begann und ging weiter. Nichts Bemerkenswerthes geschah, bis die Wandlung kam. Da erklang die Orgel: und zu gleicher Zeit vernahm man einen Schrei der Tochter des Meisters Perez.... Die Aebtissin, die Nonnen und viele Andächtige eilten auf die Galerie.

„Seht ihn! Seht ihn!" rief das Mädchen, die stieren Augen auf die Bank heftend, von der sie entsetzt geflüchtet war, und hielt sich mit krampfhaft zuckenden Händen am Geländer fest. Alles wendete seine Blicke nach der Stelle, auf die sie hinwies. Die Bank vor der Orgel war leer: und dennoch erklang das Instrument. Nur die Erzengel in der Verzückung mystischer Begeisterung hätten mit diesen Tönen zu wetteifern vermocht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Habe ichs Euch nicht tausendmal gesagt, theure Sennora Donna Baltasara? Hab ichs Euch nicht gesagt? Dahinter steckt noch Etwas. Hört mich! Was? Ihr seid heute nicht in der Mitternachtmette gewesen? Aber Ihr werdet doch wohl schon wissen, was geschehen ist? In ganz Sevilla spricht man von nichts Anderem! ... Der Herr Erzbischof ist, mit Recht, wüthend. Bei der Mette der Heiligen Agnes nicht gewesen zu sein! Ein solches Wunder auszulassen! Und warum? Wegen des miserablen Geklimpers! Denn die Leute, die den Keil spielen gehört haben, behaupten, das, was der glückliche Organist von Sankt Bartholomäus in der Kathedrale zum Besten gegeben hat, sei nichts Anderes gewesen als ... Ich habs Euch ja gesagt! So konnte doch damals der schielende Dummkopf nicht spielen! Eine dicke Lüge! Dahinter steckt sicherlich Etwas, dahinter steckt (glaubt mir!) dahinter steckt ... die Seele des Meisters Perez!"

Gustavo Adolfo Becquer.

# Die Notensteuer.

Seit Graf Posadowsky verheißen hat, vor der Erneuerung des Reichsbankprivilegs alle Reformvorschläge zu prüfen, kommen von allen Seiten Projekte, von deren Ausführung man Nutzen für das Bankgesetz hofft. Dieses jetzt zweiunddreißig Jahre alte Gesetz bestimmt, daß vom ersten Januar 1891 an von zehn zu zehn Jahren nach vorausgegangener einjähriger Kündigung das Privileg vom Staat übernommen werden kann. Aenderungen sind oft schon empfohlen worden. Manche Agrarier wollen die Verstaatlichung des Centralnoteninstitutes, weil sie glauben, daß die Reichsbank als reines Staatsinstitut der Landwirthschaft billigen Kredit gewähren wird. Die von dem hohen Diskont Betroffenen wiederum halten das gemischte System der Reichsbankverfassung zwar für gut, wünschen aber Kautelen gegen eine Erhöhung des amtlichen Wechselzinsfußes über 5 Prozent hinaus. Was nach dieser Richtung heute empfohlen wird, stand schon vor der Aenderung des Bankgesetzes, in den Jahren 1889 und 1899, zur Diskussion. Nur haben die Ziffern der einzelnen Neuerungen sich der fortgeschrittenen Wirthschaft angepaßt. Man ist heute nicht mehr mit einem steuerfreien Notenkontingent von 500 Millionen zufrieden, sondern verlangt eins von einer Milliarde. Die Forderung stand in einem an den Grafen Posadowsky gerichteten Offenen Brief. Wenn das Bankgesetz auf die Tagesordnung kommt, wirds im Reichstag lebhaft werden; aber da es keine Bamberger und Lasker mehr im deutschen Parlament giebt, auch keinen Reichskanzler mehr, der, wie einst Bismarck am sechzehnten November 1874, am Tag der berühmten Rede Bambergers über das Bankgesetz, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit den Werth solcher „fachmännischen" Verhandlungen erhöht, so werden die Auseinandersetzungen wahrscheinlich mehr persönliche Spitzen als sachlich begründete Argumente bringen. Die Kenntniß der Reden Bambergers und Laskers, beide von gleicher Eleganz, unterschieden nur eben durch die größere diplomatische Ruhe auf der einen und das stärkere Temperament auf der anderen Seite, gehört zum eisernen Bestande des modernen Bank- und Finanzpolitikers. Wer hier mitreden will, muß die Geschichte kennen und wissen, wie die noch jetzt streitigen Fragen entstanden. Gerade hier ists nöthig, auf den Ursprung zurückzugehen. Die Herren, die jetzt die Erweiterung der steuerfreien Notengrenze empfehlen, würden vielleicht mit geringerer Zuversicht ihr Sprüchlein sagen wenn sie bedächten, welchen Ursachen die „indirekte Kontingentirung" des Notenumlaufes in Deutschland ihre Entstehung verdankt.

Die Deutsche Reichsbank hat bekanntlich das Recht zu unbeschränkter Notenausgabe; nur darf sie die Grenze der Dritteldeckung nicht überschreiten. Für den dritten Theil des umlaufenden Notenbetrages muß Bardeckung vorhanden sein. Die Reichsbank hat selbst in den schlimmsten Tagen diese Grenze noch niemals erreicht. Das Minimum der Deckung hat sich bis jetzt stets an der Grenze von 40 Prozent gehalten. Um die Notenausgabe aber noch besser zu sichern, ist das System der indirekten Kontingentirung eingeführt worden. Ein bestimmter Betrag ungedeckter Noten darf steuerfrei im Umlauf sein. Uebersteigt dieser Betrag, wenn man ihn den vorhandenen Barbeständen addirt hat, den Notenumlauf, so hat man eine steuerfreie Notenreserve; bleibt die durch Addition entstandene Summe hinter den umlaufenden Noten zurück, so muß für die Differenz eine Notensteuer gezahlt werden, die 5 Prozent fürs Jahr, auf die Bankwoche berechnet ($^5/_{48}$), beträgt. Die Noten-

steuer sollte eine gesunde Zettelpolitik erzwingen. Anfangs betrug das steuerfreie Notenkontingent 250 Millionen; durch die Banknovelle vom siebenten Juni 1899 ist es auf 450 Millionen erhöht worden und seitdem, durch den Verzicht der Frankfurter Bank, der Bank für Süddeutschland und der Braunschweigischen Bank, auf 472,83 Millionen angewachsen. Die Leute, die dieses steuerfreie Kontingent für zu niedrig halten und eine Verdoppelung beantragen, wollen damit erreichen, daß die Reichsbank ihren Diskontsatz auf einem niedrigen Durchschnittsniveau zu halten vermag. Sie sind von dem engen Zusammenhang zwischen Notensteuer und Diskontpolitik überzeugt, weil sie als unumstößliche Thatsache den Satz hinnehmen, die Notensteuer solle die Reichsbank nöthigen, beim Ueberschreiten der steuerfreien Notengrenze die Diskontschraube anzuziehen und die Ansprüche, mit denen die Leiter der Finanzinstitute an sie herantreten und die natürlich eine Erhöhung des Papiergeldumlaufes erfordern, einzuschränken. Nach dieser Theorie müßte die Reichsbank, sobald sie in die Notensteuer kommt, den Diskont auf mindestens 5 Prozent setzen, um die Steuer nicht aus ihren Kassen bezahlen zu müssen. Hielte sie sich streng an dieses System, so würde der Verkehr schwer belastet und man müßte die Vergrößerung des steuerfreien Kontingents wünschen. Aber die Reichsbankleitung war klüger, als die Schöpfer der Notensteuer annehmen konnten: sie fragt bei ihrer Diskontpolitik nicht erst lange nach dem Kontingentirungsystem und wahrt nur ein normales Verhältniß zwischen Barbestand und Notenumlauf. Ihre wichtigste Aufgabe ist die Erhaltung der Währung; sie muß dafür sorgen, daß die Summe des umlaufenden Papiergeldes zu den in ihren Kassen liegenden Deckungmitteln stimmt. Dazu genügt nicht ein mechanisch arbeitender Sicherheitautomat; dazu bedarf es denkfähiger Gehirne. Das hat Bamberger richtig vorausgesehen, als er das ganze System der indirekten Kontingentirung (hierin Laskers Gegner) heftig bekämpfte. Für ihn galt der Grundsatz: „Wie die Elastizität des Dampfes die Trägerin der modernen Industrie ist, so ist die Elastizität der Banknote die Trägerin des modernen Handels, des unentbehrlichen Ergänzers der Industrie." Gegen das Elastizitätprinzip hat die berühmte Akte Sir Robert Peels verstoßen, die den Notenumlauf der Bank von England in starre Regeln bannte, ohne zu prüfen, ob dieser Zustand den Forderungen des Verkehrs genüge. Den Bearbeitern des deutschen Bankgesetzentwurfes sind die Fehler der Peel-Akte nicht entgangen; sie konnten sich aber zu einer absolut freien Notenausgabe nicht entschließen und erfanden, um aus dem Dilemma herauszukommen, die Notensteuer. Auf die Genesis dieser Bestimmung hat Bamberger in einem Brief an Helfferich hingewiesen. Er schreibt darüber: „Ursprünglich schwebte Michaelis, der den Entwurf gemacht hatte, natürlich Peels System vor. Da er aber zu einsichtig war, um dessen Gefahren zu übersehen, wollte er es nicht nachahmen. Andererseits lastete die Erinnerung an den Mißbrauch, den die kleinen Banken der Raubstaaten von der Notenpresse gemacht hatten, noch so auf den Ideen, daß die Beseitigung jeder Schranke Schrecken erregte, besonders bei dem ersten Projekt, das keine Reichsbank schuf. So erfand Michaelis sinnreich die Notensteuer. Ich war dagegen und wollte, wie bei der französischen Bank, die Notengrenze resp. die Diskontbewegung dem vernünftigen Selbsterhaltungtrieb der Bankleitung überlassen. Aber die Tugendbolde der Kommission, an deren Spitze Lasker stand und die im Stillen Banken und Börsen als Räuberhöhlen ansahen, schlugen sich auf die Seite von Michaelis. Wenn ich mich recht erinnere, war Dechend (der spätere erste Präsident der Reichs-

bank) auf der meinigen." Man kann nach diesen Worten Bambergers, der, als eigentlicher Schöpfer der heutigen Reichsbank, den sichersten Instinkt für Das, was dem Institut schaden oder nützen werde, haben mußte, annehmen, daß die indirekte Kontingentirung des Notenumlaufes und die Notensteuer von vorn herein überflüssig war. Der „vernünftige Selbsterhaltungtrieb der Bankleitung" hat sich stärker erwiesen als das System und zu verhüten vermocht, daß dessen Nachtheile fühlbar wurden. Die Reichsbank hat oft mit Verlust gearbeitet, nur um den Diskont, im Interesse der Kreditsucher, nicht zu erhöhen, obwohl die Ueberschreitung der steuerfreien Notengrenze dazu genöthigt hätte. Die Notensteuer ist in solchen Fällen von der Bank selbst, nicht von ihren Kunden, getragen worden. Die zu knapp gewordene Bemessung des Kontingents hat sich also für die Geschäftswelt niemals störend fühlbar gemacht. Diese Thatsache wird nun verkannt und die Erhöhung des steuerfreien Notenbetrages gefordert, um der Reichsbank die Hergabe billigeren Geldes zu ermöglichen. Die Beseitigung der Notensteuer würde keinen größeren Einfluß auf die Diskontpolitik des Centralinstitutes üben, als man ihn von der Erweiterung der Notengrenze erwarten darf. An die Abschaffung des Systems der indirekten Kontingentirung denkt jedoch Niemand; man glaubt nun einmal, daß es gesunde Zustände sichert. Bräche nach der Abschaffung nicht die wildeste Anarchie herein? Wer die Entstehungsgeschichte kennt, wird sich durch das Wahngebild solches Vorurtheils gewiß nicht schrecken lassen. Gegen die Erhöhung des Kontingents der steuerfreien Noten ist nichts einzuwenden. Nur soll man sich nicht einbilden, daß dadurch der Diskont niedriger werden wird. Gegen die Gefahr der Goldentnahmen bietet auch eine begrenzte Steuerfreiheit der Noten keinen Schutz; und die Diskontpolitik der Reichsbank hat noch mit anderen Erwägungen zu rechnen. Nicht immer ist die Größe, sondern oft auch die Art des Geldbedarfes für das Verhalten der Reichsbank entscheidend und eine differenzirte Beurtheilung der Geschäftslage darf nicht an starre Regeln gebunden sein; solche Bindung wäre aber die Vorschrift: „Wenn Du die steuerfreie Notengrenze überschreitest, mußt Du 5 Prozent Strafe zahlen."

Die Frage der Kontingenterweiterung hat endlich noch einen ganz gewaltigen Haken, den die Verfasser der „Offenen Briefe" mit ihren gut gemeinten Rathschlägen übersehen zu haben scheinen. Neben der Reichsbank giebt es im Deutschen Reich noch vier Noteninstitute (Bayerische Notenbank, Sächsische Bank, Württembergische Notenbank, Badische Bank), die zusammen über ein steuerfreies Notenkontingent von 68,77 Millionen verfügen und die man nicht gut übergehen könnte, wenn die steuerfreie Notengrenze der Reichsbank erweitert würde. Wären auch ihre Kontingente zu erweitern oder soll die Neuerung nur für die Centralbank gelten? Die Beantwortung der Frage hängt davon ab, wie man die Bedeutung der Privatnotenbanken unter den heutigen Verhältnissen einschätzt. Sind sie überhaupt noch nothwendig? Hat die Reichsbank von ihrem Dasein Nutzen oder Schaden? Der wesentliche, vielleicht der einzige Vortheil, den die Notensteuer gebracht hat, ist, daß sie die privaten Notenbanken nöthigt, sich in den Grenzen ihrer Kontingente zu halten und die Diskontpolitik der Reichsbank nach Möglichkeit zu respektiren. Vor dem Jahr 1901, wo man übereinkam, daß die Privatinstitute nicht unter dem Satz der Reichsbank diskontiren dürfen, wenn dieser 4 Prozent und mehr beträgt, wurden die Zinssätze des Centralnoteninstitutes in höchst lästiger Weise unterboten; noch heute wird der Reichsbank von den Privatnotenbanken Konkurrenz gemacht

(wenn der Diskont hoch ist, „beleihen“ sie die Wechsel niedrig und ziehen dadurch Kunden heran) und eine Erweiterung des steuerfreien Notenkontingentes, das allen Notenbanken gleichmäßig zu Gut käme, würde die Diskontpolitik der Reichsbank erschweren. Nimmt man aber die Privatnotenbanken aus, so werden wieder einzelne Bundesstaaten vielleicht empfindlich. Könnten, rebus sic stantibus, die vier Privatnotenbanken nicht überhaupt auf ihr Privileg, das auch am ersten Januar 1911 abläuft, verzichten? Dann würde sich das steuerfreie Notenkontingent der Reichsbank durch einfachen Zuwachs von selbst (um rund 69 Millionen) auf 541.60 Millionen erhöhen; dazu käme als weiterer Vortheil, daß die Konkurrenz aufhörte und die Reichsbankpolitik erleichtert würde. Da die Reichsbank allein die Last des centralisirten Notenumlaufes zu tragen, nur sie die Notenausgabe elastisch den Bedürfnissen anzupassen und für die Sicherheit der Valuta zu sorgen hat, so ist nicht einzusehen, warum ihr nicht das Vorrecht des einzigen deutschen Noteninstitutes zugestanden werden soll. Die privaten Notenbanken haben die Vortheile, nicht aber die Beschwerden der Notenausgabe. Sie haben an der Reichsbank einen Rückhalt, können dort stets durch Rediskontirung von Wechseln Geld bekommen und dürfen sicher sein, daß in Zeiten der Noth ihre Banknoten von dem Centralinstitut eingelöst werden. Sie können deshalb ihre Mittel immer voll verwenden und sich an der Grenze der steuerfreien Notenkontingente halten. Der ungedeckte Notenumlauf hält sich bei den Privatnotenbanken meist auf der selben Höhe; bei der Reichsbank schwankt er beträchtlich. Hier richtet sich die Notenausgabe eben nach den Veränderungen des Geldbedarfes, während sie lediglich ein Mittel zur Erlangung von unverzinslichen Betriebsfonds ist. Der Notenumlauf der Privatbanken dient geschäftlichen Zwecken, reinen Erwerbsinteressen, während bei den Noten der Reichsbank volkswirthschaftliche Erwägungen allgemeiner Art in Betracht kommen. Welcher Faktor mehr Rücksicht verdient, ist also klar. Die Privatnotenbanken haben sich überlebt. Der Einwand, daß sie die Bedürfnisse ihres nahen Umkreises richtiger zu beurtheilen verstehen als die dort nicht bodenständige Reichsbank, ist nicht stichhaltig. Um dem Kreditbedarf des engeren Vaterlandes zu genügen, brauchen die Privatnotenbanken ihre Notenprivilegien nicht: dieser Aufgabe können sie auch als reine Depositenbanken gerecht werden. Mögen sie als solche weiter bestehen und den Beweis erbringen, daß sie Nützliches leisten; ihr Notenprivileg dient dem Interesse der Allgemeinheit nicht und kann deshalb fallen. Diese Thatsache sollte man bedenken, ehe man das steuerfreie Notenkontingent der Reichsbank erweitert. Politisches Gezänk aber, kleinliche Erörterung kleinlicher Dinge hat keinen Zweck. An eine Verbesserung des Bankgesetzes ist wohl zu denken; nur darf sie nicht zur Parteisache gemacht, darf im Reich nicht ein Zornfeuerchen angefacht werden, an dem der Interessent von rechts und von links sich seine Lieblingspeise kochen zu können hofft. Wir haben für diese Dinge noch immer keinen Stil. Das Wort vom Interesse der Allgemeinheit ist so abgenutzt, daß mans nicht gern mehr in den Mund nimmt. Die Bank des Deutschen Reiches ist schließlich aber eine so wichtige nationale Sache, daß man sie nicht aus der Froschperspektive betrachten darf. Reformirt, wenn Ihr die Kraft dazu fühlt; prüft vorher aber, was kluge Männer zur Wahl dieser Formen und Normen veranlaßt hat, und seht Euch, ehe Ihr an dem Organ, das sich immerhin bewährt hat, herumkurirt, die Funktionen genau an, die wir Alle von ihm verlangen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.